This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

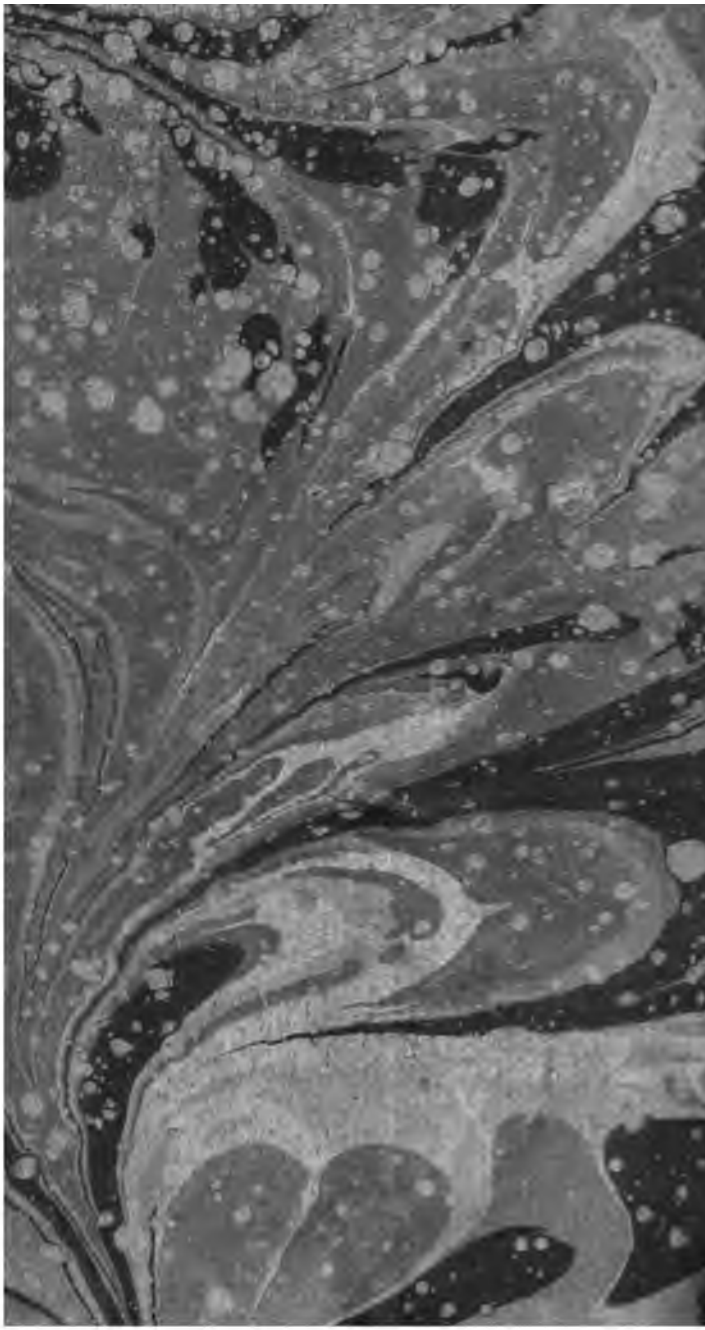
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

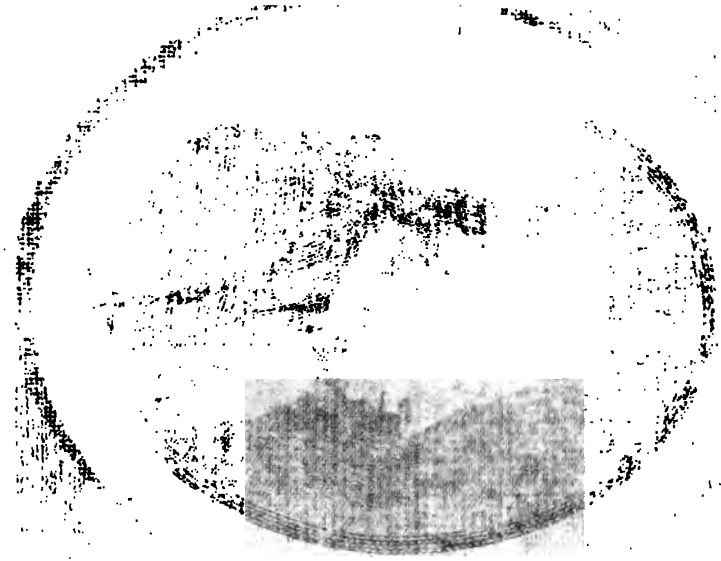
A 946,875

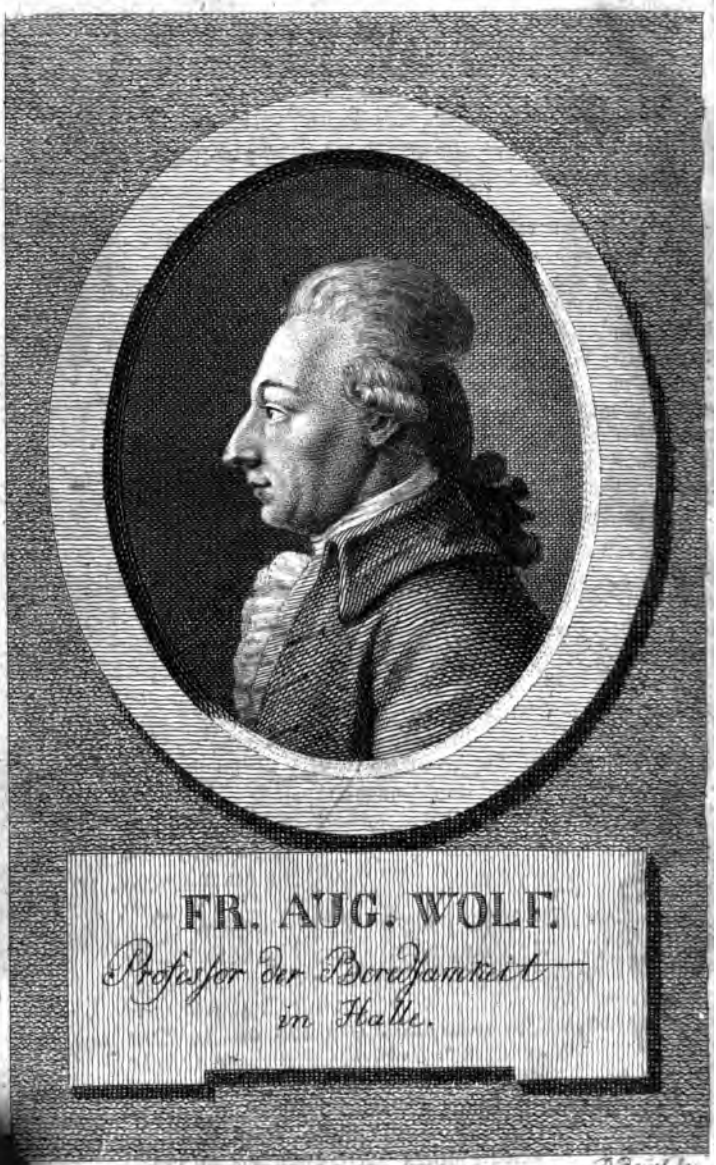
Litt. I.
E

1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE



Z
1007
.A39





FR. AUG. WOLF.
Professor der Beredsamkeit
in Halle.

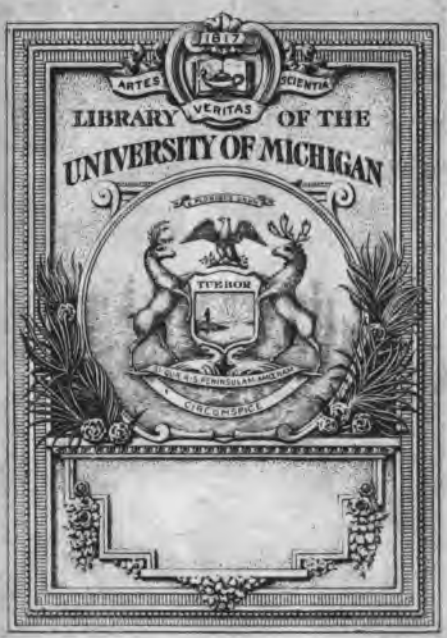
D Beyelfe.

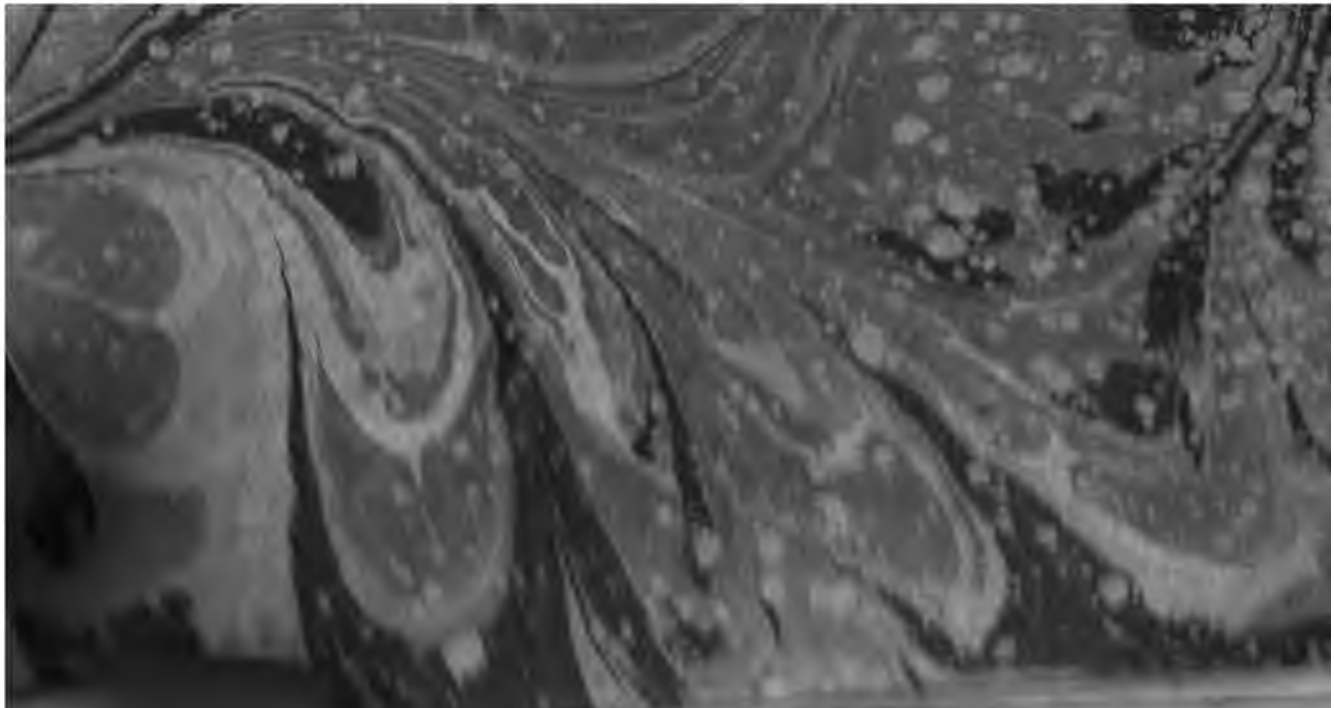
Allgemeine deutſche Bibliothek.

Des hundert und zwölften Bandes erſtes Stück.

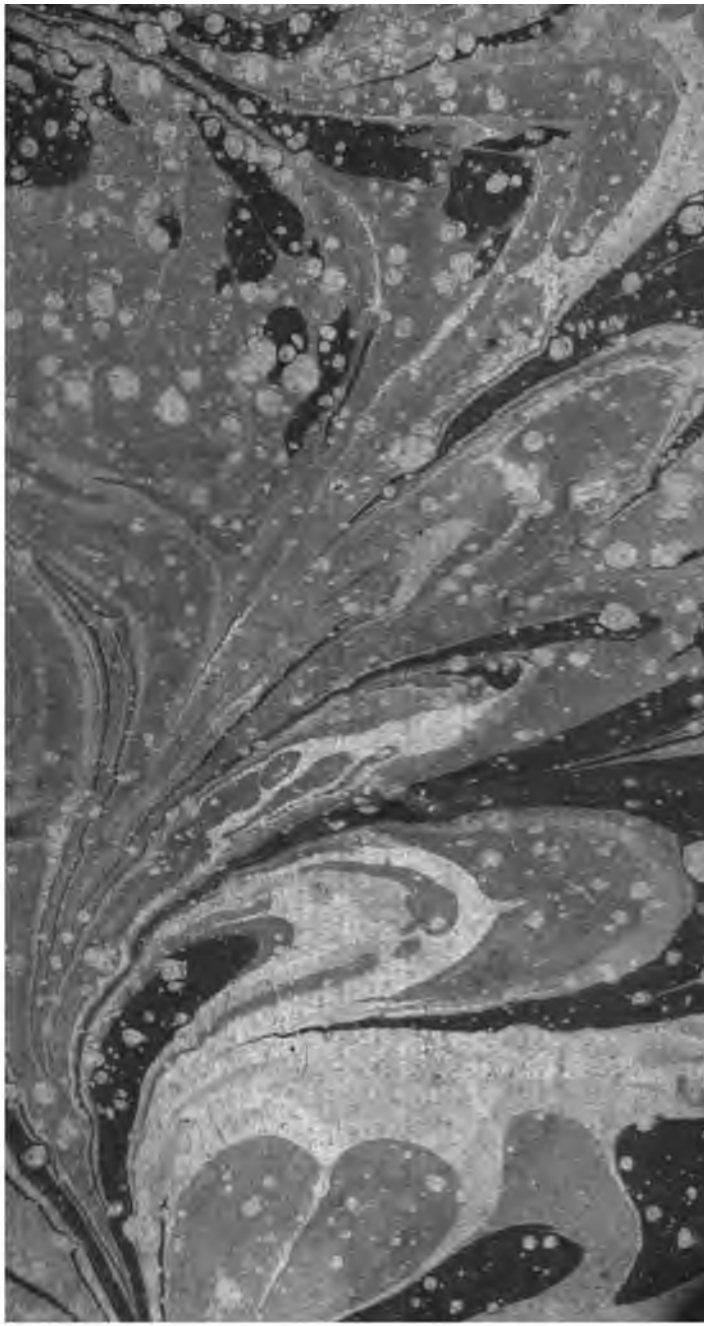
Kiel,
verlegts Carl Ernſt Bohn, 1792.

itt. I.
2


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE



1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR



Z
1007
.A39

FR. AUG. WOLF.

Professor der Beredsamkeit
in Halle.

D. Beigel fec.

Allgemeine deutſche Bibliothek.

Des hundert und zwölften Bandes erſtes Stück.

Kiel,
verlegts Carl Ernſt Bohn, 1792.

Fr. Ant. Bianconi Prof
D. d. Physik
2-27-31
23643

Verzeichniß

der im ersten Stücke des hundert und zwölften Bandes recensirten Bücher.

I. J. G. Büsch Erfahrungen, 1ster, 2ter u. 3ter Band, 3
II. Ueber den Schachspieler des Hrn. von Kempele und dessen Nachbildung, 21
III. Valentinian der Erste, oder geheime Unterredungen eines Monarchen mit seinem Thronfolger über die Religionsfreyheit der Unterthanen, von W. A. Teller, 28

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

Beyträge zur Beförderung des vernünftigen Denkens in der Religion, 13tes und 14tes Heft, 41
Die Kraft der Wahrheit, eine wahre Geschichte, von Th. Scott, 52
Predigten über die Sonn- und Festtagsevangelia des ganzen Jahres, von D. G. Gerhard, 1ster u. 2ter Th. 55
Die wohlthätigen Einflüße der christl. Religion in die Freundschaft, von A. P. J. Reiche, 56
Der deutsche Schulfreund, von Herrenner, 2ter Band, 57

II. Rechtsgelahrheit.

Rechtfertigung des Frankfurtischen Urtheils in der Rechtssache des Freyh. von Moser, gegen Hrn. Hofrath Reuß und den Recensenten der A. L. Z. von L. G. Madihn, 57
Ueber die Proceßkosten, deren Erstattung und Compensation, von D. J. F. G. Emmrich, 64
Wettschrift über die Preißfrage: Was ist Wucher? von F. von Entersfeld, 66
Ueber den Geist der Böhmischen Gesetze in den verschiedenen Zeitaltern, eine Preißschrift. von A. Voigt, 68
Etwas von Nachlaßverträgen, von C. F. W. Freyh. v. Völderndorff und Waradein, ebend

2. 27-31
3643

Verzeichniß

der im ersten Stücke des hundert und zwölften Bandes recensirten Bücher.

I. J. G. Büsch Erfahrungen, 1ster, 2ter u. 3ter Band, 3
II. Ueber den Schachspieler des Hrn. von Kempele und dessen Nachbildung, 21
III. Valentinian der Erste, oder geheime Unterredungen eines Monarchen mit seinem Thronfolger über die Religionsfreyheit der Unterthanen, von W. A. Teller, 28

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

Beyträge zur Beförderung des vernünftigen Denkens in der Religion, 13tes und 14tes Heft, 41
Die Kraft der Wahrheit, eine wahre Geschichte, von Th. Scott, 52
Predigten über die Sonn- und Festtagsevangelia des ganzen Jahres, von D. G. Gerhard, 1ster u. 2ter Th. 55
Die wohlthätigen Einflüße der christl. Religion in die Freundschaft, von A. P. J. Reiche, 56
Der deutsche Schulfreund, von Herrenner, 2ter Band, 57

II. Rechtsgelahrheit.

Rechtfertigung des Frankfurtischen Urtheils in der Rechtssache des Freyh. von Moser, gegen Hrn. Hofrath Reiß und den Recensenten der A. L. Z. von L. G. Madihn, 57
Ueber die Proceßkosten, deren Erstattung und Compensation, von D. J. F. G. Emmrich, 64
Preisschrift über die Preißfrage: Was ist Wucher? von F. von Entersfeld, 66
Ueber den Geist der Böhmischen Gesetze in den verschiedenen Zeitaltern, eine Preißschrift. von A. Voigt, 68
Etwas von Nachlaßverträgen, von C. F. W. Freyh. v. Völderndorff und Waradein, ebend

Hiſtoria iuris romani tabulis ſynopticis ſecundum *Barthium* concinnatis illuſtrata a D. *C. G. Hauboldo*, 69

III. Arzneygelahrheit.

Auswahl aus den Tagebüchern des K. Friedrichs Krankenhauſes zu Kopenhagen, von F. L. Bang, 1ſter und 2ter Theil, 70
Das Buch von Seuchen und Krankheiten des Hornviehes, der Schafe und der Schweine, von D. J. G. Wolſtein, 73
D. L. Pearts Verſuch über die Urſtoffe der Natur und ihre Geſetze, aus dem Engl. von D. K. G. Kühn, ebend.
De placenta praevia in partu, Commentatio obſervationibus illuſtrata auctore D. *A. G. A. Koelpin*, 76
Dan. Kuntze de ſuppuratione a viſceribus arcenda et cohibenda, ebend.
De febribus tentamina duo, ſcripſit D. *F. Schraud*, 77
D. A. F. Heckers Grundriß der Phyſiologia pathologica, 1ſter Theil, 78
Abhandlung über die Wirkungen der ſtärkſten und reinſten Pflanzenſäure als äußerliches Heilmittel, 79
A. Bertrandi Abhandlung von den venerſchen Krankheiten, aus dem Ital. von D. K. H. Spohr, 2ter Theil, 80
Beobachtung über Würkung der Miſchung von Schwefeläther und dem flüchtigen Terpenthinöl bey Leberſchmerzen die von Gallenſtein entſtehen, aus dem Franz. ebend.
Anmerkungen über das Aderlaſſen der Menſchen und der Thiere, von D. J. G. Wolſtein, 81
Aufſätze und Bemerkungen aus der praktiſchen Arzneywiſſenſchaft und der Geburtshülfe, von D. F. A. H. Teller, 82

IV. Schöne Wiſſenſchaften und Poeſien.

Neue Göttergeſpräche, von C. M. Wieland, 85
Politiſche Fabeln und Erzählungen, von dem Verfaſſer der Schulmeiſtergeſpräche, 89
Gedichte und Skizzen als Jahresgeſchenk für Damen, 90
Hohe Ausſichten der Liebe, von F. v. Kleiſt, 91

V. Theater.

Das große Los, ein Luſtſpiel, von Hagemeiſter, 93

Johann von Procida, oder die ſicilische Vesper, ein Schauſpiel von Ebend. . . . 94
Baron (der) von Blankenſtein, oder die bereuete Uebereilung, ein Schauſpiel, . . . 95
Neues vermiſchtes Theater für Deutſche, . . ebend.
Conrad Lezkau, Bürgermeiſter zu Danzig, ein vaterländiſches Trauerſpiel, von L. v. Baczko, . . ebend.

VI. Muſik.

Unterricht im Generalbaſſe zum Gebrauch für Lehrer und Lernende, von J. E. Keſſel, . . . 96
Kurze und gründliche Anweiſung zum Fingerſetzen für Clavierſpieler, von F. S. Sander, . . 106

VII. Romane.

Frau Suſanne vom Bade, Kaiſer Wenzels Retterin und Gebieterin, ... 106
Liebſchaften der Freudenmädchen im Palais Royal, 2ter Theil, ... ebend.
Juliane Gutmann und Niklas Wilde, . . 107
Der Genius, aus den Papieren des Marquis C. von G. von Groſſe, . . . ebend.

VIII. Weltweisheit.

Ueber reinen Naturalismus und poſitive, inſonderheit chriſtl. Religion, und deren Verhältniß zur Volksaufklärung, 109
Glückſeligkeitslehre aus Vernunftgründen, von J. M. Sailer, 1ſter und 2ter Theil, . . 114
Ueber die Principien des Wiſſens, . . 118
Beobachtungen über die Quelle der Metaphyſik von alten Zuſchauern, veranlaßt durch Kants Kritik der reinen Vernunft, . . . 123

IX. Naturlehre und Naturgeschichte.

Versuche und Beobachtungen über die Wärme der Thiere, und die Entzündung der verbrennlichen Körper, von D. A. Crawford, aus dem Engl. von D. C. Crell, 124
Mittel, Wohnungen und andere Gebäude unverbrennlich zu machen, von D. W. G. Ploucquet, 134
Vollständige Lehre von den Gesetzen der Elektricität, und von der Anwendung derselben, von J. Weber, ebend.
Katechismus der Naturlehre, 139

X. Haushaltungswissenschaft.

Anweisung, holzsparende Oefen zu Stuben- Pfannen- Brat- und Kesselfeuerungen anzulegen, von Joh. W. Chrysellius, 136
Oekonomische Hauspostille, 141
Theoretisch-praktisches Handbuch für Oekonomie, Bergbaukunde, Technologie und Thierarzneywissenschaft, herausgegeben von P. S. Nau, 142
Abhandlung über den Cyperntwein, 146

XI. Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

Die allgemeine Welthistorie durch eine Gesellschaft von Gelehrten in Deutschland und England ausgefertigt, verfaßt von J. F. Le Bret, 26ster und 27ster Band, 148
Liebesgeschichte Heinrichs IV., Königs in Frankreich, aus dem Französischen, 153
Repertorium der Geschichte u. Staatsverfassung von Deutschland, von C. v. Schmidt genannt Phiseldek, 4te Abtheilung, 154
Fehde des päpstlichen Stuhls mit der Kaiserkrone über die Investitur, von J. C. Herchenhahn, ebend.
M. Vogt's Unterhaltungen über die vorzüglichsten Epochen der alten Geschichte, 157
J. C. Krause Geschichte von den wichtigsten Begebenheiten des heutigen Europa, 3 Theile, 161

Erzäh-

Erzählungen, das Angenehmſte und Nützlichſte aus der Geſchichte, ... 179
Vollſtändige Geſchichte der ſiebenjährigen Verwirrungen und der darauf erfolgten Revolution in den vereinigten Niederlanden, von A. F. E. Jacobi, 1ſter und 2ter Theil, 181

XII. Erdbeſchreibung, Reiſebeſchreibung und Statiſtik.

F. E. Franz's Lehrbuch der Länder- und Völkerkunde in zween Theilen, ... 189
Hiſtoriſch-geographiſche Nachrichten vom Türkiſchen Reiche, für Zeitungsleſer, . . . 191
Etwas zur genauern Kenntniß von Englands und Frankreichs Staatsvermögen, Handlung u. ſ. w. . ebend.
H. Roberts Reiſe in die 13 Kantone der Schweiz, nach Graubündten, dem Walliſerlande u. ſ. w. 2ſt u. letzter Th. 192
Italien und Deutſchland, in Rückſicht auf Sitten, Gebräuche, Litteratur und Kunſt, von Moritz und Hirt herausgegeben, 4tes Stück, ... 193
Briefe einer Curländerin, auf einer Reiſe durch Deutſchland, 1ſter und 2ter Theil, . . . 194
Grundriß der europäiſchen Staatenkunde, von C. F. Ehrmann, ... 195

XIII. Gelehrtengeſchichte.

Ritter v. Zimmermann über Friedrich den Großen ꝛc.
Des Ritters v. Zimmermann Vertheidigung Friedrichs des Großen gegen den Grafen v. Mirabeau,
Novellen aus dem Archiv der Wahrheit und Aufklärung für Menſchen in allen Ständen und Verhältniſſen, 1ſte, 2te und 3te Lieferung,
Ueber Friedrich Wilhelm den Liebreichen und meine Unterredung mit Ihm, von J. C. Meynweck,
Doctor Luther an den Ritter v. Zimmermann,
Zimmermann I. und Friedrich II. von J. H. F. Quitten-baum,

Sendschreiben an den Hrn. Ritter v. Zimmermann, seine Schrift über Friedrich den Großen betreffend,
Widerlegung der Schrift des R. v. Zimmermann über Friedrich den Großen, von einem Wahrheitsfreunde,
Sendschreiben eines Preußen an Hrn. v. Zimmermann, über das 31ste Kap. seiner Fragmente ꝛc.
Mit dem Hrn. v. Zimmermann, Ritter des St. Wladimir-Ordens von der dritten Classe ꝛc. deutsch gesprochen, von D. C. F. Bahrdt,
Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirne,
Zimmermanns Auferstehung von den Todten, ein Lustspiel,
Des Herzogl. Braunschw. Ingenieur-Obristl. Mauville gerichtliche Verhöre und Aussagen ꝛc.
Erklärung des Verf. der Schrift: Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirne,
Ueber und an Herrn Aug. von Kotzebue,
Der Schriftstellerteufel, ein klassisches Originallesebuch für unglückliche Autoren, Herrn Ritter von Zimmermann gewidmet, ... 196 — 198

XIV. Biblische, hebr. griech. und überhaupt oriental. Philologie, ꝛc.

Die Briefe an die Philipper und Thessalonicher, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von F. A. W. Krause, 223
J. D. Michaelis neue orientalische und exegetische Bibliothek, 6ter, 7ter und 8ter Theil, . . 229
G. N. Freudenthal: Commentatio de codice sacro more in reliquis antiquitatis libris solemni ingenue interpretando, adiectis difficultatibus Novo Testamento propriis, ... 230
Theologische Beyträge, 2tes Stück, von D. J. C. R. Eckermann, ... 231

XV. Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Theophrast's Sittengemälde, für höhere Lehranstalten aufs neue bearbeitet von J. J. H. Nast, . 232

Theophraſt's moraliſche Charaktere, aus dem Griechiſchen von J. D. Büchling, ebend.
Briefe und Sittenſprüche der Theano, griechiſch mit Wielands Ueberſetzung und einem griechiſch-deutſchen Wortregiſter, 234
Homers Odyſſee erſter Geſang, von C. S. 1ſtes St. 235
Ueber die Homeriſchen Gleichniſſe, ihre Uebereinſtimmung und Abweichung von den Gleichniſſen neuerer Dichter, — von J. F. W. Egen, 239
C. W. Ramlers kurzgefaßte Mythologie, 2 Theile, 241
Facilis Inſtitutio ad latinos auctores legendos atque etiam ad latine loquendum et ſcribendum, — propoſuit *L. H. Teucherus*, 244

XVI. Erziehungsſchriften.

P. J. Liebenkühns kleine Schriften, nebſt deſſen Lebensbeſchreibung, herausgegeben von L. F. G. E. Gedike, 246
Taſchenbuch für deutſche Schulmeiſter auf das Jahr 1792. von L. F. Moſer, 7ter Jahrgang, 247
Briefwechſel der Familie des Kinderfreundes, 11r Theil, 248
Nachrichten von guten und lobenswürdigen Handlungen aus der verfloſſenen und gegenwärtigen Zeit, von M. J. C. Zieger, ebend.
Sophrons Lehren der Weisheit und Tugend für ſeine erwachſene Tochter, von J. A. Schmerler, 249
Praktiſche Abhandlung einer vernünftigen Kinderzucht, ebend.
Lettres ſur l'éducation des Princeſſes, par *Iulie*, Ducheſſe *de Giovane*, née Baronne *de Mudersbach*, 251

XVII. Handlungs- Finanz- u. Polizeywiſſenſchaft, nebſt Technologie.

Ueber den Verfall der Städte, insbeſondere der churſächſiſchen, 254
L. Lamberts Darſtellung der verſchiedenen Urſachen, warum reiſende Handlungsbediente ſo häufig Unterſchleife begehen, 264
Oekonomiſche und politiſche Bemerkungen über den Ackerbau, Handel, — aus dem franzöſiſchen Manuſcripte des Hrn. de Mailly, ebend.

Verſuch über die Einrichtung einer Dorfordnung, von C. Th. G. Chladenius, 266

XVIII. Reitkunſt und Pferdekenntniß.

Der deutſche Roßarzt, 267
Kurze und deutliche Anweiſung zur Reitkunſt — verbeſſert herausgegeben von J. Marchand, 268
Die Reitkunſt, oder gründliche Anweiſung zur Kenntniß der Pferde, — aus dem Franzöſiſchen, ebend.
Anfangsgründe der Reitkunſt, von J. M. Beyer, 269
Erfahrungsmäßige Abhandlung von den verſchiedenen Seuchen und Krankheiten des Rindviehes, 2te Aufl. ebend.
Clarks Abhandlung von Verhütung der Pferdekrankheiten, 279

XIX. Vermiſchte Schriften.

Magazin für das Neueſte aus der Phyſik und Naturgeſchichte, 7ten Bandes 2tes Stück, 271
— — — Siebenten Bandes 3tes Stück, 276
Der Königl. Schwed. Akad. der Wiſſenſchaften neue Abhandlungen aus der Naturlehre, überſetzt von A. G. Käſtner und J. D Brandis, 10ter Band, 281
Gedanken und Vorſchläge zur Verbeſſerung des Volks durch Verbeſſerung ſeiner Lehrer, 285
Unterricht für chriſtliche Eheleute vom gemeinen Stande, 290
Ueber die phyſiſche und moraliſche Verfaſſung der heutigen Juden, 292
Geſchichte der menſchlichen Narrheit, 7ter Theil, 296
Phyſiognomiſcher Almanach für das Jahr 1792, 304
Journal von und für Franken, 1ſtes und 2tes Stück, 305
Apologie des ſchönen Geſchlechts, von D. H. Tudow, 306
Witzige Einfälle und Anekdoten, 1ſten Bandes 2tes Stück, ebend.

Nachrichten. 307

Druckfehler, ebend.

I. J. G.

I.

Erfahrungen von Joh. Georg Büſch, Prof. in Hamburg. Hamburg, bey Hoffmann. Erſter Band. 1790. 375 S. Zweyter Band. 1790. 344 S. Dritter Band. 1792. 404 S. 8.

Erfahrungen von einem Manne, der den größten Theil ſeines nicht kurzen Lebens in einer nützlichen Thätigkeit zugebracht hat, den das Schickſal in eine Lage ſetzte, wo er faſt täglich Gelegenheit hatte, die Menſchen bey ihren mannichfaltigen Beſchäftigungen zu beobachten, der mit einer unwandelbaren Rechtſchaffenheit eine Stärke des Geiſtes verbindet, die ſich eben ſo vortheilhaft in ſeinem Leben, wie in ſeinen Schriften zeigt — wird der beſſere Theil des Publikums gewiß als ein ſchätzbares Geſchenk annehmen, und zum immerwährenden Andenken ſeines ehrwürdigen Urhebers aufbewahren. Der Verf. iſt in den letzten ſiebzehn Jahren öfters in der Reihe deutſcher Schriftſteller erſchienen, und er giebt in der Vorrede zu dem erſten Bande dieſer Erfahrungen ſelbſt die Urſache davon an. So traurig dieſe für ihn ſelber war, ſo erfreulich iſt ſie in ihrer Wirkung für ſeine Zeitgenoſſen geweſen. Bis in ſein 38ſtes Jahr hat er, wie er erzählt, nichts drucken laſſen, was

man ein Buch nennen könnte. Aber eine Augenschwäche, die ihn in dieser Periode seines Lebens befiel, und selbst der Gefahr einer völligen Erblindung nahe brachte, nöthigte ihn den bisherigen Gang seiner Thätigkeit und Arbeitsamkeit in vielen Stücken zu ändern. Seit dieser Zeit war ihm auch anhaltendes Lesen bey Lichte untersagt, hingegen auf einem bläulichten Papier zu schreiben, verstatten ihm seine Augen noch bis jetzt. — „Dieser Umstand, sagt er, „machte also schriftstellerische Arbeiten nicht nur zu „einer Art von Bedürfniß für mich, sondern bestimmte auch die Art derselben. — — Arbeiten, die „viel Litteratur und Nachschlagen erfordern, fallen „mir unmöglich. — — Ich kann mich also nur „mit solchen Arbeiten beschäftigen, wozu meine Beobachtungen, meine Erfahrungen und mein Nachdenken darüber mir den Stoff vorzüglich geben.“ Hieher gehören nun die vor uns liegenden Schriften in ganz vorzüglichem Sinn, und wir halten es für unsere Pflicht, den Inhalt derselben unsern Lesern etwas genauer anzuzeigen.

Den größten Theil des ersten Bandes nimmt eine Abhandlung über die Einförmigkeit des Lebens und ihre mannichfaltigen Einflüsse auf die Menschen in ihren verschiedenen Verhältnissen ein. Einförmigkeit und Einsamkeit finden sich zwar häufig beysammen, aber gleichwohl sind beyde wesentlich von einander unterschieden, und der Verf. erinnert daher, seine Schrift nicht etwa als ein Pendant zu dem Werk des Hrn. Ritter v. Zimmermann über die Einsamkeit anzusehen. Von diesem unterscheidet sie sich schon dadurch auf eine eben so in die Augen fallende, als vortheilhafte Weise, daß sie nicht so viel überflüßige

flüßige und fremdartige Dinge enthält, wodurch jenes zu 4 Bänden angewachſen iſt, indeß dieſe nicht einmal einen ganz erfüllt. — Einförmigkeit in der Lebensart erzeugt Einförmigkeit in der Denkungsart; ſie kann faſt in einem jeden Stand und bey einer jeden Lebensart ſtatt finden, nur bey wenigen aber iſt ſie wirklich nothwendig und vortheilhaft. Dies letztre iſt der Fall bey den meiſten Handwerkern und den Arbeitern in Fabriken und Manufakturen. Dieſe würden es ohne den einförmigen Gang ihrer Beſchäftigungen nie zu einigem Wohlſtand bringen können; und dieſe Einförmigkeit zu ertragen, und das Ermüdende derſelben nicht zu fühlen, wird eine lange Gewöhnung erfordert. Daher iſt es eine eben ſo nothwendige als nützliche Einrichtung, daß die Lehrjahre, worin der Lehrling mit Strenge zu ſeiner künftigen einförmigen Lebensart gewöhnt wird, länger dauern, als es zur Erlangung der erforderlichen Kenntniß und Geſchicklichkeit nöthig wäre. Es iſt eine bekannte Erfahrung, daß Leute aus dieſer Klaſſe, wenn ſie durch Zufälle aus ihrer ſitzenden und einförmigen Lebensart heraus geriſſen, und eine Zeit lang in der Welt herum getrieben werden, nachher zu ihrem großen Schaden ſelten zu ihrer vorigen Beſchäftigung zurück kehren mögen. — Sehr ſchädlich ſind die Folgen der Einförmigkeit da, wo ſie erzwungen iſt, und keine Verbeſſerung der äußern Glücksumſtände bewirkt. Der Verf. bleibt vornehmlich bey den Klöſtern ſtehen, und zeigt den nachtheiligen Einfluß, den ſie hier auf die Denkart und den Charakter ihrer Bewohner zu äußern pflegt. Da dieſe der Sorgen für ihren Unterhalt überhoben ſind, und ihre Beſchäftigungen ihnen bald mechaniſch von der Hand gehn, ſo wird ihre ganze Aufmerkſamkeit faſt allein auf die Perſo-

nen gerichtet, mit welchen ſie umgehen, und nur die Leidenſchaften allein können in die Einförmigkeit, in der ſie leben, einige Mannichfaltigkeit hinein bringen. Daher haben, der Abſicht der Stifter gerade entgegen, Neid, Haß, Feindſchaften, Ränkeſucht u. ſ. w. ihren vorzüglichen Sitz in Klöſtern. Wird hingegen — bemerkt der Verf. — ihre Thätigkeit auf irgend einen andern Gegenſtand gerichtet, ſo ergreifen ſie dieſen mit deſto größerm Eifer, und verfolgen ihn mit der anhaltendſten Betriebſamkeit. Man könnte ſich ſicherer, meint er, auf ſie, als auf jede andere Gattung von Menſchen verlaſſen, ohne zu fürchten, daß ſie etwa aus moraliſchen Gründen und Gewiſſensbiſſen wieder davon abgehen werden, die Sache möchte ſo boshaft ſeyn, als ſie wollte. Zur Beſtätigung dieſer Behauptung führt er ein ſchauderhaftes Beyſpiel aus dem vorigen Jahrhundert an, wo die Nonnen eines Urſulinenkloſters zu Loudun in Orleannois, auf Anſtiften ihres Beichtvaters, einen unſchuldigen Geiſtlichen, den ſie nicht einmal perſönlich kannten, beſchuldigten, er hätte den Teufel in ihre Leiber hinein gezaubert, und bey dieſer Ausſage ſo einmüthiglich beharrten, daß der arme Geiſtliche fürchterlich gepeinigt, und nach einem Prozeß von beynahe zwey Jahren lebendig verbrannt wurde.

Was von den Wirkungen der Einförmigkeit auf die Menſchen in Zuchthäuſern, Hoſpitälern, Waiſenhäuſern geſagt wird, übergehen wir, weil ſie den Wirkungen in Klöſtern ähnlich ſind; dagegen ſcheint uns dasjenige vorzüglich der Aufmerkſamkeit werth, was er von dem Nachtheil der Einförmigkeit in Erziehungsanſtalten, Schulen und Akademien bemerkt. Die öffentlichen Schulen ſind jedoch dieſem Uebel

ohne

ohne Vergleich weniger ausgeſetzt, als die Philantropien, Pädagogien, Penſionsanſtalten, oder was für Namen dieſe Inſtitute ſonſt haben mögen, worin die jungen Leute nicht blos unterrichtet, ſondern zugleich erzogen werden, wo ſie mithin beyſammen wohnen und leben. Die zur Regierung und Ueberſicht des Ganzen nothwendige Ordnung und Regelmäſſigkeit zieht unvermeidlich eine gewiſſe Einförmigkeit nach ſich. Die Stunden der Arbeit wie der Erholung, und ſelbſt die Arten der Erholung ſind beſtimmt; auch in den Freyſtunden iſt der Zögling nicht frey, ſondern unter Aufſicht, und hat nur zwiſchen wenigen Arten von Beſchäftigungen die Wahl. Auf dieſe Art wird er zwar durch die Ordnung des Ganzen geleitet, aber er lernt dadurch nicht ſelbſt Ordnung machen und die Ordnung beherrſchen. Ganz anders iſt es auf der Schule, wo der Schüler eine Menge Zeit zu ſeiner eigenen Diſpoſition übrig hat, dieſer, ohne durch die Aufſicht ſeiner Lehrer unmittelbar dazu getrieben zu werden, ſo eintheilen und anwenden muß, daß die aufgegebenen Arbeiten zu rechter Zeit fertig werden. Es bleibt ihm dabey ganz überlaſſen, wie er dies mit ſeinen Vergnügungen in Uebereinſtimmung bringen will — gerade ſo, wie es im gemeinen Leben auch iſt. Geſchäfte hat ein jeder Stand, die zu einer gewiſſen Zeit vollendet ſeyn müſſen; wie aber dieſe Geſchäfte zu vertheilen ſind, hängt von der Einſicht und dem Willen eines jeden ſelbſt ab. — Der Schüler kömmt mit andern Schülern von verſchiedener Erziehung u. Sitten zuſammen, in jenen Inſtituten aber herrſcht eine gleichförmige Erziehung und Lebensweiſe. Man berufe ſich nicht auf die Menge von Fremden, welche dieſe Anſtalten beſuchen, denn die haben ſelten mit den Zöglingen

ſelbſt etwas zu ſchaffen, verweilen gemeiniglich nur wenige Stunden und richten ſich ſelbſt bey einem längern Aufenthalte nach dem Ton des Orts, wo ſie ſich befinden. Auch durch die Reiſen mit den Zöglingen kann der Einförmigkeit und der daraus entſpringenden Einſeitigkeit wenig geſteuert werden. Sie gehören faſt zu den regelmäßigen Ergötzlichkeiten, es ſind hier dieſelben Perſonen, dieſelben Lehrer, dieſelbe Aufſicht, dieſelbe Diſciplin, dieſelbe Vorſorge, derſelbe Ton. — Dieſe Einförmigkeit aber hat nicht nur auf die Schüler, ſondern auch auf die Lehrer ſelbſt einen ſehr nachtheiligen Einfluß; dieſe ſind, wie Schullehrer in kleinen Städten, vornehmlich der Gefahr ausgeſetzt, einſeitig und pedantiſch zu werden, wenn nämlich das Inſtitut entfernt von einer Stadt, und abgeſondert von einem ſolchen Orte liegt, wo der Umgang mit mehrern Gelehrten dieſer Einſeitigkeit entgegen arbeitet. — Es gilt von ihnen, was der Verf. von denjenigen Gelehrten ſagt, die ſich blos mit Büchern beſchäftigen; dieſe werden ſehr leicht einſeitig, denn Bücher veranlaſſen zwar Gedanken, aber ſie hindern nicht was anders zu denken, ſie widerſprechen nicht. — Es kann ein jeder der Lehrer nicht ungeſchickt ſeyn; aber da er der einzige in ſeinem Fache iſt, ſo werden die andern in Sachen dieſes Fachs ſeine Auctorität gern anerkennen, in Erwartung, daß er gegen ſie eben ſo billig ſeyn werde. —

Der Verf. geht hierauf von der erzwungenen oder durch die Umſtände hervorgebrachten zu der ſelbſt erwählten Einförmigkeit über. Aber wir haben uns ſchon zu lange bey dieſer Abhandlung aufgehalten, als daß wir ihm noch weiter ins einzelne folgen könnten, und wir müſſen uns begnügen, im allgemeinen anzu-

anzumerken, daß er die Urſachen ſowohl, als die ſchädlichen Folgen der Einförmigkeit beſonders bey dem Geſchäftsmann vortreflich aus einander geſetzt hat. Sie findet ſelbſt da ſtatt, wo man ſie am wenigſten erwarten ſollte, mitten in dem größten ſcheinbaren Gewühl des Lebens, in Privathäuſern ſo gut, wie am Hofe, und hier kann vornehmlich ihr Einfluß ſehr nachtheilig werden. Sie iſt der Urſprung der Pedanterey der Gelehrten, und das beſte Verwahrungsmittel dagegen iſt der Umgang mit denkenden Menſchen. Zuletzt noch eine Bemerkung über den Vorzug der Verfaſſung und Lebensweiſe der Alten, bey welchen eine ſolche Einförmigkeit faſt gar nicht ſtatt fand.

Das zweyte Stück in dieſem Bande iſt ein lehrreicher praktiſcher Aufſatz über Höflichkeit und Lebensart. Beyde Ausdrücke, die man im gemeinen Leben wohl oft verwechſeln hört, werden hier ſehr richtig unterſchieden. Jene iſt das franzöſiſche *civilité*, dieſe *politeſſe*. Jene beſteht in gewiſſen Manieren, Zeremonien und dem gehörigen Gebrauch gewiſſer Redensarten, dieſe aber iſt auf kein Rituale und keine Formeln eingeſchränkt, ſondern verbreitet ſich über unſern ganzen Umgang mit andern. Bey jener kömmt es mehr auf Gedächtniß und Gewohnheit, bey dieſer mehr auf Kopf und Herzen an. Von einem höflichen Menſchen ſagen wir, er habe Manieren, façons, einem Manne von Lebensart aber ſchreiben wir ſeine Sitten zu. Durch Höflichkeit allein wird man ſich weder Liebe noch Achtung erwerben, welches beydes zuverläßig durch ſeine Sitten und Lebensart geſchieht. Die letztere befriedigt denjenigen ſelbſt, der ſie in Ausübung bringt, indeß die erſtere nicht ſelten läſtig wird, und wenigſtens immer

etwas gleichgültiges bleibt, zum offenbaren Beweis, wie uns dünkt, daß jene einen moraliſchen Werth hat, welcher dieſer gänzlich mangelt. „Wer es in „den Sitten, wodurch ſich die wahre Lebensart zeigt, „zur Fertigkeit bringen will,“ ſagt der Verf. ſehr wahr, „muß beydes Kopf und Herz haben. Auch „kömmt es gewiſſermaßen mehr aufs Herz, als auf „den Verſtand an. Der Mann guten Herzens, der „Menſchenfreund, dem jeder Menſch in gewiſſer Rück„ſicht der Bemühung werth iſt, ſich ihm angenehm „zu machen, wird bey einem mittelmäßigen Verſtan„de es beſſer in dieſen Sitten treffen, als der feinſte „Kopf, wenn tiefer hinab in der Bruſt kein lauteres „Herz ſchlägt. — — Es iſt eine große praktiſche „Wahrheit: Es iſt nichts leichter, als ſich allge„mein beliebt zu machen, wenn man nur geſunden „Menſchenverſtand und ein reines Herz hat.“ Indeſſen bemerkt der Verf., daß der gute Wille bey allen Anlagen des Geiſtes und Herzens, allein noch nicht hinreichend iſt, eine feine Lebensart zu erlangen, ſondern es muß auch Uebung hinzukommen. „Dieſe Uebung aber findet nur in dem Umgang mit Perſonen ſtatt, denen unſer Betragen wirklich Vergnügen machen kann, die es merken, daß wir nicht blos ihren Beyfall gewinnen, ſondern ihr Herz für uns einnehmen wollen, mit Einem Wort, daß wir mehr auf ſie, als auf uns dabey ſehen — alſo vorzüglich mit Perſonen, die ſich ſelbſt unter uns herabrechnen, und uns Vorzüge des Standes, der Einſichten oder den ſo allgemein geltenden Vorzug des Reichthums einräumen.“ Reichthum und angebohrner Rang können es dem Jüngling ſehr erleichtern, ſich dieſe liebenswürdige Eigenſchaft zu erwerben, (wiewohl ſie ihnen oft ſehr gefährlich und nachtheilig werden) doch

doch erwähnt es auch der Verf. zur Aufmunterung unbegüterter Jünglinge ganz beſonders, daß er ſo manches Beyſpiel junger Männer unter Augen gehabt habe, die bey ſehr eingeſchränkten Glücksumſtänden, aber durch die Natur begünſtigt, die ihnen nicht nur Kopf und Herz, ſondern auch eine gefallende Bildung gegeben hatte, ſich ſehr früh Liebe, ja ſelbſt Achtung erwarben.

Noch gehört hieher ein Ausdruck, wodurch man das Betragen und Benehmen eines Mannes bezeichnet, der ſich in der Bekanntſchaft mit der großen Welt ausgebildet hat, nämlich Welt oder Weltgebrauch. Es wird keine beſondere Klaſſe von Manieren oder Sitten darunter verſtanden, ſondern eigentlich die Fertigkeit überall ein ſolches Betragen anzunehmen, wie es den Sitten und Gebräuchen des Orts und den Umſtänden angemeſſen iſt. Ohne ein großes Maaß des Verſtandes, und eine glückliche Gabe zu beobachten, und die Menſchen auszuſpähen, erwirbt ſich dieſe Niemand. „Indeſſen, heißt es „hier, ſind es doch immer nur Manieren, Arten zu „handeln und zu reden, die auf das Herz anderer „nicht würken, wenn das Herz des Handelnden ſich „nicht darin zeigt. Wenn dies aber mit wirkt, dann „werden es Sitten, wahre Lebensart oder Politeſſe.“ Auf eine ſehr glückliche Weiſe hat der Verf. das, was er über dieſen Gegenſtand ſagt, durch Beyſpiele von Fürſten und Privatperſonen zu erläutern und anſchaulich zu machen gewußt; und unter allen dieſen giebt keines einen ſo ſtarken Beweis von dem mächtigen Einfluß einer feinen Lebensart auf die Gemüther der Menſchen, als das merkwürdige Beyſpiel von Peter Carpſern, einem vor 30 Jahren in Hamburg verſtor-

verſtorbenen Wundarzt und Barbieramtsmeiſter, der mit einer ſeltenen Geſchicklichkeit in ſeiner Kunſt und einem Reichthum von Kenntniſſen, wodurch er ſich, wenn er gewollt hätte, leicht zu einem höhern Rang hätte erheben können, die feinſte Lebensart in einem ſo hohen Grade verband, daß er nicht nur in allen guten Geſellſchaften allerley Standes ſehr geſucht war, ſondern daß ſich die vornehmſten Perſonen den Umgang dieſes Mannes zur Ehre anrechneten, und viele Fürſten ſeine groſſen Freunde waren. Selbſt die Straße, worin er wohnte, und die eigentlich die düſtre Straße hieß, wurde bey ſeinem Leben und noch lange nach ſeinem Tode nur die Carpſersſtraße genannt. Wer wird hier nicht mit dem Verf. bedauern, daß man, bey der neuerlichen Bezeichnung der Gaſſen der Stadt, dieſe bedeutungsvolle Benennung nicht beybehalten hat, die es unendlich mehr werth war, als der Name der Königsſtraße, den eine andere Gaſſe durch den unbedeutenden Vorfall erhielt, daß ein König eine kurze Zeit darin gewohnt hat? Wie ſehr beſchämen uns hier unſere Nachbarn jenſeit des Rheins, die den Straßen ihrer Hauptſtadt neue Namen nach ihren Lieblingen geben, indeß wir ähnliche alte Benennungen vertilgen!

Zuletzt ſind in dieſem Bande noch Geſpräche über den geſunden Menſchenverſtand und deſſen praktiſchen Gebrauch enthalten. Die Unterredung iſt zwiſchen einem Grafen und ſeinem Sohn, einem jungen Menſchen von 15 Jahren, der im Begriff ſteht, das väterliche Haus zu verlaſſen. Durch das erſte Geſpräch ſoll vorzüglich erklärt werden, was man unter geſundem Menſchenverſtand zu verſtehen habe; doch ſcheint uns dieſer Begriff darin noch nicht

genug

genug beſtimmt und klar gemacht zu ſeyn. In den übrigen Geſprächen werden Regeln und praktiſche Bemerkungen, die in dem Umgang mit Menſchen ihre heilſame Anwendung finden, ſehr gut erläutert. Einige darunter ſind ſchon in der vorhergehenden Abhandlung aufgeſtellt worden, und werden nur hier durch die weitere Ausführung in ein helleres Licht geſetzt. Der Dialog ſelbſt iſt freylich ein bischen ſteif, das Räſonnement des jungen Menſchen ſelten ſeinem Alter recht angemeſſen — indeſſen muß man mehr auf Inhalt und Sachen, als auf Form und Einkleidung ſehen.

Der gröſßte Theil des zweyten Bandes enthält Fragmente über die Erziehung eines Prinzen zum künftigen Geſchäftsmann. Der Verf. wurde zur Bearbeitung dieſes Gegenſtandes zuerſt durch ſeine Theilnahme an dem Campiſchen Reviſionswerke veranlaßt; andere Geſchäfte nöthigten ihn aber bald, ſich davon loszuſagen, und es erſchienen darauf nur einzelne Stücke von ſeiner Arbeit in dem neuen deutſchen Muſeum. Auch hier iſt der ganze Plan noch nicht vollendet, daher es der Verf. Fragmente betitelt hat; nicht, wie er ſagt, weil es ein Modetitel wäre, ſondern weil er die Vollendung ſeiner Arbeit nicht verſprechen zu können glaubte, ſelbſt wenn er erfahren ſollte, daß man ſie wünſchte. Ob er gleich nie ſelbſt einen Prinzen erzogen hat, ſo iſt er doch ſeit vielen Jahren mit der Ausbildung und Erziehung junger Leute beſchäftigt geweſen, und hat ſich dadurch einen reichen Vorrath von Erfahrungen geſammelt, die ſich leicht auf die Erziehung eines Prinzen anwenden laſſen. Dadurch, daß er nicht von der Erziehung der Prinzen überhaupt, ſondern von ihrer Bildung

bung zu künftigen Geschäftsmännern handelt, werden die Grenzen seiner Abhandlung enger und bestimmter, und sein Plan von ähnlichen Arbeiten anderer verschieden. Es wird hier daher nichts von der körperlichen Erziehung, von der Bildung des Herzens zur Tugend und Gottesfurcht und dergl. mehr gesagt; dagegen findet man manches Kapitel, was man in andern allgemeinern Schriften ähnlichen Inhalts nicht suchen wird, z. B. wie der Prinz als Knabe zum Rechnen anzuhalten, wie er für Blödigkeit zu bewahren sey; von der Gabe der leichten Unterhaltung und den Mitteln sie einem Prinzen mitzutheilen. — In ein genaueres Detail können wir bey einer solchen Abhandlung nicht eingehen; das gesagte wird hinreichend seyn, dem Leser einen Begriff von dem Ganzen zu geben, und ihn in den Stand zu setzen, selbst zu beurtheilen, was er darin zu erwarten habe. Doch verdient es noch angemerkt zu werden, daß der Verf. mit großer Klugheit sich nie in das Idealische versteigt, und sich aller Vorschläge enthält, welchen in der dermaligen Beschaffenheit der Höfe und des höfischen Lebens noch unübersteigliche Hindernisse entgegen stehen.

Sehr verschieden, aber nicht minder wichtig und lehrreich ist der Inhalt der andern Abhandlung, welche den übrigen Theil dieses Bandes erfüllt, und von verschiedenen Fehlern des Auges, und den Mitteln ihnen abzuhelfen oder vorzubeugen handelt. Was der Verf. hierin vorträgt, gehört im eigentlichsten Sinn zu seinen Erfahrungen, da er seit der Mitte seines Lebens mit einer Schwäche der Augen zu kämpfen hatte, die ihm eine völlige Erblindung drohete, ein Unglück, dem er blos durch die sorgfältige

tige Anwendung und Beobachtung der hier beſchriebenen Mittel und Vorſichtigkeitsregeln entgangen iſt. Durch die Mittheilung dieſer theuer erkauften Erfahrungen hat er ſich ein deſto größeres Verdienſt erworben, je häufiger der Fall iſt, daß beſonders Gelehrte aus Unkunde der nöthigen Vorſicht den Ruin ihrer eigenen Augen befördern. Der Bau des Auges iſt ſo zart, und dabey ſo vielen Angriffen ausgeſetzt, daß es nicht zu verwundern iſt, daß ſo viele Menſchen ſich durch bloße Unvorſichtigkeit dieſes feinen Organs berauben, dem wir einen ſo reichlichen Beytrag zu unſerer Glückſeligkeit verdanken. Eine ſorgfältige Augenökonomie iſt gewiß noch wichtiger, als eine gute Geldwirthſchaft. Die Regeln hierzu ſind einfach und leicht zu beobachten. Die erſte iſt, daß man ſo viel wie möglich immer ein gleichförmiges Licht im Auge zu verbreiten ſuche, d. h. daß man verhindere, daß auf eine Stelle des Auges ein ſtärkeres, auf eine andere ein ſchwächeres Licht falle. Aus dieſem Grunde muß man ſich hüten im Zimmer zu arbeiten, wo die Sonnenſtrahlen entweder unmittelbar, oder, was beynahe noch ſchlimmer iſt, von gegenüber liegenden Dächern oder weißen Wänden ſcharf zurück geworfen, hinein fallen; oder man muß ſie in dieſem Fall durch Vorhänge zurück halten. Eben daher taugt es nicht, den Schreibtiſch unmittelbar vor das Fenſter zu ſtellen, oder das Bette ſo zu ſetzen, daß das Tageslicht gerade auf die Augen fällt. — Die ſo ſehr gewöhnlichen Lampen mit großen Schirmen, wodurch die ganze Stube bis auf ein kleines Fleck verdunkelt wird, ſind den Augen höchſt ſchädlich; nicht viel beſſer ſind die Lichtſchirme, die man über den Kopf hängt, und die großen ſogenannten Buchbinderſchirme. Die einzigen zuträgli-

chen Lichtſchirme ſind die kleinen von grünem Taft, die gemeinhin an dem Lichte ſelbſt befeſtigt werden; im Nothfall vertritt ein Kartenblatt mit einer Haarnadel ihre Stelle. — Eine zweyte Regel iſt, daß man den Augen bey ſeinen Arbeiten das gehörige Licht verſchaffe. Daher muß man nicht in der Dämmerung arbeiten, und des Abends, ſobald man merkt, daß ein Licht nicht Helligkeit genug giebt, lieber zwey und mehrere anzünden. — Drittens: man muß den Augen nie mehr zumuthen, als ſie vertragen können, und die Art und die Zeit der Beſchäftigung ſo viel möglich nach dem Zuſtand der Augen wählen und einrichten. Wer einmal ſchwache Augen hat, darf ſie nicht zu anhaltend auf einen und ebendenſelben Gegenſtand heften, vornehmlich bey Licht; überhaupt muß er ſich vor allen Beſchäftigungen hüten, die eine ſtarke Anſtrengung der Augen, wenn gleich auf kurze Zeit erfordern, inſonderheit vor ſolchen, bey welchen nur Ein Auge angeſtrengt wird, und ſich anders ſtellen muß, als das andere nicht beſchäftigte Auge; wie dieß der Fall bey dem Gebrauch der Mikroſcopien und Fernröhre iſt. Auch iſt es für ſchwache Augen beſſer, ſich des Leſens bey Lichte zu enthalten, und dafür lieber zu ſchreiben, beſonders wenn man ſich des blauen Papiers dazu bedient. — Viertens: man beſchäftige ſeine Augen in freyen Stunden ſo viel als möglich in freyer Luft, und übe ſie im Sehen in die Ferne. — Endlich fünftens, wenn man in die Jahre kömmt, wo die Augen nicht mehr die Dienſte thun wollen, wie vorher, ſo zögre man nicht aus falſcher Schaam ſeine Zuflucht zu den Brillen zu nehmen; ſey aber ja in der Wahl derſelben recht vorſichtig. Weitſichtige müſſen zuerſt ſolche wählen, die nur wenig vergrößern,

und

und wodurch ſie deutlich leſen können; wenn ſie das Buch ſo weit von den Augen halten, wie ſie es in geſunden Tagen pflegten. Bey Licht kann man ſich einer etwas mehr vergrößernden Brille bedienen. Eine ähnliche Vorſicht müſſen Kurzſichtige anwenden, und ja nicht im Anfange Gläſer, die ſehr hohl ſind, gebrauchen. —

Noch heben wir zum Troſt für manche Augenkranke die Bemerkung heraus, daß die kleinen runden Flecken, welche häufig vor dem Auge erſcheinen, und ſich oft in einer Reihe, wie an einander gereihte Kügelchen zeigen (im Franzöſiſchen nennt man ſie mouches volantes) von keiner Bedeutung ſind. Sie kommen und vergehen wieder, ohne gefährliche Folgen zu hinterlaſſen. Ferner bemerkt der Verf. daß die Unbeweglichkeit des Sterns keinesweges ein ſo gültiges Zeichen von der Gefahr des ſchwarzen Staares iſt, als man gemeiniglich glaubt; und endlich führt er einen Fall an, in welchem das Doppeltſehen, ſo bedenklich dieſer Zufall iſt, wenn die Urſache davon im Auge ſelbſt liegt, keine Gefahr hat, nämlich wenn es durch eine Reflexion der Strahlen von den Augenliedern verurſacht wird — ein Fall, der alsdenn eintreten kann, wenn der Ausſchnitt der Augen ſehr klein iſt.

Der dritte Band betrifft ganz einen Gegenſtand, welcher die Aufmerkſamkeit des Menſchenfreundes eben ſo ſehr, als des Staatsmannes verdient, nämlich das Armenweſen. Hamburg iſt ſeiner Armenanſtalten wegen berühmt, und es iſt bekannt, wie viel unſer Verf. durch ſeine Vorſchläge und ſeine Bemühungen zur Anordnung und Einrichtung derſelben beygetragen hat. Das Verdienſt, das er ſich hierdurch unmittelbar um ſeine Mitbürger erworben hat,

wird nicht wenig dadurch vergrößert, daß er die vielfältigen Erfahrungen, die er durch ſeine thätige Theilnahme an der Sache erlangt hat, öffentlich bekannt macht, und durch ihre Mittheilung andere in den Stand ſetzt, ſie zu benutzen, und zum Wohl ihrer Nebenmenſchen anzuwenden. Allein eben der Wichtigkeit des Gegenſtandes halber können wir keinen Auszug aus den einzelnen Abhandlungen geben, der ohnehin die Grenzen einer Recenſion weit überſchreiten würde, ſondern müſſen einen jeden, dem ſeine Berufsgeſchäfte es zur Pflicht machen, ſich um das Armenweſen zu bekümmern, und überhaupt einen jeden, der aus bloßem Intereſſe für die Menſchheit ſich über einen ſo wichtigen Gegenſtand zu unterrichten wünſcht, auf die Schrift ſelbſt verweiſen, und uns begnügen, den Inhalt einer jeden Abhandlung im allgemeinen anzuzeigen. Voran geht eine 64 Seiten lange Einleitung, worin der Verf. theils erklärt, wie er zu ſeinen Erfahrungen über dieſen Gegenſtand gelangt iſt, und warum er ſie öffentlich bekannt macht, theils verſchiedene Urſachen angiebt, welche die große Verarmung in Hamburg hervorgebracht haben. Die erſte Abhandlung handelt von den Urſachen der Verarmung in nordiſchen Handelsſtädten, und den wirkſamſten Mitteln denſelben zu begegnen. Die 2te iſt ein Nachtrag über die Urſachen der zunehmenden Armuth in Hamburg. Die 3te enthält die Geſchichte des Ganges und wiederholten Verfalls des Hamburgiſchen Armenweſens ſeit der Zeit der Reformation. Die 4te giebt allgemeine Winke zur Verbeſſerung des Armenweſens, und endlich ſtellt die 5te einen nähern Entwurf zu einer gebeſſerten Armenpflege in der Stadt Hamburg im Auszuge dar.

Ha.

II.

Ueber den Schachſpieler des Herrn von Kempele und deſſen Nachbildung. Mit ſieben Kupfertafeln. Dresden und Leipzig, bey Breitkopf. 1789. 48 S. in gr. 8.

Daß dieſe Maſchine durch ganz Deutſchland viel Senſation erreget hat, iſt allzubekannt, als daß wir nöthig hätten, hier dieſelbe zu beſchreiben, und den Gang des Spiels zu erzählen. Man hatte den Vaucanſonſchen Flötenſpieler geſehen, der ſich itzo in der Sammlung des Herrn Hofrath Beireis in Helmſtädt befindet, und völlig wieder hergeſtellt iſt, und ihn als einen wahren Automaten gefunden, und nun glaubten einige Perſonen, ſogar auch Mathematiker, wie z. E. Hr. Prof. Hindenburg und Hr. Prof. Ebert, es ſey allerdings auch möglich, blos durch ein Kunſtwerk, wie dieſes, und alſo ohne die geringſte Täuſchung einen Schachſpieler zu machen (beſſer, zu erſchaffen) der mit jedem eine Parthie Schach ſpielen könnte. Die Männer, die dieſes für möglich hielten, dachten nicht daran, daß hierzu Ueberlegungskraft gehörte, beynahe ſo, als wenn ein mechaniſcher Flötenſpieler, zu jedem Stück, welches ihm irgend ein Violinſpieler vorſpielte, zu arcompagniren im Stande ſeyn ſollte. Dieſes kann aber der Vaucanſonſche Flötenſpieler nicht, ſeine Stücke, die er ſpielt, ſind beſtimmt, die Art Schach zu ſpielen iſt aber unendlich mannichfaltig, und doch ſchloß man von einem auf das andere, und gedachte ſich eine ähnliche Welle,

wie bey diesen, ohne an die unendliche Mannichfaltigkeit der auf einander folgenden Züge zu gedenken, die ein Schachspieler spielen kann, denen also nur ein denkendes Wesen entsprechende Züge entgegen spielen kann, welche in einer Maschine nicht vorher bestimmt seyn können. Es war also vergebens, besondere Geheimnisse im Bau der Kempeleschen Schachmaschine zu suchen, die doch schlechterdings unter diejenigen gehören mußte, bey denen eine Täuschung auf irgend eine Art vorgeht. Die Herren Lichtenberg, Böckmann und Nicolai, ersterer in seinem Magazin des Neuesten aus der Physik III. Theil, 2tes Stück S. 183. der zweyte in Posselts wissenschaftlichem Magazin, 1stes St. 1785. S. 72., und letzterer in seinen Reisen VI. B. S. 420. waren die erstern, die ihre Vernunft nicht unter den Glauben an Hrn. von Kempele gefangen geben wollten, und die den wahrscheinlichen Bau der Maschine zu erklären suchten, und sich einen Menschen darinnen gedachten. Hierzu kann man auch noch, wie die Herren Lichtenberg und Nicolai bemerkten, den Verf. der Magie blanche zählen. Hingegen Herr Prof. Hindenburg in Leipzig behauptete in einer besondern Schrift: (Ueber den Schachspieler des Herrn von Kempele. Leipzig, 1784. und im Leipziger Magazine 1784. 3tem St.) desgleichen Hr. Prof. Ebert in Wittenberg in einer andern Schrift, daß das Spiel der Figur mechanisch und determinirt sey, und noch im J. 1787. hat der Hr. O. H. A. Gehler in Leipzig in seinem physikalischen Wörterbuche unter dem Artikel Automate gesagt: „Des Hrn. Nicolai (und also auch Lichtenbergs und Böckmanns) Vermuthung (alle diese Herren vermutheten es nicht, sondern sagten es mit Mr. Decremps dem Verf. der

Magie

Magie blanche, und dem ungenannten Engländer gerade zu) „daß die Maſchine ein großer Betrug „ſey, wird dem, der die Maſchine geſehn hat, durch „den Mangel des Raums, durch die Beſchaffenheit „der Bewegung ſelbſt, und durch das Einſicht und „Beſcheidenheit verrathende Betragen des Künſtlers „unwahrſcheinlich.“ Letztres mag wohl bey einem herumziehenden mit Geheimniſſen kramenden Manne nicht von vielem Gewichte ſeyn. — Vaucanſon machte ſelbſt bekannt, wie das Mechaniſche ſeines Flötenſpielers beſchaffen ſey. Ein ſolcher Mann kann auf das Lob ſeiner Beſcheidenheit Anſpruch machen, aber Kempele der Wundermann!!! Kempele, der eine engliſche Ueberſetzung der deutſchen Beſchreibung ſeines Schachſpielers in London unter dem offenbar prahleriſchen Titel: Inanimate reason, austheilte!!! Er kann ſich beſcheiden geſtellt haben, um ſeinen Zweck der Täuſchung ſeines Publikums beſſer zu vollführen, aber wirklich beſcheiden und wahrheitsliebend war er nicht, ſonſt hätte er nicht getäuſcht. Wie es mit der Kempeliſchen Schachmaſchine beſchaffen geweſen; und daß die Herren Lichtenberg, Böckmann, und Nicolai doch Recht hatten, ſie für Betrug zu halten, zeigt der Verf. dieſer Schrift. Es iſt der Freyherr Joſeph Friedrich zu Racknitz, denn er hat ein Modell der Maſchine, hat das Schachbrett und einen Stein im Großen nachgemacht, und beſchreibt ſein ganzes Verfahren in dieſer höchſt intereſſanten Schrift mit einer Deutlichkeit und zugleich mit großer Beſcheidenheit.

Der Gedanke, kann man ſich eine denkende Maſchine, wie der Kempelſche Schachſpieler ſeyn ſoll, gedenken? und wenn ſie möglich wäre, kann man

innerhalb 6 Monaten (in welcher Zeit dieſe ihr Do
ſeyn erhielt) eine ſolche ausſinnen und verfertigen
beſchäftigte den Herrn v. R. zuerſt — er beantwor
tete ſich aber beyde Fragen mit — Nein. Kan
aber diſſe Maſchine, eine auf alle mögliche Züge
durch tief gedachten Mechanismus vorbereiteter Au
tomat ſeyn, der durch ein denkendes freyes Weſe
in Bewegung geſetzt wird? Dieſes beantwortet ſic
derſelbe mit Ja; und es bewog ihn, Handan die Aus
führung zu legen, und er erreichte auch ſeinen End
zweck durch ein Modell.

Der Raum, in welchem ſich die kleine Perſon
die das Spiel macht, befindet, iſt eben der, den ihn
Böckmann und Lichtenberg anwieſen, nämlich hinte
dem Kaſten, den der Wundermann nie ganz herau
zog. Die Länge iſt für einen Menſchen von 68—
69 Zoll Dresdner Maaßes, die Breite 22 Zoll. I
dieſem Raume liegt derſelbe, ſo lange das Inner
des Kaſtens gezeigt wird, ausgeſtreckt, und hat beyn
Haupte eine Klappe, (man ſieht dieſe nicht, weil de
ſichtbare Untertheil des Kaſtens mit Tuch ausgeſchla
gen iſt) und unten die Hebel, die blos zur Täu
ſchung im Kaſten ſind, über ſich. Nachdem Hr. v
Kempele das Innere des Kaſtens zum Schein gezeig
und die Thüren wieder verſchloſſen hat, öffnet er di
Klappe, und nimmt eine ſitzende Stellung an. Be
ſich hat er ein Schachſpiel, zwey Lichter und ein
brennende Lampe. Der Leib des Muſelmanns iſt ei
Kaſten, in welchem ſich die nöthigen Rollen, Hebe
Schnüre und dergl. befinden, um den Arm und Hal
zu bewegen, der Kopf iſt vermittelſt des Halſes, d
ein Gelenke hat, an dem Körper befeſtigt. Da
Ende des Halſes iſt eine meſſingene Röhre, die a
ein

einer unten im Türken befeſtigten meſſingenen Platte, mittelſt eines Zapfens ſteht, und ſich darauf rechts und links wenden kann. Der Türke bewegt den Kopf vorwärts, rechts und links. Erſteres wird alſo bewirkt: Am Obertheile des Halsgelenkes iſt eine Oeſe, woran ſich eine Schnur befindet, die an einem Hebel befeſtigt iſt, wird dieſer bewegt, ſo neigt ſich der Kopf, welcher alsdenn, vermittelſt einer Feder, wiederum in die Höhe gehoben wird. Um den Kopf rechts oder links zu wenden, dient eine Schiene, die ſich an oben erwähnter Röhre befindet. Den Arm bewegt der Türke 1) vertikal oder auf- und niederwärts, 2) horizontal oder rechts und links, und 3) winkelförmig. Zu den erſten beyden Bewegungen iſt die Vorrichtung in der Achſel angebracht. Vermittelſt einer meſſingenen Halbkugel, durch welche ein Zapfen geht, an welchem der Arm befeſtiget iſt. Zwiſchen beyden iſt eine Oeſe ſo angebracht, daß ſie mit dem Arme einen Hebel der erſten Art macht. An dem Ende der Oeſe befindet ſich eine Schnur, die an das Ende eines Hebels befeſtigt iſt, mit dieſem wird der Arm auf und nieder bewegt. Die horizontale Bewegung zu erhalten, geht durch die untere Befeſtigung der Kugel ein meſſingener Stab durch den ganzen Kaſten, der den Leib ausmacht, bis auf den Boden, wo er in einem Zapfen beweglich ſteht. An dieſem iſt ein anderer befeſtiget, der einen Hebel der erſten Art bildet, mit welchem der Arm horizontal, rechts und links bewegt werden kann. Zur Winkelbewegung iſt unter dem Ellbogen, wo der obere und untere Arm durch ein Gelenk verbunden ſind, eine Schnur zum Ziehen dergeſtalt angebracht, daß ſie einen Hebel der dritten Art bildet, ſie geht deshalb über eine Rolle, und wird an einem Hebel der zweyten Art befeſtigt, vermittelſt

mittelſt deſſen der Arm nach dem Leib des Türken zu, und wieder hinweg bewegt werden kann. Die Finger ſind durch Gelenke an die Hand befeſtigt. An der innern Seite ſind an den Fingern Schnuren angebracht, welche in den Arm gehen, und daſelbſt an einem kleinen Hebel hängen, mittelſt deſſen die Finger zuſammen gezogen werden, und die vermittelſt angebrachter Federn ſich wieder gerade ziehen. Die Schnüre und Hebel befinden ſich in dem dicken Beine des Türkens. Da der Spieler die Hand des Türkens auf einen gewiſſen Punkt des Schachbretts leiten muß, ſo war hierzu eine beſondere Vorrichtung nöthig. Hierzu wählte der Herr v. K. einen Quadranten, auf dem anſtatt der Grade, die Lage des Hebels, der zur Bewegung der Hand diente, wenn ſolcher auf ein gewiſſes Feld des Schachbrettes kam mit einem Striche bemerkte, es waren alſo für die 64 Felder auch 64 Striche nöthig. Schon war dieſe Vorrichtung vollendet, ſo ſahe der Herr zu K. ein, daß dieſes viel bequemer vermittelſt einer Art von Storchſchnabel geſchehen könnte, und zwar, daß man, wenn man das Ende des inwendigen Schenkels auf ein gewiſſes Feld desjenigen Schachbretts, ſo der verborgene Spieler bey ſich ſtehen hat, brächte, die Hand des Türken, welche das Ende des zweyten Schenkels macht, das gleichnamige Feld auf dem vor ſich ſtehenden Schachbrette berühren würde. Um nun aber in dem Kaſten die Züge des Gegenſpielers zu bemerken, ſo ſind die Steine des Spiels mit magnetiſchen Stäben verſehen. Im Innern des Schachbrettes iſt unter jedem Felde eine viereckigte Vertiefung gemacht, in welcher eine Magnetnadel, die durch ein rund geſchnittenes Stückchen weißes Papier gedeckt iſt, ſich befindet. Dieſe untere Seite des

Schach-

Schachbrettes iſt mit einer Glastafel verſchloſſen. Die Felder beyder Schachbretter ſind mit gleichen Ziffern bemerkt. Wenn nun der Gegenſpieler einen Stein zieht, ſo fällt die Magnetnadel wo er geſtanden hat nieder, und die Magnetnadel desjenigen Feldes, wo der Gegenſpieler den Stein nieder ſetzt, bewegt ſich in die Höhe. Dieſe Veränderung bemerkt der verſchloſſene Spieler, und macht den Zug auf ſeinem Schachbrette nach. Nun bewegt er den Hebel des Arms nach dem beſtimmten Strich auf den Quadranten, oder führt ſeinen Schenkel des Storchſchnabels auf das Feld, deſſen Stein gezogen werden ſoll, ziehet den Hebel der Hand, um ſie zu öffnen — läßt nach, die Hand ſchließt ſich, u. ſ. w.

Wir ſehen alſo nun deutlich, daß dieſe Maſchine kein Mittelding zwiſchen dem Menſchen und einem Automaten ſey, obgleich Hr. v. Kempele in der engliſchen Ueberſetzung der deutſchen Beſchreibung ſeines Schachſpielers, dieſe Maſchine unbelebte Vernunft (Inanimate Reaſon) nennt. Wir ſehen auch, daß ſie kein Automate ſey, wie der Flötenſpieler, denn dieſer hat einen viel künſtlichern Bau in ſeinen Lippen und Händen, und bringt ſeine Bewegungen blos durch innern deutlich angegebnen und gezeigten Mechanismus hervor, ohne Hülfe eines Menſchen. Wir ſehen nun, daß dieſer ſogenannte Schachſpieler blos eine Stelle unter denjenigen magnetiſchen Maſchinen verdient, die in der Wieglebſchen natürlichen Magie die 2te Abtheilung ausmachen. Dem Herrn von Racknitz ſind wir dieſe Belehrung ſchuldig. Sein mechaniſches Verdienſt iſt wohl ſo groß, als das des Hrn. von Kempele, denn es gehört viel Genie dazu, einen ſo künſtlich ausgeſonnenen mechaniſchen Betrug

mittelſt deſſen der Arm nach dem Leib des Türken zu, und wieder hinweg bewegt werden kann. Die Finger ſind durch Gelenke an die Hand befeſtigt. An der innern Seite ſind an den Fingern Schnuren angebracht, welche in den Arm gehen, und daſelbſt an einem kleinen Hebel hängen, mittelſt deſſen die Finger zuſammen gezogen werden, und die vermittelſt angebrachter Federn ſich wieder gerade ziehen. Die Schnüre und Hebel befinden ſich in dem dicken Beine des Türkens. Da der Spieler die Hand des Türkens auf einen gewiſſen Punkt des Schachbretts leiten muß, ſo war hierzu eine beſondere Vorrichtung nöthig. Hierzu wählte der Herr v. K. einen Quadranten, auf dem anſtatt der Grade, die Lage des Hebels, der zur Bewegung der Hand diente, wenn ſolcher auf ein gewiſſes Feld des Schachbrettes kam mit einem Striche bemerkte, es waren alſo für die 64 Felder auch 64 Striche nöthig. Schon war dieſe Vorrichtung vollendet, ſo ſahe der Herr zu K. ein, daß dieſes viel bequemer vermittelſt einer Art von Storchſchnabel geſchehen könnte, und zwar, daß man, wenn man das Ende des inwendigen Schenkels auf ein gewiſſes Feld desjenigen Schachbretts, ſo der verborgene Spieler bey ſich ſtehen hat, brächte, die Hand des Türken, welche das Ende des zweyten Schenkels macht, das gleichnamige Feld auf dem vor ſich ſtehenden Schachbrette berühren würde. Um nun aber in dem Kaſten die Züge des Gegenſpielers zu bemerken, ſo ſind die Steine des Spiels mit magnetiſchen Stäben verſehen. Im Innern des Schachbrettes iſt unter jedem Felde eine viereckigte Vertiefung gemacht, in welcher eine Magnetnadel, die durch ein rund geſchnittenes Stückchen weißes Papier geſteckt iſt, ſich befindet. Dieſe untere Seite des

Schach-

Schachbrettes iſt mit einer Glastafel verſchloſſen. Die Felder beyder Schachbretter ſind mit gleichen Ziffern bemerkt. Wenn nun der Gegenſpieler einen Stein zieht, ſo fällt die Magnetnadel wo er geſtanden hat nieder, und die Magnetnadel desjenigen Feldes, wo der Gegenſpieler den Stein nieder ſetzt, bewegt ſich in die Höhe. Dieſe Veränderung bemerkt der verſchloſſene Spieler, und macht den Zug auf ſeinem Schachbrette nach. Nun bewegt er den Hebel des Arms nach dem beſtimmten Strich auf den Quadranten, oder führt ſeinen Schenkel des Storchſchnabels auf das Feld, deſſen Stein gezogen werden ſoll, ziehet den Hebel der Hand, um ſie zu öffnen — läßt nach, die Hand ſchließt ſich, u. ſ. w.

Wir ſehen alſo nun deutlich, daß dieſe Maſchine kein Mittelding zwiſchen dem Menſchen und einem Automaten ſey, obgleich Hr. v. Kempele in der engliſchen Ueberſetzung der deutſchen Beſchreibung ſeines Schachſpielers, dieſe Maſchine unbelebte Vernunft (Inanimate Reaſon) nennt. Wir ſehen auch, daß ſie kein Automate ſey, wie der Flötenſpieler, denn dieſer hat einen viel künſtlichern Bau in ſeinen Lippen und Händen, und bringt ſeine Bewegungen blos durch innern deutlich angegebenen und gezeigten Mechanismus hervor, ohne Hülfe eines Menſchen. Wir ſehen nun, daß dieſer ſogenannte Schachſpieler blos eine Stelle unter denjenigen magnetiſchen Maſchinen verdient, die in der Wieglebſchen natürlichen Magie die 2te Abtheilung ausmachen. Dem Herrn von Racknitz ſind wir dieſe Belehrung ſchuldig. Sein mechaniſches Verdienſt iſt wohl ſo groß, als das des Hrn. von Kempele, denn es gehört viel Genie dazu, einen ſo künſtlich ausgeſonnenen mechaniſchen Betrug

auf die Spur zu kommen, und das, was wirklich mechaniſch iſt, mit ſo vieler Genauigkeit nachzumachen. Er hat aber noch den Vorzug vor dem Herrn von Kempele, daß er einen wichtigen Beytrag zur Bekämpfung des Aberglaubens geliefert hat, welcher nur immer Wunderdinge verrichtet, welche die Philoſophie nicht ſoll begreifen können; dahingegen Hr. v. Kempele durch ſeine Täuſchung dem Wunderglauben Nahrung gab.

Sk.

III.

Valentinian der Erſte, oder geheime Unterredungen eines Monarchen mit ſeinem Thronfolger über die Religionsfreyheit der Unterthanen, von Wilhelm Abraham Teller. Zweyte mit einem Anhange vermehrte Auflage. Berlin, bey Mylius. 1791. 8.

Die Veranlaſſung zur Herausgabe dieſer Schrift im Jahr 1777. gab dem verdienſtvollen und allgemein verehrten Vf. die Anfrage: wie ein Römiſch-katholiſcher Regent nach proteſtantiſchen Grundſätzen zu verfahren habe, wenn er ſeinen evangeliſchen Unterthanen freye Religionsübung geſtatten wolle; und wie vielen Einfluß in ihre kirchlichen Einrichtungen er ſich vorbehalten könne? Herr T. antwortete hierauf: „Der gedachte Regent werde ſeine Geſinnungen krönen, wenn er ſich jedes Einfluſſes in die innere Kirchenverfaſſung der proteſtantiſchen Gemei-

Gemeinen ſeiner Staaten begäbe, und ſie darin ihrer eigenen Wahl überließe; dagegen alles, was ihre bürgerlichen Verhältniſſe beträfe, an die ordentlichen Civilgerichte verwieſe, und ihnen übrigens bey gutem Verhalten Schutz gegen allen Druck von außen angedeihen ließe. Mehr Rechte und Pflichten hätte, in Anſehung der Religionsangelegenheiten evangeliſcher Gemeinen, ſelbſt kein proteſtantiſcher Regent. Dies wäre freylich bey der Reformation nicht ſo deutlich eingeſehen, oder vielmehr noch gar nicht eigentlich unterſucht worden. Hintennach erſt habe man gefragt, welche Rechte proteſtantiſche Landesherren in Kirchenſachen ihrer Unterthanen von gleichem Bekenntniſſe hätten, und aus welchen Gründen? Dabey habe man nach und nach Alles, was ſich die Römiſche Geiſtlichkeit angemaßt, als den Regenten entzogen, dieſen wieder beygelegt, ohne zu bedenken, daß jene eben ſo viele Eingriffe in die Rechte der Layen gethan, und was nun auch dieſen, nach dem Proteſtantismus, hätte ſollen zurückgegeben werden. Darüber wären alſo die Gemeinen zu kurz gekommen."

So antwortete der Verf.; und bey der Vermuthung, daß die Anfrage die kaiſerl. Staaten beträfe, ſetzte er hinzu: kein chriſtlicher Kaiſer ſcheine dieſen Theil ſeiner oberherrlichen Rechte beſſer gekannt und ausgeübt zu haben, als Valentinian der Erſte. Es ergieng hierauf an Hrn. T. die Aufforderung, dieſe Idee weitläuftiger auszuführen; und ſo entſtand dieſe Schrift, welche auch ins Franzöſiſche überſetzt, und in der 5ten Abtheilung des Anhangs zum 25ſten bis 36ſten Bande dieſer Bibliothek S. 2576 mit dem ihr gebührenden Lobe empfohlen worden iſt. Da die vor uns liegende neue Auflage ganz unverän-

dert

dert geblieben ist, so dürfen wir uns dabey nicht aufhalten. Um desto mehr aber müssen wir uns bey dem wichtigen Anhange verweilen, der bey dieser neuen Auflage hinzugefügt ist, und worin der Verf. mit eben so großer Freymüthigkeit, als ungemeinem Scharfsinne dasjenige genauer aus einander gesetzt hat, was er in der Schrift selbst den Monarchen, den er darin redend einführt, nur kurz konnte andeuten lassen. Dieser Anhang kömmt itzt gerade zu rechter Zeit, da man in verschiedenen Ländern eifrig bemühet ist, die Freyheit der protestantischen Kirchen und ihrer Lehrer ganz gegen den Geist des Protestantismus zu beschränken, und die Protestanten einem Religionsjoche zu unterwerfen, dem sie sich durch die Reformation entzogen haben. Wir wünschen daher nichts mehr, als daß alle Protestanten, denen ihre Religionsfreyheit theuer ist, diese Schrift lesen und beherzigen mögen. Wir wollen daraus, da die Sache nicht nur allen Protestanten, sondern auch unsern Römischkatholischen Glaubensbrüdern wichtig seyn muß, einen kurzen Auszug liefern.

So große Verdienste, nach Conring und etwa Caspar Ziegler, auch Thomasius, J. H. Böhmer, und ihre Nachfolger, wie Pertsch, sich um das protestantische Kirchenrecht erworben haben: so haben sie doch mehr die landesherrlichen Rechte in kirchlichen Angelegenheiten gegen die sogenannte Geistlichkeit, und die noch aus dem päpstlichen Rechte übrig gebliebenen, und durch B. Carpzov, Ahasver Fritsch gesicherten Anmaaßungen dieser, in Schutz genommen, als für die Rechte der Gemeinen gesorgt. Jenes Verdienst wird auch für einen Protestanten immer geringer, nachdem selbst Römischkatholische

Gelehrte

Gelehrte angefangen haben, die den Landesobrigkeiten von Bischöfen und Kirchenversammlungen entrissene Gewalt laut anzuerkennen. Uns bliebe also nur noch übrig, auch den Gemeinen mehr das Wort zu reden, und dadurch den Herrschern das lästige Amt der Oberaufsicht über sie zu erleichtern. Dies haben auch neuerlich Hufeland, Trapp, und zum Theil auch Schnaubert, gethan. Schon vor 14 Jahren dachte der Vf. in der Schrift, welche hier zum zweytenmale abgedruckt ist, in ihrem Geiste. Da sich seine Einsichten nun seit der Zeit nicht verändert haben: so fühlt er einen innern Beruf, bey dieser Gelegenheit von dem Rechte der Gemeinen in Kirchensachen sein Glaubensbekenntniß auch abzulegen. Die Rechte der Gemeinen in Kirchensachen begreifen die Befugniß, welche jede einzelne Gemeine in der Christenheit, und besonders unter den Protestanten, haben sollte, ihre kirchlichen Angelegenheiten selbst einzurichten; ihre Lehrer zu wählen und zu bestellen; das, was sie gelehrt seyn will, diesen vorzuschreiben; wenn sie dagegen lehren, bey der Obrigkeit klagbar zu werden, und sie, nach den Aussprüchen derselben, zu behalten oder zu entlassen; ihre gottesdienstlichen Gebräuche festzusetzen, und von Zeit zu Zeit jede ihr beliebige Abänderung und Verbesserung in denselben zu machen. Um dieses Recht auszuüben, hat eine jede Kirche ihren Kirchenrath, ihr Presbyterium, Consistorium, dessen Glieder aber alle zwey oder drey Jahre von neuem gewählt werden, und wozu der Prediger nur als Rathgeber gezogen wird, ohne eine eigentliche oder gar entscheidende Stimme dabey zu haben. Jene Aeltestenversammlung hält in jeder Gemeine über Alles, was ihre Einrichtung mit sich bringt, sorgt für die Armen

in derſelben, thut, wenn es nöthig iſt, Vorſchläge zu Verbeſſerungen, ermahnt unordentliche Mitglieder, beſucht Kranke u. ſ. w. Aber weder ſie, noch die ganze Gemeine, hat eine zwingende, und noch viel weniger ſtrafende Gewalt; welche bürgerliche Nachtheile zur Folge haben könnte. Denkt ſie chriſtlich, ſo wird ſie gegen Schwache oder Unartige, ſo lange als möglich, Nachſicht und Geduld beweiſen, und auch der Lehrer dazu rathen und helfen. Wer ſich gar nicht in ihre Ordnung fügen will, den weiſet ſie von ſich, oder er ſelbſt ſcheidet ſich von ihr, und hält ſich zu einer andern Gemeine. Auch hat keine einzelne Gemeine Fug und Recht, einer andern deſſelben Bekenntniſſes etwas zu befehlen, und ſie auf irgend eine Weiſe in ihrer Freyheit einzuſchränken. Dies nennt der Verf. kirchliches Recht, kirchliche Freyheit, nicht Macht, weil dieſe, auch in Religionsangelegenheiten, nur der Obrigkeit, nach den Beſtimmungen und Einſchränkungen, welche der Verf. im Vorhergehenden vorgetragen hat, zukömmt. Die Ausdrücke ius ſacrorum, ius in ſacra, möchte er alſo lieber von den Rechten der Gemeine, und die Benennung ius circa ſacra von den Rechten der Obrigkeit gebrauchen. Wichtiger aber, als dieſe Benennungen, iſt der Umſtand, daß der Prediger nur durchaus als Diener der Gemeine betrachtet werden ſoll. Rathen iſt ein Theil des Lehramts, aber nicht das Vorſchreiben. Der gutdenkende Prediger gewinnt leicht in ſolchen Verſammlungen, ohne es zu wollen, ein Anſehn, wodurch das eigne freye Urtheil der Uebrigen gehindert wird, die übelgeſinnten aber, oder der leidenſchaftliche erſchleicht und mißbraucht es. Prediger ſind recht eigentlich Diener der Gemeine, indem ſie deren Unterricht, als ihre wichtigſte Angelegen-

legenheit beſorgen, von ihr gewählt und unterhalten werden. Schon alle Kirchenordnungen nennen ſie Kirchendiener. Hier iſt alſo weder eine neue, noch eine falſche Aufklärung. Auch Luther ſagt in der Vermahnung an alle Chriſten in Liefland: was ſeyd ihr anders, als Diener des Volks; und er that dies in Beziehung auf die klaren apoſtoliſchen Ausſprüche: Wir ſind nicht Herren eures Glaubens, ſondern eure Diener um Chriſtus willen. Es iſt daher auch allerdings ein ſubtiler Widerſpruch, wenn man von der einen Seite ganz richtig ſagt: der Prediger ſolle dem Volke ſeine Meynung nicht aufdringen, und doch von der andern Seite verlangt, er ſolle gerade nur das und das lehren. Denn durch das letztere macht man ihn ja wieder zum Deſpoten des Glaubens ſeiner Gemeine, wenn dieſe etwa gern wiſſen möchte, was er meint, was ihm Wahrheit iſt, und er ihr etwas ganz anders ſagt, was ſie hören und glauben ſoll. Kein wahrhaft aufgeklärter Prediger wird ſich auch dadurch für erniedrigt halten, daß er der Diener ſeiner Gemeine iſt, oder das Prädicat Diener Gottes ausſchließungsweiſe ſich zueignen wollen, da es im N. T. offenbar jedem rechtſchaffenen Gottesverehrer beygelegt wird. Wie ſehr Luther mit den oben vorgetragenen Grundſätzen über das Recht der Gemeinen übereinſtimmend dachte, wird S. 80 ff. mit ſeinen eigenen Worten erwieſen. Er dachte ſchon weit aufgeklärter und richtiger darüber, als in der Folge Cyprian, und ſelbſt manche neuere Lehrer des Staatsrechts. Man könnte indeſſen vielleicht glauben, daß dieſes Recht der Gemeinen ein bloßes Ideal ſey, und nicht wirklich in Ausübung gebracht werden könne, wenigſtens nicht unter den Proteſtanten, nachdem die Sachen einmal

auf dem jetzigen Fuße ſind. Der Verf. erweiſet daher, daß es gar nicht mit großen Schwierigkeiten verknüpft, geſchweige denn unmöglich ſey, die Rechte der Gemeinen aller Arten ſicher zu ſtellen. Zuvörderſt iſt es ja bekannt, daß zum Theil alle reformirte, ſchottiſche, deutſche und holländiſche Gemeinen ſchon wirklich im Beſitz dieſes Rechts ſind, und die Diſſenters in England daſſelbe gleichfalls genießen. Ferner kann die Lehre, welche die Gemeine ihrem Prediger vorſchreiben kann, kein Hinderniß machen. Sehr oft wird ſie ihm darüber nicht einmal eine Vorſchrift ertheilen wollen, ſondern zufrieden ſeyn, wenn er ihr ſeine religiöſen Geſinnungen und Ueberzeugungen vorträgt. Denn es iſt nicht wahr, was neuerlich ein ſchwärmeriſcher und ſeichter Kopf (Rönnberg in Roſtock) behauptet hat, daß das Volk nach Symbolen verlange. Man kann vielmehr ziemlich ſicher annehmen, daß Gemeinen, die einmal Zutrauen zu ihrem Prediger haben, von ihm nicht ſowohl wiſſen wollen, was ſymboliſche Lehren ihrer Kirche ſind, als vielmehr, was er nach der Schrift für Chriſtenthum hält. Doch dem ſey wie ihm wolle, ſo geſchieht ja alles öffentlich, und es kann daher der Obrigkeit nicht unbekannt bleiben, wenn in einer oder der andern Gemeine ſchädliche Meynungen aufkommen. Entſteht über die Wahl eines Lehrers in der Gemeine Streit, ſo laſſe man ſie ſich zanken, und die Regierung trete nur, wenn der Zank zu weit geht, mit der Drohung ins Mittel: vergleicht euch binnen der und der Zeit, oder man wird euch einen Lehrer ſetzen. Was den Einwurf betrifft, daß ſich Unwürdige ins Lehramt einſchleichen würden; ſo dient darauf zur Antwort: können denn etwa unſere Conſiſtorien, auch bey dem beſſern Willen, das hindern? Werden von

ihnen

ihnen nur immer die Würdigſten gewählt? Sind ſie untrüglich, und handeln ſie immer ganz frey? Ueberdem überwiegt das Gute bey der vorgeſchlagenen Einrichtung gewiß die etwanigen Nachtheile weit. Ein von der Gemeine ſelbſt gewählter Prediger iſt ihr werther, und ſie wird es auch ihm ſeyn, wenn er wohl denkt. Es iſt daher ſehr zu billigen, daß die franzöſiſche Nationalverſammlung dem Volke die Wahl der Biſchöfe und Lehrer wieder gegeben hat. — Zwangsrechte muß keine Gemeine, weder in Anſehung ihrer eigenen Glieder, noch gegen andre Gemeinen ihrer Religionspartey haben. Sie kann ein laſterhaftes Mitglied vom Abendmahl ausſchließen, ganz von ſich weiſen; ſie kann dem Lehrer nach vorhergegangener obrigkeitlichen Unterſuchung ihrer Beſchwerden, den Abſchied geben; aber beydes muß ohne entehrende Feyerlichkeiten, ohne ein verdammendes Formular, und nicht vom Presbyterio allein geſchehen. Jede Gemeine kann ſich, nach Zeiten und Umſtänden, mit andern vereinigen; aber es muß freywillig, und ohne eine Sanction der Regierung geſchehen. Sie kann mit andern provinzielle oder Nationalſynoden halten; aber ſie muß nicht gezwungen ſeyn, dabey zu erſcheinen, oder ſich deren Beſchlüſſen zu unterwerfen. Es muß bey ſolchen Zuſammenkünften ein Bevollmächtigter der Regierung zugegen ſeyn, um die Freyheit jeder einzelnen Gemeine und die Rechte der Obrigkeit zu ſichern. — Freylich wird man nun hierbey ſagen: wo bleibt da die Einheit der Kirche, wo die Einheit des Glaubens? Aber auch dieſen Einwurf beantwortet der Verf. vortreflich.

Eine Kirche iſt eine Geſellſchaft, welche ſich zu Einer Anbetung Gottes nach gewiſſen Regeln vereiniget.

niget. Jede christliche Gemeine, groß oder klein ist also eine Kirche. Dies ist offenbar Sprachgebrauch des N. Test., nach welchem sogar jede Hausgemeine, Col. 4, 15., eine Kirche genannt wird. Bey den ersten christlichen Kirchen war zwar wohl eine gewisse Einheit dieser Kirchen unter einander, aber auf keine Weise Einheit der Kirche, wie sie nachher gedacht worden, als eines Aggregats von vielen tausend einzelnen Gemeinen in der ganzen weiten Christenheit. Es war Einheit in den Hauptgrundsätzen, aber ohne alle genauere Bestimmungen, ohne allen Zwang von einerley Ceremonien. Jene blieben jeder frey, wie diese. Daher beobachtete die Gemeine zu Jerusalem noch die Beschneidung neben der Taufe bis spät ins zweyte Jahrhundert, und Paulus wollte nur die Antiochenische aus dem Heidenthume daran nicht gebunden wissen. Aber die einzelnen Gemeinen vervielfältigten sich; die ersten apostolischen Schüler und Lehrer starben aus; ihre Nachfolger maßten sich immer mehr Gewalt an; sie wurden Herren; verbanden sich anfangs in Provinzen, allmählich in ganzen Nationen; setzten, als Repräsentanten der Gemeinen, nach Mehrheit der Stimmen, Lehrformen und Gebräuche für alle christliche Gemeinen fest; bis man endlich, um dem Einförmigkeitsgebäude noch mehr Haltung zu geben, den Stul des Petrus zu Rom zum Mittelpunkt der Einigkeit machte. So kam nach und nach in das apostolische Glaubensbekenntniß, worin es anfangs bloß hieß: (credo sanctam ecclesiam) ich glaube eine heilige Kirche, erst der Zusatz unam, Eine, eine einige oder einzige, und dann späterhin, um von Rom aus die ganze Christenheit in das schwere Joch härter einzuzwängen, der zweyte Zusatz catholicam, also eine einzige, heilige, allgemeine

Kirche.

Kirche. Ein ungeheurer Begriff! Aber damit war nun auch die Einheit der Kirche fertig, nämlich, die Uebereinstimmung aller über den ganzen Erdboden ausgebreiteten einzelnen christlichen Gemeinen, und jedes Gliedes derselben, in Lehrsätzen und Gebräuchen, wie beydes Kirchenversammlungen oder Päpste bestimmt und vervielfältigt hatten. Nun mußte also, nach einer unnatürlichen Folge, allen Laien alles eigene Denken verboten, und der Canon festgesetzt werden. Jeder muß glauben, was die Kirche glaubt. Nach vielen vergeblichen dagegen gemachten Versuchen kamen endlich Luther und seine Gehülfen. Er verwarf nämlich den Wahn, daß nur die Geistlichkeit die Kirche vorstellte. Aber er blieb, was den Begriff der Einheit der Kirche betraf, kaum auf der Hälfte des Weges stehen; wollte zwar nicht die Einförmigkeit in Gebräuchen dazu gerechnet wissen; hielt aber noch fest an der Einheit in den Lehrsätzen mit allen ihren Bestimmungen. Hätte er länger gelebt, so würde er sich von diesem Irrthume, nach seiner freyen Denkungsart, wohl losgemacht haben. Aber dieser einmal aus der Römischen Kirche beybehaltene Begriff von Einer allgemeinen protestantischen Kirche hat nun die Folge gehabt, daß man ihr in jedem Lande Ein Haupt, den Regenten als Bischof, und allen Ländern in Deutschland das corpus Evangelicorum, als einen obersten Bischof vorgesetzt hat. — Ist es nun aber wahr, das jede einzelne christliche Gemeine für sich eine Kirche ausmacht; braucht es unter ihnen keiner Einförmigkeit in Gebräuchen; kann die Einförmigkeit in Lehrsätzen, und der besondern Erklärung und genauern Bestimmung eines jeden Lehrsatzes, nicht erzwungen werden, es sey denn durch ein sichtbares, den Kir-

chenglauben gebietendes Haupt, und auch durch dieſes nur dem Scheine nach und auf kurze Dauer; und müſſen ſie doch durch Etwas zuſammen hängen: worin müſſen ſie denn eins ſeyn? Nun freylich zuförderſt in Einem Glauben, aber nur in den wenigen einfachen Grundwahrheiten, wie ſie Epheſ. 4, 4—6. beſtimmt ſind: daß ſie Einen Gott und Vater Aller anbeten, Einen Herrn, als ihr unſichtbares Haupt, verehren, Einen Glauben, d. i. eine geiſtige Religion im Gegenſatz der jüdiſchen, und einerley Hoffnung des Zukünftigen bekennen, durch Eine Taufe mit Waſſer die Neubekehrten unter ſich aufnehmen, und alle unter ſich und gegen einander zu einerley friedlichen Geſinnungen verpflichtet ſind. Das apoſtoliſche Symbolum iſt alſo zur dogmatiſchen Einheit der Chriſten unter ſich völlig hinreichend. Kömmt nun zu dieſer Glaubenseinigkeit Uebereinſtimmung in guten rechtſchaffenen Geſinnungen hinzu; ſo bleibt auch dem Staate nichts zu wünſchen übrig, weil dieſe Geſinnungen nothwendig Liebe und bürgerliche Eintracht befördern müſſen. Billig ſollten daher auch Regenten und Obrigkeiten denjenigen Theile der Theologen danken, welcher der bloßen Formularreligion entgegen arbeitet, mehr den Geiſt derſelben zu heben ſucht, der lauter und ſtärker zum Frieden und zum geſellſchaftlichen guten Vernehmen im Gewiſſen ſpricht, als es alle Reichsgeſetze nicht thun können, von denen auch das Volk ohnehin nichts weiß.

Man könnte nun freylich noch ſagen, daß dieſer Zuſtand vieler für ſich beſtehenden Gemeinen zu demokratiſch, und daher eher republikaniſchen als monarchiſchen Staaten angemeſſen ſey. Aber auch dieſer Einwurf iſt ungegründet. Je mehr Freyheit der

Landes-

Landesherr seinen Unterthanen in Ansehung ihrer religiösen Ueberzeugungen läßt, um desto treuer werden sie ihm aus Dankbarkeit anhängen, und um desto mehr wird sie ihr eigenes Interesse hierzu antreiben.

Was endlich die Deutschen protest. Länder insbesondre betrifft: so sind freylich die Landesherren in einem verjährten Besitze das Recht der Gemeinen auszuüben, wenn gleich nicht überall in gleicher Ausdehnung. Es hat ja aber keinen Zweifel, daß die Landesherren sich dieses Rechts begeben können. Eben dieses können ja auch die sogenannten Kirchenpatrone thun. Von dieser Seite wäre also die oben vorgeschlagene Einrichtung wohl ausführbar. Was nun aber Verträge betrifft, wodurch den Landesherren die Aufnahme anderer Religionsverwandten erschwert wird: so könnte man allerdings wohl annehmen, daß solche in den Zeiten der Unwissenheit und Barbarey gemachte Verträge ungültig wären. Aber man dürfte auch nur Versuche anstellen, ob das Volk dergleichen Verträge noch ferner beobachtet haben wollte; und wenn sich das fände, so müßte man sorgen, daß das Volk besser aufgeklärt würde, damit man künftig der Verbindlichkeit, dergleichen irreligiöse Verträge zu halten, entledigt würde. Die Reichsgesetze stehen auch nicht im Wege. Der Verf. zeigt aus der Geschichte und den Worten des Religions- und Westphälischen Friedens sehr überzeugend, daß jeder protestantische Fürst allerdings befugt sey, jeder Gemeine in seinen Landen die öffentliche Religionsübung zu verstatten, wenn sie nur die Hauptgrundsätze des Protestantismus nach der Augsburgischen Confession gegen die Römischkatholischen annimmt. Sie würden sogar,

wie sehr gut erwiesen wird, verpflichtet seyn, Schutz und Religionsfreyheit selbst denjenigen angedeihen zu lassen, welche neben der Schrift blos das apostolische Symbolum, und noch etwa die Erklärung Luther's dazu genommen, zur Richtschnur ihres Glaubens machten, und das corpus evangelicum könnte kein Bedenken tragen, sie auf dem Reichstage zu vertreten.

Wir schließen diese Anzeige mit den Worten des Verfassers: „Möchten doch Alle, welche sich nach „dem Namen Christi nennen, und gleichwohl so gern „den unseligen Partheygeist unterhalten, und, so „viel an ihnen ist, zu verstärken suchen, die kurze, „aber gewiß bedeutungsvolle Erzählung beym Mar„kus 9. 38—40. bey sich Eingang finden lassen: „Meister, sagte einmal Johannes, wir haben Je„mand angetroffen, der trieb den Teufel in dei„nem Namen aus, daß wir uns nicht enthalten „konnten, es ihm zu verbieten, da er sich nicht zu „uns hält. Da antwortete ihnen Jesus: das „hättet ihr nicht thun und es ihm verbieten sollen. „Denn gewiß wird keiner, der als mein Bevoll„mächtigter so etwas thut, übel von mir reden; „wer aber nicht wider uns ist, der ist mit uns, „wenn er auch nicht gerade in unserm Gefolge ist."

Kurze Nachrichten.

I. Proteſtantiſche Gottesgelahrheit.

Beyträge zur Beförderung des vernünftigen Denkens in der Religion. Dreyzehntes Heft. 260 Seiten. Vierzehntes Heft. 204 Seiten in gr. 8. 1792. bey Steiner und Comp.

Unſere Leſer kennen ſchon die vorigen Hefte dieſer Beyträge. Auch dieſe beyden Theile ſind voll wichtiger und nützlicher Abhandlungen. Das dreyzehnte Heft enthält folgende Aufſätze: **Ueber die Prüfung der Aechtheit des Briefes Plinius an Trajan, in Semlers neuen Verſuchen die Kirchenhiſtorie des N. T. mehr aufzuklären.** Die Gründe, die Herr Semler zur Bezweiflung der Aechtheit jenes Briefes, worin Plinius den Trajan wegen der Chriſten in Bithynien um Rath frägt, worauf auch ein Reſkript vom Trajan folgt, etwas weitſchweifig, und in ſeiner Art dunkel vorgelegt hat, werden hier mit bündigen Zuſätzen an einander gereihet, um des Kritikers Urtheil zu erleichtern. Wäre Recenſ. auch nicht ſchon vorhin Semlers Meynung geweſen: ſo würde ers bey dieſer wohlgeordneten Unterſuchung gewiß geworden ſeyn. Die Gründe ſelbſt muß jeder Forſcher nachleſen, und ſie mit den Einwendungen, die Haverſaat und die A. L. Zeitung dagegen aufgebracht, abwiegen. **Ueber die merkwürdigſten Stellen im erſten Haupttheil des Pauliniſchen Sendſchreibens an die Chriſten zu Rom.** Die Mühe des Verf. in Pauls Erklärungen einen philoſophiſch wichtigen Verſtand und Zuſammenhang zu bringen, iſt lobenswerth, ob wir gleich an einem allgemeinen Beyfall zweifeln, denn Paulus redet als jüdiſcher Gelehrter nach den Bedürfniſſen jener Zeit und jenes Volks. Δικαιος hieß bey

ihm nicht gerade eben ſittlich gut. Ἔργα nicht eben ſittliche Rechtſchaffenheit. Νόμος nicht allgemeines Tugendgeſetz. Der Apoſtel wollte Anhänger an Chriſtusreligion, nicht aber blos philoſophiſch gute Menſchen machen; wollte die poſitive Religion des Judenthums gegen die poſitive des Chriſtenthums umtauſchen. Deshalb konnte er ſagen: „Abraham hat mit ſeinem Gehorſam keinen Ruhm vor Gott. „Wer thut, was er ſchuldig iſt, wird billig belohnt, aber „deshalb iſt er kein Gegenſtand des Wohlgefallens, wie der, „der πίστις hat, und die chriſtliche Geſinnung des πιστεύειν „εἰς Θεόν unterhält," welches nach V. 14. Etwas ganz anders iſt, als δικαιοσ. Richtig bemerkt der Vf., daß Paulus die Sittlichkeit nicht vom innern Unterſchiede der Handlungen, ſondern vom Willen des Geſetzgebers ableitet, und daß er den Tod aller Menſchen von Adams Sünde, als eine allgemein angenommene Theorie anführt, ſo wie er auch den Sündenfall völlig wörtlich nimmt, alles nach damaliger jüdiſchen Gelehrſamkeit, die er nützt, um die vormalige poſitive Religion in ihrer Schwäche und die Neue in ihrer Vortrefflichkeit vorzuſtellen. Deshalb ſagt er: „Um der eigenen Sünden willen litten die Uebertreter den Tod nicht, weil das Geſetz die Todesſtrafe noch nicht angekündigt hatte. Gleichwohl herrſchte der Tod von Adam bis Moſes auch über die, „welche nicht eben der Uebertretung ſchuldig waren, die Adam „begangen hatte. Durch Einen kam der Tod, eben ſo durch „Einen die Losſprechung. Mithin mußten die Uebertretungen vieler dazu dienen, die Gnade zu verherrlichen. Ueberdem iſt das Geſetz eingeführt, die Uebertretung zu häufen, „damit die Gnade in der Chriſtusreligion deſto ſchätzbarer würde. — Mit Recht erinnert der Verf., daß man ſich durch die Unfruchtbarkeit der Antitheſen Pauls nicht ſchrecken laſſen müſſe, um ihn das ſagen zu laſſen, was er wirklich ſagt. So wie Recenſent mit dem gelehrten Verf. darin einverſtanden iſt, daß hier aus des Apoſtels Erklärung keine allgemeine ſittliche Verdorbenheit gefolgert werden kann: ſo ſtehet er dagegen nicht ein, wie der Zurechnung der Sünde Adams ausgebeugt werden könne, weil alsdenn der Gegenſatz der Zurechnung der Gerechtigkeit Chriſti alle Kraft verlieren würde, und der iſt gleichwohl des Apoſtels Hauptſache.

Was von V. 7 — 13 zur Erklärung und Rechtfertigung der apoſtoliſchen Ideen geſagt wird, möchte Recenſent nicht unter-

unterschreiben. In Absicht des neunten Kap. V. 6 — giebt sich der Verf. augenscheinliche Mühe des Apostels Determinismus zu entschuldigen, sagt aber ehrlich, er trage den Sinn in des Apostels Rede hinein, der nicht darin liegt. Also — kein Wort darüber. Uns scheint die Schwierigkeit gering, sobald wir den Ideengang Pauls voraussetzen, der die hochmüthigen Juden demüthigen wollte, und ihnen deshalb vorhielte, wie nicht des Menschen innerer Werth Gott zu gewissen Vorzügen vermag, sondern der Grund liegt in der Determination Gottes ganz allein, die sich auf Voraussehung der Zukunft gründet. Abermals muß wohl bedacht werden, daß Paulus nicht im 18ten Jahrhundert gelebt. Etwas über die Israelitische Religion. Reiner Theismus ist nicht die Frucht des eigenen Nachdenkens der Völker, sondern Wirkung der Offenbarung. Der rohe Mensch sieht überall geistige Kräfte. Die Einheit des Weltplans einzusehen, ist nur für wenige Denker. Diese theilen durch Unterricht und Ueberlieferung unsre einbrüchlichen Autorität ihre Einsichten mit, deren Erfolg von der Fassungskraft des Volks abhängt. Fehlt es an dieser Kraft, so wird vorgebliche Gotteserscheinung, Wunder und Weissagung die Begriffe nicht zum Theismus läutern. Die Weisen des israelitischen Volks machten aus ihren Lehren kein Geheimniß, sie waren aber selbst nur wenig gebildet, und viele menschliche Vorstellungen mischten sich in ihre Erkenntniß. — Diese vortrefliche Abhandlung muß aufs fleißigste studirt werden. Ueber Herrn Prof. Tiedemanns Abhandlung von der Magie. Recensent ist ziemlich mit den Bedenklichkeiten einverstanden, die der Hr. Verf. gegen die Menge, Verbindung, Handlungsart und Verwunderung verdienende Künste der Hexen und Unholden in den finstern Zeiten, beybringt. Es gab in der Welt immer hypochondrische Männer, und hysterische Weiber; Dummheit, Aberglaube von Dämonen und Teufeln gaben periodenweise lächerliche Auftritte. Aerger als alles war der Unsinn der Hexenrichter, die gegen die elendesten Kreaturen wider alle Menschlichkeit hausten, dadurch den niedrigsten Possen ein Gewicht gaben, und, statt die Menschen zu belehren, sie noch unklüger machten. Von der Persischen Religion nach dem von Anquetil herausgegebenen Zend-Avesta. Ein Abschnitt, der mit Verstand gelesen, und mit Verstand auf die alte jüdische Geschichte angewandt seyn will. Es ist ein fruchtbarer Gedanke, dem man dabey nicht ausweichen kann, daß die positi-

ven

den Religionen so viele Aehnlichkeit unter einander haben. Ueber das Principium der Moral und die nächsten daraus abgeleiteten Grundsätze derselben. In Briefen an den Herausgeber der Beyträge zum D. in das Rel., von Rudolph Maurer. Nachdem der Hr. Verf. im ersten Briefe die Erwartung von wichtigen, neuen Paradoxien gespannt, und sich auf allen Seiten Luft gemacht, kömmt er im zweyten Brief näher zur Sache. Das Wesen der Sittlichkeit setzt er A) im deutlichen Bewußtseyn der Folgen, B) in einer bestimmten Neigung, und zwar bewußten Zu- oder Abneigung. Recensent erinnert hiebey zweyerley: 1) daß der Ausdruck Bewußtseyn die Sache weniger erklärt, als der sonst gewöhnlichere von Einsicht und Erkenntniß. 1) Daß Zu- und Abneigung ebenfalls durch die sonst gewöhnlichere Bestimmung der Erkenntniß durch wirksam und lebendig ausgedrückt werden möchte, wodurch die Definition wenigstens an Kürze gewinnt, zumal die deutliche Einsicht der Folgen mit Zu- und Abneigung wesentlich verknüpft ist, und es des Beysatzes von wirksam und lebendig nicht einmal bedürfte, weil eine unwirksame deutliche Erkenntniß ein Unding ist. Lieber hätte Recensent die Grade der Sittlichkeit durch eine mehr oder weniger deutliche und vollständige Erkenntniß der Folgen zugleich bestimmt. Hieraus folgt ohne Erinnern, daß Rec. den Satz, daß ohne Theilnehmung des Herzens keine Moralität gedenkbar sey, nicht unterschreiben möge, weil er glaubt, daß Wunsch, Bestreben, Neigung, Drang ꝛc. in den mancherley Arten der Erkenntniß schon verwebt sey. Da zu diesen mancherley Arten der Erkenntnisse die dunkle mit gehört, so würde sie aus dem Gebiethe der Moralität nicht ganz zu verbannen seyn. Befördere das Wohl des Ganzen, davon du ein Glied bist, nimmt nun der Hr. Verf. als das höchste Principium der Moral an. Wir sehen hiebey nicht, warum Herr Maurer so sehr gegen Paradoxie und Schwärmerey protestirt, da in diesem gar nicht neuern Princip nichts von dergleichen Beschuldigung erfindlich ist, auch die sonst angenommenen Grundregeln, mit diesem in der wesentlichsten Verwandschaft stehen, z. E. vervollkommne dich selbst, damit du zum Allgemeinen Besten mitwirken könnest. Was du willst, daß dir Andere thun sollen, thue ihnen auch, damit du den Nutzen der ganzen Gesellschaft so gut befördern mögest, wie du wünschest, daß sie zu deinen Besten beytragen sollen. Herr

Maurer

Maurer hat alſo nur das Verdienſt, daß er das Wichtigere vorangehen läßt, und das Hauptaugenmerk zuerſt beſtimmt, wobey aus aber die Erklärung zu hart dünkt, daß die häusliche Moral, und die bürgerliche, endlich auch die ſich auf bloſſe Menſchen, mit Ausſchließung der übrigen Kreaturen erſtreckende, tief unter der Würde der ächten Sittenlehre ſich befinden. Das ſind Partikularvorſchriften, die unter allgemeinen ſtehen, und nur alsdenn Tadel verdienen, wenn ſie ſtatt Allgemeiner gelten ſollen, oder ihr vorgezogen werden. Der gröſte Unterſchied, der ſich hier dem Verf. von Seiten der Zuſtimmung des Herzens zeigt, fällt bey Recenſ. weg, der nur die mehr oder weniger deutlich erkannte Reihe von Folgen, als den Grund der Wirkſamkeit, berechnet, ohne darauf zu ſehen, auf welcher Seite die Folgen eintreten, wenn ſie nur überhaupt groß und fruchtbar ſind. Eine Handlung, mit der die möglichſt kleinſte Vollkommenheit fürs Ganze, den Untergang des handelnden Individuums aber verbunden wäre, die alſo nach des Herrn Verf. Vorausſetzung die edelſte und uneigennützigſte Zuſtimmung des Herzens genöſſe, würde Recenſ. unmoraliſch nennen, dem Zahl und Wichtigkeit der Folgen alles entſcheidet, daher er es mit dem Hrn. Verf. allerdings eine unrichtige Vermiſchung nennt, wenn in jedem möglichen Fall die Selbſtliebe zur Grundlage genommen wird. Eben ſo würde es aber auch einſeitig werden, wenn fremdes Wohl ausſchließend die moraliſchen Handlungen und den Werth der Edelmüthigkeit beſtimmen ſollte. Wenn überhaupt die gewiſſenhafte deutliche Berechnung der Folgen die Neigung leitet: ſo fallen mancherley Unterſuchungen von ſelbſt weg, z. E. ob es vielleicht eine wohlwollende Neigung gegen Andere gebe; ob ſelbige eine verhüllte Selbſtliebe ſey; ob die Beförderung des eigenen Nutzens ein unedler Zug des Herzens ſey ꝛc. ſtatt aller dieſer Betrachtungen würde Recenſ. eine genaue Würdigung der Folgen, der Wahrſcheinlichkeit oder Gewißheit ihres Erfolgs, ihres Gegenſtandes, ihrer Dauer, ihrer Wirkung von innen und von außen ꝛc. vorſchlagen, und ſo nach vom Hrn. Verf. ſich trennen müſſen, wenn er der moraliſchen Handlung einen höhern Werth beymißt, wobey das Wohl anderer ſo klar beabſichtiget wird, daß der Eigennutz fürs eigene Beſte aus ſeiner Dunkelheit nicht erwacht. Dagegen Rec. die Moralität und ihren Werth verſtärkt hält, wenn bey Erreichung und Beabſichtigung des allgemeinen Wohls auch die eigene Glückſeligkeit des Handelnden bezweckt

bezweckt und erhalten wird, weil hier die Reihe vollkommner Folgen größer, und das eigne Wohl dem allgemeinen nicht absolut entzogen ist. Die vom Hrn. Verf. ausgezogenen Folgen, kann also Rec. nur zum Theil unterschreiben. Um die Abweichung deutlich zu machen, wollen wir sie gegen einander setzen: 1) Hr. Maurer: moralisch gut ist die Handlung, die fremdes Wohl befördert. Recens.: moralisch gut ist die Handlung, die in ihren Folgen Vollkommenheit befördert. 2) Hr. Maurer: vollkommen gut ist die Handlung, welche das Wohl des Wesens alles befördert. Rec.: vollkommen gut ist die Handlung, die so viele beabsichtigte gute Folgen hat, als möglich ist. 3) Hr. M.: moralisch gut handelt der Mensch, wenn er für anderer Wohl mit bestimmter Zuneigung handelt. Rec.: moralisch gut handelt der Mensch, wenn er gute Folgen mit bestimmter Zuneigung, oder: wenn seine Erkenntniß deutlich und wirksam gute Folgen zur Absicht hat. 4) Hr. M.: bös ist die Handlung, welche fremdes Uebel befördert. Rec.: bös ist die Handlung, die erkannte böse Folgen zur Absicht hat, und der Grad der Verschuldung ergiebt sich, in Betracht der Ideen des Menschen, aus dem Grad der Deutlichkeit seiner Erkenntniß, unbeschadet des Einflusses der äußern Verhältnisse, die bey Bestimmung der Moralität nie zu vergessen sind. Die vielen Distinctionen, wozu der Hr. Verf. gedrungen ist, in Absicht des Edlen oder Unedlen der eigennützigen Handlungen, die wiederum nach besondern Grundsätzen geschätzt werden sollen, sind unnöthig, so lange man den einförmigen Blick auf Werth und Zahl der Folgen heftet. Auch vermeidet man den offenbaren Widerspruch, worein Hr. Maurer fällt, wenn er vorher die moralische Handlung, die mit Bewußtseyn eigenen Wohls sich deutlich beschäftiget, von der Würde der Sittlichkeit ausschloß, nun aber S. 194 für gleichgültig erklärt; im ersten Fall also die Folgen partheyisch würdigte, im zweyten sie ganz läugnet, welches aus dem Zusatz unschuldig noch mehr erhellet, und der, auf deutliche Begriffe zurück geführt, doch nichts anders sagen soll, als ausgeschlossen von der Sittlichkeit, weil, wie er sagt, sie aus einem blinden Trieb erfolgen, welches aber nicht der nothwendige Fall ist, da sie eben sowohl als fremde Glückseligkeit deutlich beabsichtiget werden können. Sehr treffend sind die Gedanken des Hrn. Verf. über die Beschwerlichkeit, und für den größern Theil der Menschen Unmöglichkeit einzelne Folgen in großer Anzahl zu beschauen, zu berech-

nen,

nen, zu vermuthen ꝛc. und über die daraus erwachsende Nothwendigkeit mancherley spezielle Grundsätze anzunehmen, die die Stelle der Uebersicht der Folgen ersetzen müssen, und in dieser Partikularität liegt wieder die Ursache mancher Collision, die aber alsdenn verschwindet, wenn das erste Principium in Anwegung kömmt. Wer über Sittlichkeit denken will, der darf diese philosophische Abhandlung nicht ungelesen lassen, bey der man es nicht glauben würde, wenn es der Hr. Verf. nicht selbst versicherte, daß Kant von ihm nicht gelesen worden.

Ueber Toleranz. Eine für den Volkslehrer nicht genug zu empfehlende Abhandlung, in welcher folgende Wahrheiten beleuchtet, durch die Fragmethode sehr bequem zergliedert, und mit den unläugbarsten Gründen bestätigt werden. 1) Denkfreyheit, als edelstes Eigenthum des Menschen, darf nicht eingeengt werden. Im Reiche der Wahrheiten sind wir uns alle gleich, deshalb kann niemand in der Religion dem andern verbieten, laut zu sagen, was er denkt. Es ist aber nicht immer Weisheit und wohlüberdachter Rath, alles laut zu sagen, was man in der Religion denkt, weil man bey der unvollkommenen natürlichen Erkenntniß nicht so viel wiedergeben kann, als man an der positiven Religion nieder reißt. Gleichwohl muß das Interesse der Vernunft und der sittlichen Wohlfahrt nicht getrennt werden. 2) Eine reine Religion kann nie allgemein werden. Nicht, als gehörte große Denkkraft dazu, diejenigen Wahrheiten, die den Menschen heilig sind, zu begreifen, sondern Erziehung, Lebensart, Einsicht, Uebung, Beobachten, Nachdenken werden immer verschiedene Stufen und Unterschiede in der sittlichen Vollkommenheit sowohl, als Reinigkeit der Ideen unterhalten. Der Begriff von Glückseligkeit, die Triebfedern zur Erfüllung der Pflicht, die Fähigkeit, Vorschriften auf Handlungen anzuwenden, sind bey allen Menschen verschieden. 3) Hieraus prosudingen die so sehr verschiedenen Bedürfnisse, diese und jene Dogmen annehmen zu müssen. Nachdem der Begriff von Weisheit und Güte Gottes rein oder unrein ist, erklärt man sich die Erlösung der Menschen und Ewigkeit der Höllenstrafen, u. s. 4) da also, so lange die Religion in der Welt ist, selbige immer mit Theologie vermischt worden, und bey dem ganzen Menschengeschlechte nicht mehr res integra ist: so muß zwar über erkannten Aberglauben und Irrthum laut geredet,

hier-

niemandes Menschenrecht über gekränkt, und niemanden eine Privatmeynung als die allein wahre angedrängt werden, weil kein Religionsvereinigungsprojekt mit wahrer Duldung bestehen kann. — Mit Mühe enthält sich Recens. des Auszugs aus dem zweyten Gespräch, weil er gestehen muß, daß er in den besten Schriften über diese delikate Materie nicht so wie hier die glücklichsten und edelsten Maximen mit den ausgesuchtesten unwiderstehlichen Gründen zusammen gedrängt gefunden. Nur das Einzige möchte er noch erinnern, daß der Hr. Verf. den Vorträgen der Lehrer, die Symbole betreffend, eine zu große Verbindlichkeit gegen ihm nachfolgende bessere Ueberzeugungen beylegt, dergestalt, daß im Collisionsfall, wenn die Frage entsteht, ob der Prediger den Symbolen entgegen lehren, oder sein Amt niederlegen soll, er den letztern Ausweg für moralisch nothwendig hält. Uns dünkt die Sache nicht so. Der vormalige Vortrag des Lehrers setzte doch nirgends menschliche Natur und Wesen voraus; setzte voraus, daß der Lehrer kein bloßer undenkender Stock seyn sollte, daß seine Einsichten und Vorträge nach den besten fortschreitenden Ueberzeugungen Veränderungen leiden würden, mithin kömmt es hier, wie der Hr. Verf. selbst gesteht, auf den Geist und Zweck des Lehramts an, gegenwärtige und künftige Glückseligkeit zu gründen. Daraus folgt aber nicht, daß der Lehrer mit Ungestüm und Verwegenheit eine übel erdachte Revolution erregen solle, sondern er muß mit Weisheit und Vorsicht, ohne Aufsehn zu erregen, die der Moral nachtheiligen Lehrsätze liegen lassen, und die Zuhörer vom Gegentheil durch successive und unmerklich beygebrachte Gründe zu überzeugen suchen, wobey öffentliche Bestreitung des Symbols allemal überflüßig, und sehr oft tadelhaft wird. Eben so scheint auch hier der würdige Verfasser zu weit zu gehn, daß er die Verbindlichkeit des Lehrers gegen die Symbole nicht genug an den veränderten und verbesserten Einsichten der Zuhörer abhängig macht, weil doch immer, besonders in jetzigen Zeiten, da das Lesen so allgemein wird, der Fall häufig vorfällt, daß die meisten Glieder einer Gemeinde gewisse Dogmen schon nicht mehr annehmen, gesetzt nun der Lehrer hält sie auch nicht für wahr, soll er, um den Symbolen treu zu bleiben, sich gedoppelt seinen Zuhörern anstößig machen?

Das vierzehnte Heft enthält folgende wichtige Abhandlungen: Ueber die Einführung des heil. Abendmahls.

Der

Der Verf. widerlegt aus der Absicht Jesu, dem Zusammenhange der Handlung, und der Beschaffenheit seiner Jünger die Meynung, als habe Jesus diese symbolische Handlung förmlich als neues, zur Fortdauer bestimmtes Cerimoniel der neuen Religionsverfassung seinen Jüngern angekündigt. Ihm war jetzt Hauptzweck, seine Freunde zu nöthigen, an seinen nahen Tod zu denken, daher trug er die Idee allenthalben hinein. Wer sich die Geschichte der spätern christlichen Jahrhunderte aus den Gedanken zu rücken vermag, und sich blos daran hält, was Matthäus erzählt, wird die Anordnung einer feyerlichen Religionscerimonie hier nicht finden, ob sie es gleich nachher aus guten Absichten geworden ist. Selbst die höchste göttliche Menschenkenntniß, in der Jesus es vorher gesehen haben soll, daß dies Saamenkorn lange Früchte tragen werde, wie der gelehrte Vf. sagt, gehört nicht zu den nothwendigen Voraussetzungen. Es bleibt indessen immer Pflicht derer, die sich des Wohlthätigen der Lehre Jesu erfreuen, daß sie sich der edlen Hingebung desselben in den Tod dankbarlich erinnern, mit heiliger Freywilligkeit sein Andenken ehren, und sich zur Tugend und Weisheit stärken. Predigt über Matth. IV. V. 8—11. Der Verf. frägt erst: woher hat der Evangelist die Geschichte? war er, oder ein anderer Zeuge von jeder Art der Versuchung? Mit Grund läugnet das der Verf. und folgert, daß Jesus sie seinen Jüngern erzählt habe, um die Erwartung zu widerlegen, daß er ihre leiblichen Bedürfnisse befriedigen werde, um sie von Eitelkeit und Eifersucht zu befreyen. Der Verf. nennt den Urheber der Versuchung den Verführer, und überläßt einem jeden dabey zu denken, was er will, erklärt sich auch nicht, ob er eine wirkliche Geschichte, oder eine von Jesu in der besten Absicht erdichtete sinnbildliche Vorstellung am wahrscheinlichsten halte. Uebrigens setzt er diesen Abschnitt, den die meisten Gottesgelehrten für untauglich zur allgemeinen Erbauung halten, in die schönste Verbindung mit dem gesammten Inhalt der biblischen Bücher von Jesu Lehre und That, zum Beyspiel für junge und alte Volkslehrer, daß ächte kritische Gelehrsamkeit nicht leicht einen Theil biblischer Geschichte unfruchtbar seyn läßt. Noch etwas von den Hoffnungen besserer Zeiten bey den alten Juden. Der Verf. hat nicht nöthig sich zu entschuldigen, daß von dieser Materie schon zu viel beygebracht worden. Das, was diese Blätter darüber aufgehellet haben, ist gründlich und nützlich. Nur

Auszüge verſtattet ſo ein gedrungener Abſchnitt nicht. Nie wird man mit der größten Zuverläßigkeit die Deutung des 53ſten Kapitels des Jeſaias und des 22ſten Pſalms machen können, ſo viel auch auf den Jeremias zutrifft, da wir nicht alle im Alterthum wichtige Perſonen kennen, in den dichteriſchen Gemälden vermuthlich auch nicht immer wirkliche Perſonen gemeint ſind, auch gewiſſe Ideen von Erweiterung der Stadt Jeruſalem, ewiger Dauer des Volks Iſrael, Revolutionen, Gerichten, Auferſtehung der Todten, ſinnbildliche Erzählungen vom Widder, Ziegenbock, großen Horn wahrſcheinlich Volksideen waren, deren Beziehung wir nicht mehr wiſſen. Den Schluß dieſer bündigen Abhandlung müſſen wir abſchreiben, um auf dieſelbe aufmerkſam zu machen. „Man ſetzt die Achtung gegen die Schriftſteller N. Teſt. nicht „aus den Augen, wenn man ihre Anwendung prophetiſcher „und pſalmdichteriſcher Ausſprüche auf den Meſſias für Allegorie erklärt.“ (Wir meinen die Achtung wird dadurch noch erhöhet.) „Ueberhaupt bringt uns der Charakter der Propheten, und die Natur ihrer Ausſprüche, ſelbige von frühern Perſonen und Erfolgen zu deuten.“ **Ueber einige Ausdrücke, die im N. Teſt. vorkommen.** Εργα, nicht Wunder, ſondern alle zur ſittlichen Beſſerung abzweckende Thaten Jeſu. Πιστις, Kraft, Muth, Unerſchrockenheit. Γλωσση λαλειν, in einer Sprache reden, die den meiſten Zuhörern unbekannt iſt. (χαρισμα γλωσσων übernatürliche Geſchicklichkeit in fremden Sprachen, iſt eine verwirrende, und in unauflösliche Schwierigkeiten verſetzende Deutung.) Wenn die Juden die Abſicht hatten, ſich ſelbſt zu erbauen: ſo redeten ſie in ihrer heiligen Sprache, unbekümmert, ob alle Anweſende ſie verſtünden. In der Mutterſprache kann man ſeine Empfindung am beſten ausdrücken. Αναστασις hieß in den erſten chriſtlichen Zeiten eine Begebenheit in der Beiſterwelt, womit viele Schriftſteller übereinſtimmen. **Beylage zu den Aufſatz: Ueber einige Ausdrücke, die im N. Teſt. vorkommen.** Scheint uns ziemlich überflüßig. Des Verf. Erklärung über εργον hat einen unverkennbaren kritiſchen Werth, iſt auch nicht ſo neu, daß es desfalls einer Einſchränkung bedürfe. **Etwas über die Religionslehre der Edda.** Enthält viel merkwürdiges. Die Trinität der Hindus, die Cosmogonie, Lehre vom Allvater, von Belohnung und Beſtrafung, von böſen Genien, vom Schickſal ꝛc. **Ueber einige Anmer-**

Anmerkungen, die in der allg. d. Bibl. über den Inhalt etlicher Abhandlungen dieſer Beyträge gemacht worden. Man halte dieſe edle und billige Sprache des V. gegen viele Antikritiken beleidigter Autoren im Intelligenzblatt der Allg. Litt. Zeitung, um den Unterſchied des beſcheidenen und unbeſcheidenen Gelehrten einzuſehn. Bey der hier vorliegenden Erklärung eines, durch alle ſeine Abhandlungen ſich ehrenvoll auszeichnenden Mannes weis Rec. nichts weiter zu erinnern. Der Streit über die Wunder würde überhaupt bald geendigt ſeyn, wenn man immer die gedoppelte weſentlich verſchiedene Frage unterſcheiden wollte: a) was glaubten die Menſchen in jenem Zeitalter von dieſen Thaten, die Wunder heißen? Was konnten ſie nach ihren Vorkenntniſſen, nach ihren höchſt mangelhaften Einſichten in die Natur, nach ihrem Aberglauben davon denken? b) Was ſind dieſe Thaten wirklich? wie ſollen wir ſie beurtheilen und erklären? Zwiſchen dem Glauben, der Einbildung, dem Religionsſyſtem des Juden in ſeinen ſo verſchiedenen Epochen, und der Theorie des jetzigen Phyſikers läßt ſich nicht wohl eine Parallele ziehn. Näher könnte ich dem würdigen Verf. nicht kommen. Nicht ſo nahe ſcheint Recenſ. mit dem gleichfalls ſchätzbaren Verf. der Briefe über das Principium der Moral zu ſeyn, wovon hier die Fortſetzung folgt. Sollte aber die folgenberechnende, und die nach Grundſätzen handelnde Sittlichkeit wirklich ſo weſentlich verſchieden ſeyn, als es nach den Worten klingt? Wir erkennen mit Dank die Mühe, die ſich der Verf. gegeben, die Sittlichkeit ſeines Zeitalters zu veredeln, und geſtehen, daß in den bisherigen Theorien dies Principium noch nicht ſo richtig, vollſtändig und überzeugend vorgetragen worden, empfehlen auch dieſe Abhandlungen nicht unbeherzigt zu laſſen. Nur einige Anmerkungen mag uns der Verf. erlauben. Wenn Er den nothwendig und phyſiſch wirkenden Trieb der Selbſtliebe, und den dadurch entſpringenden Unterſchied zwiſchen der reinen Güte des unabhängigen und bedürfnißloſen Weſens einräumt, ob ſich da nicht die bey ihm ſo übel angeſchriebene folgenberechnende Moral einmiſcht; ob die mannichfaltig mögliche Beantwortung der Frage: Was dient zum Wohl des Ganzen, die menſchliche Sittlichkeit nicht eben ſo unberathen laſſe, als die ungewiſſe Folgenberechnung; ob die, dem gemeinen Mann bey ſeinen Handlungen, in den meiſten Fällen ſo nahe liegende Folge, die Natur und Zuſammenhang ihm vorhalten, nicht wirkſamer ihn lenken

[illegible] Princip, nach der allgemeinen Einrichtung des Reichs der Natur und mit dem ganzen Lauf der Welt übereinstimmt; ob das, was seinem unmittelbaren aufs Wohl des Ganzen gerichteten Willen widerstrebende Individuum in der Welt, wie sie wirklich ist, existiren könnte; ob es es nicht nothwendig voraussetzen müsse, daß [illegible] Folgen berechnen müsse. Und wenn nun ein solches Wesen vom Wohl des Ganzen so verschiedene Begriffe haben? Der Mensch Mensch ist, und die Einsichten und Verstandeskenntnisse so verschieden und verhältnismäßig, so mangelhaft sind?

Qs.

Die Kraft der Wahrheit, eine wahre Geschichte. Von Thomas Scott, Prediger zu Weston Underwood, und Ravenstone, Bucks. Frankfurt und Leipzig, im Verlage bey Gieſen. 1791. 174 S. in 8.

Der Verf. giebt sich für einen **Methodisten** aus, dies Wort im weitern Sinne genommen, wo es mit unserm Ausdrucke Orthodoxen, wie man ihn jetzt nimmt, gleichbedeutend ist. Denn nach seiner Bemerkung tragen diesen Schimpfnamen nicht blos **Wesley's** und **Whitefield's** Anhänger, welche von der endlichen Liturgie abweichen, sondern Jeder, der die Lehre der englischen Reformatoren, wie sie in den Artikeln und der Liturgie der englischen Kirche ausgedrückt ist, annimmt oder lehret. Diese Geschichte von der allmähligen Veränderung seiner Lehrmeinungen und Gesinnungen, welche Weston Underwood vom 26sten Febr. 1779. datirt ist, theilt der Verf. in 3 Abschnitte. — Im ersten bis S. 24. giebt er Nachricht von seinem Seelen- und Gewissenszustande vor jener Veränderung, von der er die Geschichte zu liefern willens ist, und bey dem Anfange derselben; — der zweyte bis S. 118. enthält die Erzählung von der Veränderung selbst, der Art und Weise wie, und der Mittel, durch welche sie endlich bewirkt wurde; — der dritte enthält noch einige Anmerkungen über die gelieferte Geschichte.

Die

Die Wahrheit zu geſtehen: der Ton dieſer Erzählung kann anfangs abſchrecken; er ſcheint Myſticismus zu athmen, und hat von Seiten des Unterhaltenden gar wenig Reize. Der Geſchichte ſelbſt fehlt es an Neuheit, auch iſt ſie nicht ſo ſehr reich an Ausbeute für Pſychologie, und für eine aufgeklärte Religions- und Bibelkunde; auch iſt der Verf. ein durchaus treuer Anhänger der kirchlichen Lehrſätze. Aber doch kann es nicht gereuen, die Geſchichte mit einem ernſten Nachdenken bis zu Ende durchgeleſen zu haben. Sie iſt inſonderheit brauchbar, die zum kirchlichen Lehramte ſo unentbehrliche Gewiſſenhaftigkeit im Forſchen und Handeln bey Religionslehrern zu wecken und zu befeſtigen. Denn das muß man dem Manne laſſen: er iſt von entſchiedener Rechtſchaffenheit; er nimmt es mit ſeinem Verſtande und Herzen etwas genauer als gewöhnlich, meint es gut mit ſeiner Gemeinde, und mit der Wahrheit, iſt dabey tolerant, weit toleranter nach ſeiner Veränderung, als vorher, und von Schwärmerey völlig rein. Immer merkwürdig iſt es, daß der Verf. vom Socinianismus, (womit er eben ſo eingebildet auf ſeine metaphyſiſche Stärke als leichtſinnig gegen äußere kirchliche Verpflichtung und verächtlich herabſehend auf Andersdenkende, 1772. ins Predigtamt kam —) nach unermüdetem und gewiſſenhaftem Forſchen, zum kirchlichen Lehrbegriffe durch den Arianismus zurück kam. Nur kann man dies wohl nicht mit dem Verf. für etwas ſo gar Seltenes halten; der Fall iſt gewiß häufiger. Außer ſeinem Freunde J. Newton, deſſen Unterhaltungen über wichtige Herzensangelegenheiten, in Briefen an vertraute Freunde geſchrieben, 1791. in 3 Theilen überſetzt, ſeinen Briefwechſel mit Scott im 1ſten B. mit enthalten, haben — Burner, Locke, Tillotſon, Jortin, Soame, Jennyn, Clarke, Law, Hooker, Beveridge, Leland, Evan, Pena, Lindſey, Bull und Hall — den Gang der Veränderungen in ſeinen Lehrmeynungen allmählig beſtimmt.

Statt einer Kritik über dieſe Veränderungen mögen aus dem Buche, da es doch nicht Lehrbuch iſt, lieber einige Proben von der Sprache und Denkart des Verf. dieſe Anzeige beſchließen. Nach verſchiedenen, die Beſchaffenheit ſeiner Veränderung noch erläuternden Anmerkungen vertheidigt ſich der Verf., was auch ſchon ſein ganzer Vortrag gethan hat, über den Vorwurf der Schwärmerey. Er unterſcheidet zwiſchen

einem würdigen Enthuſiasmus und ſträflichen Fanatismus. „Es iſt nur zu leicht möglich, ſagt er, in eine unſichte und „ſchädliche Schwärmerey zu gerathen, und darüber iſt jetzt „die Frage in Anſehung meiner. Nun glaube ich doch immer, „daß, um eine Beſtimmung von dieſer ſträflichen Schwärme„rey anzugeben, ſich doch das eine oder das andere von fol„genden Kennzeichen zeigen müſſe. Entweder muß das Feuer, „das in der Seele angezündet iſt, von einer erhitzten Einbil„dungskraft, oder von Verblendungen des Satans her„rühren, oder die Sache, mit der dieſer große Eifer zu thun „hat, muß die Sache des Eigendünkels und Irrthums, ſtatt „der Sache Gottes und der Wahrheit ſeyn; oder er muß „ſich in Abſicht auf ſeine Maaßregeln gar nicht rechtfertigen „laſſen, und in ſchlechte Handlungen ausarten. Inzwiſchen, „was auch immer das Entſcheidungsmerkmal der Schwärme„rey ſeyn mag, ſo bin ich doch der Meynung, daß es jedem „ſchwer ſeyn wird, mir um irgend einer Sache willen, die ich „in dieſer Erzählung vorgebracht habe, dieſelbige zur Laſt zu „legen. Ich erhielt nie eine Belehrung durch beſondre An„triebe, durch Bilder der Phantaſie, durch Erſcheinungen, „Träume und Offenbarungen, ausgenommen in ſo fern, als „das Werk des heil. Geiſtes in der Erleuchtung des Verſtan„des zur Annahme derjenigen Wahrheiten, die in der heiligen „Schrift enthalten ſind, bisweilen eine Offenbarung genannt „wird. Eine andere Art von Offenbarung habe ich nie, we„der ſelbſt erwartet oder erfahren, noch auch jemals andern „zu erwarten gelehret.“

Wie hiermit, ſo auch mit der würdigen Erklärung am Schluſſe des Buches wird jeder Leſer zufrieden ſeyn müſſen, der von dem Rechte der Eigenthümlichkeit in Ueberzeugungen und Meynungen ein Gefühl hat. „Ich bekenne es öffentlich, „ſagt er, daß ich es bis an das Ende meiner Tage für den „größten Freundſchaftsdienſt, den mir einer erweiſen kann, „mit Dank erkennen will: wenn einer mit ſanftmüthigem „Geiſte irgend einen Irrthum oder eine ſchwärmeriſche Täu„ſchung, auf die ich verfallen wäre, mir anzeigen, und durch „hinlängliche Gründe mich davon überführen will; ich bin es „mir ziemlich gewiß bewußt, daß mein ernſtlicher Wunſch, „die Wahrheit, ſo wie ſie in Jeſu iſt, zu wiſſen, in Abſicht „auf ſeine Stärke nicht bey mir abgenommen hat, und daß „ich noch immer die nämliche und uneigennützige Entſchließung,

ſie

„ſie freudig anzunehmen, und ihr feſt anzuhängen, beybehal„ten habe, als ich hatte, da ich das Werk erſt anfieng. Doch bin „ich aber auch noch immer furchtſam und bange dafür, ich möch„te allenfalls von der Wärme meines Gemüths, und der Be„trüglichkeit meines Herzens auf irrige Meinungen geleitet „werden. Aber wahrlich, nicht Geſchrey und Schmähung, „oder Zweifel und Gründe, die wider Lehrmeinungen vorge„bracht werden, welche ich verabſcheue, oder Schlußfolgen, „die ich gar nicht zugebe, und die ich nicht einſehe, daß ſie „ſich aus meinen Lehren herleiten laſſen, nicht ein ſolches Zu„werkegehn mit der Vernunft, welches die eine göttliche Ei„genſchaft in Streit mit der andern ſetzt, und einen Theil „der Bibel dem andern widerſprechen macht, oder den „menſchlichen Verſtand auf den Thron erhebt — wahrlich, „ſage ich, nicht eine Behandlung der Sache wird je einiges „Gewicht bey mir haben.“ —

Za.

Predigten über die Sonn- und Feſttagsevangelia des ganzen Jahres, von David Gottfried Gerhard, Königl. Preuß. Oberconſiſtorialrath, der Breßlauiſchen Evangeliſchen Kirchen und Schulen Inſpektor. Erſter Theil, vom erſten Adventsſonntage bis zum Sonntage Exaudi, 8. 750 S. nebſt einem Bogen Vorrede. Zweyter Theil, vom erſten Pfingſttage bis zu Ende des Kirchenjahres. 746 S. Breßlau und Hirſchfeld, bey Korn dem ältern. 1791.

Abermals eine voluminöſe Poſtille, welche 73 Predigten enthält, denen wir aber unſern Beyfall nicht verſagen können, weil ſie wirklich viele gute Eigenſchaften haben. Sie ſind zur häuslichen Erbauung beſtimmt. Dieſen Zweck giebt nun freylich der größte Haufe der Predigtſchreiber vor, aber ſelten findet man, daß ihnen dieſer Zweck recht eigentlich und beſtändig vorgeſchwebt habe, welches doch ſeyn muß, wenn er erreicht werden ſoll. Uns dünkt, Hr. G. habe ihn nie aus den Augen verloren, und dieſem Umſtande ſchreiben wir das Gelingen ſeiner Arbeit zu. Die meiſten Hauptſätze ſind prak-

ktisch, und in einer sehr guten fließenden Sprache, die der Kanzel würdig und gemeinverständlich ist, bearbeitet. Die Leser finden alles aus ihrem Gesichtskreise hergenommen, und das ist eine unerlaßliche Eigenschaft solcher Predigten, die einer vernünftigen Erbauung gewidmet sind. Freylich schimmert überall das kirchliche System und eine demselben angemessene Exegese hervor: aber der Verf. fällt doch nirgends in den polternden Ton der Polemik, und kann und muß man es ihm nicht verdenken, wenn er seine Meynungen und Ueberzeugungen vorträgt, und sie mit den haltbarsten Gründen, welche die Schule der Rechtgläubigen darbietet, zu unterstützen sucht. Wer an solchen Vorträgen keinen Geschmack findet, kann sie ja überschlagen, zumal es in diesen beyden Bänden nicht an anderweitiger Befriedigung fehlt. Auch hat es uns nicht gefallen, daß so sehr viel Liederverse eingemischt sind. Hr. G. hat diesen Vorwurf vermuthet, und, so gut er konnte, diese Manier in der Vorrede entschuldigt. Der große Haufe hat das gern, und findet die Vorträge um so erbaulicher, je mehr sie mit solchen Gesangbuchsreimen ausgestattet sind. Es thut auch ohne Zweifel gute Wirkung, wenn ein passender Vers am rechten Orte angebracht wird. Nur muß es nicht zu häufig geschehen. auch müssen die Verse gut gewählt seyn. In diesen Predigten stehen zu viel, und die meisten sind ohne alle Auswahl aus den ältesten Gesängen entlehnt, da wir doch jetzt an guten Gesängen keinen Mangel haben. — Diese Predigten kosten 3 Thlr. 12 Gr. Ob dieser hohe Preis sie zu einem Erbauungsbuche für Viele qualificire?

K.

Die wohlthätigen Einflüsse der christlichen Religion in die Freundschaft (zum Andenken von Jacobi) von Anton Phil. Just. Reiche, Past. in Queckborn. Celle, bey Richter. 1791. 1. B. 8.

Rec. wüßte über diese Predigt nichts besseres zu sagen, als was das eigene Motto des Verf. sagt: tamen est laudanda voluntas.

Der

Der deutſche Schulfreund von Zerrenner, zweyter Band. Erfurt, bey Keyſer. 1791. S. 118. 8.

Iſt an innerm Gehalt noch geringer, als der erſtere. In der einen Abhandlung wird die Bibel noch als Leſebuch kurſoriſch empfohlen.

Kr.

II. Rechtsgelahrheit.

Rechtfertigung des Frankfurthiſchen Urtheils in der Rechtsſache des Freyherrn von Moſer, gegen den Herrn Hofrath Reuß und den Recenſenten (in) der A. L. Z. Als ein Pendant zu der Schrift: des Freyh. von Moſer Dienſtjahre in dem Fürſtl. Darmſtädtiſchen. Von Ludew. Gottfr. Madihn. Frankfurt an der Oder, gedruckt bey Apitz. 1789. 46 S. 4.

Es iſt ein gewiß nicht unerheblicher Nutzen, den die Publicität ſtiftet, daß ſie auch dazu dient, die Juriſtenfakultäten auf unſern Univerſitäten aufzumuntern, ihre Urtheile und Gutachten mit der gehörigen Gewiſſenhaftigkeit und mit ſorgfältiger Ueberlegung auszuarbeiten. Wer einigermaßen aus der Erfahrung weiß, wie nachläßig oft dergleichen Arbeiten gemacht werden, und welche Menſchlichkeiten auch bey dieſer Einrichtung, die, von einer gewiſſen Seite betrachtet, ihr Gutes thut, vorgehen: der wird ſich freuen, wenn öfters ſolche Richter öffentlich zur Schau geſtellt, und wegen ihrer an den Tag gelegten Unwiſſenheit, Nachläßigkeit, oder gar Bosheit, nach Verdienſt gezüchtiget werden. Denn dadurch wird Vermögen, Ehre und Leben anderer Menſchen geſichert, die bey einer nachläßigen oder partheyiſchen Juſtiz in der größten Gefahr ſind. Es war daher dem Recenſenten ſehr angenehm, daß das berüchtigte Urtheil, welches die Frankfurter Juriſtenfakultät in der bekannten Rechtsſache des Freyherrn von Moſer zu ſprechen, ſich nicht entblödet hatte, von einigen

gen biedern Männern öffentlich angegriffen wurde. Herr Madihn nennt ſich nun hier als Verf. dieſes ſaubern Urtheils, und häuft ſeine Schuld noch dadurch, daß er daſſelbe zu rechtfertigen verſucht. Aber wenn man die ganze ſo betitelte Rechtfertigung durchgeleſen hat; ſo wundert man ſich, daß der Verf. nicht lieber ſchwieg. Denn in der That kann kein unbefangener Mann dieſe Schrift ohne Widerwillen und Unmuth aus der Hand legen. Schon dies, daß der Verf. auf die Publicität unſers Zeitalters übel zu ſprechen iſt, und ſich allerhand Spöttereyen darüber erlaubt, muß den Leſer ſehr zu ſeinem Nachtheile einnehmen. Denn wer Recht thut, und wirklich Recht ſpricht, darf ja das Licht nicht ſcheuen. Wenn man aber keine beſſern Gründe zur Unterſtützung ſeines Urtheils hat, als Hr. M. hier vorbringt: ſo iſt es freylich kein angenehmes Geſchäfft, wenn man die Rechtfertigung deſſelben übernehmen muß; und wir begreifen es ſehr wohl, daß die Publicität einem dann läſtig wird. Indeſſen verſichert der Verf. doch, daß ſein Urtheil ſowohl in materialibus als formalibus gerecht geweſen ſey. Mit Uebergehung deſſen, was gar nicht zur Sache gehöret, wollen wir doch zur Probe einige von den vornehmſten rationibus decidendi prüfen. Was zuerſt die Formalia betrifft, ſo behauptet Hr. M. „es ſey aus den Acten nicht zu erſehen geweſen, daß der Landgraf den Hrn. v. Moſer ſelbſt aus dem Lande gewieſen „habe. Eben ſo wenig ſey daraus hervor gegangen, daß „und warum der R. H. R. die Commiſſion, welche das Urtheil verlangte, caſſirt habe. Man hätte dafür halten müſſen, daß v. M. ſeine Klage bey dem R. H. R. ſpäter angeſtellt habe, und überhaupt dieſer von ihm angefangene Proceß jene Sache gar nichts anginge. Die R. H. R. Reſcripte, welche bey den Acten lagen, hätten dem Referenten „dunkel ſeyn müſſen, weil er nichts von dem beym R. H. R. „angeſtellten Proceſſe wußte, und er habe darauf keine Rückſicht nehmen können, theils weil, ſeinem Bedünken nach, „der R. H. R. die gegründete Jurisdiction nicht aufgehoben „hatte, und nicht aufheben konnte, und ihm in criminalibus „mediatorum gar keine Cognition zuſteht; theils, weil dieſe „Exception ſelbſt von der Commiſſion durch Decrete rechtskräftig war verworfen worden. Referent hätte alſo dafür „halten müſſen, daß von dem Landgrafen dem R. H. R. Reſcripte ſchon volle Parition geleiſtet worden ſey.“ Wenn man dieſe Argumente betrachtet, ſo ſieht man gleich beym erſten

ersten Anblick, wie viel Unrichtiges sie enthalten, und wie sie sogar zum Theil einander selbst widersprechen. Es war ja allgemein, und sogar aus öffentlichen Blättern, die Jeder lieset, bekannt, daß den Landgraf den Beklagten selbst aus dem Lande gewiesen hatte, und daß die Commission, in deren Namen das Urtheil gesprochen werden sollte, von dem R. H. R. cassirt war. Wie kann man also, ohne anzunehmen, daß Hr. Madihn nichts, gar nichts, als Acten, lieset, glauben, daß er von diesen weltkundigen Factis nichts gewußt habe? Aber selbst wenn man dies annehmen müßte; so fand er ja doch, wie er selbst eingesteht, in den ihm zugesandten Acten zwey R. H. R. Rescripte. Ein vorsichtiger Richter würde sich also wohl erst erkundigt haben, was es mit dem Processe, der beym R. H. R. anhängig gemacht war, eigentlich für eine Bewandniß habe, da ihm jene Rescripte schon zeigten, daß dieser Proceß auf das ganze Verfahren der Commission, welche das Urtheil verlangte, ein näheres Licht werfen mußte. Hätte er dann gefunden, daß der R. H. R. die ganze Commission cassirt, und ihr alles Verfahren untersagt hätte: so würde er doch wohl Bedenken getragen haben, im Namen einer solchen von dem höchsten Richter im Reiche cassirten Commission ein Urtheil gegen Hrn. v. M., und dies noch dazu in contumaciam abzufassen. Die R. H. R. Rescripte, welche ihn davon belehrt haben würden, waren ja in mehrern allgemein gelesenen Journalen abgedruckt. Ließt Hr. Madihn keine Journale (wie wir denn wohl glauben, daß ihm solche, bey seinem Hasse gegen Publicität, ein Greuel seyn mögen): so war ja wohl unter seinen Collegen einer, welcher dergleichen heillose Schriften las; oder er konnte ja selbst von der Commission, welche das Urtheil verlangte, eine nähere Erläuterung über diesen Punkt, und die Mittheilung der sämmtlichen in dieser Sache ergangenen R. H. R. Rescripte begehren. Das wäre doch rechtlicher und vorsichtiger gewesen, als daß er, gegen alle Wahrscheinlichkeit und ohne alle Gründe, annahm, daß Hrn. v. M. Klage beym R. H. R. die Sache, worin man ein Urtheil verlangte, nichts anginge, und die Commission von dem R. H. R. nicht aufgehoben, vielmehr von dem Landgrafen den R. H. R. Rescripten schon volle Parition geleistet worden sey. Welcher gewissenhafte Richter wird dergleichen Facta blos, weil es ihm so gut deucht, oder aus Bequemlichkeit, annehmen, und mit einem darauf gebauten Urtheile zuplatzen? Aber Hr. M. hat viele sonderbare

bare Meynungen. Er schafft sich nicht nur kein Licht, wo es wirklich dunkel ist, aber nur durch seine Schuld dunkel bleibt: er macht es auch finster, wo es hell ist, und kann mit schwachen Augen, oder will mit hellen Augen das Tageslicht nicht sehen. Er sagt, der R. H. R. habe jene Commission nicht cassiren können, weil ihm in causis mediatorum criminalibus keine Cognition zustände. Aber von peinlichen Sachen ist hier ja gar nicht die Rede. Oder zählt Hr. M. Klagen gegen Bedrückungen der Reichsfürsten, und Streitigkeiten über fundirte oder nicht fundirte Jurisdiction, und über die Art, wie solche ausgeübt werden soll, zu den peinlichen Rechtshändeln? Und seit wenn sind denn die Juristenfacultäten dazu bestellt, über die Competenz der höchsten Reichsgerichte, und über das Verfahren derselben zu erkennen? Sollte eine Facultät, welche sich unterfängt, im Namen einer von dem höchsten Richter im Reiche cassirten Commission ein Urtheil zu sprechen, nicht einer gerechten Ahndung werth seyn? Und wie reimt sich dies, daß Hr. M. annimmt, dem R. H. R. habe gar keine Cognition in dieser Sache zugestanden, und zugleich glaubt, der Landgraf habe den R. H. R. Rescripten volle Parition geleistet? Wenn das erste richtig wäre, so wär ja das letztre nicht nöthig, und man kann ja wohl sicher glauben, daß unsere Reichsstände und ihre Räthe ihre Rechte kennen. Doch dies ist bey weitem noch nicht Alles. Hr. M. hat auch in contumaciam erkannt, ehe die Acten zu einem solchen Spruche reif waren. Man sollte das, wie das Vorhergehende, freylich kaum von einem Prof. der Rechte und einer ganzen Juristenfakultät glauben; aber es erhellet doch, selbst aus Hrn. M. Vertheidigung, sonnenklar. Denn er bekennet S. 39., daß die Zeugen, auf deren Aussagen das saubere Urtheil gebauet wurde, noch nicht vereidet waren, auch dem Beklagten kein defensor ex officio bestellt worden war. Beydes aber war ja durchaus erforderlich, wenn in contumaciam erkannt werden sollte. Aus welchen Gründen konnte sich denn Hr. M. mit seiner ganzen hochlöblichen Facultät darüber wegsetzen? „Ja, sagt der Verf. „itzt würde ich freylich noch diese Vereidung erkennen; aber es ist kein Zweifel, daß auch die Zeugen ihre Aussagen eidlich bestärken werden, wenn sie noch nicht den Eid „geleistet haben, welches ich nicht weiß.“ Eine feine Entschuldigung! Hat Hr. M. nun erst gelernt, daß die Vereidung nothwendig wär? Und was ist dies wieder für eine

Voraus-

Voraussetzung, daß die Zeugen ohne Zweifel ihre Aussagen beschworen haben würden? Was in aller Welt berechtigt denn Hrn. M. dergleichen anzunehmen, und in dergleichen Voraussetzungen Urtheile zu sprechen? Gott bewahre jeden ehrlichen Mann vor einem Richter, der so schnell bey der Hand ist, durch Vermuthungen zu supplirn, was in den Acten fehlt! Aber auch selbst hier bleibt sich dieser Rechtslehrer und Urtheilsverfasser nicht consequent. Denn wenn er nun einmal glaubte, daß er befugt wäre, in contumaciam zu erkennen: warum nahm er denn den Beklagten nicht simpliciter pro confesso et convicto, sondern litem nur pro negative contestato an? Man sieht willkührliches Verfahren, willkührliche Auslegungen, willkührliche Voraussetzungen, das sind die Dinge, in denen Hr. M. seine Stärke hat. Er schämt sich sogar nicht, am Ende sein Urtheil damit entschuldigen zu wollen, daß es ihm unwahrscheinlich gewesen sey, daß die darin erkannte Strafe jemals werde vollzogen werden. Wem zu Gefallen erkannte sie denn Hr. M.? Und welcher Richter darf denn, nach den Grundsätzen der gesunden Vernunft und der Rechte, auf dergleichen Wahrscheinlichkeiten bey dem Urtheilsspruche sehen?

Doch wir wollen auch noch über die materialia einiges bemerken. Denn auch da sieht es in dieser Sache nicht besser, als bey den Formalien aus. Hr. v. Moser hat das crimen laesae majestatis hundertfach begangen, wenn man der Deduction, die uns Hr. Madihn darüber liefert, glauben will. Wenn es aber mit dieser seine Richtigkeit hat, so möge der Himmel allen freymüthigen Schriftstellern gnädig seyn, und sie bewahren, daß sie nicht in die Hände der Urtheilsverfasser gerathen. Unsern Lesern, die den Beklagten solcher Verbrechen nicht für fähig halten, müssen wir doch einige davon, nach Hrn. M. Erzählung, aufzählen. Sie können daraus zugleich sehen, welche Dinge manche Juristenfakultäten in Deutschland zu den Majestätsverbrechen rechnen. Hr. M. führt Stellen aus Briefen an, die Hr. v. M. an einen Freund schrieb, mit dem er über seinen Landesherrn und dessen Dienste correspondiren mußte. Diese sind nun oft im ersten Affecte, und in der starken Sprache geschrieben, welche dem Beklagten bekanntlich eigen ist, und die hier angeführten Stellen klingen noch ärger, weil sie aus dem Zusammenhange gerissen, vielleicht auch noch wohl hier oder da durch Einschiebung

oder

oder Weglaſſung eines Worts verſtärkt ſind. Aber ſchon der Ort, woher ſie genommen ſind, aus den Briefen eines Freundes an einen Freund macht, daß ſie ſicher von keinem gewiſſenhaften Richter in der Welt zu Majeſtätsverbrechen geſtempelt werden können. Und was ſagen ſie denn? Hier ſind einige Proben: Hr. v. M. ſchrieb von dem Prinzen Georg: „daß er „dasjenige, was ſeine Vorfahren durchs Camin und durchs „Hüfthorn geblaſen, in die Paſteten backe; daß er mit ſeinem „Philippsburger Erbgouvernement in den Rhein gefallen „ſey: daß ihm der gebahnte Weg nicht mehr anſtände, ſondern er auf lauter Mirakel paßte; daß er, wenn er nicht „eine andere Lebensart anfienge, bald an einer Bruſtwaſſerſucht ſterben würde, daß aber der Kammeretat nichts dagegen einzuwenden habe.“ Von der verſtorbenen Fürſtin Max ſchrieb er: „daß niemand geſunder ſey, als die Fürſtin von „Caſſel, die mit einem Teller voll Sauerkraut und Documenten von Cotteletswürſten und Schweinefleiſch, woran ein „Gardereuter ſich ſättigen könnte, vorlieb genommen, und, „damit es nicht anbrennte, einen Schoppen Bier darauf geſetzt hätte.“ Von den Voreltern ſeines Landesherrn ſchrieb er: „daß der verſtorbene Landgraf nicht nur Schulden gemacht, „ſondern durch heilloſe und verdächtige Wechſelnegotia noch „überdem Cabinetsſchulden gemacht hätte; daß die unter dem „Namen des Fürſten betrogenen Gläubiger ſich an den Kaiſer gewandt hätten, und das Fürſtl. Haus mit Schande „und Vorwürfen überdeckt geweſen ſey.“ Seine Beſoldung „hatte er einmal Eſelskoſt genannt, und von ſeinem Herrn geſchrieben: „es wäre ihm nicht eher recht, als bis er wieder „in Elend, Jammer und Confuſion ſteckte.“ Ein andermal hatte er geſchrieben: „er werde von nun an keinen Fremden „mehr vorſchlagen, ſondern nur Landeskinder, ut a bove „maiori diſcat arare minor; wenn wir nicht mit Pferden „fahren können, ſo fahren wir mit Maulthieren, oder in Gottes Namen mit Ochſen; dies haben E. H. D. bey Höchſtdero „Geheimen Räthen nicht zu befürchten: ihr Kopf könnte mehr „Fenſter in ſeinen zum Theil maſſiven Mauern haben;“ und dergl. mehr. Das ſollen denn nun Majeſtätsverbrechen ſeyn. Und wo mag denn wohl der Dolus in allen dieſen Briefen ſtecken, wenn darin ja etwas von Majeſtätsverbrechen enthalten wäre? Oder weiß Hr. M. nicht, was in jedem Compendio des peinlichen Rechts ſteht, daß ſine dolo ein Majeſtätsverbrechen nicht ſtatt finden kann? — Außer dieſen angeb-

geblichen Majestätsverbrechen soll sich nun ferner der Beklagte noch vieler andern schrecklichen Vergehungen, als da sind: crimina falsi, ambitus, und andern Ministerial- und Polizeyverbrechen, schuldig gemacht haben, wie solches die von Hrn. M. aus den einseitigen Acten gemachten Auszüge ergeben sollen. Wie wenig aber der Referent selbst von allen diesen dem Hrn. v. M. zur Last gelegten Verbrechen geglaubt haben muß, beweiset denn am Ende doch die Strafe, zu der er ihn verurtheilt hat. Sechsjähriger Festungsarrest ist für so viele crimina laesae maiestatis, ambitus, falsi u. s. w. gewiß eine allzugelinde Strafe. Auch hier also bleibt sich der Verf. völlig gleich, d. h., auch hier bestimmt er die Strafe nach Willkühr, und nicht nach den Gesetzen. Denn wollte er einmal in contumaciam erkennen; so mußte er eine viel härtere Strafe dictiren, und nicht aus eigner Machtvollkommenheit ein Begnadigungsrecht exerciren, das ihm und seinen Herren Collegen in der Juristenfakultät zu Frankfurt an der Oder kein Mensch beygelegt hat.

Aus allen diesen erwiesenen Gebrechen des gegen Herrn v M. gesprochenen Urtheils leuchtet die Nullität desselben deutlich in die Augen. Wo ist aber der Mann, der so wenig Gefühl für die Ehre und Ruhe seines Nächsten, und noch mehr für die Ehre und Ruhe eines so ehrwürdigen und verdienstvollen politischen Märtyrers, wie Hr. v. M. ist, hat, daß er ein so schreckliches Unrecht, als diesem durch ein solches Urtheil zugefüget ist, nicht mit Unwillen betrachten sollte? Denn wenn gleich dieses Urtheil nicht vollstreckt worden ist und nicht vollstreckt werden konnte: so hat doch der Verurtheilte durch die Bekanntmachung und geflissentliche Verbreitung desselben genug gelitten. Uebrigens ist es bekannt, daß dieses im Namen einer schon vorher cassirten Commission gesprochene Urtheil, wie die Commission selbst, von dem R. H. R. cassirt wurde; daß der Landgraf eine andere Commission niedersetzen mußte, vor welche sich Hr. v. M. aber auch nicht sogleich stellen wollte, sondern verschiedene dilatorische Einreden machte; daß darauf die Acten an die Juristenfacultät nach Kiel gesandt wurden, wo dann ein gerechteres und unpartheyischeres Urtheil zu Gunsten des Beklagten erfolgte, welches darauf die völlige Beylegung der Sache zur Ehre des verfolgten Mannes bewirkte. Wie übel Hrn. Madihn bey seiner Vertheidigung zu Muthe gewesen ist, und was er für

Mittel

Mittel ergreift, um sich zu retten, beweiset auch noch die seltsame Ausflucht, daß er die ausführliche Relation, welche die Geschichte des Processes und das Factum, so wie Auszüge aus den Documenten und Prüfung derselben, erhielt, verloren haben will, daher es ihm unmöglich sey, die Beschaffenheit der Documente und ihre Beweiskraft anzugeben. Man sieht leicht, daß dies nur ein leeres Vorgeben ist, da die Sache gewiß zu wichtig war, als daß Hr. M. die ausführliche Relation nicht sorgfältig bewahrt haben sollte. Werden nicht auch in Frankfurt, wie bey andern wohleingerichteten Juristenfacultäten, die ausführlichen Relationen im Archive der Facultät aufbewahrt?

***

Ueber die Prozeßkosten, deren Erstattung und Compensation, von D. Jakob Friedrich Georg Emmrich. Göttingen, im Verlag bey Vandenhoek und Ruprecht. 1791. 8. 440 S.

Die, im Jahr 1788, zum erstenmal, und im Jahr 1790, mit einigen Zusätzen, zum zweytenmal erschienene Abhandlung des Hrn. Prof. Weber zu Kiel, über die Prozeßkosten ꝛc. (A. D. Bibl. B. 88. St. 1. S. 83.) hat seiner aufgestellten, gewissermaßen neuen Theorie verschiedne Gegner erweckt, unter welchen hauptsächlich der gegenwärtige, in Rücksicht der Gelehrsamkeit, mit der er seine Gründe aufzusuchen, und der Geschicklichkeit, mit der er sie zu benutzen weiß, gar nicht zu verachten ist.

Bekanntlich beruht das Weberische System auf dem Grundsatze: „Daß die, dem unterliegenden Theile aufzulegende Erstattung der, seinem Gegner verursachten Prozeßkosten, „nicht als Strafe, sondern als Schadensersatz zu betrachten, „und also die Fragen von dieser Erstattung nach den Gesetzen „vom Schadensersatz zu entscheiden seyn."

Herr Emmrich verwirft diesen Grundsatz, und will die Kostenerstattung als Strafe angesehen, mithin die darüber vorkommende Fragen nach andern, und gelindern Grundsätzen entschieden haben.

Der Unterschied ist in der Anwendung von großer Wichtigkeit. Nach der Weberischen Theorie gebührt dem obsiegenden

genden Theile die Erſtattung der Koſten ſelbſt alsdann, wenn es auf Seiten des verliehrenden auch nur der geringſte Grad von Schuld war, was ihn veranlaßte dem andern ſein Recht ſtreitig zu machen. Nach der Emmrichiſchen aber wird hiezu abſichtliche Gefährde (dolus) oder wenigſtens ein hoher Grad von Schuld (culpa lata) erfordert. Hr. Emmrich führt ſeinen Beweis auf zweyfache Art. Zuerſt ſucht er zu zeigen, daß alle Geſetze, Römiſche, Päpſtliche und Vaterländiſche, welche von Verurtheilung des unterliegenden Theils in die Proceßkoſten reden, immer Bosheit, Unredlichkeit, Chikane, ausdrücklich dabey erwähnen. Beſonders ſucht er durch kritiſche Vergleichung mehrere Stellen aus andern Römiſchen Geſetzen und klaſſiſchen Schriften darzuthun, daß die Ausdrücke temere und temeritas immer böſen Vorſatz oder grobe Nachläßigkeit, als den Hauptbegriff, anzeigen, und alſo dem Begriff von bona fides entgegen ſtehen. Da ihm inzwiſchen dieſer, aus ſolchen Geſetzen, welche von Erſtattung der Koſten reden, hergenommene Beweis noch nicht zureichend ſcheint — wie er es denn auch, da keins dieſer Geſetze ausſchlieſſend ſpricht, wirklich nicht iſt —; ſo ſucht er denn auch noch diejenige auf, welche die Fälle der Compenſation beſtimmen: und er glaubt einige gefunden zu haben, nach welchen blos *bona fides*, oder, wie es in der Kunſtſprache dieſer Materie heißt, iuſta et probabilis litigandi cauſa, als der wahre und hinlängliche Grund der Koſtenvergleichung anzuſehen ſeyn ſoll. Aber Recenſent zweifelt, ob die Anwendung, welche der Verf. von dieſen, in Beziehung auf gegenwärtige Frage ſehr unbeſtimmt redenden Geſetzen macht, eine ſtrenge Prüfung aushalten könne. Sie enthalten weiter nichts, als daß die Partheyen bey ihren Rechtsſtreitigkeiten bona fide zu Werke gehen, und Niemanden aus Chikane oder ohne Noth vor Gericht ziehen ſollen. Keins derſelben hebt jene allgemeine Geſetze auf, nach welchen ich allen Schaden, der einem andern durch meine, auch noch ſo geringe Schuld, auch ohne allen böſen Vorſatz, verurſacht worden iſt, erſetzen muß: und keins derſelben ſagt, daß der Richter, wenn er bey dem unterliegenden Theile bonam fidem findet, auf Vergleichung der Koſten erkennen ſolle.

Recenſent findet ſich alſo durch die Gründe des Verf. noch nicht überzeugt. Die verhandenen Poſitivgeſetze, in ſo fern ſie gemeines Recht ſind, ſcheinen ihm über das allgemeine Prinzipium in dieſer Materie nicht unmittelbar zu entſchei-

den, und in dieſer Vorausſetzung iſt das Prinzipium, welches Herr Weber annimmt, allerdings der Natur der Sache und der Analogie am angemeſſenſten, ſo wie es, nach jedermanns Erfahrung, unſtreitig iſt, daß dasjenige des Herrn Emmrich, welches bey den meiſten Gerichtshöfen angenommen iſt, von jeher, obgleich freylich meiſtens durch grobe Fehler in der Anwendung, zu unzähligen ſchädlichen Mißbräuchen Anlaß gegeben, und eins der größten deutſchen Juſtizgebrechen erzeugt hat. Freylich hat der Verf. im Verfolg des Werks, wo von der Anwendung ſeines Grundſatzes auf die verſchiednen Arten von Fällen die Rede iſt, dieſe Mißbräuche gemißbilligt und gerügt, und es würde ſchon um ein Beträchtliches beſſer um die Juſtiz ſtehen, wenn nur jeder Richter in jedem individuellen Falle bey Entſcheidung des Koſtenpunkts ſo ſorgfältig zu Werke gienge, als es der Verf. hier ſelbſt nach ſeinen gelindern Grundſätzen, gelehrt hat: aber zu hoffen iſt dieſes, bey der allzugroßen Willkühr, die doch immer hier dem Richter übrig bleibt, nicht: und ſo lange es bequemer bleibt, unter Anführung unbeſtimmter bewegender Urſachen, die Koſten zu compenſiren, als genau beſtimmte Gründe, aus welchen ſie nicht zu compenſiren wären, aufzuſuchen, ſo lange wird auch derjenige, der genöthigt iſt, ſein Recht vor dem Richter zu vertheidigen, ſich darauf gefaßt halten müſſen, daſſelbe zum Theil durch Prozeßkoſten zu erkaufen.

Zu-

Wettſchrift über die Preisfrage: Was iſt Wucher? und durch welche Mittel iſt demſelben ohne Strafgeſetze am beſten Einhalt zu thun? Verfaſſet von Friedrich Edlen von Entersfeld, Fürſtlich Paarſchem Hofrath, Beyſitzer der k. k. patriotiſchen Geſellſchaft in Wien, und Mitglied der Geſellſchaften des Ackerbaues, der Künſte und Wiſſenſchaften zu Prag, Klagenfurth, Laybach, Görz und Gradiska, wie auch jener zu Petersburg. Wien, 1790. 77 Seiten 8.

Die von K. Joſeph II. aufgeſtellte Preisfrage hat manche Köpfe, oder auch nur Hände und Federn beſchäftigt und in Bewe-

Bewegung gesetzt, aber nur wenige annehmliche Früchte hervorgebracht; auch die vorliegende können wir nicht unter die guten zählen, da sie außer der unerträglichen Sprache und Schreibart nichts weniger als philosophische Untersuchungen und beyfallswürdige neue Aufklärungen über die Preisfrage enthält. Der erste Theil untersucht die Frage: was ist Wucher? Der Verf. erklärt S. 8: der Wucher sey ein von den natürlichen, göttlichen und menschlichen Gesetzen verworfenes menschenfeindliches und ehrloses Geschäft, aus welchem der Darleiher, Verkaufer oder Kaufer einen übergroßen, schändlichen Gewinn beziehet, da es anderseits dem Empfänger, Kaufer oder Verkaufer kaum einen Nutzen gewährt, ja meistens denselben zu Grund richtet; hierauf werden die Fälle, in welchen Wucher begangen wird, unter dem Gleichniß der Aeste eines Baumes angegeben, aber nichts weniger als mit philosophischer Präcision bestimmt, und von erlaubtem Gewinnst unterschieden; nicht bestimmt, wie weit es Achtung für die Freyheit des Bürgers und des Handels erlaube, dem Wucher Einhalt zu thun. Die im zweyten Theil vorgeschlagene Mittel sind, dem Hang zum Pracht und Wohlleben, als einer Hauptnahrung des Wuchers Einhalt zu thun, das so häufige muthwillige Schulden machen nach aller Thunlichkeit zu verhindern, einer lang währenden Theurung der unentbehrlichsten Bedürfnisse abzuhelfen, das Spiel und die Spielpreise einzuschränken, die Zahlenlotterien aufzuheben, (beyde letztere sind gut, und machen der Freymüthigkeit des Verfassers Ehre) die Gelegenheiten, den Leuten das Geld abzuborgen, zu vermindern, die Spectakel nicht zu stark zu vermehren, der Unzucht tüchtigen Einhalt zu thun, (wobey der V. in großen Eifer geräth) bey dem Waarenverkauf oder Kauf eine Mittelstraße zu halten, eine öffentliche Leihebank zu errichten, den Papierhandel in sichere Schranken zu weisen, dem Wucherer die für ihn so nöthige Schranken zu setzen, (wobey mancherley die Zinse betreffende Verbote vorkommen) dem Wucherer ins Gewissen zu greifen; (d. i. gute moralische Belehrung) zu Ende entwirft der Verf. ein ausführliches verbietendes Gesetz; jedoch ohne Strafbedrohung, durch welches er sich eine beträchtliche Verminderung des Wuchers verspricht. Die Mittel dem Wucher zu steuern, und alle darauf gerichtete Vorschläge, so wie auch das gedachte Patent be-

ziehen sich lediglich auf Wien, und der Verf. weiß von keiner andern Welt.

Fd.

Ueber den Geist der Böhmischen Gesetze, in den verschiedenen Zeitaltern. Eine Preisschrift von Adauct Voigt, ehemaligen K. K. Lehrer der Literargeschichte — Dresden, in der Waltherischen Hofbuchhandlung. 1788. 1 Alphab, 4½ Bogen in 4.

Der V., der als ein geschickter Geschichtsforscher bewährt, wagt sich hier auch in das Fach der philosophischen Gelehrsamkeit. Nachdem er vom Gesetz und vom Gesetze überhaupt, (freylich sehr kurz) gehandelt, und der Slavischen Gesetze gezeigt hat, geht er die Gesetze von Czech bis auf Kayser Matthias durch, in jeder Periode die Ursachen und Wirkungen der publicirten Gesetze. Die Schrift ist nicht nur den Rechtsgelehrten in Böhmen, sondern allen Germanisten nützlich, da sie zwischen den Böhmischen Gesetzen und den deutschen Gesetzen des Mittelalters Parallele zieht, und daher diese zugleich erläutert. Auch der Publicist wird etwas für sich finden. Der V. die goldne Bulle, und den Geist der darinnen Verordnungen, wie natürlich, nicht übergangen. Indessen ist freylich die ganze Arbeit von der juristischen Seite betrachtet, eben kein vollendetes Meisterwerk.

Etwas von Nachlaßverträgen, (de pactis remissoriis) von Carl Friedrich Wilhelm Freyherrn von Berndorff und Waradein, Hochfürstl. Anspachischen Cammerherrn, Regierungs und Hofgerichtsassessor. Erlangen, 1788. 12 Bogen, gr. 8.

Der V. sagt in der Vorrede, daß seine außerordentliche Neigung zum Soldatenstande, auf den er selbst nach vollendeten academischen Jahren noch nicht Verzicht thun

len, ſo viele Plane ſeinen Trieb zu befriedigen, und beſonders ſeine ſchwächliche Geſundheitsumſtände, ſeine Fortſchritte in den juriſtiſchen Wiſſenſchaften oft gehemmt hätten. Nimmt man darauf Rückſicht, und bedenkt dabey, daß der Verf. ein Edelmann und Cammerherr iſt, ſo kann und muß man mit ſeiner Schrift zufrieden ſeyn, in der man freylich deutliche Ideen, Ordnung und nöthige Litteratur gar ſehr vermißt.

Hiſtoria juris romani tabulis ſynopticis ſecundum *Bachium* concinnatis illuſtrata a D. *Chriſt. Gottl. Haubold.* Lipſ. ſumt. Barthii. 1790. 11 Bogen Med. 4.

Man hat zwar ſchon ſolche Tabellariſche Vorſtellungen der Römiſchen Rechtsgeſchichte, worunter die Platneriſche und Riegeriſche, Freyburg 1767 und 1773, (welche letztere Hr. H. nicht gekannt zu haben ſcheint,) die vorzüglichſten ſind. Allein dem ungeachtet iſt die gegenwärtige Arbeit gar nicht überflüßig, und unterſcheidet ſich von den vorhergehenden, theils durch die beſſere Einrichtung, theils durch größere Vollſtändigkeit. Hr. H. hat damit nicht nur Lehrlingen, ſondern auch den in dieſem Fach nicht unwiſſenden Männern einen Dienſt gethan; indem er jenen die ſynchroniſtiſche Ueberſicht erleichtert, und dieſen eine große Bequemlichkeit im Nachſchlagen verſchafft, wenn ſie z. B. die Jahrzahl, das Datum eines Geſetzes, die Regierungsjahre eines Kaiſers, Lebenszeit eines Juriſten, (denn wer kann alle dieſe Dinge im Gedächtniß behalten?) wiſſen wollen. Bachs Rechtsgeſchichte iſt zwar zum Grund gelegt, daß ſie aber nicht blos abgeſchrieben ſey, läßt ſich von einem Mann, wie Hr. H. iſt, ſchon erwarten. Angenehm iſt es, daß in der letzten Tabelle alle vorzügliche Juriſten von der Herſtellung der Rechtsgelehrſamkeit an, bis auf unſre Zeiten mit ihrem Sterbjahre, ſo weit man dies weiß, aufgeſtellt ſind.

Am.

III. Arzneygelahrheit.

Auswahl aus den Tagebüchern des K. Friedrichs Krankenhauſes zu Kopenhagen. Erſter Theil, welcher die Jahre 1782. 83. und 84. enthält. Von F. L. Bang — Aus dem lateiniſchen überſetzt durch J. H. Jugler — Kopenhagen und Leipzig, bey Proſt. 1790. 8. XXXVI. und 330 S. Zweyter Theil, welcher die Jahre 1785. 86. 87. enthält. 487 Seiten.

Unter die Vortheile der Krankenhäuſer gehört gewiß die Berichtigung und Bereicherung der Arzneywiſſenſchaft durch ächte und mehrfach beſtätigte Beobachtungen; es iſt in den neuern Zeiten ſo viel gegen die Krankenhäuſer geſagt worden, was freylich eigentlich nur die fehlerhaft eingerichteten trift; aber im Ganzen hat doch die Heilkunde und folglich auch die Menſchheit durch ſie gewonnen, und der Gewinn würde noch größer geweſen ſeyn, wenn die ihnen vorgeſetzten Aerzte immer De Häene, Störke, Stolle und Bange geweſen wären. Ein umſtändlicher Auszug obiger Schrift wäre hier nicht an ſeiner Stelle, hier ſind nur einige Beweiſe erforderlich, daß ſie von praktiſchen Aerzten geleſen und ſtudirt zu werden verdient. Voraus geht eine Beſchreibung des Krankenhauſes, wodurch die Vortrefflichkeit dieſer Anſtalt bewieſen wird. Schade nur, daß nach des Ueberſetzers Vorrede zum Th. II. das Gebäude auf einem ſehr feuchten Grunde, nahe an einem tiefen Arm der See ſteht, ſo daß beſonders die unteren Zimmer deſſelben faſt beſtändig naß und feucht ſind. Rec. will nur einiges Merkwürdige aus den Wahrnehmungen anführen, die Bang machte, und uns in dieſer Auswahl mittheilt, ſie werden meiſt ſemiotiſch ſeyn, weil die Semiotik faſt unter allen Theilen der Klinik noch am meiſten der Vervollkommung bedarf, und die Krankenhäuſer die mehrſten Beyträge zur Befriedigung dieſes Bedürfniſſes liefern könnten und ſollten. Gegen den Andrang des Bluts in Faulfiebern nach dem Kopf und das daher entſtehende Naſenbluten, diente anhaltendes Beſprengen deſſelben mit kaltem Eſſig und Waſſer.

Waſſer. Nie genas ein Faulfieberkranker dem beyde Ohrendrüſen in Eiterung giengen. Ein rheumatiſches Fieber wurde durch den Hänoverholdesfluß geheilt, welcher ſich auf den Gebrauch des Salpeters mit Schwefelmilch und Campher wieder einſtellte. Eine völlige Gefühlloſigkeit am ganzen Körper, den Kopf ausgenommen, wurde erſt nach einem Jahr unter dem Gebrauch faſt aller bekannten äußerlichen und innerlichen Reizmittel geheilt. Kälte der Beine bey fieberloſen Schmerzen ſey eine ziemlich gewiſſe Anzeige einer krampfhaften Krankheit. Leberverſtopfung nach einer kurz vorher gegangenen Leberentzündung darf nicht mit zu ſehr auflöſenden Arzneyen behandelt werden, weil die reizende Kraft ſolcher Arzneyen die Entzündung wieder hervorbringen könne. Ein langſamer Puls in Fiebern zeige eine heftige und gefährliche Krankheit des Gehirns an. (Wahrhaftig nicht allezeit.) Eine Pleureſie gieng in eine ſehr heftige Phrenitis über. Ein von Gichtſchmerzen zurückgebliebner Schmerz in dem innerſten Theil des Ferſenknochens, wurde durch ein halbſtündiges kaltes Fußbad geheilt. Ein Blinzeln des Augs nach einer Krampfkolik, wurde durch das öfters in die Augenlieder eingeriebene Bilſenöl gehoben. Im gallichten Faulfieber hat der Verf. den Huſten mit eiterförmigem Auswurf, der aber nie zur Expectoration zu bringen war, ſondern immer, wenn er bis zum hinterſten Theil des Mundes herauf gekommen, wieder verſchluckt wurde, faſt immer tödtlich gefunden; einmal half ein Brechmittel das eine Menge theils eiterichte, theils ſchleimichte Materie wegſchaffte. Die Frezcarodiſchen Fieberpulver werden gerühmt. Beym beſchwerlichen Niederſchlucken im Faulfieber leiſten am Luftröhrenkopf geſetzte Blutigel gute Dienſte. Ein habituelles Erbrechen mit Schmerz in der Herzgrube und Druck in dem Unterleibe ließ nach, als auf eine Salzauflöſung eine Menge Madenwürmer ausgeleert wurde. Bey einem Schriftſetzer waren nach einer Bleykolik die Arme paralytiſch, beſonders waren die Daumen, vorzüglich der rechte, unbeweglich. Eine Verſetzung in faulichten Krankheiten nach der Bruſt äußert ſich mehrentheils, ohne vorhergegangene Entzündung derſelben, durch eiterförmigen Auswurf. Eine elaſtiſche Anſchwellung der Nabelgegend mit Magenkrampf und übermäßiger Eßluſt leitete B. von einer Ausdehnung und Erſchlaffung des Quercolons her, und hob ſie durch Kyſtiere dunſtvoller reizender Art (warum nicht näher beſtimmt?). Gegen Flechten half friſches Rindfleiſch

alle Abend auf die schadhaften Theile gelegt. Mit Harn vermischter Eiter nahm deutlich seinen Ursprung in der linken Lunge. Wenn die Gedärme sehr ausgedehnt und vorwärts getrieben sind, so ist eine Bauchwassersucht ohne Schwappung des Unterleibes möglich. Den Wassersüchtigen ist eine äußerliche beständige gleichmäßige Wärme äußerst nützlich. Ein zwischen durchlaufender Schmerz in gelähmten Gliedern ist von guter Vorbedeutung. Schwindsüchtigen, bey welchen Scorbut hinzukömmt, könne man eine gute Prognose stellen. (?) Bey einem am langwierigen Durchfall und Abzehrung gestorbenen Mann war das Mesenterium wassersüchtig. Ein Wechselfieber hörte auf, als eine Krätze (??) ausbrach, die der Kranke weder vorher gehabt hatte, noch von einiger Ansteckung ableiten konnte! Unter den Mitteln, welche die monatliche Reinigung befördern, sind ohne Zweifel (reizende) Klystiere oben an zu setzen. Es giebt einen gichtischen Speichelfluß, der durch die Abwechselung mit Gliederschmerzen zu erkennen und durch die gewöhnlichen Gichtmittel gründlich zu heilen ist. Doppelte Wechselfieber geben Verdacht auf irgend eine im Körper gegenwärtige Eiterung. Halbseitiges Kopfweh verdient vor andern Schmerzen, wenn es der ausleerenden und ableitenden Heilmethode hartnäckig widersteht, den Verdacht eines venerischen Ursprungs. Diese Zeugnisse beweisen die Reichhaltigkeit dieser Schrift an nutzlichen und lehrreichen Bemerkungen. Freylich giebt es auch Beobachtungen darin, die für jedes daraus zu ziehende Resultat nicht umständlich genug erzahlt sind, Sätze und Erklärungen, wogegen sich wichtige Zweifel erheben ließen, wovon Rec. einige an einem andern Ort auch anführen wird; gewiß aber gewährt diese Schrift jedem Arzt eine unterrichtende Lectüre, besonders um der reichhaltigen und zahlreichen Beobachtungen willen, welche der Verfasser über die Fieber aller Art, über das Asthma, die Darmentzündung, die Gicht, die Kolik, das Kopfweh, den Schlagfluß, den Scharbock und die Wassersuchtsarten aufgestellt hat. Der Uebersetzer hat sich durch die weitere Verbreitung dieser Schrift großes Verdienst erworben, und seine Verdeutschung ist, einige Sprachfehler ausgenommen, vortrefflich gearbeitet.

Ph.

Das

Das Buch von den Seuchen und Krankheiten des Hornviehes, der Schafe und der Schweine, für die Einwohner auf dem Lande. Auf Verordnung einer hohen Landesregierung verfaßt von J. G. Wolstein, D. Direct. und Prof. der prakt. Thierarzneykunde im kais. Thierspital. Wien, 1791. 116 S. 8v.

Man sieht es dem Buche an, daß der Verfasser desselben nicht bloßer Theoretiker ist, und daß ihm die großen Schwierigkeiten bekannt sind, die sich einer zweckmäßigen Anwendung der Thierarzneyen noch überall in den Weg legen. Deshalb füllt der Apparat von eigentlichen Medicamenten die wenigsten Seiten dieses Buchs, und macht bey weitem den kleinsten Theil desselben aus. Der übrige Raum ist sehr zweckmäßig auf die Beschreibung, der Kennzeichen und Ursachen der Krankheiten, und auf das diätetische Regim verwandt. Der Beschreibung des Ganges der Krankheiten ist etwas mehr Vollkommenheit und Ordnung zu wünschen. — Die Kennzeichen sind hie und da getrennt, und nicht leicht überschaulich genug dargestellt. Die vorgeschlagenen Mittel sind mit steter Hinsicht auf wohlfeilen Preis und Allgegenwart gewählt. Sie empfehlen sich sehr durch Einfachheit und bequeme Anwendung, nur werden sie nicht immer zureichen. Einige Provinzialismen, als: süße Kraut S. 56. Knoppern S. 60 u. fg. sind zu verzeihen, weil dies Buch nicht eigentlich für unsere Gegenden, sondern für die Oesterreichischen Staaten geschrieben ist, in welchen diese Wörter vielleicht allgemein verstanden werden.

Ged.

E. Pearts, der Arzneywiss. Doctors, Versuch über die Urstoffe der Natur, und ihre Gesetze; aus dem Englischen, nebst einer Vorrede und einem Anhange über die doppelte elektrische Materie, von K. G. Kühn, der Arzneywissensch. Doct. und öffentlichen Lehrer in Leipzig. Daselbst in der Weygandischen Buchhandlung. 1791. 302 S. 8.

Eine kleine Schrift, deren Verf. viel Darstellungsgabe, Talent und Einbildungskraft verräth. Nur verliert sich der Gesichtspunkt, aus welchem er manche Dinge ansieht, unterweilen etwas zu sehr in das Reich der Hypothesen, und möchte daher nicht immer die Ueberzeugung bewürken, die er vielleicht von diesen oder jenen Dingen selbst hat. Wir begnügen uns, nur einige Ideen auszuheben. Jedes Ding in der Natur werde durch Materie und Anziehung hervor gebracht. Aber keine Anziehung oder Zurückstoßung könne auf einige Entfernung vom wirkenden Körper statt finden, weil keine Materie, wo sie nicht ist, Kraft äußern könne. Es gebe in der Natur eine Menge fester Punkte, Atome, oder Theilchen, die keine andere Eigenschaft, als Anziehung und Undurchdringlichkeit, besitzen. Diese nennt der Verf. fixe Theilchen. Außer diesen gebe es aber noch andere undurchdringliche, die von jenen angezogen, excitirt würden, sich in gerade Linien zu ordnen, vermöge einer besondern Polarität oder Eigenschaft, sich ohngefähr wie Theilchen von Eisenfeile an einander zu hängen, und strahlenförmig um den anziehenden Körper zu vereinigen. Diese Theilchen nennt der Verf. thätige Theilchen: es gebe zwey Arten derselben, die er Aether und Phlogiston nennt. Zieht ein fixes Theilchen Aether, und erhält eine Atmosphäre desselben um sich herum, so bringe diese Vereinigung ein Theilchen Erde hervor, einen von den fixen, wiewohl untergeordneten (secondary) oder zusammengesetzten Grundstoffen der Natur. Ein fixes Theilchen, mit Phlogiston umgeben, mache den sauermachenden Grundstoff aus — Atmosphäre von gleichartigen thätigen Theilen stoßen einander, ungleichartige ziehen sich. Daher ziehe ein mit Aether umgebenes, also ein Erdtheilchen, lieber Phlogiston, als noch mehr Aether an, und bekomme daher außer seiner eigenthümlichen Atmosphäre von Aether, auch noch eine äußere phlogistische Atmosphäre um sich herum. Wenn ein Theilchen des erdichten Grundstoffs, das solchergestalt noch mit einer äußern oder phlogistischen Atmosphäre umgeben worden, mit einem Theilchen des säuremachenden Grundstoffs, welches eine äußere ätherische Atmosphäre um sich habe, in Berührung komme, so durchdrangen und vereinigten sich die zwey äußern Atmosphären, vermöge ihrer Anziehung so weit, daß nun auch die innere Atmosphäre, die dem erdigen und säuremachenden Grundstoff wesentlich zugehören, einander berührten, und als ungleichartige sich vereinige

einigten, wodurch denn auch die fixen Mittelpunkte zusammentreten könnten. Daraus entstehe dann ein fester Körper, der von Erde sowohl, als von Säure unterschieden ist. Da nun aber, dieser Vereinigung zu Folge, die zwey innern oder wesentlichen Atmosphären sich einander sättigten, so verlören sie gänzlich ihre Anziehung zu der äußern, diese vereinigten sich daher, giengen von den innern los, und da sie aus beyden thätigen Flüßigkeiten beständen, so zeigten sie sich in einer Gestalt, die sie von jeder einfachen Flüßigkeit unterscheide, und erschienen, je nachdem sich die Innigkeit der Vereinigung abändere, als zusammengesetzte Substanzen von verschiedenen Eigenschaften, dergl. seyen Feuer und Liche. Man begreift, daß das Spiel der Einbildungskraft bey diesem Geschäfte sehr mitwirken muß, wenn alles glücklich von statten gehen soll. Indessen verfolgt nun der Verf. dies Ideenspiel noch weiter, und zeigt hierauf, wie luftförmige Substanzen entstehen können. Z. E. ein Theilchen des erdichten Grundstoffs umgeben mit einer kleinen thätigen phlogistischen Atmosphäre, sey in demjenigen Zustande, den wir alkalisch nennen. Es bestrebe sich dann, sich mit dem säuremachenden Grundstoff zu vereinigen, dessen Aether in einem gleich thätigen oder sauren Zustande ist, allein noch mehr strebe es sich mit Phlogiston zu ordnen, so daß es, wenn es mit entbundenem Phlogiston unter schicklichen Umständen zusammentreffe, dasselbe lieber, als den sauermachenden Grundstoff, anziehe, wie der Fall sey, wenn Wasser in Dampfgestalt der Wirkung von glühendem Eisen ausgesetzt werde. Die erdigen Theile des Wassers trennten sich nämlich von den mit ihnen verbundenen säuremachenden Theilchen, und zögen vom Eisen vollständige phlogistische Atmosphären, dadurch werde die Erde des Eisens mit den säuremachenden Theilen des Wassers vereinigt, die erdichten Theile dieses Wassers dagegen dehnten sich mit ihrer vollständigen phlogistischen Atmosphäre aus, und wurden zu entzündbarer Luft. Was der Vf. nun ferner von der Schwerkraft, vom Magnetismus, von der Elektricität, vom Feuer, vom Lichte, vom Wasser u. dgl. redet, ist von demselben Schlage, und verstattet hier keinen Auszug. In einem Anhange liefert Hr. Prof. Kühn einen lehrreichen Aufsatz über Versuche, aus denen man auf das Daseyn zweyer elektrischer Materien schließen kann.

Bw.

De placentae praevia in partu. Cum observationibus illustrata auctore *Alexandr. Koelpin*, med. et chir. D. apud Kaffke. 1791. 4o S. 8.

Zuerst eine Beschreibung des Mutterkuchens, des. Sollte dann wirklich die schiefe Lage der von letzterm abhängen? Darauf folgen die K kennzeichen von andern ähnlichen Blutflü verschiedenen Vorschläge, wie man durch durch die Operation den Blutfluß beendigen so ration zieht der Verf. vor, zeigt die Handg drey Geschichten hinzu, die aber so wenig, als etwas Neues oder sich Auszeichnendes enthalten.

Dan. Kuntze de suppuratione a visc da et cohibenda dissertatio inaug. S. in 4to.

Im ersten §. bedauert der Verf., daß wir von den Ursachen der Eiterung nichts wüßten, nur ven Theile des Eiters kennten wir. §. 2. h Eiterung, die auf eine reine Entzündung folgt, hält die entfernten innerlichen Ursachen, in so fe verschiedener Art Eiterung verursachen. Im 3. 4. der Verf., daß Fieber, und unter diesen der f plex und die phlogosis lenta Stollii, Eiterung ten erregen könnten, und dieser Eiter aus chen hier oder dorthin versetzt werden könne. lehrt die Heilart der vom Fieber entstandenen ste wie schlimme Versetzungen abzuhalten, zu ten seyen. Der 7te betrachtet die Vereiterun aus einer eiterhaften Körperconstitution ent 8ten §. redet der Verf. von den Ablagerungen auf die Eingeweide, als Ursachen der Eiterung d 9ten von den Verstopfungen der Eingeweide des und den Verseſſenheiten im System der Pforta Ursachen der innerlichen Eiterung. Der 10te §. 9 der Eiterung der Blattern, und der 11te von jener

Masern; der 12te von der, welche von der venerischen Seuche entsteht, und der 13te von der Eiterung vom skrophulösen Uebel. Im 14ten §. sucht der Verf. zu beweisen, daß eine scorbutische Schärfe selten Ursache einer innerlichen Schärfe sey.

Pw.

De febribus tentamina duo: scripsit *Franciscus Schraud*, Med. Dr. Viennae, apud v. Kurzbeck, 1791. 188 S. 8.

Der Verf. dieses kleinen, aber mit Geist und Kraft geschriebenen Buches, verdient allerdings unter die Zahl der guten Schriftsteller gesetzt zu werden. Er hat selbst beobachtet, und fleißig mit gesunder Beurtheilung die Bemerkungen anderer guten Beobachter gelesen, daher diese Schrift, als das Resultat davon, andern, die solche wieder lesen, nichts anders, als sehr nützlich seyn wird. Sie ist also unbedenklicher Empfehlung und des gerechten Beyfalls würdig. In dem ersten Aufsatze sucht der Verf. zu beweisen: erstlich, daß allerdings Fehler der Säfte im Körper ohne Fieber seyn können; so wie hingegen zweytens aber nicht leicht ein Fieber ohne verdorbene Säfte es geben kann. Bey den Beweisen dieser Behauptung ist außerdem noch manches in der Fiebertheorie hier mehr aufgeklärt, und näher entwickelt worden. Im zweyten Aufsatze hat denn darauf der Verf. seine Methode die Wechselfieber zu heilen, vorgetragen, die er mit 30 angehängten Krankengeschichten als nützlich und bewährt zu bestätigen gesucht hat. Ob solche aber als neu anzugeben seyn möchte, wollen wir mit dem V. nicht rechten: genug, daß seine Lehren der Wahrheit gemäß sind, und daß seine Heilmethode der Wechselfieber auf glückliche Erfahrungen sich gründet, und daß endlich das Bekanntwerden derselben sehr vielen recht nutzbar seyn wird. In Zergliederung der eigenen Meynungen können wir uns nicht einlassen, da hier, alles gehörig aus einander zu setzen, ohne dem die Meynungen des Verf. leicht mißverstanden werden könnten, der Raum dazu nicht übrig ist: wir verweisen daher auf die Schrift selbst, und diese gelesen zu haben, wird gewiß Niemand gereuen.

Om.

D. August Friedrich Hecker's, der öffentl. ordentl. Lehrers zu Erfurt ꝛc. Grun Physiologia pathologica — oder die dem Bau, von der Mischung und von richtungen des menschlichen Körpers Theile im widernatürlichen Zustande. Allgemeine Vorkenntnisse. Thierische Verrichtungen. 1. 492

Der Verf. ist auf den Gedanken gerathen, den der Pathologie aus Kant's Kritik der reinen zunehmen? ? Wenn der Verf. über Dunke lungen, Widersprüche in unserer bisher ang heitslehre klagt, so müßte man allerdings in etwas helleres und bestimmteres erwarten — aber ges werdrn Aerzte den Weg, welchen der das geringste heller, leichter und gebahnter gens verräth das Buch allerdings Belesenheit und ken, aber zum Leitfaden kann es unmöglich Verf. mißfällt die Ordnung, welche Gaubi im Buche beobachtet hatte — was würde aber Gauvi ser Ordnung sagen, dieser große Mann, den wenige jungen tadelsüchtigen Aerzte erreichen werden? Der rühmter Leute ist noch kein Beweis des Besserwissens zweyten Abtheilung: Nöthige Vorkenntnisse, ist erinnern, z. B. §. 23. „es wohnt in unserm Körper stiges Wesen ꝛc. von welchem alles Leben unmittelbar abh ist die Seele dem Keime anerschaffen? Wer bauet per? Lebt nicht auch die Pflanze? Hat etwa der Herrschaft des Körpers auf die Seele noch nicht e §. 25. „Der Einfluß, die Gegenwart der Seele ꝛc., leidenschafte ꝛc. machen die Gesundheit aus!! „S wohnt in dem Körper, als wie in ihrem Hause. S wurde eher gebauet, als sie einzog, und sie zieht aus, wenn es zusammen fällt u. s. w. Was wirkt b in den Scheintodten? Die Seele!! Allem Anse Stahls Theorie stark auf den Verf. gewirkt, als hinschrieb — dann: von Temperamenten! was fü wegbleiben können, weil es bekannte Sachen sind. §. 35. fängt die Pathologie an. — Das, was hier

bracht wird, ist zwar das Resultat von vielen Erfahrungen, aber dennoch demjenigen dunkel, der diese Erfahrungen noch nicht gemacht hat. Sollte wohl der Verf. in diesem Falle seyn? §. 38. sagt derselbe: einathmen kann der Mensch nur eine einzige Art von Luft, alle übrige Arten sind ihm schädlich;" allein welche Luftarten müssen nicht die Bergleute, Todtengräber in Leichengrüften u. a. m. einathmen? Denn wenn die Proportion der fixen und mephitischen Luft hierbey nicht überhäuft ist, so können die hieran gewohnten Arbeiter immer ruhig fort arbeiten. Wir müssen noch vieles übergehen, um nicht zu weitläuftig zu werden; das Gesagte mag blos ein Fingerzeig seyn, was man überhaupt von dem ganzen Buche zu erwarten habe. Junge Aerzte mögen wohl einigen Nutzen daraus schöpfen, aber ältere werden es bald aus den Händen legen, weil sie nichts Neues daraus erlernen können. Indessen kann Rec. bey dieser Gelegenheit den Wunsch nicht unterdrücken, daß doch kein Arzt seine Neigung zum Bücherschreiben eher befriedigen möge, bis er im Stande ist, dem Publico etwas Neues und Eigenthümliches, und nicht immer das schon Gesagte in einer andern Gestalt aufs neue vorzulegen.

Cf.

Abhandlung über die Wirkungen der stärksten und reinsten Pflanzensäure als äußerliches Heilmittel. Leipzig, bey Sommer. 1791. 8 Bog. in 8.

Die Säure, welche der Verfasser unter diesem mysteriösen Titel, und mit überflüßiger Weitläuftigkeit, in ihren gewöhnlichen Zusammensetzungen, und unter den allgemein bekannten Anzeigen und Einschränkungen innerlich und äußerlich als heilsam, nicht einmal aus eigner, sondern aus fremden Erfahrungen empfiehlt, ist, — der Essig. Da der Verf. über dieses, in so vielen Fällen, gewiß wohlthätige Mittel nichts vorbringt, was, auch dem alltäglichen Arzte, nicht schon bekannt wäre: so brauchen wir von diesen Bogen weiter unsren Lesern nichts anzuzeigen, als daß sie die längst erwiesenen Arzneykräfte des Essigs nicht sehr geschmackvoll abhandeln.

Ambro-

Ambroſius Bertrandi, Prof. der
rin, Mitgliedes der Königl. Akadem.
arzn. zu Paris, Leibwundarzts des h
nigs Karl Emanuel u. ſ. w. Abha
veneriſchen Krankheiten. Aus
überſetzt und mit Anmerkungen verſehn
Spohr, Dr. der A. u. Stadtphyſici
Zweyter Theil. Mit einer Kupfert
berg, bey Raſpe. 1791. 500 S.

Den erſten Theil dieſer Ueberſetzung haben wir
des 100ſten Bandes dieſer Bibliothek unſern L
von dieſem zweyten, dickleibigen Bande
gleichfalls ſagen, daß er keine einzige ne
kung enthalte, ſondern höchſt unbeſtimmt
über veneriſche Chanker, Feigwarzen, Leiſten
ſes, und die Wolluſtſeuche dasjenige vortra
Schriftſteller viel gründlicher und practiſch
zeichnet haben. In den Zuſätzen, welche von
Seite ſchon anheben, werden die verſchiedenen
neueren Methoden die Wolluſtſeuche durch Queckſilber
ſeinen unterſchiednen Formen, oder durch andre
rialmittel zu heilen, mit ekelhafter W
ben. — Die wenigen Zuſätze des Ueber
ganz unerheblich, und das Ganze iſt nicht der Ü
ſetzens werth.

Beobachtungen über die Wirkung der Miſc
Schwefeläther und dem flüchtigen Terpenti
Leberſchmerzen die von Gallenſteinen en
dem Franzöſiſchen des Herrn Duran
bey den Staaten von Burgund und
Dijon u. ſ. w. Helmſtädt, bey Fl
8 Bogen gr. 8.

Obgleich vielen unſerer Leſer das Mittel des Verf.
Abhandlungen der Akademie zu Dijon ſchon bekannt
werden doch deutſche Aerzte die weitere Ausbreitung

Vergnügen aufnehmen, indem es vom Verf. als ſehr
eich in einer Krankheit empfohlen wird, welche unter ſo
ſtedenen Geſtalten manchen ſo heftig quält, und gewöhn-
ben ſo ſchwer zu erkennen als zu heilen iſt. — Zuerſt
chtet der Verf. die Gründe, welche a priori für und wi-
ein vorgeſchlagenes Mittel ſtreiten, beſchreibt hierdurch
vollſtändig die Zeichen, welche Leberkrankheiten, die von
rtionen entſtehn, zu erkennen geben, und theilt ſeine
ndlung derſelben mit, welche kürzlich folgende iſt. Von
Miſchung von 2 Quentchen flüchtigen Terpenthinöls,
1 Quentchen Schwefeläther nimmt der Kranke alle Mor-
nüchtern 1 Quentchen, und trinkt Molken oder Kalb-
- und Kräuterbrühe nach; in vielen Fällen iſt es heilſam,
jene Arzney in einem warmen Bade eingenommen wird.
nach Verſchiedenheit des Patienten verſchieden einge-
ten anfeuchtenden, auflöſenden, eröffnenden Mittel müſ-
er dem Gebrauch jener Miſchung vorangeſchickt, und
er, lange genug (oft Monate) fortgeſetzten Anwendung
lben, die antiphlogiſtiſchen, erweichenden, abführenden
ſtärkenden Mittel, nach Maaßgabe der Umſtände nicht
umt werden. — Das Gelbe von Eyern in kaltem Waſ-
und Hofmannſchem ſchmerzſtillenden Liquor aufgelöſt, ver-
rt die Bildung der Gallenſteine, und löſt ſie bey ihrer
ehung auf. Zwanzig Beobachtungen des Verf. auf die-
Wege glücklich geheilter Leberkrankheiten, und einige Be-
ungen der Herren **Maret**, **Hoin** u. a. über dieſe Krank-
und Heilart, beſchließen die in einem ſehr holprigen Ton
aßte Schrift.

**erkungen über das Aderlaſſen der (warum nicht
eber? bey) Menſchen und der Thiere. (bey Thie-
n) Von J. G. Wolſtein, der Arzn. u. Wund-
zneyk. Doctor, Direct. und Prof. der praktiſchen
hierarzney im kaiſerl. königl. Thierſpital. Wien,
druckt bey Gräffer. 1791. 7 Bog. gr. 8.**

n kann alles übertreiben; ſo übertreibt der Verf. ſicher-
der vor uns liegenden Schrift ſeine Deklamationen —
eiſe haben wir hier nicht ſo oft gefunden, — gegen das
laſſen. Er nimmt mit J. Hunter an, daß in dem Blute

das thierische Leben bestehe. — Wir sind völlig mit d
einverstanden, daß das Blutlassen bey Menschen und
viel öfterer gemißbraucht sey, als es zum wahren
gewandt wurde; daß der Schaden, welchen das un
und übermäßige Blutabzapfen verursacht, groß sey, in vi
Fällen schwer, ja oft gar nicht zu verbessern stehe; u
die Zeichen, welche einen Aderlaß als nützlich an
ferst schwer zu entwickeln sind, also den größten
und tiefes Nachforschen von Seiten des Arztes erforde
mit zur rechten Zeit und mit Nutzen dieses heroi
angewandt werde. Allein, auf der andern S
auch überzeugt, was der Verf. hier ganz unberührt
hat, daß es Fälle gebe, in welchen selbst die Gewalt des
bers durch dieses Mittel mit Nutzen geschwächt, der
des Blutes nach einzelnen Theilen gemindert wer
und daß also eben dieses, so vielfältig gemißbrauchte
sen in vielen Krankheiten unentbehrlich und hülfre

Was der Verf. gegen das Blutlassen, als Vor
eur, und von dem, von manchem sich eingebildet
des Aderlassens in den, von ihnen so genannten
Entzündungen, erwähnt, hat Recens. noch am m
fallen.

Aufsätze und Bemerkungen aus der praktisch
neywissenschaft und der Geburtshülfe,
von D. J. A. H. Zeller, Praktik. in W
Leipzig und Rostock, in der Koppischen Buch
lung. 1791. 7½ Bog. gr. 8.

Der Verf. ist nicht mit Herrn Zeller in Wien zu
sein, welcher letzterer vor ein Paar Jahren uns se
wichtige Bemerkungen aus der praktischen Medicin u
burtshülfe mitgetheilt hat. Den Verf. der hier anz
Aufsätze wird ein Theil unserer Leser aus Herrn B
neuem Magazin für Aerzte vielleicht kennen, de
periodischen Schrift ist die Hälfte der hier wieder
ten kleinen Abhandlungen schon zu finden. Da
neu hinzugekommenen Aufsätze jene, in das
zu eingerückte Abhandlungen an innern
übertreffen, keine neue oder wichtige Ben

ſo würde das leſende Publicum nichts dabey verloren haben, wenn es dem Verf. (welcher übrigens ein ganz guter Practikus ſeyn mag) gefallen hätte, dieſe Bemerkungen ungedruckt in ſeinem Pulte liegen zu laſſen. — In dem erſten Aufſatze wird gegen den innerlichen und äußerlichen Gebrauch des kalten Waſſers, und in dem letzten gegen die Mode der jetzigen Haarfriſuren geeifert, weil nach dieſer die Kopfhaare ſo kurz müßten abgeſchnitten werden, wodurch denn nothwendig gefährliche Erkältungen entſtünden.(?) Des Verf. Bemerkungen über das Podagra ſind noch das Leſenswertheſte in dieſer ganzen Schrift.

Bd.

IV. Schöne Wiſſenſchaften und Poeſien.

Neue Götter-Geſpräche: von C. M. Wieland. Leipzig, bey Göſchen, 1791. 374 S. 8.

Die von den Schriftſtellern des Alterthums ſo meiſterhaft bearbeitete Gattung des proſaiſchen Dialogs, deren mannichfaltige Vortheile zur Erörterung ſtreitiger oder minder einleuchtender Gegenſtände bekannt genug ſind, iſt bisher in Deutſchland zwar oft verſucht, aber immer nur noch ſelten mit vorzüglichem Glücke bearbeitet worden. Keiner unſrer jetztlebenden Schriftſteller hatte mehr Beruf zur Ausfüllung dieſer Lücke in unſrer ſchönen Litteratur, als der muſterhafte Ueberſetzer Lucian's, der ſeit dieſer Ueberſetzung noch immer mit dem Geiſte und der ganzen trefflichen Manier dieſes Griechen vertraut geworden zu ſeyn ſcheint, und deſſen anerkannte, vielbefaſſende Originalität ihn vor aller knechtiſchen Nachahmung ſicherte. Man darf nur die Götterſprache des Remond de St. Mard unter den Franzoſen, und des faſt vergeſſenen Schriftſtellers und Dichters Löwen unter den Deutſchen, mit der gegenwärtigen Arbeit vergleichen, um gar bald den großen Abſtand beyder von einander gewahr zu werden. Hr. W. hatte einige dieſer Geſpräche ſchon in ſeinem Teutſchen Merkur bekannt gemacht; und man weiß, daß ſie größten-

theils durch neuere Zeitumstände, und durch sich dar ziehende, oft debattirte, Materien veranlaßt sind. Das und Wider dieselben ließ sich nicht besser und unpartheyi gegen einander stellen, als in dieser dialogischen Form, in der Voraussetzung, daß die Götter und Halbgöt schon Homer sich über menschliche und öffentliche An heiten mit so vieler Wirkung berathschlagen ließ, fangene Beobachter sie zum Gegenstande ihrer Unter machten.

Die dialogirenden Personen des ersten Gesprächs Herkules und Jupiter. Jener fragt diesen unter vier gen, ob es denn an dem sey, daß er, wie die guten M lein da unten sich schmeicheln, so gar großen Antheil Befinden nehme, sich in alle ihre Händel mi alle ihre Wünsche und Bitten ein Register halte, die Welt blos um ihrentwillen regiere? Jupiter offenherzig, daß die Weltregierung seine Sache sey; und daß er freylich alles könne, was er wolle, darum, weil er nichts wolle, als was er kön Ursachen, deren Wirkung sich nicht immer verl und die Leidenschaften der Menschen würden ihm o Plan überall verwirren. Er überlasse sie also Thorheit. Uebrigens könne freylich nichts entgegen seyn, als seine Art von den Sachen zu denken, menschliche. Herkules thut bey der Gelegenheit Frage, ob es nämlich wirklich an dem sey, daß er ve habe, Jupiters Sohn zu seyn. Aber auch darüber gi ihm nur zweifelhafte Auskunft.

In dem zweyten Gespräche unterreden sich Dipa lia, bekannter unter dem Namen Livia Augusta, und va Faustina: hernach D. Augustus und D. Markus A relius. Livia fragt die Faustina, ob sie wohl in ih Leben Jemand Etwas abgeschlagen habe, und diese ist genug, die Frage zu verneinen. Das giebt der Liv Muth, ihr einige böse Nachreden, die man auf ihre T gebracht hatte, vorzuhalten, wogegen sich aber Faustina dieser Unbefangenheit rechtfertigt. Sie erzählt den w Zusammenhang einer Begebenheit zu Baja, aus wo man auf Kosten ihrer Ehre zur gehäßigsten Lüge Anlaß nommen hatte. Dieß, ehrwürdige Augusta, sagt sie, zwey oder drey kleine Verirrungen der Augen oder

ausgenommen, das einzige zweydeutige Abentheuer, wor-
mich die a gloſe Fröhlichkeit meiner Gemüthsart in mei-
g ruhigen Leben verwickelt hat.“ Und ſie vermuthet, daß
ut Livia's Stieftochter, der Julia, der nämliche Fall
ſen ſey. Da Livia dies nicht zugeben will, ſtimmt
ſtina auf einmal ihren Ton um, und macht jener, we-
hres Stolzes und ihrer Bösartigkeit die bitterſten Vor-
e, welche dieſe mit hohem Uebermuth beantwortet. Au-
und Mark Aurel haben unbemerkt die Unterredung
angehört, kommen dazu, und ſchlichten den Zwiſt dahin,
ſie beyde große Urſache den Göttern zu danken gehabt
n, daß dem Mark Aurel die ſanfte gefällige Fauſtina,
dem Auguſt in der Livia ein weiblicher Ulyß zu Theil
rden ſey.

Das dritte Göttergeſpräch iſt zwiſchen Jupiter Olym-
, Lycinus, einem Bildhauer, und Athenagoras,
die Scene im Tempel zu Olympia. Der letztre entrüſtet
über die enthuſiaſtiſche Bewunderung des Künſtlers gegen
Bildſäule des olympiſchen Jupiters vom Phidias, und er-
alle bildliche Vorſtellung für der reinen, unſichtbaren
heit höchſt unwürdig, und zur Abgötterey verleitend.
nus bemüht ſich vergebens, ihn darüber eines Andern
lehren, als auf einmal die Statue belebt wird. Athe-
ras läßt ſich dadurch nicht ſchrecken, ſondern nimmt es
auber und teufliſches Blendwerk, dem er ein baldiges
droht. Deſto ſchlimmer für euch! ſagt Jupiter. „Ich
darum nicht weniger bleiben, was ich bin; und ihr wer-
ie einzigen ſeyn, die dabey verliehren. Denn darauf
ihr euch verlaſſen, eure Mythologen werden keinen Phi-
und eure Phidiaſſe keinen Jupiter Olympius hervor-
en.

Im vierten Geſpräche zwiſchen Juno und Livia be-
rt ſich jene über ihre Mißverhältniß mit ihrem Gemahl,
wundert ſich, wie Livia über den ihrigen ſo viel Ge-
habey konnte. Das ganze Geheimniß aber lag, wie
ieſe geſteht, darin, daß er ſie zu regieren glaubte, und ſie
ihn regierte.

Hekate, Luna und Diana begegnen (Geſpr. V.) ein-
r auf einem Dreywege, und beſprechen ſich über die
nung der Mythologen, daß ſie alle Drey nur Eine und
dieſelbe Göttin ſind, wobey dennoch eine Jede für ſich
en ſoll, was ſie iſt. „Geſtehe, Göttin, ſagt unter an-

dem Luna zur Hekate, daß du uns mit deinen mythologischen Subtilitäten ein wenig zum Besten hast. Wir sind, und sind nicht; ich bin du, und du bist nicht ich; wir sind drey, und sind eins; und was keine von uns einzeln ist, das sind wir alle drey; — was für ein Galimathias! Ich will nicht Luna seyn, wenn ich ein Wort davon verstehe." Auf einmal erscheint ein Ungeheuer, das gleichfalls für Hekate ausgeschrien wird. Dieser überlassen sie es, mit den Mythologen auszumachen, was sie ist, und ob sie dreyfach oder vierfach ist.

Im sechsten Gespräche sitzen Jupiter und Juno mit allen übrigen Himmelsbewohnern an verschiednen großen Tafeln. Im Augenblicke der größten Fröhlichkeit kömmt Merkur eilfertig angeflogen, und bringt die Nachricht, daß Jupiter zu Rom, auf eine Motion, die der Imperator in eigner Person im Senat gemacht hat, durch eine überwiegende Mehrheit der Stimmen, förmlich abgesetzt worden sey. Jupiter bleibt ganz ruhig bey dieser Nachricht. Auch Quirinus erfährt, daß man ihn seiner Schutzpatronschaft über Rom beraubt, und daß sich St. Peter mit dem Doppelschlüssel dieses Aemtchen ausbedungen habe. Jupiter spricht die über diese Nachrichten in Schrecken gejagten Götter dadurch zufrieden, daß in der Welt alles veränderlich sey, und so auch die Meynungen der Menschen. Die Zeit aber werde schon kommen, da sie die Götter wieder suchen und anrufen würden. Und er bringt den übrigen Göttern einen vollen Nektarbecher auf das Wohl dieser Zunft zu.

Flora und Antinous unterreden sich im siebenten Gespräche über Schönheit, Liebe und Gegenliebe.

Im achten meldet Numa dem Jupiter, wie er ihn jetzt in Rom gefunden habe, nachdem ihn die schlimmen Nachrichten Merkurs dazu bewogen hatten, mit eignen Augen zu sehen, wie die Sachen dort stünden. Jupiter macht es ihm begreiflich, warum er es ganz wohl geschehen lassen könne, wenn die Menschen so weit in der Aufklärung kommen, daß sie die Götter für nichts weiter halten, als was sie wirklich sind. Es erscheint ein Unbekannter, der ihnen sagt, daß eine jede Sache nur aus Einem Gesichtspunkte richtig gesehen werden könne, nämlich aus dem Mittelpunkte des Ganzen. Die Vollkommenheit sey der Mittelpunkt des Guten, von welchem alles gleich weit entfernt sey, und der sich alles näher. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, scheine ihm jene Aufklärung der Menschen ein nothwendiger Erfolg zu seyn.

Wen

Warum Täuschung nicht ihre Bestimmung sey, so kann und wurde es auch nicht ihr Loos seyn, ewig in Wahn und Verblendung, wie Schafe ohne Hirten, herum zu irren. Er habe das große Werk unternommen, neue Menschen allmählich, und mit der Zeit, aus ihnen zu machen. Der Weg, auf welchem er die allgemeine Glückseligkeit zu bewirken gewiß sey, sey eben derselbe, worauf er jeden einzelnen Menschen zur Glückseligkeit führe.

Juno hat den Jupiter (Gespr. IX.) um Beystand für die Könige und Völkerbeherrscher angerufen, um die es jetzt etwas mißlich stehe. Jener ist indeß sehr für die alte Wahrheit, daß die Könige um der Völker, und nicht die Völker um der Könige willen da sind. Er halte es immer mit dem, der seine Schuldigkeit thue, und möge es gar wohl leiden, daß die Leute geschieden werden. Alles sey den ewigen Gesetzen des Wechsels unterworfen; die Reihe sey nun an den Monarchien, und die Götteranarchie neige sich zu ihrem Ende, so gut wie die übrigen. Der Schade werde indeß nicht groß seyn; es sey doch nur Stückwerk gewesen. Jetzt sey das Maß der Nemesis gekommen. Nemesis und Themis werden alles, was jetzt noch zu viel oder zu wenig, zu rasch oder zu einseitig gethan werde, ins rechte Maaß zu setzen wissen.

Im zehnten Göttergespräche unterredet sich Jupiter mit Hr. Ludwig über die mächtigen Veränderungen, die mit seinen Gallofranken vorgegangen sind. Dieser erklärt, er habe aus bloßem Antriebe des gemeinen Menschenverstandes, die nämlichen Wege im Regieren eingeschlagen, auf welchen jetzt die aufgeklärtesten Köpfe Frankreichs die Wiederherstellung des Staats zu bewirken suchen. Es erscheint Jupiter Hortius, ein Subdelegirter des olympischen Jupiters, und meldet die Veranstaltung des großen Bundesfestes der Franzosen. Er bittet ihn, zur Begünstigung dieser Feier, dem Gotte der Winde, und besonders dem Jupiter Pluvius zu befehlen, diese Feier nicht zu unterbrechen. Dieser letztere wird herbey gerufen, erklärt aber, daß die Ausrichtung dieses Befehls ihm unmöglich, und daß es einmal dem Laufe der Natur gemäß sey, daß es den ganzen 14ten Julius in Paris regnen müsse. Da das nun einmal nicht anders seyn kann, so beschließt Jupiter, das Betragen der Gallofranken bey diesem Ereignisse mit anzusehen.

Numa Pompilius und Heinrich der Vierte kommen im folgenden eilften Gespräche, einer Fortsetzung des vorigen, mit hinzu. Sie sehen, nach etwas langem Ausbleiben, den jetzigen König erscheinen, und besprechen sich über die Konstitution und neue Ordnung der Dinge, worüber unter nehmlich Heinrich IV. seine Meynung, und manche Bedenklichkeiten, vorbringt. Auch Numa macht darüber manche weise Anmerkung. Zuletzt noch der Schatten Ludwigs XVI. der sehr mißvergnügt mit der Revolution ist, und den Jupiter zufrieden spricht.

Die den Monarchen drohende Gefahr ist abermals der Gegenstand des folgenden zwölften Gesprächs zwischen Juno, Semiramis, Aspasia, Livia, und der Königin Elisabeth von England. Juno befragt die übrigen wegen der Mittel, den gänzlichen Verfall der monarchischen Regierungsart noch zu verhüten, und ihren alten Glanz wieder herzustellen. Semiramis geht in die Geschichte der monarchischen Staaten zurück, und schlägt am Ende die Aufhebung der Publicität und Schreibfreyheit, und die Einhüllung politischer Angelegenheiten in Geheimniß, und ihre Vorbehaltung für einen kleinen Orden von Weisen, als das dienlichste Mittel vor. Aspasia redet dagegen, und glaubt, das beste Mittel, welches die Monarchen zur Befestigung ihres Ansehens ergreifen könnten, sey gerade, den Unterthanen den Gebrauch ihrer geistigen Kräfte völlig frey zu lassen, und ihnen freyen Spielraum zu verstatten. Livia ist im Ganzen eben der Meynung; nur denkt sie von den Regenten vortheilhafter, und fodert nur von ihnen, ihre Kronen nicht zu usurpiren, sondern zu verdienen. Das Volk habe von der Regierung nichts zu fodern, als Sicherheit und Gerechtigkeit: aber der Regent müsse desto mehr von sich selbst fodern. Königin Elisabeth hält die einfache Maaßregel für einzig sicher, eine Konstitution von wenigen, auf die allgemeine Vernunft und auf die Natur der bürgerlichen Gesellschaft gegründeten Artikeln zu errichten. Diesen Vorschlag billigt Juno sehr, aber Elisabeth selbst traut den Regenten zu wenig Bereitwilligkeit zu, ihm beyzutreten, und zu seiner Ausführung mitwirken zu wollen. Juno fällt darauf, durch einen von dem Gott der Träume bewirkten Traum alle Könige und Fürsten von der Nothwendigkeit dieser Maaßregel zu überführen.

Fr.

Poll.

tiſche Fabeln und Erzählungen. Mit Fragmen-
n. Von dem Verfaſſer der Schulmeiſtergeſprä-
e. 1791. 174 S. 8.

ſe Sammlung enthält kaum ein Paar Stücke, denen die
nnung einer Fabel mit Recht gebürt. Der gröſte Theil
kurzen Aufſätze ſind nichts, als Anekdoten, charakteri-
Züge, Apophtegmen aus der alten Geſchichte, kleine
gen in Lucianiſcher Manier. Jeder Nummer iſt eine
moraliſch-politiſche Deklamation angehängt, worinn
einige gute Gedanken, ſchön und kräftig ausgedrückt ſin-
Das meiſte aber iſt zu allgemein und unbeſtimmt geſagt,
ermißt man den Zuſammenhang zwiſchen ein Paar auf
der folgenden Perioden ganz, und der Verf. ſpringt,
die mindeſte Vorbereitung, von einer Materie auf eine
e über, die mit der vorigen außer aller Verbindung ſteht.
eginnt der Verf. ſeinen Commentar über die erſte Fabel
Betrachtungen über den Geiſt der Revolutionen, und den
rmeidlichen Veränderungen, denen alle menſchliche Ein-
ngen unterworfen ſind, und ſchließt mit ſehr einſeitigen,
riebenen Klagen über den Verfall und die Verachtung der
ſchen Religion in unſern Tagen. Er fordert die Fürſten
Führer der Völker auf, das **Irrlicht der Vernunft!!**
die helle Fackel der Vernunft zu vertauſchen. — —
oetiſcher Rückſicht haben dieſe Fabeln nichts, wodurch ſie
u ihrem Vortheil auszeichneten; hingegen aber faſt alle
r, die Fabeln nur haben können. Man urtheile ſelbſt!

Der Spinnenſtaat.

„Die Spinnen, welche in einem Saal beyſammen wohn-
wählten ſich einen ſchönfarbigen Schmetterling zu ihrem
g. Wir ſind, dachten ſie, ein ohnmächtiges kleines
chen im Thierreich; der Schmetterling, der wegen ſeines
chen bunten Sommerkleides bewundert und geliebt wird,
uns Ehre machen, und den Haß der edlern Thiere ge-
unſer Geſchlecht auslöſchen. Weisheit, Verſtand, Ge-
lichkeit brauchen wir nicht; wir wollen nur einen König
Staat, und das kann der ſchöne bunte Vogel am beſten
wir leiten und lenken ihn, wie's uns gefällt, ſeine ange-
e Schwäche wird uns alles erleichtern. Sie ſpannen an
Sonne ein feines und niedliches Gewebe um ihr Ober-

zu legen, ist gewiß etwas schönes, seelenerhebendes, und kann unter Umständen ein fühlendes Herz, mit einer feurigen Phantasie verbunden, in wahre Begeisterung versetzen. Allein diese Begeisterung muß, wie alles in der Welt, seine Grade und Schranken haben, die die Vernunft meist bestimmt genug angiebt. Darüber hinaus erregt der Enthusiasmus nicht mehr Mitgefühl, höchstens Mitleid.

Könnt' ich laut wie Donner sprechen,
Wenn der Herr im Blitze schwebt,
Und der Sünder vor Verbrechen,
Die nicht Weltgesetze rächen,
Reuevoll im Staube bebt;
Könnt' ich Hellas Lorbeer brechen,
Der Homeros Staub belebt,
Und ihn, Trotz des Todes Macht,
Zur Unsterblichkeit gebracht:

Ha! so rief ich, daß es schallte,
Mächtig, wie Posaunenton,
Daß es ewig wiederhallte,
Durch die Fluth der Zeiten wallte,
Zu des einzgen Gottes Thron;
Riefe laut: „die Schöpfung zahlte
„Mir des Lebens schönsten Lohn!
„Denn Minnona, Sie ist mein —
„Hört es, Welten! Sie ist mein!! —

Solche Verse füllen das Ohr, aber das Herz lassen sie kalt. Wahre Liebe ist still, in sich verschlossen; nur ein eigenliebischer Poet trägt seine Triumphe, nicht Empfindungen, zur Schau. Sie zeigt sich in großen Handlungen, nicht in großen Worten, am allerwenigsten in einem Wirrwarr von Bildern, die sich zwar zusammen reimen, aber nicht passen: S. 29.

Prachtvoll — wie zum ersten Mahle,
Da aus der Entwicklung Schoos
In des Chaos wüstem Thale
Aus des Schöpfers Wunderschale
Lebensodem sich ergoß,
Und in Gottes Sonnensaale
Geisterstoff zusammenfloß —

So

So wird einſt der Morgen ſeyn,
Da wir uns als Engel freun.

Daß der Dichter mehr aus der Phantaſie und dem Gedächtniß, als aus dem Herzen geſungen, beweiſt die ſo häufige Inconſiſtenz der Ideen. Jedes glänzende Bild, das ſich ſeiner Einbildungskraft darſtellt, wird ausgewählt, ohne darauf zu ſehen, ob es ſich mit dem vorigen und folgenden verträgt, oder nicht. Auf der einen Seite ſingt der Dichter:

Wonne hab' ich eingeſogen,
Wonne, wie kein Gott ſie trank,
Wie ſie nie vom Himmel rann,
Und kein Cherub ſie erſann.

Nach dieſen Verſen ſpielt das Gleichniß, das gleich auf der nächſten Seite folgt, eine ſehr traurige Figur.

Wie im hohen Sternenſaale,
Den des Jubels Ruf durchdringt,
Jovs beym hohen Göttermahle
Aus der goldnen Freudenſchaale
Wonniges Entzücken trinkt;
So genieß ich in dem Thale,
Wo mir Veilchenbalſam winkt
Ruhend an Minnona's Bruſt
Süß bezaubert Himmelsluſt.

Wir verſprechen uns viel von dieſem jungen Dichter, wenn er den ſchlüpfrigen Pfad der Nachahmung verläßt, und nach dem Muſter des unſterblichen Kleiſt den Stoff zu ſeinen Geſängen aus der Natur ſelbſt nimmt, in keines andern Dichters Manier arbeitet, und den Rath freymüthiger und einſichtsvoller kritiſcher Freunde befolgt.

Hf.

V. Theater.

Das große Loos, ein Luſtſpiel in einem Akt. Von Hagemeiſter. Berlin, bey Petit und Schöne. 1791. 2½ Bog. 8.

Ein

Ein Stück von der Art ist wohl in einem nächtlichen Nachmittage geschrieben. Doch, da es auf unsern Theatern so sehr an Nachspielen fehlt: so mag denn auch dies immer mit durchlaufen. Die Schreibart könnte indessen auch reiner seyn. Dies ist aber wohl nur auf Rechnung einer Nachlässigkeit zu schreiben; denn der Vf. ist sonst nicht unwissend in der Sprache.

Johann von Procida, oder die sicilische Vesper, ein Schauspiel in fünf Aufzügen, von Hagemeister. Berlin, bey Maurer. 1791. 18½ Bog. 8.

Zuerst, wie billig, von dem vielfachen Guten, das dieses Schauspiel enthält! Plan und Oeconomie des Stücks tragen den Stempel von der Hand eines verständigen Mannes. Man findet hier nicht das Gewühle und Gewirre, welches die Verf. unsrer neuern Haupt- und Staatsactionen uns für Handlung und Verwickelung zu verkaufen pflegen. Das Interesse wächst; der Gang der Intrigue wird nicht lahm. Es treten viel Personen auf; aber keine unnütze, und nur Wenige unterscheiden sich doch immer als die Haupttriebfedern des Ganzen auf schickliche Weise ist aus der Geschichte der sicilianischen Vesper nur das genützt, was anständigerweise und mit Würkung aufs Theater gebracht werden konnte. Die Charaktere sind mit Stärke und immer gleicher Treue gezeichnet, und heben sich wechselsweise einander. Man stößt auf neue überraschende Wendungen. Die Sprache ist nicht mit dem falschen Bombast überladen, wovon solche Ritterstücke zu strotzen pflegen, ist den Sitten des damaligen Zeitalters angemessen, und doch nicht rauh oder ungeschmeidig. Auch den Vorwurf, den sich der Verf. in der Vorrede selbst macht, als gehe das Ringen nach Plan und Zweck seiner Arbeit einen Anstrich von Steifigkeit, findet Rec. nicht gerecht. Nun aber etwas von den kleinern Flecken auf diesem Gemälde! Einige Scenen, in welchen viel räsonnirt wird, und die im Lesen angenehm unterhalten, möchten wohl auf dem Theater zu gedehnt scheinen. Ueberhaupt — und das ist wahrlich Schade! — scheint das Stück zum Aufführen zu lang. Zuweilen könnten die Zeichnungen feiner seyn, besonders in den Gesprächen zwischen Herbert und Bertrand. Die Schmeicheleyen (S. 65.) sind zu grob; es ist nicht möglich, daß der feine Procida diese Schlinge und das Lelsereden, welches

über

über ſeinem Kopfe geſchieht, nicht merken ſollte. Einigemal iſt der Ausdruck nicht edel genug. Von Philipp wird unter andern geſagt: „er ſitzt ruhig und ſtochert die Zähne.“

Baron (der) von Blankenſtein, oder die bereuete Uebereilung, ein Schauſpiel in drey Aufzügen. Hamburg und Leipzig, bey Matthieſen. 1791. 6½ Bogen 8.

Eines von den unzähligen Produkten, woran unſer liebes Vaterland jetzt ſo fruchtbar iſt. Gleich im zweyten Aufzuge erräth man den ſehr ärmlichen Plan des Verf. Der Dialog iſt jämmerlich; die Sprache fehlervoll; die Charaktere ſind höchſt alltäglich. An Handlung und Verwicklung mangelt es gänzlich. Dagegen wird, wie es in ſolchen deutſchen Stücken üblich iſt, gegeſſen, getrunken, und in Monologen räſonniret.

Jz.

Neues vermiſchtes Theater für Deutſche. Leipzig, bey Hamann. 1790. 20½ Bog. 8.

Enthält folgende drey Schauſpiele: 1) Othello, oder, der Mohr von Venedig, ein Trauerſpiel nach Shakſpeare, vom Prof. Hagemeiſter für das Königl. Nationaltheater zu Berlin bearbeitet. 2) Eliſa von Mierthal, ein Schauſpiel von dem Verf. der großen Toilette. 3) Hauptmann Sturm und ſeine Kinder, ein Drama in zwey Aufzügen, von G. C. Claudius. Dem Herausgeber macht die Gewiſſenhaftigkeit Ehre, mit welcher er ſich im Vorberichte über die Rechtmäßigkeit ſeiner Sammlung erklärt.

Fr.

Conrad Lezkau, Bürgermeiſter zu Danzig, ein vaterländiſches Trauerſpiel in fünf Aufzügen, von Ludwig von Baczko. Königsberg, in der Hartungſchen Buchhandlung. 1791.

Lezkau's

Lezkau's und seiner Gefährten Ermordung, sagt der Verf. im Vorberichte, war eigentlich der Gegenstand, den ich bearbeitete. Diese wackern Männer als bloſſe Opfer des Patriotismus ermorden lassen, hätte freylich dem Ganzen mehr Würde gegeben; aber unsere Chronikenschreiber erzählen ja selbst, daß der Komthur und seine Gehülfen, auf mancherley Weise verhetzt, in der Trunkenheit diese Mordthat verrichteten; und einige edle Männer von Trunkenbolden würgen lassen, — wer konnte eine solche Scene auf die Bühne bringen? Und hätte der bloſſe Patriotismus ihrer Gegner, die Ritter zu einer solchen Wuth gebracht; dann hätte ich meine Ritter als Unmenschen schildern müssen, die der dramatischen Bearbeitung unwürdig sind.

Recensent muß, dieser Entschuldigung ungeachtet, gestehen, daß es ihm doch lieber gewesen seyn würde, wenn der Verfasser jenen ersten Gesichtspunkt beybehalten hätte, denn die statt dessen gewählte Intrigue mit dem Gifte ist nie wahrer Coup de Theatre, widerspricht zu sehr der Geschichte, und schwächt das Interesse. Uebrigens gesteht Recens. gern, daß die Charaktere gut gezeichnet und treu gehalten, die Sprache den Personen und der Zeit angemessen sey, und das Interesse mit jedem Akt siege. „Einige Mängel meiner Arbeit," sagt der Verfasser, „sehe ich vollkommen ein, an andere „mocht ich gar nicht denken." Wer will mit solcher Bescheidenheit rechten?

Kr.

VI. Musik.

Unterricht im Generalbasse zum Gebrauch für Lehrer und Lernende, von Johann Christian Bertram Kessel. Neu verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, bey Hertel. 1791. in 8. 9 Bogen nebst doppelter Vorrede.

In der Vorrede zur ersten Auflage äußert der Verfasser den Wunsch, daß er nicht eine durch sein Unternehmen den Anfängern die Erlernung des Generalbasses und das Studium

nie leichter gemacht, Liebhabern eine gründliche
ieſer Wiſſenſchaft beygebracht, ſondern auch
len einſichtsvoller Männer, deren gründliche
elehrung er mit Dank annehmen will.
n möchte. In der Vorrede zur
Gönnern und Freunden, welche
genommen haben und nämlich
uflage nach der Beurtheilung
ſern gekommt zu haben,
ne veranſtaltet werden
laubt hätte.
lehrung gelegen.
rung
inhalt des Buches.
ie Terminologie
ogie) betreffend.
ern mit Bescheidenheit
mit dem Scheine

[illegible]
Dimensionen,
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Lezkau's und seiner Gefährten Ermordung, sagt der Verf. im Vorberichte, war eigentlich der Gegenstand, den ich bearbeitete. Diese wackern Männer als bloße Opfer des Patriotismus ermorden lassen, hätte freylich dem Ganzen mehr Würde gegeben; aber unsere Chronikenschreiber erzählen ja selbst, daß der Komthur und seine Gehülfen, auf mancherley Weise verhetzt, in der Trunkenheit diese Mordthat verrichteten; und einige edle Männer von Trunkenbolden würgen lassen, — wer konnte eine solche Scene auf die Bühne bringen? Und hätte der bloße Patriotismus ihrer Gegner, die Ritter zu einer solchen Wuth gebracht; dann hätte ich meine Ritter als Unmenschen schildern müssen, die der dramatischen Bearbeitung unwürdig sind.

Recensent muß, dieser Entschuldigung ungeachtet, gestehen, daß es ihm doch lieber gewesen seyn würde, wenn der Verfasser jenen ersten Gesichtspunkt beybehalten hätte, denn die statt dessen gewählte Intrigue mit dem Gifte ist ein wahrer Coup de Theatre, widerspricht zu sehr der Geschichte, und schwächt das Interesse. Uebrigens gesteht Recens. gern, daß die Charaktere gut gezeichnet und treu gehalten, die Sprache den Personen und der Zeit angemessen sey, und das Interesse mit jedem Akt siege. „Einige Mängel meiner Arbeit," sagt der Verfasser, „sehe ich vollkommen ein, an andere „mocht ich gar nicht denken." Wer will mit solcher Bescheidenheit rechten?

Ar.

VI. Musik.

Unterricht im Generalbasse zum Gebrauch für Lehrer und Lernende, von Johann Christian Bertram Kessel. Neu verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, bey Hertel. 1791. in 8. 9 Bogen nebst doppelter Vorrede.

In der Vorrede zur ersten Auflage äußert der Verfasser den Wunsch, daß er nicht eine durch sein Unterrichten den Anfängern die Erlernung des Generalbasses und das Studium

armonie leichter gemacht, Liebhabern eine günstige Mey-
von dieser Wissenschaft beygebracht, sondern auch nicht
Füßfallen einsichtsvoller Männer, deren gründliche Prü-
und Belehrung er mit Dank annehmen will, gegen sich
t haben möchte. In der Vorrede zur zweyten Auflage
er den Gönnern und Freunden, welche die erste nach-
oll aufgenommen haben und wünscht auch darinnen sei-
uen Auflage nach der Beurtheilung einsichtsvoller Kunst-
verbessern gekonnt zu haben, wenn die Kürze der Zeit,
cher jene veranstaltet worden wäre, ihre Urtheile zu
men erlaubt hätte. Es ist ihm daher ernstlich an Prü-
und Belehrung gelegen, welche wir ihm auch zu mehrer
ufmunterung unpartheyisch mittheilen, zwar nicht über
nzen Inhalt des Buchs, sondern nur über einige wich-
unkte die Terminologie (die beklagenswürdige musikali-
erminologie) betreffend, in welcher er seinen angegebe-
orgängern mit Vorurtheil ohnuntersucht gefolgt ist, und
h dazu mit dem Schein philosophischer Gründe hat be-
n wollen.

Ueberhaupt ist der V. nicht glücklich in treffenden Defi-
en und Divisionen, auch nicht in der Wahl der dazu
hen, vollständig charakterisirenden Wörter, welche doch
mmt das Studium einer jeden Wissenschaft erleichtern,
beweist schon §. 2, worinnen es heißt: „Die Harmonie
Tonfolge (?) in verschiedenen Stimmen zugleich.“
rfte man also wohl dreyerley verschiedene Melodien zu
n vortragen, und diese wären sodann auch harmonisch?
mit wäre denn das alberne Grundsätzchen wieder auf-
daß die Harmonie aus der Melodie entspränge. Fer-
„Das Zusammentönen mehrerer verschiedenen Klänge (?)
rley Zeitpunkte, heißt ein Accord. Und also kann man
gen: (und gewiß besser) „die Harmonie ist eine Accord-
Aber der Begriff Accord muß erst richtig bestimmt
Nach seiner Definition des Accords, wären die Klän-
n der Stimme eines Hahns, Schaafs, Sperlings,
u. s. w. ein Accord. Oder, im Ernst, doch die Töne
, as, h — So hat den V. die falsche Definition von
Intervall verführt. Er sagt: „Ein Intervall ist der Un-
d zweyer in Absicht der Höhe verschiedenen Töne.“ Nicht
sondern es ist der Abstand eines Tons von dem andern,
cksicht auf die Zeit, den Ort, und die Lage verschiede-
timmen. Und die melodischen Intervalle sind von den

harmonischen unterschieden. Denn jene werden neben einander, stufenweise oder sprungweise, auf- und abwärts verbunden, und diese terzenweise aufwärts übereinander; jene werden nicht in Con- und Dissonanzen eingetheilt wie diese, daher sind alle Con- und Dissonanzen in der Harmonie wesentlich zu Hause; und Intervalle, welche nur Schmuck oder Ausfüllung des leeren Raums zweyer harmonischen Intervalle sind, dürfen nicht zur Harmonie, sondern müssen zur Melodie gerechnet werden, weil sie keine Accorde bilden können. Den Einklang (einen Ton, welcher mit einem andern einerley oder eben so klingt) hätte er daher immer ohne Anstand unter die melodischen Intervalle zählen können, wenn er nur die falsche Eintheilung in verminderte und übermäßige unterlassen, und dafür die Benennung, melodische halbe Töne gebraucht hätte. Das Wort Einklang wird aber der Erfahrung gemäß in doppeltem Verstande genommen, und bedeutet einmal denjenigen Ton, welcher von einem andern verschiedenen gleiches Namens in gleicher Lage oder Octave absteht; und alsdenn den Ton der einen Stimme, welcher mit einem Ton gleiches Namens in einer andern Stimme in einerley Octave liegt und mit jenem zugleich ertönt. Im ersten Falle sagt man daher, daß zwey, drey, vier oder mehrere in einerley Stimme auf der nämlichen Stufe hintereinander angeschlagene Töne, Einklänge sind, weil sie in Rücksicht auf die Zeit und den Ort von einander abstehn. Im andern Falle sagt man, daß die harmonischen Intervalle die Prime, Terz, Quinte, Sexte oder Octave durch den Einklang einer andern Stimme verdoppelt werden, und dies ist ein Abstand in Rücksicht auf die Lage verschiedener Stimmen, z. B. des Soprans von dem Alt, des Tenors von dem Basse u. s. w.

Nun wählt der Verf. das Wort Prime, weil ihm das Wort Einklang zur Eintheilung nicht tauglich und einen Widerspruch zu enthalten schien. Dennoch sagt er auch von der Prime, sie wäre kein Intervall, weil sie nicht in seine Definition paßt und unterscheidet sie doch in reine, verminderte und übermäßige, bringt auch durch die Umkehrung eben so vielerley Octaven heraus, welche Umkehrung allerdings von den Intervallen gebraucht wird. Die Prime ist daher immer ein harmonisches Intervall, und zwar das Grundintervall, von welchem andere terzenweise überbaute abstehn; aber sie ist weder vermindert noch übermäßig, sondern allein rein.

nn der V. §. 8, die Tonleiter beſtimmt „durch eine Folge Töne, welche in einer Tonart vom erſten bis achten nach ander gehört werden, wie c, d, e, f, g, a, h: ſo geht die Tonleiter die Melodie allein an. In der Harmonie werden dieſe Töne derzenweiſe über einander verbunden

und dieſe Verbindung könnte eben ſo ſchicklich die harmo-

he Tonleiter heißen. Der V. getraut ſich alſo auch nicht, r Intervalle zu ſtatuiren, als innerhalb den Grenzen ſei- melodiſchen Tonleiter liegen. Aber dies könnte er ohne fahr, wenn er nur in den Grenzen der Tonart bleibt; ich ſeiner vorgefaßten Meynung kann er mithin auch 1) die nen- Undezimen- und Terzdezimenaccorde nicht annehn, ſondern muß ſie mit andern für zufällige diſſonirende corde oder **Vorhalte** erklären; (eine ſehr ſchädliche, zum chtſinn und zur Schmiererey in der Compoſition verführende Lehre!) 2) müſſen ihm mancherley diſſonirende Accormangeln und unerklärbar bleiben, da er zwiſchen Secunde None — zwiſchen Quarte und Undezime — zwiſchen rte und Terzdezime der ganz unbezweifelten Unterſchied t kennt und annimmt; 3) müſſen die Begriffe vollkomne und unvollkommene **Conſonanzen** dunkel, und auch die Lehre von der **Verdoppelung der Intervalle** ifelhaft bleiben.

Die diſſonirenden Accorde werden von dem Vf. fälſchlich getheilt A) in weſentliche, B) zufällige und C) durchgehende diſſonirende Accorde §. 19. Die weſentlich diſſonirenden corde ſollen nur die Septimenaccorde ſeyn, von denen die nigſte Zahl von allen vorhandenen angegeben wird, und n bleibt ungewiß, ob der Septimenaccord auf der Domite mit ſeinen Umkehrungen hier allein gemeynt wird, oder noch ein paar andere darzu gerechnet ſeyn ſollen. Denn V. ſagt einmal: die Zuſammenſetzung des weſentlichen ptimenaccords ſey vierfach §. 20, und giebt folgende vier rten an:

f	g	a	h
d	e	f	g
h	c	d	e
g	a	h	c

die übrigen werden an keinem Orte dieses
und alsdann sagt er im §. 59: der wesentli
cord (er meynt den auf der Dominante) sey nur ein
cher Septimenaccord, und schließt die andern aus.

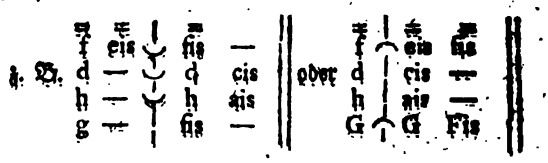
Da dies nun eine Sache von Wichtigkeit ist,
wir sie näher beleuchten, und dabey auf Manches
sam machen, was in der Folge zu näherer Berichtig
musikalischen Terminologie vieles beytragen kan
einen kleinen Auszug aus des V. seinen philosoph
ekelung (seine eignen Worte) und Bestimmung der
wesentliche und zufällig dissonirende Accorde.
§. 59. „Das Wesen einer Sache ist die Sache s
das Wesen einer Kugel ist die Kugel selbst, oder e
Masse und die Rundung derselben (? sehr unb
Ey hat auch eine gewisse Masse und Rundung),
Eigenschaften, ohne die keine Kugel seyn kann,
sentliche. Das gehört aber nicht wesentlich zu
ob ihre Masse von Holz, Eisen, Kupfer u. dergl.
blau, roth oder schwarz sey; mithin sind dies
Eigenschaften. Ferner heißen zufällige Eigens
che, die durch Vergleichung und Verbindung mit
denselben entstehn, und im Gegensatz nothwendige,
nicht durch Vergleichung und Verbindung mit ande
entstehn, sondern welche schon in der Sache sind.
ren z. B. das Alter und die Tugenden eines Menschen
lge Eigenschaften; hingegen eine vernünftige Seele
nem Körper verbunden, kommen dem Menschen
zu.“ So viel im Auszuge aus dieser Demonstrati
welcher folgen soll: „daß der wesentliche Septime
meynt, wie schon gesagt, den Septimenaccord a
nante) nothwendig sey.“ Welch ein Zusammen

Diese Demonstration paßt nur allein auf den
Accord, dessen Wesentliches besteht a) in Tönen,
einer bestimmten Tonart gehören, und glei
Kugel, b) in der terzenweisen Verbindung
che der Figur der Kugel gleicht. Hingegen

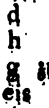
daran, daß er diſſoniren kann, daß er zwey, drey oder vierſtimmig u. ſ. w. ſeyn kann, daß die Intervalle darinnen klein, groß, vermindert oder übermäßig ſeyn können u. ſ. w. Das wird der V. wohl ſelbſt glauben, weil bekannt iſt, daß man ja auch Sachen mit lauter conſonirenden Accorden componirt, an deren Stelle man aber eben ſo leicht diſſonirende Accorde am ſchicklichen Orte ſetzen kann: und umgekehrt. Was nun da oder weg ſeyn kann, das iſt ja wohl zufällig. Deswegen ſagt man aber nicht, daß ein diſſonirender Accord ein zufälliger Accord ſey, ſo wenig als man ſagt, daß eine eiſerne Kugel eine zufällige Kugel ſey. Wer würde alsdenn wohl noch die eiſernen Kugeln in weſentlich eiſerne und zufällig eiſerne Kugeln eintheilen, wie der V. und ſeine Vorgänger mit den diſſonirenden Accorden gethan haben? Wie unphiloſophiſch iſt dies! Das Weſentliche eines diſſonirenden Accords beſteht nebſt dem, was von dem Accord überhaupt gilt, in einer oder mehrern Diſſonanzen. Das Zufällige deſſelben iſt, daß die Intervalle darinnen vermindert, klein, groß oder übermäßig ſeyn können, nach der Vergleichung und Verbindung mit dieſem oder jenem Grundtone; daß er ſtark oder ſchwach diſſonire; daß er zwey- drey- oder vierſtimmig gehört werde. Deswegen ſagt man immer noch nicht, daß ein verminderter Septimenaccord, ein großer oder kleiner Nonen- oder Undezimenaccord, ein zwey- drey- oder vierſtimmiger Septimen- Nonen- oder Undezimenaccord ein zufällig diſſonirender Accord ſey, ſo wenig als man ſagt, daß eine eiſerne Kugel, welche groß oder klein, kalt oder warm, polirt oder unpolirt, ſchwarz oder übermalt eine zufällig eiſerne Kugel ſey. Dies wäre aber abgeſchmackt: Folglich iſt auch die Eintheilung der diſſonirenden Accorde in weſentlich- und zufällig-diſſonirende abgeſchmackt, weil das membrum dividens das diviſum ſelbſt iſt.

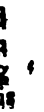
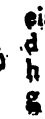
Wenn nach des V. Meynung der Septimenaccord auf der Dominante, der weſentliche Septimenaccord allein wäre, ſo ließe er ſich, wenigſtens die Septime darinnen, zu nichts anders machen, wie dies auch der Fall iſt bey einer weſentlich eiſernen Kugel, worinnen das Eiſen auch zu nichts anders werden kann, wenn ſie eine eiſerne Kugel bleiben ſoll. Aber dies iſt bey des V. weſentlichem Septimenaccorde wirklich anders: denn es laſſen ſich die darinnen befindlichen Conſonanzen zu Diſſonanzen, und die Diſſonanz durch Hülfe

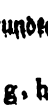
ſo der einharmoniſchen Verwandlung zu einer machen;

z. B. 

alsdann gehört der Accord in eine andere

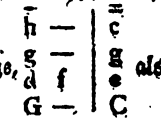
Art, und iſt in  zu Hauſe, davon der abgeleitete Septimen-

accord von  nämlich  gebräuchlich iſt, da

 auf dem Grundtone der Dominante von c entſtanden wer-

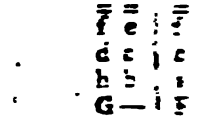
den. In jenem ſind g, h und d Diſſonanzen und in dieſem Conſonanzen, in jenem iſt eis oder das verwandelte f eine Conſonanz, und in dieſem iſt dieſes f Diſſonanz. Herr K. ſagt ferner: „Der weſentliche Septimenaccord iſt nothwendig; denn wenn ich z. B. folgende Accorde nehme ſo iſt das Ge-

hör ungewiß, ob der (zweyte) Accord zu c dur oder zu g dur gehört. Wenn ich aber dem Dreyklange die Septime hinzu-

füge,  alsdann iſt das Gehör gewiß, daß dieſer Accord dem c dur zugehöre.“ Etwa deswegen, weil c dur darauf folgt? Das dependirt ja aber von dem Componiſten, ob er gerade c dur darauf folgen laſſen will: denn er kann auch noch (den völligen Schluß ausgenommen) eine andere Domi-

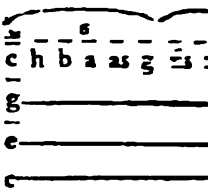
nante

nante ſprungweiſe herauf kommen, als z. B. [illegible]
von f, oder a von g, und ſo weiter. [illegible]

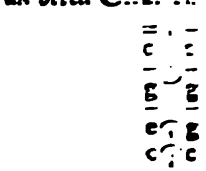


da wäre das Gehör über [illegible] nur. [illegible]
dieſer Sechsmuſiken auf [illegible]
darauf folgt.

In [illegible] eben ſo wenig [illegible]
durchgehenden [illegible]
nen Beyſpiele, [illegible]
Melodie [illegible]
Wechſelnoten, [illegible]
und der [illegible]
nannt werden [illegible]
dentia dem [illegible]
halten als dieſes. [illegible]
abgeſchmackt. [illegible]
den und Wechſelnoten [illegible]
Ausfallung der [illegible]
zum Grunde [illegible]
rend ſeyn. Z. B.



an deren Stelle die reine Harmonie



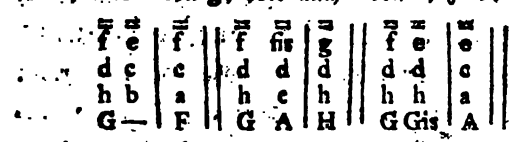
ſe der einharmoniſchen Verwandlung zu einer Conſonanz machen;

z. B. f eis fis — / d — d cis / h — h his / g — fis — oder f eis fis / d cis — / h his — / G G Fis

alsdann gehört der Accord in eine andere harmoniſche Tonart, und iſt in g zu Hauſe, davon der abgeleitete Septimenaccord von d eis / h, nämlich g gebräuchlich iſt, da hingegen f / d auf dem Grundtone der Dominante von c entſtanden iſt. / h / g

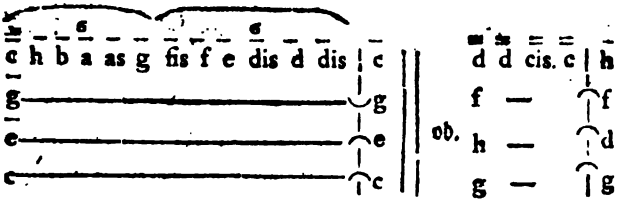
In jenem ſind g, h und d Diſſonanzen und in dieſem Conſonanzen, in jenem iſt eis oder das verwandelte f eine Conſonanz, und in dieſem iſt dieſes f Diſſonanz. Herr K. ſagt ferner: „Der weſentliche Septimenaccord iſt nothwendig: denn wenn ich z. B. folgende Accorde nehme c | h / g | g / e | d / c | g, ſo iſt das Gehör ungewiß, ob der (zweyte) Accord zu c dur oder zu g dur gehört. Wenn ich aber dem Dreyklange die Septime hinzufüge, h — | c / g — | g / d f | e / G — | C alsdann iſt das Gehör gewiß, daß dieſer Accord dem c dur zugehöre.“ Etwa deswegen, weil c dur darauf folgt? Das dependirt ja aber von dem Componiſten, ob er gerade c dur darauf folgen laſſen will: denn er kann auch noch (den völligen Schluß ausgenommen) eine andere Dominante

kante ſprungweiſe darauf folgen laſſen, als die Dominante c von f, oder d von g, oder auch e von a, z. B.

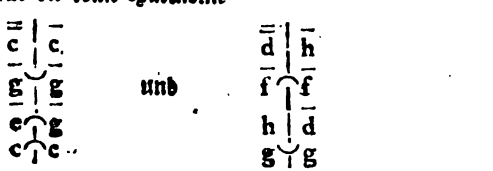


da wäre das Gehör eben ſo gar gewiß nicht. Uebrigens kann dieſer Septimenaccord auch dem cmoll zugehören, wenn es darauf folgt.

In durchgehende laſſen ſich die diſſonirenden Accorde eben ſo wenig eintheilen, weil die Intervalle, welche dieſe durchgehenden diſſonirenden Accorde, nach des V. angegebenen Beyſpielen, bilden, nicht zur Harmonie, ſondern zur Melodie gehören, und bisher mit Recht durchgehende oder Wechſelnoten, (ſ. Marpurgs Handbuch bey dem Generalbaſſe und der Compoſition) oder auch Vor- und Nachſchläge genannt worden ſind: denn alsdann würden die membra dividentia dem diviſo nicht mehr gleich ſeyn, und jene mehr enthalten als dieſes. Mithin iſt auch dieſe Eintheilung falſch und abgeſchmackt. Dieſe melodiſchen Intervalle, die durchgehenden und Wechſelnoten ſind weiter nichts als ein Schmuck, eine Ausfüllung der Lücken, und verändern gar nichts an dem zum Grunde liegenden Accorde, er mag con- oder diſſonirend ſeyn. Z. B.



an deren Stelle die reine Harmonie

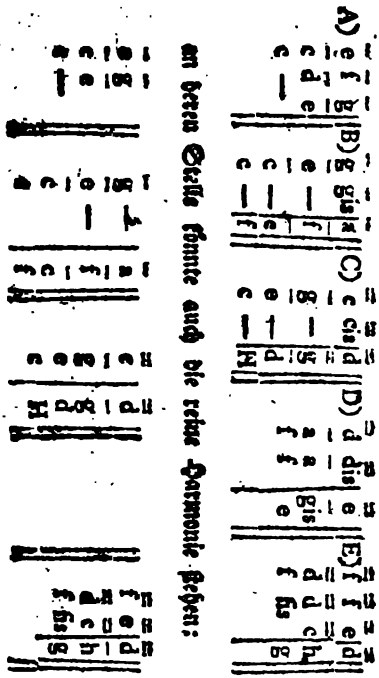


oder nach des V. S t den I
nanzen S. 13. §. 21. A) sein
B) sein großer Dreyklang mit i ü C)
seine übermäßige Octave, der reinen
Dreyklange, D)
gen, gehört zu den t ntlich I nden ?
nicht die Sexte ist D l sondern der Baß und

denn er entsteht aus dem Septimenaccord $\frac{a}{f}$ dis, welchen die

V. nicht kennt, wovon der Terzquartenaccord mit der Quinte vierstimmig, und mit Weglassung der Quinte dreystimmig gewöhnlich ist; E) seine verminderte Octave mit der kleinen Sexte, und andere mehr in seinem Orgelpuncte No. 2, in zweyten, dritten, vierten, fünften Tacte, sammen die zweyte Hälfte des sechsten und der siebende ganze Tact überall falsch sind, weil diese Accorde außerhalb der Tonart eben, worinnen er steht, und in einer ganz andern Tonart liegen, mithin nicht zum liegenden Grundtone der Dominante g passen.

A)



an deren Stelle könnte auch die reine Harmonie stehen:

und andere mehr, z. B.

b —	c cis	d dis	e —	f fis	g g	f
gis	a ais	h —	c cis	d dis	e d	c
G —	G —	G —	G —	G —	G —	c

statt der reinen Harmonie:

d	c e	d f	e g	f a	g f	e
h	a c	h d	c e	d f	e d	d
G —	G —	G —	G —	G —	G —	c

Wir müssen hier abbrechen, um nicht die Grenzen einer Recension zu überschreiten, und wünschen, daß der Hr. Vf. unsere Belehrungen annehmen und benutzen möge.

Gb.

Kurze und gründliche Anweisung zur Fu
für Clavierspieler, mit genau bestimmt
und beygefügten Exempeln, herausg
F. S. Sander. Breßlau, bey
breit 4. 24 S.

Der Inhalt entspricht dem Titel.

Hl

VII. Romane.

Frau Susanne vom Bade, Kaiser
rin und Geliebte, vom Verfasser der
sang. Prag, in der Schönfeld. B
1791. 27½ Bog. 8.

Man würde dem Büchlein zu viel Ehre erweis
man es zu den historischen Produkten rechnen wollte,
es, wegen verschiedener darin vorkommender Ges
stände vom römischen und böhmischen Könige Wen
wegen einiger über ihn gefällten richtigen Urtheile zu
scheinen möchte. Es ist ein historischer Roman, u
cher läßt sich das Werkchen gut lesen. Den Titel
saubere Vignette, die Wenzels angebliche Rettung dur
stellen vorstellt.

Liebschaften der Freudenmädchen im Palais
Zweyter Theil. Straßburg, 1791. 268
in 8.

Bey diesem Theile ward es Rec. schon ungleich schwerer,
bey dem ersten hinter einander weg zu lesen. Manche
zu fade und abgedroschene Geschichtchen machte ihm
Langeweile, und die wenigen bessern Stücke waren ihm
hinreichender Ersatz. Im Original wären sie es viell

nicht in einer Ueberſetzung, die gar nichts zu thun
gehört, aber doch immer noch viel zu ſtark um
Bey einem wiſſenſchaftlichen Werke ſieht man
über hin, allein bey einer zur angenehmen Be-
ſtimmten Schrift hat man Recht, ſtrengere Fo-
machen.

Nw.

utmann und Niklas Wilde; entgegenge-
lgen guter und böſer Gewohnheiten; hi-
Unterricht zum Wohlverhalten für den
Bürger und Landmann als Leſebuch in
. Frankfurt und Leipzig, bey Stahelg
. 1791. 16½ Bog. 8.

us den niedern Claſſen, für welche dies Buch be-
yn ſcheint, kann es wohl Unterhaltung gewähren,
t einigen Nutzen ſtiften; gebildetere Leute hinge-
den Ton der Erzählung ein wenig langweilig, ge-
das Ganze mit Auseinanderſetzung unbedeuten-
überladen finden.

Hg.

18. Aus den Papieren des Marquis C...
.. Von Große. Halle, in Hendels Ver-
791. 311 S. 8.

würden wir ohne Schillers Geiſterſeher und den
fall, den dieſes vortrefliche Werk erhielt, weder
hnliche Verſuche erhalten haben, die offenbar durch
zuerſt veranlaßt wurden. Die Grundidee und die
der der Schillerſchen Geſchichte ließen ſich errathen,
fieng die Phantaſie mehrerer Romanenſchreiber
ſem Gedanken zu brüten, und es trat eine Zau-
nach der andern hervor, immer eine abenteuer-
die andere, wo Wunder auf Wunder geſchieht,
iſſare einer geheimen Verbindung mit ſcheinbar
hen Kräften ausgeſtattet, den Lauf der Dinge nach
e leiten. Und ſo wie Schiller nur Einen erſten

Theil

Kurze und gründliche Anweisung zur Fingersetzung für Clavierspieler, mit genau bestimmten Regeln und beygefügten Exempeln, herausgegeben von F. S. Sander. Breßlau, bey Landhart. 1791. breit 4. 24 S.

Der Inhalt entspricht dem Titel.

Hl.

VII. Romane.

Frau Susanne vom Bade, Kaiser Wenzels Retterin und Geliebte, vom Verfasser der Lauretta Pisana. Prag, in der Schönfeld. Buchhandlung 1791. 27½ Bog. 8.

Man würde dem Büchlein zu viel Ehre erweisen, wenn man es zu den historischen Produkten rechnen wollte, es, wegen verschiedener darin vorkommender Gegenstände vom römischen und böhmischen Könige Wenzel, wegen einiger über ihn gefällten richtigen Urtheile zu scheinen möchte. Es ist ein historischer Roman, und über läßt sich das Werkchen gut lesen. Den Titel ziert eine saubere Vignette, die Wenzels angebliche Rettung durch Susannen vorstellt.

Gd.

Liebschaften der Freudenmädchen im Palais Royal. Zweyter Theil. Straßburg, 1791. 268 S. in 8.

Bey diesem Theile ward es Rec. schon ungleich schwerer, als bey dem ersten hinter einander weg zu lesen. Manches war zu fade und abgedroschene Geschichtchen machte ihm herzliche Langeweile, und die wenigen bessern Stücke waren ihm kein hinreichender Ersatz. Im Original wären sie es vielleicht gewesen,

wesen, aber nicht in einer Ueberſetzung, die zwar nicht zu den ſchlechteſten gehört, aber doch immer noch viel zu ſteif und ungelenk iſt. Bey einem wiſſenſchaftlichen Werke ſieht man noch eher darüber hin, allein bey einer zur angenehmen Unterhaltung beſtimmten Schrift hat man Recht, ſtrengere Forderungen zu machen.

Nr.

Juliane Gutmann und Niklas Wilde; entgegengeſetzte Folgen guter und böſer Gewohnheiten; hiſtoriſcher Unterricht zum Wohlverhalten für den jungen Bürger und Landmann als Leſebuch in Schulen. Frankfurt und Leipzig, bey Stahels Wittwe. 1791. 16½ Bog. 8.

Perſonen aus den niedern Claſſen, für welche dies Buch beſtimmt zu ſeyn ſcheint, kann es wohl Unterhaltung gewähren, auch vielleicht einigen Nutzen ſtiften; gebildetere Leute hingegen werden den Ton der Erzählung ein wenig langweilig, gedehnt, und das Ganze mit Auseinanderſetzung unbedeutender Details überladen finden.

Hg.

ren des Marquis C...
Große. Halle, in Hendels Ver-
1. 311 S. 8.

wir ohne Schillers Geiſterſeher und den
den dieſes vortrefliche Werk erhielt, weder
Verſuche erhalten haben, die offenbar durch
anlaßt wurden. Die Grundidee und die
hillerſchen Geſchichte ließen ſich errathen,
Phantaſie mehrerer Romanenſchreiber
Gedanken zu brüten, und es trat eine Zau-
n hervor, immer eine abentheuer-
Wunder auf Wunder geſchieht,
nen Verbindung mit ſcheinbar
eſtattet, den Lauf der Dinge nach
ſo wie Schiller nur Einen erſten

Theil

Theil geliefert hat, so haben auch seine Nachahmer bis jetzt nur verwickelt, und zur Entwickelung ist noch keiner gekommen. Der Genius ist vielleicht unter allen diesen Nachahmungen noch das Beste, und er würde gewiß noch besser seyn, wenn Hr. Große nicht so sichtbar und heftig dahin gestrebt hätte, über sein Muster zu renchériren, das Erstaunen, die Bewunderung und Neugier der Leser noch in weit höherem Grade zu erregen, und mit dieser gespannten Erwartung noch gewaltiger und kühner zu spielen. Eine außerordentliche wunderbare Begebenheit tritt der andern in die Ferse, der Leser hat keinen Augenblick Zeit von dem beständigen Staunen sich zu erholen, und wieder Athem zu schöpfen. Eine Geschichte wird durch die andere geflochten, eine neue geheimnißvolle Person tritt nach der andern auf, die uns über ihre irdische über- oder unterirdische Herkunft in Zweifel läßt. Nichts geht den gewöhnlichen Lauf der Dinge: allenthalben zeigen sich geheime, scheinbar geistige Kräfte: sobald der Leser einiges Licht zu erhalten hofft, wälzt sich eine neue Wolke vor seinen Blick, neue Personen erscheinen, ein neuer Vorfall — und von allem bringt man nichts davon, als die Ahndung, daß alle diese so wild sich durch einander drängenden Menschen, so bunt sich durchkreuzenden Begebenheiten, in einem Zusammenhang stehen, dessen Enthüllung aber einem folgenden Theile vorbehalten bleibt.

Wird Hr. G. alle diese Wunder natürlich auflösen, alle (jetzt noch ziemlich grob scheinenden) Unwahrscheinlichkeiten wegräumen, so wollen wir gern gestehen, daß er nicht mehr vermag. Obgleich der Titel ein Ganzes erwarten läßt, so sind doch diese Bogen nur der — 311 S. starke — Erste Theil eines Räthsels, das, wie alle Räthsel, nur so lange interessiren kann, als man das Wort desselben noch sucht. Die Erzählung ist gut, lebhaft, hinreißend in einigen Stellen, wenn Hr. G. aber sich anstrengt, schön zu schreiben, dann mißglückt es ihm fast immer, und die schönsten Phrasen verlieren sich oft in Phöbus und Nonsens. Dieses, manchem vielleicht hart dünkende Urtheil, müssen wir eben darum mit mehr als Einem Beyspiele belegen.

S. 31. In der Beschreibung einer leidenden Schöne heißt es unter andern: „Ich würde die Sprache verschwören, „wenn ein gewagtes Wort eine ihrer Minen zu fassen ver„mehte.(!) Es war eine Lilie über die Nachbarschaft einer „Rose

„Rose erröthend, eine Unschuld über das Geständniß einer „qualenvollen Liebe sanft in sich selbst verloren, eine thränen„schwere Ergebung im schwimmenden Auge, ein freundlich „verhaltener Schmerz im Krampfe des zuckenden Mundes, „und in der schauerlich gesenkten Stirne. Ihr Blick war „schwärmerisch auf einen Gegenstand einer unbekannten Ferne „geheftet, und wenn er wieder einmal voll Erbarmen auf „mich fiel, schien er aus einem Himmel niederzusteigen, um „vor seinem Erlöschen noch einen Sünder zu trösten.“

S. 34. „Ein verhaltenes Feuer glimmte in ihren ster„benden Augen, und ihr Busen kochte in einer Erhitzung, „welche ihre Züge bald blutroth färbte, bald zur schauderhaf„testen Leichenblässe verzehrte. (Eine bis dato unerhörte Wirkung der Hitze!)

S. 80. „Das reizende Weib trat mir hierauf näher, „und ergriff mit einer Hand, der man eine höhere Be„stimmung wohl anfühlte, die meinige zum Willkommen.“

S. 102. „Es war eine lange Figur, der ein schon hohes „Alter indessen den vortreflichsten regelmäßigsten Bau nicht zu „nehmen vermocht hatte. Aber im Gesichte war ein großes, „funkelndes Auge, die einzige Schönheit, welche er aus der „Fluth der Leidenschaften noch hatte retten können. Alle Be„gierden waren sichtbar darinn auf einander gefolgt, und je„de war, wie sie sich genähert hatte, in einer allgemeinen „Kälte mit erstarrt, welche auf irgend einen entsetzlichen Auf„tritt hinzeigte, indem sie die Gesichtsmuskeln ergriffen haben „mußte. Allenthalben sah man noch die Trümmer dieser Lei„denschaften, und wenn eine von ihnen wieder hervorkam, so „schienen auch alle andere noch einmal aufzuleben; eine Erin„nerung vormals gehabter Ideen stieß die andere an, und alle „Neigungen liefen wechselsweise über die ganze Gesichtsfläche „hinweg.“!!

S. 166. „Erinnerst du dich noch daran P.? Meine „Phantasie hat alle andere Freuden der Vergangenheit mir „bübisch gestohlen, um aus diesem eine verzehrende Glut zu„sammen zu scharren, um darauf mein Bewußtseyn lang„sam zu trösten. Dasselbe Feuer strömt aufgelöst in mir, „aber ohne Gegenstand, derselben Hunger ohne Nahrung.“

S. 218. „Welcher Taumel der Inbrunst, welche losen „Spiele, welche geübten und doch unmüßig zum Genuß dar„geboth

„gebotnen Reize! Alles schien sich an ihr zu verdoppeln; jede „heiße glühende Schönheit quoll meinem dürstenden Munde, meiner verwegenen Hand gespannter entgegen. Die „Sinne zerrannen, einer nach den andern, ich schloß die Augen als unbrauchbar zu, alles schmolz in das einzige Gefühl, „immer heißer und heißer drängend zusammen, und das mystische beklommene Aechzen weckte nur meine Wangen noch „an. Aus einer Erschütterung zu einer andern aufgeschreckt, „krümmten die Nerven sich in immer höher gespannten und doch mehr ersterbenden Schwingungen durch „alle Glieder hin; ein langer, brennender, lechzender, „verschlingender Kuß preßte die Seufzer zurück, alles Licht „erlosch vollends in den hervorströmenden Thränen, ein tiefer Schauder drückte Leib und Leib, und die nackten Busen, in einander versunken, warfen sich die Herzen „wechselsweise zu.“!!

Tm.

VIII. Weltweisheit.

Ueber keinen Naturalismus und positive, insonderheit christliche Religion, und deren Verhältniß zur Volksaufklärung. Berlin, 1790. 1 Alph. ½ Bog. in 8.

Diese Schrift ist eigentlich eine Fortsetzung einer Abhandlung oder doch einer weitern Untersuchung der darin beantworteten Frage: ob reiner Naturalismus oder reine Vernunftreligion Volksglaube werden könne? Der Herausgeber des Berlinischen Journals für Aufklärung, worin diese Abhandlung steht, und ein Recensent in der allgemeinen Litt. Zeitung hatte dem Verf. verschiedene Einwendungen gegen die Gründe gemacht, womit er die Verneinung dieser Frage behauptet hatten, gegen welche er sich hier zu vertheidigen sucht, und deshalb sich über verschiedene seiner Behauptungen näher erklärt, und überhaupt die Sache besser aus einander setzt.

Die ganze Schrift hat drey Abschnitte. In dem ersten von der Religion überhaupt, und deren wesentlichen Zwecke,

Zwecke, geht der V. freylich von Begriffen und Sätzen aus, welche nicht die gewöhnlichen, aber doch gewiß die richtigsten und zweckmäßigsten sind. Die Moraltheologie, sagt er, ist nach Kant das System aller der Wahrheiten, die als Postulate der reinen praktischen Vernunft auf vernünftigen Glauben können und müssen angenommen werden. Die Religion enthält also im engern Verstande die Resultate des Systems jener Wahrheiten, die mit dem Gesetze der Sittlichkeit als Postulate der reinen praktischen Vernunft unzertrennlich verbunden sind. Im weiten Umfange des Worts umfaßt die Religion beydes, das System der Sittengesetze sowohl, als das System der Moraltheologie, (obgleich das die gewöhnliche Vorstellungsart ist, so möchte doch nicht ein jeder der Meynung des Verf. seyn) und ist nach jenem Grundsatze der Inbegriff aller der allgemeinen Wahrheiten und Vorschriften, die mit dem höchsten Interesse der Menschheit, dem Interesse der Moralität, als Zweck oder als Mittel unzertrennlich verknüpft sind.

Die Ueberschrift des zweyten Abschnitts ist: **Ueber den reinen Naturalismus und dessen Verhältniß zu den wesentlichsten Zwecken der Menschheit überhaupt.** Durch den reinen Naturalismus versteht er diejenige Religionserkenntniß, welche alle göttliche und menschliche Authorität ausschließt, und sich blos auf eignes Nachdenken gründet. Und von diesem beweist er nun, daß er an sich nicht nur objectiv, sondern auch subjectiv für die Vernunftfähigkeit einzelner Weisen oder spekulativen Denker ein vollständiges, zur Erreichung der letzten wesentlichen Zwecke der Menschheit hinreichendes System der Religion und Moral sey, aber auch nur für diese. Er stellt nämlich aus der Natur der praktischen Vernunft ein Prinzipium als moralisches Gesetz auf, worauf alle besondere Vorschriften hergeleitet, und wornach die Moralität aller freyen Handlungen sittlicher Wesen bestimmt werden kann. Und der reine Naturalismus bringt auch eine deutliche und überzeugende Erkenntniß von allen den Wahrheiten hervor, welche zu einem vollständigen Religionssystem gehören, nämlich von **Gott, Freyheit und Unsterblichkeit.** Wenn das nicht wäre, sagt der Verf., so gäbe es gar keine vernünftige Erkenntniß von den wesentlichen Wahrheiten der Religion. Aber nach welchen Prinzipien ist er fähig, die Richtigkeit wesentlicher religiöser Ideen und Wahrheiten zu entscheiden? Kant setzt allein durch das praktische

Prin-

Prinzipium der Verf. aber nur vornehmlich durch daſſelbe. Und hier ſtellt er nur einen eigenen Beweis vom Daſeyn Gottes nach ſpekulativen Prinzipien auf, der doch auch ein Hülfsbeweis ſeyn ſoll. „Für eine jede beſondere Art oder Modifica„tion (der ſinnlichen und der intellektuellen) des realen Mög„lichen und Wirklichen ſagt er (S. 166.) muß auch ein ihr „entſprechendes Anſchauungsvermögen exiſtiren, wodurch ſie „allererſt vorgeſtellt und gegeben wird. Nun giebt es auch „eine intelligible Art der Objekte zu exiſtiren, und eine reelle „Möglichkeit, die ihnen als Dingen an ſich zukömmt (vermö„ge der nothwendigen Vorausſetzung der objektiven Realität „der Erſcheinungen) alſo muß auch ein intelligibles Anſchauungs„vermögen vorhanden ſeyn, wodurch dieſe Objekte als Dinge „an ſich allererſt vorgeſtellt und gegeben werden.“ Hier leugne ich den Oberſatz. Das Anſchauungsvermögen iſt ja nur eine Beſchaffenheit des menſchl. Geiſtes in Anſehung ſinnlicher Dinge, und alſo eine Einſchränkung, womit will man denn beweiſen, daß eine ſolche Art von Einſchränkung (oder wenn man lieber will) Beſchaffenheit in Anſehung intelligibler Gegenſtände auch bey einem unendlichen Geiſte ſtatt haben müſſe, bey dem es doch nach der hier vorausgeſetzten Idee, keine Schranken und keine Arten der Erkenntniß giebt? Wie folgt denn der Schluß: Weil der menſchliche Geiſt ſich keine Exiſtenz anders, als unter der Bedingung von Ort und Zeit vorſtellen kann: ſo muß es einen Geiſt geben, der ſich die Exiſtenz ohne alle Bedingung vorſtellt? Offenbar wird hier vorausgeſetzt, was erſt erwieſen werden ſollte. Nicht beſſer iſt die Wendung, welche der Verf. S. 168. eben dieſem Beweiſe giebt, wenn er ſagt: So wie wir für die reale Möglichkeit und Exiſtenz der Erſcheinungen, einen diſcurſiven Verſtand als den Schöpfer derſelben annehmen müſſen, ſo ſind wir auch befugt, in Rückſicht auf die reale aber aus unerkennbarer Möglichkeit und Wirklichkeit der Dinge an ſich, einen reinen anſchauenden Verſtand als den Schöpfer derſelben anzuerkennen und voraus zu ſetzen. — Denn hier wird doch wieder das Wort Schöpfer in mehr als einem Sinn genommen, und dann iſt auch kein Widerſpruch darinne zu behaupten, die Welt iſt ewig, und es giebt einen reinen anſchauenden Verſtand, der ſich die Dinge an ſich vorſtellt. Doch der Verf. giebt ſelbſt zu, daß der praktiſche Beweis noch hinzukommen müßte; um uns von dem Daſeyn Gottes eine völlige moraliſche Gewißheit zu geben.

Doch

Doch wir kehren zur Hauptsache, nämlich zum dritten Abschnitt über positive insonderheit christliche Religion und deren Verhältniß zur Volksaufklärung zurück. Hier beweiset der Vers. zuerst den Satz, daß die reine natürliche Religion, und die positive in Ansehung ihres Wesentlichen und Materiellen eine und dieselbe Religion ausmachen, und daß das Charakteristische der positiven also nur eine besondere Form sey, worin diese wesentlichen Lehren dargestellt und bewiesen werden. Das wird zuerst von der jüdischen Religion gezeigt, und hernach von der christlichen. Insonderheit sucht der Vers. gegen einen seiner Gegner zu beweisen, daß der Glaube an eine blos menschliche Autorität das nicht leisten könne, was der reine Naturalismus leistet. Dieser Glaube werde oft scheitern und in seinen Lehren irre werden, wegen der Verschiedenheit ihrer Meynungen und Einsichten. Blos menschliche Authorität werde den großen Haufen nie von der niedern Sinnlichkeit befreyen: es würde auch überdem dadurch eine noch größere Hierarchie entstehen. Der Glaube an eine höhere als menschliche Authorität ist überdem für das Volk ein wesentliches Bedürfniß. Dazu kommt nun noch, daß die Schwierigkeiten und Hindernisse des historischen Glaubens an eine Offenbarung nach der Meigung des Vers. für das Volk so groß nicht sind, als man sich einbildet. Zu diesem Glauben werde keine vollendete Gewißheit, sondern nur eine hinlängliche in den Beweisen erfordert, und gerade diese sey den Fähigkeiten des Volks angemessen, der reine Naturalismus aber nicht. Und das wird nun wieder nach dem gewöhnlichen System der Glückseligkeitslehre, und auch nach dem Kantischen erwiesen. Zuletzt giebt sich der Vers. Mühe, auch die Vernunftmäßigkeit der Wunder zu beweisen, worauf sich die göttliche Authorität des Christenthums stützt. Indessen kann sich Rec. noch nicht von der Wichtigkeit des Satzes überzeugen, daß man alles das als wahr müsse gelten lassen, wodurch das praktische Principium der Moraltheologie unterstützt werden könne. Er führt offenbar zum Aberglauben. Obgleich die gegenwärtige Schrift eine nützliche und gründliche Schrift ist, so hätte sie doch weit kürzer seyn können. Es wäre auch besser, wenn der Leser hier alles, was zur Sache gehört, beysammen fände, und nicht nöthig hätte, oft gerade über die wichtigsten Punkte jene Abhandlung nachzusehen.

El.

Prinzipium der Verf. aber nur vornehmlich durch daſſelbe. Und hier ſtellt er nur einen eigenen Beweis vom Daſeyn Gottes nach ſpekulativen Prinzipien auf, der doch auch ein Hülfsbeweis ſeyn ſoll. „Für eine jede beſondere Art oder Modifica„tion (der ſinnlichen und der intellektuellen) des realen Mög„lichen und Wirklichen ſagt er (S. 166.) muß auch ein ihr „entſprechendes Anſchauungsvermögen exiſtiren, wodurch ſie „allererſt vorgeſtellt und gegeben wird. Nun giebt es auch „eine intelligible Art der Objekte zu exiſtiren, und eine reelle „Möglichkeit, die ihnen als Dingen an ſich zukömmt (vermö„ge der nothwendigen Vorausſetzung der objektiven Realität „der Erſcheinungen) alſo muß auch ein intelligibles Anſchauungs„vermögen vorhanden ſeyn, wodurch dieſe Objekte als Dinge „an ſich allererſt vorgeſtellt und gegeben werden.“ Hier leugne ich den Oberſatz. Das Anſchauungsvermögen iſt ja nur eine Beſchaffenheit des menſchl. Geiſtes in Anſehung ſinnlicher Dinge, und alſo eine Einſchränkung, womit will man denn beweiſen, daß eine ſolche Art von Einſchränkung (oder wenn man lieber will) Beſchaffenheit in Anſehung intelligibler Gegenſtände auch bey einem unendlichen Geiſte ſtatt haben müſſe, bey dem es doch nach der hier vorausgeſetzten Idee, keine Schranken und keine Arten der Erkenntniß giebt? Wie folgt denn der Schluß: Weil der menſchliche Geiſt ſich keine Exiſtenz anders, als unter der Bedingung von Ort und Zeit vorſtellen kann: ſo muß es einen Geiſt geben, der ſich die Exiſtenz ohne alle Bedingung vorſtellt? Offenbar wird hier vorausgeſetzt, was erſt erwieſen werden ſollte. Nicht beſſer iſt die Wendung, welche der Verf. S. 168. eben dieſem Beweiſe giebt, wenn er ſagt: So wie wir für die reale Möglichkeit und Exiſtenz der Erſcheinungen, einen diſcurſiven Verſtand als den Schöpfer derſelben annehmen müſſen, ſo ſind wir auch befugt, in Rückſicht auf die reale aber aus unerkennbarer Möglichkeit und Wirklichkeit der Dinge an ſich, einen reinen anſchauenden Verſtand als den Schöpfer derſelben anzuerkennen und voraus zu ſetzen. — Denn hier wird doch wieder das Wort Schöpfer in mehr als einem Sinn genommen, und dann iſt auch kein Widerſpruch darinne zu behaupten, die Welt iſt ewig, und es giebt einen reinen anſchauenden Verſtand, der ſich die Dinge an ſich vorſtellt. Doch der Verf. giebt ſelbſt zu, daß der praktiſche Beweis noch hinzukommen müßte; um uns von dem Daſeyn Gottes eine völlige moraliſche Gewißheit zu geben.

Doch

Doch wir kehren zur Hauptsache, nämlich zum dritten Abschnitt über positive insonderheit christliche Religion und deren Verhältniß zur Volksaufklärung zurück. Hier beweiset der Verf. zuerst den Satz, daß die reine natürliche Religion, und die positive in Ansehung ihres Wesentlichen und Materiellen eine und dieselbe Religion ausmachen, und daß das Charakteristische der positiven also nur eine besondere Form sey, worin diese wesentlichen Lehren dargestellt und bewiesen werden. Das wird zuerst von der jüdischen Religion gezeigt, und hernach von der christlichen. Insonderheit sucht der Verf. gegen einen seiner Gegner zu beweisen, daß der Glaube an eine blos menschliche Autorität das nicht leisten könne, was der reine Naturalismus leistet. Dieser Glaube werde oft scheitern und in seinen Lehren irre werden, wegen der Verschiedenheit ihrer Meynungen und Einsichten. Blos menschliche Authorität werde den großen Haufen nie von der niedern Sinnlichkeit befreyen: es würde auch überdem dadurch eine noch größere Hierarchie entstehen. Der Glaube an eine höhere als menschliche Authorität ist überdem für das Volk ein wesentliches Bedürfniß. Dazu kömmt nun noch, daß die Schwierigkeiten und Hindernisse des historischen Glaubens an eine Offenbarung nach der Neigung des Verf. für das Volk so groß nicht sind, als man sich einbildet. Zu diesem Glauben werde keine vollendete Gewißheit, sondern nur eine hinlängliche in den Beweisen erfordert, und gerade diese sey den Fähigkeiten des Volks angemessen, der reine Naturalismus aber nicht. Und das wird nun wieder nach dem gewöhnlichen System der Glückseligkeitslehre, und auch nach dem Kantischen erwiesen. Zuletzt giebt sich der Verf. Mühe, auch die Vernunftmäßigkeit der Wunder zu beweisen, worauf sich die göttliche Authorität des Christenthums stützt. Indessen kann sich Rec. noch nicht von der Wichtigkeit des Satzes überzeugen, daß man alles das als wahr müsse gelten lassen, wodurch das praktische Principium der Moraltheologie unterstützt werden könne. Er führt offenbar zum Aberglauben. Obgleich die gegenwärtige Schrift eine nützliche und gründliche Schrift ist, so hätte sie doch weit kürzer seyn können. Es wäre auch besser, wenn der Leser hier alles, was zur Sache gehört, beysammen fände, und nicht nöthig hätte, oft gerade über die wichtigsten Punkte jene Abhandlung nachzusehen.

El.

Glückseligkeitslehre aus Vernunftgründen, mit Rücksicht auf das Christenthum. Zunächst für seine Schüler, und denn auch für andere denkende Tugendfreunde. Von J. M. Sailer, Lehrer der Moralphilosophie und Volkstheologie an der hohen Schule zu Dillingen. Erster Theil, worinn die wahre Glückseligkeit des Menschen bestehe. München, bey Lentner, 1787. 8. 23 Bogen. — Zweyter Theil. Wie man glückselig werden könne. 1791. 8vo. 34 Bogen.

In der Vorrede des ersten Theils erklärt sich der V. über den Titel, Inhalt, Ordnung und Behandlungsart seines Buchs; und weiset auf die Absichten hin, die er bey der Ausarbeitung im Gesichte hatte. Wir wollen die Beschwerden, welche der V. gegen die Kritik vorbringt, nicht untersuchen; besonders da wir glauben, daß viele Punkte, auf welche sich diese Beschwerden beziehen, erst noch mehr Aufklärung von der Zukunft erwarten, und viele andere Punkte sich wohl von selbst auflösen, sobald sich die Partheyen nur Mühe geben wollen, einander zu verstehen. Wir halten uns ohne alle weitere Rücksichten blos an das vor uns liegende Buch, und werden uns Mühe geben, den Ideengang des V. unsern Lesern vorzulegen, um sie dadurch in den Stand zu setzen, selbst zu urtheilen. Unser Urtheil, das wir am Ende über das Ganze fällen werden, soll Niemand vorgreifen. Die Hauptabsicht des V. ist, in diesem Buch, zwar zunächst seinen **Zuhörern und Schülern**, sodann aber auch **allen denkenden Tugendfreunden** eine Anweisung zu geben, **worinn** die wahre, hienieden erreichbare Glückseligkeit des Menschen bestehe, und wie er dazu gelangen könne. Diese Anweisung leitet der V. zwar **zunächst aus Vernunftgründen** her, nimmt aber dabey immer auf die **Lehre des Christenthums** Rücksicht, weil er glaubt, daß der Mensch sich allein gelassen, ohne göttliche Offenbarungen, nicht ganz glückselig werden könne.

Im ersten Theil untersucht er, worin die wahre Glückseligkeit des Menschen bestehe. Zuerst handelt er von der **Freudefähigkeit des Menschen**, und beschreibt die Triebe

der

der menschlichen Natur, die Bedürfnisse des Menschen, die Zustände des menschlichen Gemüths, die Würde und die Bestimmung des Menschen. Nach dieser Beschreibung und Entwicklung der Triebe, Bedürfnisse, Gemüthszustände, Würde und Bestimmung des Menschen, besteht die Freudsfähigkeit des Menschen in seiner Naturanlage zum Genuß sinnlicher Vergnügungen, vieler Vergnügungen der Erfahrung, der Versuche, der Beobachtung, der Einbildungskraft, des Witzes, des Verstandes, der Vernunft, der Glaubensfähigkeit des Herzens, der Tugend, der Andacht, des Umgangs mit Gott. (Der Leser fühlt selbst, wie willkührlich der Vf. bey Aufzählung der menschlichen Vergnügungen zu Werke gegangen ist. Mehr Ordnung und Bestimmtheit würde der Faßlichkeit und Lebhaftigkeit des Vortrags gewiß keinen Eintrag gethan haben.) Hieraus folgt, daß Freudenquellen im Menschen sind, daß alle Freudenquellen zugleich Quellen mannichfaltiger Leiden, Mängel und Schwächen werden können, oder doch viele überstandene Leiden und Kämpfe voraussetzen; und daß daher reine Menschenseligkeit hienieden ohne Leid, Schmerz und Kampf, ein Traum ist. Das zweyte Hauptstück handelt von der Erfreuungskraft der Dinge. Hier sucht der Verfasser erst die Unterschiede zwischen dem Sittlichguten und Sittlichbösen festzusetzen, bemüht sich die Menschenfreuden aufzuzählen, und zu charakterisiren, und handelt sodann von den verschiedenen Dingen, die auf Menschenwohl und Menschenwehe Einfluß haben, oder doch dazu gerechnet werden. Diese Dinge, zu deren richtigen Schätzung der Verf. Grundsätze und Regeln an die Hand giebt, und deren Einfluß auf Menschenglück er zu bestimmen sucht, sind Gesundheit, Reichthum, Luxus, Menschenehre, Lektüre, Gelehrsamkeit und Schriftstellerey; Empfindsamkeit, Wohlwollen, Freundschaft, Andacht, Tugend, Gesellschaft, Einsamkeit, Stadt- und Landleben, geschäftiges und häusliches Leben, Regierung und Lehramt, Handlung und Agrikultur, Leiden. Diese Untersuchungen beschließt der Verf. mit Aufzählung der Dinge, die uns im Freudengenuß stöhren. Im dritten Hauptstück beschäftigt sich der Verf. mit dem vollständigen Begriff von der wahren Glückseligkeit des Menschen. Der vollständige Begriff, den der Verf. von der wahren hienieden erreichbaren Glückseligkeit des Menschen giebt, ist: die wahre, hienieden erreichbare Glückseligkeit

„des Menschen ist die wahre Freude, die dauerhafte Zufriedenheit, das stete Frohseyn, welches den Naturtrieben des Menschen, den Bedürfnissen der Menschennatur, der Würde des Menschen, der Bestimmung des Menschen, der vollständigen innern Güte der Handlungen, der Natur und den Kriterien der wahren Menschenfreuden, den mannichfaltigen Einflüssen der vornehmsten Dinge auf wahres Menschenwohl, und den mannichfaltigen Stöhrungen im Freudengenusse, durchaus angemessen ist, und durch stete Selbstverläugnung erworben, erhalten und vermehrt werden kann.“

Der zweyte Theil dieser Glückseligkeitslehre giebt eine Anweisung, wie man glückselig werden könne. Zuerst wiederholt der Verf. die Ideen des ersten Theils, sodann bemühet er sich, folgende Fragen zu beantworten: a) **Wie kann ich gut werden?** Zur Auflösung dieser Frage giebt er folgende Regeln: Laß dir alle Gelegenheiten willkommen seyn, die dich zum Nachdenken über dich geschickt machen. Um gut zu werden, mache es dir zum einzigen Geschäft, dem nem redlich gefragten Gewissen mit vollkommner Treue zu folgen: wende alle Kräfte an, die du wirklich hast, und suche neue Kräfte, die du noch nicht hast, um das Uebergewicht der Vernunft über die Sinnlichkeit in dir herzustellen: dringe darauf, daß die Gedanke an deine Pflicht, einer deiner vertrautesten Gedanken werde, und um ihn kräftig zu erhalten — daß er mit dem Gedanken an Gott einerley, oder werde. b) **Wie kann ich besser werden?** Fülle dich an die einzige rechte Ordnung in Ausbildung deiner geistigen Natur: ruhe nicht, bis die wahre Demuth den Grad in dir erreicht hat, den sie erreicht haben muß, um Fundament aller übrigen Tugenden, eine Bedingung ihrer Reinheit, ein Princip ihrer Dauer, ein Mithalter innerer Ruhe zu werden: ruhe nicht, bis dein Vertrauen auf Gott ein Vertrauen von ganzem Herzen geworden ist: ruhe nicht, bis dein Inneres und Aeußeres human geworden ist: suche dich je länger, je mehr von der Wahrheit zu überzeugen, daß in dem, was ist, Bilder dessen liegen, was seyn soll, und laß dich durch Bilder zum geistigen Leben leiten. c) **Wie kann ich mir viele wahre Freuden bereiten, und die, welche mir werden, würdig genießen?** Das Grundgesetz alles Freudengenusses ist: Um Freude zu haben, werde der Freude fähig, und um der Freude recht fähig zu werden, strebe der Freude würdig, und um der Freude würdig zu seyn, strebe besser zu werden. d) **Wie kann ich**

ich die Leiden, die wirklich da sind, auf eine menschenwürdige Weise tragen, und mir recht viel ersparen? e) Wie kann ich mir viele große Leiden ersparen? f) Wie kann ich auf fremdes Gut und Wohlseyn Einfluß haben? Die allgemeinste Antwort auf alle diese Fragen ist: dringe darauf, daß die Harmonie mit dem allerbesten Wesen zuerst in dir hergestellt, und denn auch in Andern nach deinem jedesmaligen Kraftmaaße und ihrer Empfänglichkeit, immer mehr und mehr befördert werde.

Aus diesem Ideengang erhellet, daß sich der Verfasser an keine strenge systematische Ordnung gebunden habe; daher die öftere Wiederholung und Behandlung ein und eben desselben Gegenstandes, unter verschiedenen Rubriken. Auch sind aus eben diesem Grunde einige Gegenstände, die doch hieher gehören, entweder ganz ausgefallen, oder doch nur oberflächlich und nebenher berührt worden, als wie z. E. die Materie von der Freyheit. Dieses würde nun zwar diesem Buche an seinem Werthe, wenn wir es blos als ein Buch über moralische Gegenstände überhaupt betrachten, nichts benehmen; aber da es auch und zwar vorzüglich ein Vorlesebuch seyn soll, wornach der Verf. seinen Zuhörern die philosophische Moral vorträgt, so sind dies allerdings Mängel, die wir ergänzt wünschen. In eben dieser Hinsicht sind die häufigen Ausschweifungen des Vf. auf Gegenstände, die zwar an und für sich wichtig sind, aber doch nicht zuerst hieher gehören, und die zu ausführliche Behandlung anderer Gegenstände, die zwar hieher gehören, aber für ein Vorlesebuch zu ausführlich behandelt sind, wirkliche Fehler. Wir begreifen wohl, daß der Grund dieser Fehler in den verschiedenen Zwecken liegt, die sich der Verf. bey der Ausarbeitung vorsetzte. Er wollte ein Compendium für seine Zuhörer schreiben, und dieses Compendium sollte doch auch zugleich ein Unterrichtsbuch für andere denkende Tugendfreunde seyn; und daher ist es, als Compendium betrachtet, theils zu weitschweifig, und doch auf der andern Seite wieder unvollständig. — Die Schreibart des Verf. ist hier reiner, als in seinen andern Büchern; aber doch hat sie noch zu viel Gezwungenes, und besonders für ein solches Buch zu wenig Simplicität und ruhigen Gang. — Ob wir gleich über verschiedene hieher gehörige Gegenstände andere Ueberzeugungen haben, als der Verf. und uns insbesondere seine Betrachtungen über das

Gewissen, über das Gebet, über
ten, über einen unmittelbaren
der Selbstbesserung, kein Gem
nen wir doch sowohl diese Betrachtungen zur
als auch überhaupt das ganze Buch, als
lesenswerthes Buch über moralische Gegenstande,
Auch ist es ganz gut, daß der Verf. einen Ferguson-
ve, Feder, Spalding, Tollikofer und andere
steller benutzt hat, nur müssen wir es mißbilligen,
Verf. nur im Allgemeinen auf diese Vorarbeiter
und nie ausdrücklich das Buch und die Stelle anfü
benutzt hat. Dies ist besonders für ein Compend
ler; denn hier sollte der Schüler ausdrücklich bei
wo er weitere Aufschlüsse, eine ausführlichere
oder eine andere Darstellung dieser oder jener
zu suchen habe. Hin und wieder sind wir an
prungen gestoßen, die sich wohl gar nicht rech
So sagt z. E. der Verf. im 1sten Theil S. 190.
auch das beste menschliche Wissen wird einst weg
nur Spielwerk unserer Kindheitsjahre. Scientia
Wir glauben, unser gegenwärtiges Wissen sey
ein Künftiges, und werde als Vorübung
tigen Zustand seinen Werth behalten.
ters zu solchen unbestimmten, schiefen
Behauptungen verleitet, und zwar, wie es uns
züglich durch ein ungeordnetes Streben nach
sentiös und paradox klingenden Sätzen.

Ueber die Principien des Wissens. Hamburg, bey den Gebrüdern Heroldt. 1790. in 8. 262 Seit.

Daß der Verf. einer schwerfälligen und dunkeln Schreibart sich bedient, die durch Druckfehler an manchen Orten noch dunkler wird, bedauern wir sehr, indem uns dies außer Stand setzt vom Zusammenhange seiner Gedanken Rechenschaft zu geben, und das Gewicht seiner Gründe nach Gebühr zu prüfen. Er wollte mit wenigem viel sagen, und einen gedrängten Abriß seiner Theorie vorlegen, um in der Folge sie weiter auszuführen; eben dies macht, daß er nun den Lesern mit vielem wenig sagt. Hätte es nur ihm gefallen, die Haupt-

frage,

frage, nebſt ihren Antworten mehr hervorzuheben, und ſorgfältiger von einander zu ſondern: ſo würde mehr Licht in den Zuſammenhang ſeiner Unterſuchungen gekommen ſeyn. Die große Frage, wie iſt wiſſenſchaftliche Erkenntniß möglich? macht den Hauptgegenſtand der Unterſuchungen aus, nebſt der damit verwandten, auf welchen Gründen ruht ſolche Erkenntniß? Seine Antwort ſteht zwiſchen der Kantiſchen und der von andern gegebenen in der Mitte; die Vernunft entſcheidet nach Denk- und Schlußregeln, die ſie ſich formirt, aber dieſe ſind nichts anders, als Folgerungen der in der Natur vorhandenen unumſtößlichen Geſetze (S. 149); mit andern Worten: es giebt ein, oder mehrere Verſtandesgeſetze, die zwar a priori ſind, und dem Verſtande urſprünglich eigen, die zugleich aber mit demjenigen, worunter die Außendinge ſtehen, Eins und Daſſelbe ſind. (S. 166.) Solchemnach tritt der Verf. in einem Stücke dem Kantiſchen Syſteme bey; in einem andern weſentlichen Punkte hingegen entfernt er ſich von ihm, und bemüht ſich daher den Hauptſatz des Kantiſchen Syſtems zu widerlegen, daß alle unſre Verſtandes- und Vernunftbegriffe blos ſubjektiven Gebrauch geſtatten und auf Dinge, an ſich nicht können angewendet werden. Dieſen Mittelweg hatte ſchon ſeit mehreren Jahren auch Rec. zu betreten verſucht, und er muß geſtehen, daß er auf ihm bisher noch völlige Beruhigung, und Auflöſung der von ſeinen Gegnern erregten Zweifel gefunden hat; weshalb ihm um ſo unangenehmer iſt, daß der Verf. eines Vortrages ſich bedient hat, der ihm nicht erlaubt in den Gang ſeiner Ideen mit einiger Zuverläßigkeit einzudringen, und daher leicht die Folge haben kann, daß völlige Gerechtigkeit ihm nicht wiederfahre.

Unſers Erachtens wird zur Feſtſtellung von des Verfaſſers Behauptung erfordert, 1) daß man zeige, wie die allgemeinen Grundſätze alles Wiſſens aus der Denkkraft Natur folgen, und wie viel daraus folgt; denn Hr. Kant ſcheint aus des Verſtandes und der Vernunft Weſenheit Manches herzuleiten, was daraus allein nicht kann hergeleitet werden. 2) Daß man zeige, wie die einfachen Begriffe des Verſtandes Realität haben, und von Empfindungen der äußern Sinne, nebſt deren Gegenſtänden gelten müſſen; denn daß unſern Begriffen, von innern ſowohl als äußern Empfindungen hergenommen, Realität zukömmt, wird von den Gegnern

geläugnet, und hierauf die Lehre vom allgemeinen Scheine in unsrer Erkenntniß erbaut. 3). Daß man hieraus sowohl, als auch aus der allgemeinen Natur eines Objekts, dessen Daseyn die Gegner einräumen, die Folgerung von Gültigkeit der allgemeinen Grundsätze im objektiven Sinne, herleite. Diese Puntte scheint der Verf. nicht gehörig unterschieden, noch auf sie alle, gehörige Rücksicht genommen zu haben; oder hat er es gethan, doch bestimmt und klar es nicht angegeben. Und eben darum werden die Gegner ihn bald und leicht abzufertigen im Stande seyn; auch wird bey Unparthayischen das Buch nicht die Wirkung hervorbringen, die sein Urheber sich verspricht.

Des Verf. Gang ist, so viel wir einsehen, folgender: es existirt etwas, wir, und außer uns andere Dinge; und diese sind Gesetzen unterworfen. Von jedem Denkbaren ist sein Gegentheil denkbar, also muß ein Gesetz der Mehrheit, des so und anders, des Seyn und des Nichtseyn vorhanden seyn, nach welchem jedes Denkbare, als möglich, oder als wirklich sich verschiedenerweise äußern, und eben so verschieden von uns wahrgenommen werden kann. Da jede Darstellung unter mehreren Möglichkeiten steht: so muß ein Grund seyn, warum diese und nicht jene Möglichkeit angetroffen wird, warum etwas sey und nicht sey, so beschaffen sey, und nicht anders. An diesem Beweise vermissen wir die Bündigkeit, man sieht nicht hell, wie die Natur des Denkens einen Grund nothwendig erfordert, und wie, bey Aufhebung des Satzes vom Grunde, kein Denken und Schließen durchaus kann statt finden; höchstens fühlt man in dieser Darlegung das Bedürfniß eines Grundes beym Denken. Hier aber soll nicht auf Gefühl, sondern auf deutliche Einsicht gebaut werden. Wir vermissen auch ferner den Erweis von objektiver Gültigkeit dieses Grundsatzes; daß wir eines Grundes beym Denken bedürfen, lehrt noch nicht, daß in den Außendingen einer sich überall finden muß.

Was der Verf. gleich darauf anfügt (S. 36), und wodurch allem Ansehen nach diese Lücke soll ergänzt werden, ist uns völlig dunkel, wir setzen die etwas lange Stelle ganz her, als Beleg, und als Probe von des Verf. Vortrag. Wenn nun gleich unserm Geiste ebenfalls die Einheit, als absolute Form aller Dinge anerschaffen ist, so daß es schlechterdings

ihm

ihm unmöglich wird, dies und jenes, so und nicht so, viel weniger Satz und Gegensatz in einem zu gedenken: so wagt er doch ohne nähere Prüfung hierüber nicht zu entscheiden. (Welche Einheit? die numerische, vermöge welcher unser Geist ein, und nicht mehrere Wesen ist? Wie folgt daraus, daß er nicht zugleich ein Ding so und nicht so denken kann? Die Einheit im Gegensatze der Verschiedenheit, vermöge welcher unser Geist nicht zugleich dies Wesen ist, und ein anderes? Wie folgt hieraus, daß er nichts außer sich zugleich, als so und anders zu denken vermag?) Mit dem letzten, wenn auch einem kühnen Schritt, versucht er vielmehr, ob das hiedurch anscheinende Gesetz, so und nicht so, dies und anders, muß in mehreren vorkommen, sich zerstöhren lasse! (In mehreren numerisch verschiedenen? Kind und Knabe sind nicht einerley, aber darum numerisch verschieden? Geschmolzenes Gold ist anders, als nicht geschmolzenes; ist es deshalb von jenem numerisch verschieden? In mehreren blos durch Qualitäten verschiedenen? Damit ist für den V. nichts gewonnen, denn er will beweisen, daß Verschiedenes nicht kann Eins seyn und werden, eine Art von Undurchdringlichkeit im intellektuellen Verstande, wie auch einige Wolfianer sie daraus haben zu folgern versucht.) Und wenn dies unter festliegenden Gründen nicht seyn sollte, daß er sich so überzeuge, daß wirklich ein Gesetz der Einheit vorhanden sey. Da zeigt es sich aber bald, daß die Identität, diese absolute Form aller Erscheinungen, sich auf keine Weise zernichten lasse. Denn zu einem Dinge, es sey Gegenstand, Prädikat, oder was es wolle, kann kein zweytes, schon noch so verwandtes aufgefunden werden, das mit jenem Eins und Dasselbe werde. Denn wenn so etwas geschehen sollte, so müßten von zweyen solchen Dingen, A und B, das eine das andere in sein Wesen aufnehmen. Dies ist von beyden Seiten unmöglich. Das eine kann nichts in sich aufnehmen, ohne daß sein Wesen zerstöhrt werde; das andere kann nicht aufgenommen werden, ohne ebenfalls zernichtet zu seyn, wenn jenes nämlich soll erhalten werden. Als Gesetz für unser Denken und Empfinden, wird niemand dies anzuordnen Anstand nehmen, daß es aber auch Gesetz sey, für die Dinge an sich, erhellt aus dem Gesagten noch nicht.

Dies will der Verf. durch den Satz zweifelsohne ergänzen, daß in allen unsern Empfindungen und in den Empfin-

hangen aller Wesen Wahrheit und Realität enthalten ist. (S. 41.) Ein Satz, der, sobald er außer allen Zweifel gesetzt ist, allem Idealismus ein Ende machen muß; ein Satz, den noch kein Realist bisher zu erweisen unternommen hat, und an dessen Befestigung daher dem Verf. außerordentlich muste gelegen seyn. Dennoch müssen wir bekennen, hier ihm nicht folgen zu können: ob andern es mehr glücken werde, muß die Zeit lehren. Wir setzen deshalb den Beweis her: alle Veränderung, die die Organisation erleiden kann, und um des Prinzips der Gesetze willen, erleiden muß, besteht nur im verjüngten, oder erweiterten Maaßstab, nur diesem nach ist die Organisation, so wie die Merkmale überhaupt, willkührlich vorhanden. Und das könnte nicht blos seyn, um der Natur unsrer Begriffe willen, wie die Folge uns lehren soll; sondern auch, da dasjenige, was den Begriff giebt, auf ewige unwandelbare Wahrheiten gegründet ist. Der Zirkel muß jedem Wesen also als Zirkel vorkommen. Hier ist die Gleichheit der Darstellung beym Anschauen der Theile. Die einen Linien können nicht anders auf das Sehorgan fallen, als die andern, wobey es denn unmöglich ist, daß die einen sich verlängern, die andern sich verkürzen könnten, so daß etwas in der Form verlohren gehe, und gleichsam das Wesen des Zirkels zerstöhrt werde! Und gesetzt auch, was hier unsre ganze Aufmerksamkeit verdient, gesetzt, daß die Organisation den verjüngten oder erweiterten Maaßstab überschreiten, eine Abweichung annehmen sollte, die die harmonirenden Theile der Dinge verschieden (doch nur aus verschiedenen Standpunkten aufnehmen würde): so würde der Verstand dennoch sogleich den Betrug entdecken. Denn würden z. B. aus diesem Gesichtspunkte die einen Radien am Zirkel verlängert: so würde beym Fortrücken eben dasselbe auch mit dem andern geschehen, sobald sie nämlich in denselben Standpunkt kommen. Der Verstand würde sich also, sogar bey der schiefsten der verrücktesten Organisation, dennoch orientiren können. An die Veränderungen der Figuren durch die verschieden gestalteten Spiegel, und verschieden geschliffenen Gläser scheint der Verf. bey Abfassung dieses Beweises nicht gedacht zu haben; wie der Verstand im Stande seyn könne, sich zu orientiren, wenn unsere Augen eckicht wären oder länglicht, wären wir begierig zu vernehmen. Auf diese Art scheint uns wenigstens die Realität der Erkenntniß von außen nicht können erhärtet zu werden.

In dem Verſuche einer ſtrengern Deduktion des Kantiſchen Syſtems trägt der Verf. manche Erinnerungen gegen dies Syſtem vor; die wir deſſen Vertheidigern zu erörtern gern überlaſſen. Und das um ſo mehr, da wir uns nicht getrauen zu entſcheiden, in wiefern das Syſtem vom Verfaſſer richtig iſt verſtanden worden, wegen der auch hier vorkommenden Dunkelheiten ſeines Vortrages. Wir hoffen indeß und wünſchen, daß auch dies möge Anlaß werden, jene Lehre mehr ins Helle zu bringen, damit man endlich einmal wiſſe, wie ſie ſoll verſtanden werden, und dem ekelhaften Vorwurfe des Miſverſtehens endlich einmal ein Ende werde.

Beobachtungen über die Quelle der Metaphyſik von alten Zuſchauern, veranlaßt durch Kants Kritik der reinen Vernunft. Meinungen, bey Hartſch. 1791. in 8. 200 Seiten.

Alt mögen dieſe Zuſchauer genug ſeyn; aber ſie ſind zugleich mit einer andern, dem hohen Alter ankledenden Schwachheit behaftet, die ſie Kindern ſehr nahe bringt. Man höre: es giebt in unſrer Sinnlichkeit als eine vorhergehende Bedingung zur Möglichkeit der Erfahrung, noch eine Gradmäßigkeit oder Gradualität a priori (S. 9); eine ſinnliche Klarheit, eine Stellbarkeit, eine Beweglichkeit der Sinnlichkeit, und eine Bildlichkeit a priori. (S. 10.) An die alte Regel entia non ſunt multiplicanda praeter neceſſitatem, haben dieſe alten Zuſchauer nicht gedacht. Dies iſt neu; folgendes hingegen ſehr alt: was dem Nichts durchaus und ſchlechterdings und durch ſich ſelbſt völlig entgegen iſt, das muß durch und in ſich ſelbſt ſchlechterdings völlig real ſeyn, pure völlige Realität ſelbſt, und von ſich ſelbſt. Wenn ich nun aber ein bloſſes Etwas denken will, das zwar nicht Nichts ſey, ſondern etwas weſentlich und wirklich ſey: ſo iſt doch dieſes Etwas, als Etwas, keinesweges ſchon das abſolute Gegentheil des Nichts, das abſolut bejahend in ſich ſey, ohne alle Verneinung. Denn ein bloſſes Etwas, als Etwas, hat nur einige Realität, nicht abſolut alle, in ſich. Das Etwas, wiewohl es ein Gegentheil des Nichts iſt, aber nicht der abſolute Gegenſatz des Nichts, kann demnach nicht zum erſten Grunde des Denkens dienen. Denn dieſer muß abſolut und allerdings durchaus poſitiv ſeyn, und nicht nur blos zum Theil, oder einger-

germaaßen, und auf einige Weiſe poſitiv! — Ein erſtes abſolutes Ja und Amen! Der erſte durchaus poſitive, der abſolute, in und durch ſich ſelbſt völlige Gegengrund des Nichts! Das von ſich ſelbſt abſolute reale Gegenweſen des Nichts! Lauter Selbſtweſen! Von, durch, in und für ſich ſelbſt beſtehendes Seyn! Abſolute Spontaneität des Gegenſtandes durch ſich ſelbſt! Abſolut objektive Realität, die unmöglich anders ſeyn kann, als auch abſolut ſubjectiv, abſolut ſubſtanziel, abſolut exiſtirend! (S. 50.) Die Platoniſchen, durch Alexandriner und Scholaſtiker mehr ausgeſponnenen Ideen vom ov ſcheinen hier hell durch; und man ſieht, wes Geiſtes Kinder die alten Zuſchauer ſind. Dies Chaos von metaphyſiſchen Kunſtwörtern und Begriffen zu zergliedern, lohnt die Mühe nicht, beſonders da man eben kein Beyſpiel hat, daß bey alten Zuſchauern ſo etwas fruchtete.

Wf.

IX. Naturlehre und Naturgeſchichte.

Verſuche und Beobachtungen über die Wärme der Thiere, und die Entzündung der verbrennlichen Körper. Ein Verſuch, alle dieſe Erſcheinungen auf ein allgemeines Naturgeſetz zurück zu bringen; von D. Adair Crawford, Mitglied der Königl. Societät der Wiſſenſchaften zu London und Edinburg ꝛc. Zweyte ſehr vermehrte Ausgabe. Aus dem Engliſchen überſetzt, von D. Lorenz Crell ꝛc. 1789. 382 S. gr. 8. Leipzig, in der Müllerſchen Handlung.

Die erſte Originalausgabe dieſes in mehr als einer Hinſicht merkwürdigen Buchs, welches die ſo ſehr berühmt gewordene Feuertheorie des Verf. vorträgt, erſchien zu London 1778, und wurde bald darauf in mehrere Sprachen überſetzt. Hr. C. verſprach ſchon damals eine neue Ausgabe ſeines Werks zu beſorgen, die auch im Jahr 1788 zu London, auf 491 Seiten

germaaßen, und auf einige Weise positiv! — Ein erstes absolutes Ja und Amen! Der erste durchaus positive, der absolute, in und durch sich selbst völlige Gegengrund des Nichts! Das von sich selbst absolute reale Gegenwesen des Nichts! Lauter Selbstwesen! Von, durch, in und für sich selbst bestehendes Seyn! Absolute Spontaneität des Gegenstandes durch sich selbst! Absolut objektive Realität, die unmöglich anders seyn kann, als auch absolut subjectiv, absolut substanziel, absolut existirend! (S. 50.) Die Platonischen, durch Alexandriner und Scholastiker mehr ausgesponnenen Ideen vom ov scheinen hier hell durch; und man sieht, wes Geistes Kinder die alten Zuschauer sind. Dies Chaos von metaphysischen Kunstwörtern und Begriffen zu zergliedern, lohnt die Mühe nicht, besonders da man eben kein Beyspiel hat, daß bey alten Zuschauern so etwas fruchtete.

Bf.

IX. Naturlehre und Naturgeschichte.

Versuche und Beobachtungen über die Wärme der Thiere, und die Entzündung der verbrennlichen Körper. Ein Versuch, alle diese Erscheinungen auf ein allgemeines Naturgesetz zurück zu bringen, von D. Adair Crawford, Mitglied der Königl. Societät der Wissenschaften zu London und Edinburg ꝛc. Zweyte sehr vermehrte Ausgabe. Aus dem Englischen übersetzt, von D. Lorenz Crell ꝛc. 1789. 382 S. gr. 8. Leipzig, in der Müllerschen Handlung.

Die erste Originalausgabe dieses in mehr als einer Hinsicht merkwürdigen Buchs, welches die so sehr berühmt gewordene Feuertheorie des Verf. vorträgt, erschien zu London 1779, und wurde bald darauf in mehrere Sprachen übersetzt. Hr. C. versprach schon damals eine neue Ausgabe seines Werks zu besorgen, die auch im Jahr 1788 zu London, auf 491 Seiten

Octav unter dem Titel: Experiments and Obſerva-
on animal Heat et the inflammation of combuſtibles
s being an attempt, to reſolve theſe phenomena
a general tan of nature, erſchien, und das Original
rch Herrn Creil veranſtalteten Ueberſetzung ausmacht,
entlich Hrn. Borches, einen jungen Arzt zu Helmſtädt,
Verf. hat. Bey dieſer zweyten Ausgabe geſteht Hr. C.
r Vorrede ſelbſt, daß er bey der Wiederholung ſeiner
che auf manche beträchtliche Irrthümer geſtoßen ſey, die
i der erſten, vorzüglich bey der Angabe der ſpecifiken
ne der dauerhaften elaſtiſchen Flüßigkeiten, eingeſchlichen
i. Da dieſe aber nicht hinreichend waren, in ſeinen Er-
gen, die er vormals über die thieriſche Wärme, und
ntzündung verbrennlicher Körper, ausgearbeitet hatte,
bänderung zu veranlaſſen, ſo iſt in den weſentlichen Ar-
der erſten Ausgabe, auch bey der zweyten, keine Ver-
ung vorgenommen worden. Deſto beträchtlichere Ver-
nheiten haben wir bey der Vergleichnng beyder Ausga-
in den Verſuchen und ihren Reſultaten wahrgenommen,
s gereicht dem Verf. zur beſondern Ehre, daß er dieſe
That ſehr beſchwerlichen Arbeiten faſt ſämmtlich wie-
t, und ſeine vormaligen Fehler ohne Zurückhaltung an-
n hat.

Die Ausdrücke, Wärme und Feuer, ſind nach Hrn. C.
veydeutig. Abſolute Wärme betrachtet er (S. 2.) als
ßere abſtracte Urſache, welche die Kraft, oder das Ele-
bezeichnet, welches, wenn es in einem gewiſſen Grade
thätig iſt, die Empfindung der Wärme in allen thieri-
Körpern, hervorbringt; dagegen der Ausdruck, relative
e, daſſelbe Vermögen bezeichnet, wenn man es im
ltniß zu den Wirkungen betrachtet, durch welche es er-
und gemeſſen werden kann. Dieſe Wirkung kann drey-
yn, und daher muß die relative Wärme, auch drey
btheilungen erleiden, dieſe erkennt man 1) aus der Em-
ng die ſie in thieriſchen Körpern hervorbringt; und als
ſolche ſie empfindbare Wärme, 2) ſie wird durch ihre
ng auf das Thermometer erkannt, und in dieſem Fall
ſie Hr. C. Temperatur der Wärme, 3) endlich hat ſich
Verſuche gefunden, daß die Quantitäten der abſoluten
e in Körpern von verſchiedener Art, ſehr ungleich
nen, und in ſolchen Fällen, wird ſie comparative

Wärme

Wärme genannt. Nach der Verschiede[illegible]
ven Wärme der Körper, müsse man
sentliche Verschiedenheiten ihrer [illegible]
welcher einige das Vermögen be[illegible]n, eine grössere M
derselben in ihre Zwischenräume aufzunehmen, als [illegible]
und diese verschiedenen Kräfte nennt Hr. C. (S. 6.)
pazitäten der Körper, Wärme zu halten.

Findet man daher, daß ein Pfund Wasser viermal so viel absolute Wärme enthält, als ein Pfund schweißtreibend Spiesglas, wenn sie beyde eine gleiche Temperatur haben, so sagt man, daß sich die Kapazität des Wassers Wärme zu halten, zur Kapazität des schweißtreibenden Spiesglases, wie 4 : 1. verhält; und also unterscheidet sich die Kapazität eines Körpers Wärme zu halten, und seine absolute Wärme, so wie eine Kraft von dem Gegenstande, auf welchen sie wirkt. Die Veränderungen in den Temperaturen verschiedener Körper, die durch gleiche Quantitäten der absoluten Wärme hervorgebracht werden (S. 7.), können bald größer, bald kleiner seyn, nachdem der der Wärme ausgesetzte Körper, eine größere oder geringere Kapazität für dieselbe besitzt.

Wenn daher ein Körper von gegebenem Gewicht, eine Kapazität = 1, eine Quantität von absoluter Wärme = 10, und eine Temperatur, vom Punkte der gänzlichen Beraubung der Wärme an gerechnet, gleichfalls = 10 hätte, und man dächte sich die Kapazität des Körpers plötzlich verdoppelt, so müßte dieselbe Menge der absoluten Wärme, die ihn vorher bis zu einer Temperatur von 10 hinauf brachte, ihn jetzt nur auf 5 erheben können. Die Kapazitäten der Körper für die Wärme, stehen übrigens mit den Quantitäten ihrer absoluten Wärme im Verhältniß (S. 9.), wenn nämlich die Quantitäten der Materie und die Temperatur T. die Kapazität C, und die absolute Wärme A, so verhalten sich die Kapazitäten, bey gegebenen Quantitäten von Materie und Temperatur, wie die absolute Wärme ꝛc.

Feuer (S. 10.) in der gemeinen Bedeutung des Worts, bezeichnet nach Hrn. C. einen gewissen Grad der Wärme, der mit Licht begleitet ist: da aber gehörigermaaßen angehäufte Wärme allemal mit Licht begleitet ist, so sey dieses die Ursache, warum die Naturforscher diese Erscheinung allgemein

die Wirkung von einerley Urſache betrachteten, und in
em ſolchen Sinn iſt der Ausdruck Feuer, mit der abſoluten
rme gleichbedeutend.

Nach dieſen vorangeſchickten allgemeinen Bemerkungen
er die Wärme, beſtimmt nun Hr. C. folgende Thatſachen,
rauf ſich die von ihm angeſtellten Verſuche gründen.

1) Wärme hat ein beſtändiges Beſtreben, ſich durch alle
rper zu verbreiten, bis ſie zu einer gleichen Temperatur ge-
cht ſind. 2) Wärme iſt in allen Körpern bey der gewöhn-
en mperatur der Atmoſphäre, in beträchtlicher Menge
. 3) Wenn die Theile ein und eben derſelben Sub-
, e gemeinſchaftliche Temperatur haben, ſo muß die
enge der abſoluten Wärme mit dem Umfange oder der
enge der Materie, im Verhältniß ſeyn: daher iſt die Men-
der abſoluten Wärme in zwey Pfunden Waſſer, bey einer
n Temperatur doppelt ſo groß, als in einem Pfunde.
Die Ausdehnung und Zuſammenziehung der Flüßigkeit im
ueckſilberthermometer ſteht beynahe mit den Quantitäten
: abſoluten Wärme im Verhältniß; die entweder denſelben
ichen Körpern mitgetheilt, oder ihnen entzogen werden
n, ſo lange ſie natürlich eine und eben dieſelbe Form behal-
; daher ſey die erforderliche Menge der Wärme, um einem
rper auf vier Grad in der Temperatur, nach dem Queck-
erthermometer, zu erheben, beynahe doppelt ſo groß, als
jenige, die ihn um zwey Grad erhebt; ferner viermal ſo
ß, als eine andere, die ihn nur um einen Grad erhebt u.

Dieſer letzte Satz wird von dem Verf. durch mehrere
ri bewieſen, und auch der de Lücſche Satz, daß die
sde ng des Queckſilbers, mit der angebrachten Wärme
zem n Verhältniß ſtehe, und daher das Queckſilber als
ziemlich genaues Maaß betrachtet werden kann, beſtätigt.
Die Kapazitäten der Körper für die Wärme (§ 41.)
ben beynahe unverändert dieſelben, ſo lange ſie dieſelbe
m behalten, daraus alſo folgt, daß das Queckſilberthermo-
er ein ziemlich genaues Wärmemaaß ſey, und bey den
rſuchen mit warmem und kaltem Waſſer beynahe das
netiſche Mittel angiebt, wenn gleiche Theile dieſer Flüſ-
ei bey verſchiedenen Temperaturen mit einander gemiſcht
den, und hieraus ergiebt ſich, daß (§. 42.) wenn zwey
che Theile von einer und eben derſelben Flüßigkeit zu ver-
edenen Temperaturen mit einander gemiſcht werden, die
me gleichförmig zwiſchen ihnen vertheilt werden müſſe.

Ein

Ein Satz, bey welchem man ſich drey Fälle denken kann — die Kapazität der Flüßigkeit nämlich kann durch die Erhöhung der Temperatur ununterbrochen vermehrt oder vermindert werden; ſie kann wechſelsweiſe vermehrt oder vermindert werden; und endlich kann ſie in allen Temperaturen dieſelbe bleiben, ſo lange ſie nämlich dieſelbe Form behält. Wenn 6) feſte Körper (S. 55.) dadurch, daß ſie der Wärme ausgeſetzt werden, in einen flüßigen Zuſtand kommen, ſo verſchlucken ſie eine ſo große Quantität der Wärme, als zu ihrem tropfbaren Zuſtande durchaus erforderlich iſt, ohne ihre Temperatur zu vermehren; werden ſie aber vermittelſt der Kälte wieder in einen feſten Zuſtand gebracht, ſo ſetzen ſie die Wärme wieder ab, die ſie vorher beym flüßig werden verſchluckt hatten. Dieſe Entdeckung machten die Herren de Lüc und Blak zu gleicher Zeit, Hr. Wilke war aber eigentlich derjenige, welcher die Geſetze, worauf ſich jene Erfolge gründen, gehörig aufklärte. Hr. C. hat daher Wilkes hieher gehörige Verſuche ſämmtlich dargeſtellt, und zieht aus den dadurch bewirkten Thatſachen und Beobachtungen, die allgemeine Folgerung: daß die Körper, wenn ſie durch Einwürkung der Wärme auf den Schmelz- oder Kochpunkt gekommen ſind, eine ſolche Quantität Wärme einſchlucken, als zur Erzeugung ihres tropfbaren oder dunſtförmigen Zuſtandes nothwendig iſt, ohne ihre Temperatur zu vermehren; daß hingegen Dämpfe, wenn ſie verdickt werden, oder tropfbare Flüßigkeiten, wenn ſie erſtarren, ihre Wärme wieder abſetzen, die ſie vorher verſchluckt hatten. 7) Um gleiche Abwechſelungen der Temperatur in gleichen Gewichten ungleichartiger Körper hervor zu bringen, ſind ungleiche Quantitäten von abſoluter Wärme erforderlich. (S. 67.) Wenn daher die Temperatur von einem Pfunde Queckſilber um einen Grad, und die Temperatur eines Pfundes Waſſer gleichfalls um einen Grad, nach einem Thermometer mit gleichen Differenzen erhoben wird, ſo findet ſich, daß das Waſſer und das Queckſilber, ungleiche Quantitäten von abſoluter Wärme erhalten haben. Nimmt man dagegen gleiche Quantitäten einer und eben derſelben Flüßigkeit, die einen verſchiedenen Grad der Wärme beſitzen, ſo wird die Temperatur ihrer Vermiſchung das arithmetiſche Mittel zwiſchen den Wärmegraden der wärmern und der kaltern Flüßigkeit ſeyn. Daher zeigt die Vermiſchung von einem Maaß Waſſer von 212, mit einem gleichen Maaße von 32, eine Temperatur von 122, indem

daben

daher das warme Wasser um 90 Grad erkältet, das kalte aber um 90 Grad erwärmt worden ist. Wird aber (S. 68.) derselbe Versuch mit Wasser und Queckſilber angestellt, so ist der Erfolg sehr verschieden; denn wenn man gleiche Massen Queckſilber und Wasser nimmt, und man dem Wasser einen gröſsern Wärmegrad mittheilt, so ist alsdann die Wärme des Gemisches allezeit gröſser, als das arithmetische Mittel; wogegen, wenn das Queckſilber in diesem Versuche wärmer als das Wasser ist, die Temperatur des Gemisches stets weniger, als das arithmetische Mittel beträgt u. s. w. Diese Erfolge waren schon Boerhave bekannt, und er hatte die dazu erforderlichen Versuche durch Fahrenheit anstellen lassen, sie sind aber vom Hrn. C. abgeändert und wiederholt worden, und er hat ganz verschiedene Folgerungen daraus gezogen. Wir können uns hier nicht bey der Beschreibung seiner Versuche aufhalten, sondern begnügen uns, die vorzüglichsten Resultate derselben bekannt zu machen. Hr. C. bemerkt überhaupt (im 2ten Abschn. S. 75.) daſs man bey Versuchen solcher Art, wo es darauf ankömmt, die komparativen Quantitäten der absoluten Wärme (komparative Wärme ist nach Hrn. C. das, was Wilke specifike Wärme nennt) zu bestimmen, manche Regel befolgen müsse, um dadurch die Ursachen zu vermeiden, welche unrichtige Erfolge veranlassen können: dahin gehören, daſs 1) die Wärme, welche während der Zwischenzeit, da sie nach geschehener Vermischung von einem Körper an den andern übergeht, an die Atmosphäre abgesetzt wird, genau berechnet werde; 2) daſs man der kältern Substanz allemal mit der Luft im Zimmer eine gleiche Temperatur gebe, bevor sie mit der wärmern gemischt wird; 3) daſs man vermeide, daſs bey der Vermischung der kältere Körper nicht Wärme von dem Gefäſse annehme; daher man zuerst die Kapazität des Gefäſses für die Wärme bestimmen, und sie mit der Kapazität der zu untersuchenden Substanz vergleichen muſs, um ihren Einfluſs auf die Temperatur des Gefäſses zu erforschen. Um 4) die komparativen Quantitäten der Wärme in verschiedenen Körpern zu bestimmen, nimmt Hr. C. das Wasser zum Maaſsstab. Der Unterschied, welchen der Verf. bey seinen neuen Versuchen in Vergleichung mit den ältern fand, ist beträchtlich, wir wollen davon einige Beweise z. B. anführen. Die komparative Wärme des Wassers wurde gefunden:

zu der des	nach den neuen Versuchen:	nach den alten Versuchen:
Waizens	= 2,1 : 10 = 1 : 0,476	= 70,5 : 24 = 1 : 0,340
der Habergrütze	= 1 : 0,416	= 66,5 : 28,1 = 1 : 0,422
der Bohnen	= 1 : 0,502	= 1,6 : 1 = 1 : 0,625

aus diesen und mehrern von dem Verf. angestellten Versuchen ergiebt sich (S. 111.) daß Fleisch, Milch und Vegetabilien weniger absolute Wärme, als das Wasser, enthalten, und dieses weniger, als arteriöses Blut, welches letztere selbst eine größere Menge absolute Wärme enthalte, als die Bestandtheile, woraus es zusammen gesetzt ist. Diese Bemerkungen leiteten den Verf. zuerst auf den Gedanken, daß das Blut beym Athemholen Wärme aus der Luft einschlucken müsse; und in dieser Vermuthung ward er dadurch noch mehr bestärkt, daß Thiere mit Lungen eine höhere Temperatur, als die sie umgebende Luft, besitzen; wogegen diejenigen Geschöpfe, denen dieses Organ mangelt, mit der sie umgebenden Luft eine gleiche Temperatur haben: ferner, da man bemerkt, daß diejenigen unter den warmblütigen Thieren am wärmsten sind, welche die weitesten Lungen haben, und folglich die größte Menge Luft einathmen müssen, und endlich, daß der Wärmegrad bey einem und eben demselben Thiere mit der Quantität der Luft, welche es in einer bestimmten Zeit einathmet, in einem angemessenen Verhältniß steht; daher die thierische Wärme durch jede Leibesübung, und jede andere Respiration beschleunigende Beschäftigung vermehrt wird. Alle diese Betrachtungen waren hinreichend, dem Hrn. C. zu einer umständlichen Untersuchung zu veranlassen, deren Resultate er (S. 113—273.) in folgenden Sätzen aufstellt: 1) die Menge der absoluten Wärme in der reinen Luft wird durch die Veränderung vermindert, welche sie in den Lungen erleidet; und die Menge der Wärme in jeder respirablen Luft ist beynahe ihrer Kraft proportional; das thierische Leben zu unterhalten. Hierbey setzt Hr. C. als ausgemacht voraus; daß die atmosphärische Luft aus $\frac{3}{4}$ phlogistischer, und $\frac{1}{4}$ dephlogistischer zusammen gesetzt sey, der letzte Stoff sey eigentlich diejenige Materie, welche das thierische Leben erhalte, indem sie den Brennstoff aus dem Blute in sich nehme, und in desselben Verbindung theils Luftsäure, theils Wasserdampf erzeuge. 2) Das Blut, welches aus den Lungen zum Herzen durch die Lungenblutadern kömmt, enthalte mehr absolute

Wärme,

Wärme, als dasjenige, ſo vom Herzen in die Lungen durch die Lungenſchlagader gebracht wird; da nun das Erſtere durch die Schlagadern im Syſtem der Aorta vertheilt wird, das letztere aber durch die Venen zum Herzen zurück kehrt; ſo nennt er jenes arterielles, dieſes aber venöſes Blut. Die Quantitäten der komparativen Wärme dieſer beyden Blutarten hat der Verf. durch zahlreiche Verſuche beſtimmt; er fand ſie im arteriöſen Blute gegen die des Waſſers = 1:0, 8928, welches auch mit der frühern Angabe übereinſtimmt. 3) Die komparativen Quantitäten der Wärme in Körpern, welche Phlogiſton enthalten, werden durch die Veränderungen erhöht, welche ſie beym Kalziniren und Verbrennen erleiden. Hierbey bemerkt Hr. C. (S. 217.) daß die Gegner des Phlogiſtons noch keine beſtimmten Gründe vor ſich hätten, um das Daſeyn dieſes Prinzips zu verdammen; wovon Rec. aber ganz anders denkt. Von den Verſuchen, die der Verf. zum Beweiſe des dritten Satzes angeſtellt hat, nach welchen er die komparative Wärme in den Metallen geringer fand, als in ihren Kalken, iſt hier (S. 221.) nur ein einziger Verſuch mit dem ſchweißtreibenden Spießglaſe beſchrieben, von den übrigen hat Hr. C. blos die Erfolge angegeben. Auffallend war es Rec. zu ſehen, daß Hr. C. (S. 232.) weniger komparative Wärme im lebendigen Kalk, als in der Kreide, fand; ob ſchon beym Holze, den Kohlen und der Aſche ſich ganz das Gegentheil von jenem Geſetz zu erkennen gab: denn Hr. C. fand die komparative Wärme des Fichtenholzes (S. 233.) 0,50000, der Holzkohle 0,26315, der Aſche davon 0,9090 u. ſ. w. 4) Wenn ein Thier (S. 239.) in ein warmes Medium verſetzt wird, ſo kömmt die Farbe des venöſen Blutes der Farbe des arteriellen weit näher, als wenn es ſich in einem kalten befindet. Die Menge der reſpirablen Luft, die er in einer beſtimmten Zeit phlogiſtiſirt, iſt im erſten Fall geringer, als diejenige, die es im letztern, in einem gleichen Zeitraum verdirbt, und die Menge der alsdann hervorgebrachten Wärme, wenn ein beſtimmter Theil von reiner Luft durch die Reſpiration eines Thieres verändert wird, iſt beynahe derjenigen gleich, welche entſteht, wenn dieſelbe Menge Luft durchs Verbrennen von Wachs oder Kohle verändert wird. Um dieſen Satz zu beſtätigen, hat Hr. C. drey Verſuche angeſtellt, einen mit einem Hunde, den andern mit einem Meerſchweinchen, welches er in einem verſchloſſenen Gefäße athmen ließ, und drittens durch mehrere andre Thiere, welche er in reiner

Luft athmen ließ, und durchs Verbrennen von Wachs, Oel, Talg und Holzkohle in einer gegebenen Menge reiner Luft; wobey er (S. 248—266.) die Wärme beobachtete, welche bey diesen Versuchen an eine bestimmte Menge reines Wasser abgesetzt wurde. Bey dergleichen Versuchen bemerkte Hr. C. (S. 267.) daß Oel, Wachs, Talg und die mehresten andern brennbaren Substanzen zwey Arten von inflammabler Luft enthielten, wovon die eine mit der leichtern brennbaren Luft der Metalle, und die andere mit der schweren Aehnlichkeit habe, die aus den Vegetabilien erhalten wird, wenn sie in verschlossenen Gefäßen durchs Feuer behandelt werden. Die erstere dieser beyden Luftarten bringe in ihrer Verbindung mit der reinen Luft Wasser, und die letztere feste Luft hervor: daher also feste Luft und Wasser, als die Resultate der Verbrennung des Wachses und des Oels betrachtet werden müssen. Wenn aber diese Substanzen durch die Wärme in verschlossenen Gefäßen zur Kohle verbrannt werden, so sey es wahrscheinlich, daß die leichte inflammable Luft mit den flüchtigen Theilen verbunden davon gehe, und die schwere zurück bleibe; daß folglich durchs Verbrennen der Kohle nur allein feste Luft erzeugt werde u. s. w. Bey diesen Sätzen scheint Hr. C. des Hrn. Lavoisiers Theorie immer vor Augen gehabt zu haben, und man bemerkt auch sehr deutlich, wie sauer er sich's werden läßt, jene zu verdrängen. Hrn. C. Gegensätze sind aber in der That nur geborgte Hypothesen, da im Gegentheil die des Hrn. Lavoisier deutlich und lichtvoll sind, und sich mehrentheils alle durch Thatsachen beweisen lassen.

Im dritten Abschnitt (S. 273.) legt Hr. C. die aus den vorhergehenden Versuchen gefundenen und hier beschriebenen Thatsachen zum Grunde, um daraus die thierische Wärme, so wie diejenige, welche durch die Entzündung brennbarer Körper hervorgebracht wird, zu erklären, welches darauf im vierten Abschnitt (S. 294.) noch mehr aus einander gesetzt wird. Wir haben die vorzüglichsten Lehrsätze des Vers. schon angezeigt, und wollen daher nur die allervorzüglichsten Resultate seiner daraus abstrahirten Begriffe hier ausheben. „Aus den vorhergehenden Versuchen (sagt Hr. C. S. 279.) „folgt es, daß die thierische Wärme von einem Processe abhange, der einer chem. Wahlanziehung ähnlich ist. Die „reine Luft wird mit einer großen Menge Elementarfeuer in „den Lungen aufgenommen, das Blut kömmt aus den Lungen-

sten

„sten Enden der Gefäße mit dem brennbaren Grundstoffe ver„bunden zurück, und die Verwandtschaft der reinen Luft zu „diesem Stoffe ist größer, als seine Anziehung gegen das „Blut; daher muß dieser Grundstoff das Blut verlassen, um „sich mit der Luft zu verbinden. Durch diese Verbindung „muß die Luft einen Theil ihres Elementarfeuers absetzen; „und da die Kapazität des Blutes in eben dem Augenblick „erhöhet wird, so muß es sogleich den aus der Luft abgeschie„denen Theil des Feuers verschlucken. Das arterielle Blut „wird bey seinem Durchgange durch die Haarröhrchen wieder „mit dem brennbaren Grundsteffe angeschwängert, folglich „die Kapazität desselben für die Wärme vermindert; daher muß „es die Wärme, die es in den Lungen erhalten hatte, beym „Kreislaufe wieder absetzen, und über das ganze System ver„breiten. Hieraus ergiebt sich also, daß das Blut beym „Athemholen ununterbrochen den brennbaren Grundstoff ab„setzt, und Wärme einschluckt; beym Kreislaufe hingegen un„unterbrochen diesen Grundstoff wieder aufnimmt, und Wär„me absetzt.“ Diesem allen ohngeachtet glaubt doch Hr. C. (S. 284.) daß man noch nicht bestimmt annehmen könne, Wärme sey eine materielle Substanz, auch lasse sich dieses durch keinen einzigen unumstößlichen Beweis bestätigen u. s. w. Rec. ist dieses gar nicht einleuchtend, am allerwenigsten vermuthete er so etwas vom Verf. da seine so schönen und mannichfaltigen Beobachtungen nicht selten geradezu das Gegentheil beweisen.

Aus allen jenen Erfahrungen zieht nun der Verf. den allgemeinen Schluß, daß die Entwickelung der Wärme aus der Luft, zufolge einer Abänderung ihrer Kapazität, die wahre Ursache, sowohl der thierischen Wärme, als auch derjenigen sey, die durch die Entzündung brennbarer Körper hervorgebracht wird. Auch hat der Verf. (S. 294 — 382.) noch mancherley Thatsachen aus seinen vorigen Versuchen ausgehoben, und sie zur Erklärung der verschiedenen Erfolge, welche die thierische Wärme, und die Entzündung der Körper darbieten, angewendet, die wir aber, um nicht zu weitläuftig zu werden, hier übergehen: dieses ist auch Ursache, warum wir uns begnügen, mehr den Geist dieses Buchs dargestellt zu haben, ohne unsere Recension durch Einwürfe zu verlängern.

Au.

Mittel Wohnungen und andere Gebäude unverbrennlich zu machen, sammt andern Anstalten gegen Feuersbrünste; von D. Wilh. Gottfr. Plouquet, d. Arzn. Pr. Tübingen, 1791. Cottaische Buchhandlung. 94 Octavs.

Hr. Pl. verspricht hier nicht viel Neues, aber allemal wird seine Schrift sehr nützlich seyn, wenn sie nur wichtige Lehren verbreitet, und zur Ausübung zu bringen antreibt. Er betrachtet Verbauungsmittel, Anstaltungen zur Vertheidigung gegen nahes Feuer, und zur Löschung dessen, das unser Eigenthum ergriffen hat. Zu den ersten gehören, Ueberzug des Holzwerks mit bekannten Materien; Gipsdecken, die versichern auch den Fußboden über ihnen, wenigstens vom Anbrennen von unten auf, u. s. w. Hr. Pl. geht so alle Theile des Gebäudes durch. Ein Haus solchergestalt gegen Feuer gesichert wird auch im Verkauf seinen Werth mehr vergrößern, als etwa um die dazu erfoderlichen Kosten. Die Vertheidigungsanstalten sind unterschieden, nachdem ein Haus von dem schon brennenden durch einen Zwischenraum abgesondert ist, oder daran stößt. Das Dach abzudecken wird nicht gebilliget, weil immer auf den Böden brennbare Sachen sind. Zum Löschen ist bekanntlich Wasser das Salze aufgelöst hat, stärker, aber nicht immer in gehöriger Menge in Bereitschaft, wo nicht etwa chemische Fabriken einen Vorrath verschaffen. In Tübingen bot Hr. Dr. Gmelin eine mit vitriolisirtem Weinsteine und Sylviussalze stark getränkte Lauge unentgeltlich an, es scheint aber, der gemeine Mann hatte kein Zutrauen. Vorschriften zum Gebrauche der Feuerspritzen, Zubringen des Wassers u. dergl. Zuletzt noch Hartleys Verwahrungsmittel, alle Stubenböden, einfach oder doppelt, nämlich auch noch unter dem Blindboden, mit Eisenblech oder Sturz zu füttern; ist zuverläßig, aber wegen der Kosten nicht allgemein anzuwenden.

Hw.

Vollständige Lehre von den Gesetzen der Elektrizität und von der Anwendung derselben. Von Joseph Weber, Prof. der Physik an der Universität zu Dilin-

– Dillingen. Landshut, bey Weber, 1791. 8. 368 Seiten m. K.

Ist eigentlich die sechste Abhandlung von den Vorlesungen aus der Naturlehre. Neues findet man in diesem Buche nicht, aber die Materien sind in einer ganz guten Ordnung und in einem faßlichen Tone vorgetragen. Mit den Gesetzen der Elektricität wird der Anfang gemacht, und dann folgt die Anwendung der Gesetze auf Elektrophor, Verstärkung, Condensator, natürliche, atmosphärische, medicinische Elektricität, u. s. w. und zuletzt eine kurze Geschichte dieser Wissenschaft. Franklins System der positiven und negativen Elektricität ist zum Grunde gelegt. S. 22. hätte das Verzeichniß der leitenden und nicht leitenden Körper beygefügt werden müssen.

Katechismus der Naturlehre. Für alle diejenigen, welche Gottes Güte und Weisheit aus den Werken der Natur kennen lernen wollen. München, bey Strobel. 1791. 8. 165 S.

Manches in diesem Buche ist recht gut, aber das Ganze scheint uns doch nicht gehörig durchgedacht und zu flüchtig bearbeitet zu seyn. S. 4. fehlt bey den Eigenschaften der Körper die Undurchdringlichkeit. Daß nach S. 11. die Sonne ein ungeheuer großer Feuerklumpen sey, glauben nicht alle Gelehrte, wie da versichert wird. S. 27. soll der Schweif der Kometen davon herrühren, weil sie zuweilen der Sonne zu nahe kommen; das ist noch lange nicht ausgemacht. Auch läßt sich nicht von allen Kometen ihre Wiederkunft bestimmen. S. 23. fehlt unter den Planeten der Uranus. S. 72 ist bey Erklärung der Erdbeben der Elektricität gar nicht gedacht, und dergl. m. Der Katechismus ist auch viel zu kurz und zu mangelhaft, um das zu seyn, was er nach des Verfassers Absicht seyn soll, und, bey der Menge schon vorhandener ähnlicher Schriften, seyn mußte.

Hpm.

X. Haushaltungswissenschaft.

Anweisung, holzsparende Oefen zu Stuben- Pfannen- Brat- und Kesselfeuerungen anzulegen, nach richtigen Grundsätzen und Erfahrungen von Joh. Wilh. Chryselius, Churf. Sächs. Baumeister im Stifte Merseburg. Mit 8 Kupfertafeln. Merseburg, 1790. Im Verlage des Verfassers. 8. 236 Seiten.

Wenn man das Ganze dieser schätzbaren Schrift mit Aufmerksamkeit überlieset, so zeigt der Verfasser, daß er seine Vorgänger — vorzüglich auch einen Sachtleben — mit Prüfungsgeist gelesen, und so noch mehr als dieselben geleistet habe. Wir wollen in möglichster Kürze Einiges anzeigen, und nur bemerken, daß wir gewünscht, der V. hätte allemal die Quellen genannt, wenn er von andern Verbesserungen spricht.

Im I. Abschnitte S. 1 f. legt der Hr. Chryselius seine Erklärungen über die scheinbare Entstehung und Bewegung des Feuers, Rauchs und der Luft, in soweit dieselben unumgänglich nöthig sind, gut oder schlecht angelegte holzersparende Feuerungen beurtheilen zu können, so, wie wir finden, sehr richtig vor.

Im II. Abschnitte S. 28 f. zeigt er die gewöhnliche holzverschwenderische Feuerungsart der Stubenöfen, Brat-, Kessel- und Pfannenfeuerungen so deutlich, daß der Ungläubige glauben muß, er habe bisher unrecht gehandelt. Im III. Abschnitte S. 64 f. redet der Verf. über die Eigenschaften die eine jede Holzersparung haben soll, und nach welchen Grundsätzen ein Ofen, oder eine jede Feuerung, holzersparend anzulegen, und die Esse dazu einzurichten sey, so zuverlässig, daß man ihm nur geradezu folgen darf. Im IV. Abschnitte S. 106 f. lehrt der V. holzersparende Oefen auf verschiedene Art, sowohl in Ansehung ihres Baues, als auch in Rücksicht der Größe der Stuben und Lage der Essen, nach den richtigsten Grundsätzen zu erbauen, so, daß solche dem Ref. völliges Genüge geleistet haben. Im V. Abschnitte S.

174 unterrichtet er auch, wie alte eiſerne Oefen von mittler Größe, in Rückſicht ihres erſten Holzbedürfniſſes, zu einem holzerſparenden Ofen einzurichten ſind, und endlich giebt er im VI. Abſchnitte S. 194 bis zu Ende eine Anleitung, wie man Pfannenfeuerungen, Brat- und Keſſelöfen holzerſparend anlegen ſolle, und fügt am Schluße noch eine Anweiſung bey, wo man die Erklärungen der auf den Kupfertafeln befindlichen Figuren, nach den Paragraphen antrifft. So findet man darinnen theuere und wohlfeile Oefen zu errichten, und hiebey Oefen von Eiſen, von Kacheln und von Ziegeln.

Recenſent verſichert, daß er das ganze Werk mit äußerſtem Vergnügen geleſen habe, und bezeugen könne, die Leſer werden ſich für ihre 20 Groſchen Pränumerationsgeld, und wer es für 1 Thlr. 4 Gr. Buchladenpreiß erkauft, hinlänglich und mehr befriediget finden, als die für 3 Rthlr. im Pränumerationspreiſe, die von Oſtern an 5 Thlr. koſten, und nun doch noch 3 Thaler gelten ſoll, viel zu theuere Sachſenſche Holzſparkunſt, niemals zu leiſten vermag: und welche auch noch von Jachtmann's Anweiſung zur Holzſparkunſt weit übertroffen wird. Eher würde Rec. das Chryſelius'ſche und Jachtmannſche Buch für 3 Dukaten, als jenes für 1 Dukaten zu kaufen werth halten.

Daß Einzige, was Rec. dem Verf. gern in Erinnerung bringen möchte, beſtehet darinn: daß er ganz richtig angiebt, alle vier Flächen der Zirkelgänge ſollten frey ſeyn, doch dieſes im unterſten Ofenaufſatze, beſonders dann, wenn er aus Eiſen beſtehet, eine Ausnahme leiden könne: wie auch der Verf. §. 78 und 79 bey ſeinen erſten Verbeſſerungen gut gefunden hatte. Darinnen hat es Recenſent an ſeinem und ſeiner Freunde Oefenverbeſſerungen ſehr vortheilhaft befunden, wenn mittelſt einem Kreuze von Mauerziegeln vier Kanäle angelegt werden; oder aber — wenn deren bey engeren Oefen nur drey anzubringen möglich ſind — der oberſte dritte Feuerzug mit Dachziegeln, die Form eines lateiniſchen V erhalten müſſe. Bey dieſen drey oder vier Gängen wärmen zwar nur die vier Außenſeiten, aber die innern Ziegeln werden in der Zeit auch ſo glühend, daß ſie, wenn vom Mittag an kein Feuer mehr iſt und nun die Ofenthüre und Klappe zugeſchloſſen wird, doch alles bis zum Abende volle Hitze von ſich geben, und bis zum andern Morgen noch ſo viele Wärme behalten wird, daß weniges neues Feuer zum neuen Erwär-

nen nöthig ist. Natürlich muß bey so einem eisernen Ofen-
aſten — er sey von alter oder neuer Art — die Vorderseite
oder die eine Nebenseite von Ziegeln angesetzt werden, damit
man dadurch die nöthigen Oeffnungen zum Auspuzen der
Zirkelgänge unterhalten könne. Der Verf. sucht aber doch
auch in seinen obern Aufsätzen sehr schön, statt freyen Seiten-
flächen, die Wärme durch Luftkanäle — wie bey ihm Tab.
II. Fig. 3. p, so wie §. 93 und Tab. VI. und §. 114 zu se-
hen ist — in die Stube zu bringen: dies kömmt wesentlich
gut bey neuen Anlagen zu statten, und Rec. wird selbst Ge-
brauch davon machen. Inzwischen, und um noch etwas bey
vorgemeldeter Ofeneinrichtung von drey oder vier Feuerlan-
en stehen zu bleiben, so ist bey diesen noch ein Hauptvortheil
arinnen zu suchen, daß nunmehr, wenn man bey drey oder
nehr Oefen in einem Hause zum Feuern haben muß, man
inen immer davon so gelegen finden dürfte, daß vor solchen
wischen die Brandmauer ein Kochkasten gesetzt werden könne,
elcher von dem Klempner ungefähr für 12 bis 16 Thlr. —
e nach seiner Größe und daher wenigerm oder mehrerem Ge-
richte — aus Blech und in Form einer Bratröhre, jetzt aber
och einmal so groß, nach Belieben auch etwas größer, berei-
et und außen vor dem Ofen eingemauert werden müßte; da
en, die solchen Kasten aus einigen Thontafeln verlangen,
ann ein Töpfer solchen leicht für 16 Groschen liefern. Da
owohl der obengedachte blecherne als auch der letztgemeldete
hönerne Kasten kann auf einer alten jedoch starken eisernen
Platte aufgesetzt werden, und zwar so, daß das Feuer durch
in Vorsetzthurchen unter dieser Platte angemacht, dann über
nd neben dem Kochkasten sowohl, als auch dann bey der
ückwand herum in den Ofen geleitet wird; wodurch man
lso eine warme Stube erhält, ohne — im eigentlichen Sinne
enommen — Feuer im Ofen selbst zu haben; als wodurch
an sich alles Heerdfeuer erspart, da in diesem gedachten Koch-
aſten alles Essen gekocht und selbst die Braten darinnen ge-
raten werden können. Durch diese Anstalten kann man im
rsten Jahre schon so vieles Holz ersparen, als die erste An-
age kostet. Dem Recensenten und vielen seiner Freunde ge-
ügte ein thönerner Kochkasten dergestalt, daß sie sich auch
ür den Sommer solche wohlfeile Oefen auf dem Heerde mit
inem steinernen Mantel umgeben setzen ließen, wenn andere,
elche die Kosten nicht scheueten, dergleichen zum Kochen,
Braten und Backen dienende Sommeröfen von Blech an-

legen

legen ließen; ja man breitete auf dem Heerd, und ſelbſt in den Stubenöfen ſo, wie es in der Kiemſchen Holzſparkunſt vom Jahr 1774 in einer Zeichnung vorgebildet wird, ſich dergleichen zwey Aufſätze, davon der große untere von 1 Elle Tiefe, anderthalb Elle Breite und 16 Zoll Höhe zum Kochen, und der obere, der zwar eben ſo breit und lang, aber nur 6 Zoll hoch ſeyn darf, zum Braten dienten; und brachte dadurch die Holzerſparniß ſehr hoch, indem man ſogar noch neben die obere Bratröhre eine Waſſerblaſe einſetzen ließ, und ſo auch ohne beſonderes Feuer kochendes Waſſer für Menſchen und Vieh erlangte. Lauter Umſtände, die wir weder bey Sachtleben, noch bey Chryſelius in vereintem Feuer antreffen, und doch weſentlich zur Oekonomie gehören; daher wir auch etwas umſtändlich davon redeten.

Der Hr. Baumeiſter Chryſelius hat in der vor uns liegenden Schrift §. 73. S. 101 noch darin vieles vor dem Hrn. Sachtleben voraus, daß er des letztern ſeine vor dem Ausgange in den Schornſtein noch einmal durch die erſte Hitze geführten Kanäle, längſt errichtet, aber ſolche nicht holzerſparend gefunden, und daher wieder abgeſchafft hat: indem dieſes Rohr zu viele Wärme aufnimmt und den Rauch, der ſich hier aufs neue erhitzen muß, zu warm in die Eſſe bringt, wodurch nothwendig der Stube mehr Wärme entzogen als gegeben wird. Hr. Chryſelius hat eben daher im gedachten 73. §. ſogleich ein bequemes und der Holzerſparung angemeſſenes Mittel, durch Verkürzung der Kanäle mit Klappen, als beprobt mitgetheilt, und Recenſent kann deſſen Güte aus eigener Erfahrung anpreiſen, die er zufälliger Weiſe erlangte, indem er aus Urſache, daß ihm einer ſeiner Kochöfen, der einen Stubenofen zugleich erwärmen mußte, ſeine etwas große Stube bey Thauwetter ſo übermäßig warm machte, daß ſelbſt die Eröffnung einer Nebenſtube ihm nicht genügte: dieſer Zufall veranlaßte ihn nun, jenen Ofen ſo einzurichten, daß das Feuer bey gelinder Witterung blos um den Kochofen gehet, und dann gleich durch Eröffnung eines draußen befindlichen Kuies, das mit einer Klappe verſehen war, ſeinen Ausgang in die Eſſe — ohne erſt durch den Ofen zu müſſen — finden kann; und dadurch erhält die Stube blos eine Temperaturwärme. — Wenn nun bey kälterer Witterung, nach Verſchließung dieſer Klappe, das Feuer jetzt ſeinen Eingang wieder durch den Stubenofen und deſſen Canäle nehmen muß, ſo bekommt

men nöthig ist. Natürlich muß bey so einem eisernen Ofenkasten — er sey von alter oder neuer Art — die Vorderseite oder die eine Nebenseite von Ziegeln angesetzt werden, damit man dadurch die nöthigen Oeffnungen zum Ausputzen der Zirkelgänge unterhalten könne. Der Verf. sucht aber doch auch in seinen obern Aufsätzen sehr schön, statt freyen Seitenflächen, die Wärme durch Luftkanäle — wie bey ihm Tab. III. Fig. 3., p, so wie §. 93 und Tab. VI. und §. 114. zu ersehen ist — in die Stube zu bringen: dies könnte wesentlich gut bey neuen Anlagen zu statten, und Rec. wird selbst Gebrauch davon machen. Inzwischen, und um noch etwas bey vorgemeldeter Ofeneinrichtung von drey oder vier Feuerlanten stehen zu bleiben, so ist bey diesen noch ein Hauptvortheil darinnen zu suchen, daß nunmehr, wenn man bey drey oder mehr Oefen in einem Hause zum Feuern haben muß, man einen immer davon so gelegen finden dürfte, daß vor solchen zwischen die Brandmauer ein Kochkasten gesetzt werden könne, welcher von dem Klempner ungefähr für 12 bis 16 Thlr. — je nach seiner Größe und daher wenigerm oder mehrerem Gewichte — aus Blech und in Form einer Bratröhre, jetzt aber noch einmal so groß, nach Belieben auch etwas größer, bereitet und außen vor dem Ofen eingemauert werden müßte; denen, die solchen Kasten aus einigen Thontafeln verlangen, kann ein Töpfer solchen leicht für 16 Groschen liefern. Da sowohl der obengedachte blecherne als auch der letztgemeldete thönerne Kasten kann auf einer alten jedoch starken eisernen Platte aufgesetzt werden, und zwar so, daß das Feuer durch ein Vorsetzthurchen unter dieser Platte angemacht, dann über und neben dem Kochkasten sowohl, als auch dann bey der Rückwand herum in den Ofen geleitet wird; wodurch man also eine warme Stube erhält, ohne — im eigentlichen Sinne genommen — Feuer im Ofen selbst zu haben; als wodurch man sich alles Heerdfeuer erspart, da in diesem gedachten Kochkasten alles Essen gekocht und selbst die Braten darinnen gebraten werden können. Durch diese Anstalten kann man im ersten Jahre schon so vieles Holz ersparen, als die erste Anlage kostet. Dem Recensenten und vielen seiner Freunde genügte ein thönerner Kochkasten dergestalt, daß sie sich auch für den Sommer solche wohlfeile Oefen auf dem Heerde mit einem steinernen Mantel umgeben setzen ließen, wenn andere, welche die Kosten nicht scheueten, dergleichen zum Kochen, Braten und Backen dienende Sommeröfen von Blech anlegen

legen ließen; ja man bereitete auf dem Heerd, und ſelbſt in den Stubenöfen ſo, wie es in der Riemſchen Holzſparkunſt vom Jahr 1772 in einer Zeichnung vorgebildet wird, ſich dergleichen zwey Aufſätze, davon der große untere von 1 Elle Tiefe, anderthalb Elle Breite und 16 Zoll Höhe zum Kochen, und der obere, der zwar eben ſo breit und lang, aber nur 6 Zoll hoch ſeyn darf, zum Braten dienten; und brachte dadurch die Holzerſparniß ſehr hoch, indem man ſogar noch neben die obere Bratröhre eine Waſſerblaſe einſetzen ließ, und ſo auch ohne beſonderes Feuer kochendes Waſſer für Menſchen und Vieh erlangte. Lauter Umſtände, die wir weder bey Sachtleben, noch bey Chryſelius in vereintem Feuer antreffen, und doch weſentlich zur Oekonomie gehören; daher wir auch etwas umſtändlich davon redeten.

Der Hr. Baumeiſter Chryſelius hat in der vor uns liegenden Schrift §. 73. S. 101 noch darin vieles vor dem Hrn. Sachtleben voraus, daß er des letztern ſeine vor dem Ausgange in den Schornſtein noch einmal durch die erſte Hitze geführten Kanäle, längſt errichtet, aber ſolche nicht holzerſparend gefunden, und daher wieder abgeſchafft hat: indem dieſes Rohr zu viele Wärme aufnimmt und den Rauch, der ſich hier aufs neue erhitzen muß, zu warm in die Eſſe bringt, wodurch nothwendig der Stube mehr Wärme entzogen als gegeben wird. Hr. Chryſelius hat eben daher im gedachten 73. §. ſogleich ein bequemes und der Holzerſparung angemeſſenes Mittel, durch Verkürzung der Kanäle mit Klappen, als beprobt mitgetheilt, und Recenſent kann deſſen Güte aus eigener Erfahrung anpreiſen, die er zufälliger Weiſe erlangte, indem er aus Urſache, daß ihm einer ſeiner Kochöfen, der einen Stubenofen zugleich erwärmen mußte, ſeine etwas große Stube bey Thauwetter ſo übermäßig warm machte, daß ſelbſt die Eröffnung einer Nebenſtube ihm nicht genügte: dieſer Zufall veranlaßte ihn nun, jenen Ofen ſo einzurichten, daß das Feuer bey gelinder Witterung blos um den Kochofen gehet, und dann gleich durch Eröffnung eines draußen befindlichen Knies, das mit einer Klappe verſehen war, ſeinen Ausgang in die Eſſe — ohne erſt durch den Ofen zu müſſen — finden kann; und dadurch erhält die Stube blos eine Temperaturwärme. — Wenn nun bey kälterer Witterung, nach Verſchließung dieſer Klappe, das Feuer jetzt ſeinen Eingang wieder durch den Stubenofen und deſſen Canäle nehmen muß, ſo bekommt

bekömmt diese ihre ordentliche Wärme nicht nur, sondern man wird dann hiebey die Küche eben so, wie beym Hrn. Verfaſſer §. 90, erwärmt erhalten, indem die Feuertesse mit einer Blechthüre verschlossen ist, neben welcher der Rauch mittelst einem Rohr erst über dieser Thüre in die Esse gehet. Die weiten Kanäle des Ofens bedürfen bey dieser Methode nur alle Michaelis vor der ersten Einfeuerung gereinigt zu werden; aber die engeren muß man alle 6 Wochen einmal reinigen: denn es geschiehet manchmal, daß sich der in den Ofenkanälen angesetzte Staubruß entzündet; wiewohl dieses jetzt nichts zu sagen hat, weil davon nichts in Brand geräth, wenn gleich diese Funken wie Lauffeuer bis zum Ende der letzten Blechröhre, die nun glühend erscheint, fortbrennen, zumal der Staubruß im Schornsteln erstlich nicht zündet, andern Theils auch die Verschließung der Klappe und der Fallthüre am Schornstein dem Brennen sogleich Grenzen setzet, und drittens vielmehr dann, wenn es ja einmal im Ofen entzündet, der Vortheil dabey ist, daß sich die Kanäle ausbrennen und folglich nicht geputzt werden dürfen. Wenn nun bey allem dem nunmehr der im Ofen brennende Ruß blos den Ofen wärmt, so ist es doch allemal ein Schreck für die Furchtsamen, die ein vergebenes Feuergeschrey machen: so ist es doch besser, man reiniget die äußersten bis in den Schornstein gehenden Röhren öfters; alsdann ist man alles Schrecks entübriget, und die Röhren vom Bleche leiden auch keinen Schaden, welche durchs Ausglühen jener Entzündung immer doch etwas vor der Zeit abgenutzt werden. Das Entzünden des Schornsteins hat jetzt, da an der Mündung der Esse eine Fallthüre ist, niemals Noth; denn es ist wahr, was der V. §. 113 sagt: daß die Esse blos ausglimme, ohne wie sonst in Flamme zu gerathen. Ein Umstand, der schon für sich allein werth ist, daß durch herrschaftliche allgemeine Landesbefehle dergleichen Fallthüren angelegt werden müßten.

Was übrigens die Feuerung zum Brandtweinbrennen und zu Bierbrauereyen anbelangt, so sind solche dem Sachtleben schon gänzlich vorzuziehen.

Endlich lehrt §. 93. S. 132. der Verf. einen Anstrich, nach welchem der mit Zusätzen vermischte Lehm besser an Eisen hält, wenn er nur dünne aufgestrichen wird, wie gewöhnlich der dick angestrichene, nämlich: es wird getrockneter Lehm gesiebt mit Bieressig und Salz, wie eine dicke Farbe angemacht;

macht, und ſo zweymal alle Fugen, Falzen und Spünde damit angeſtrichen.

Nun hätten wir des Vorzüglichſten, ſo uns gefallen hat, gedacht: wir wollen alſo auch etwas von dem reden, was uns mißfiel, und das iſt nur eins: nämlich die Einrichtung, daß bey der Pfannenfeuerung das Waſſer in der Geſindeſtube auszunehmen iſt. Rec. bedauert immer das Geſinde, wenn es die Ausdünſtung des Waſſers in der Stube haben muß, und läßt daher ſeine Waſſerpfannen in der Art bis dahin reichen, wo des Verf. Hahn und Einguß iſt. Man darf in der Brandmauer nur eine Muffel wölben, damit der Deckel der Pfanne draußen geöffnet werden könne: ſo iſt nicht nur dieſem Uebel, ſondern noch mehreren abgeholfen; denn nicht nur die Geſundheit des armen Geſindes leidet vom Waſſerdampfe in Stuben, auch die Fenſterrahmen und alles übrige Holz- und Eiſenwerk leidet. Der Verf. hat zwar die Waſſerpfanne, um den Ausgang des Brodems zu verhüten, mit einem Deckel verſehen, allein der Deckel verhütet ihn lange nicht ſo gut, als eine Ueberwölbung. Es iſt ein trichterförmiger Brodemfang zwar hier, wie überhaupt einigermaaßen, nützlich; aber er verhütet doch nicht allen Nachtheil. Umſtändlicher dürfen wir wegen Mangel des Raums nicht ſeyn.

IZ.

Oekonomiſche Hauspoſtille, oder Sammlung der bewährteſten Mittel und Vortheile ſowohl in Krankheiten der Menſchen und der Thiere, als auch im Ackerbau, Gartenweſen, Weinkultur, Bienenzucht und häuslicher Wirthſchaft. — Aus den beſten neuern Erfahrungen zuſammengetragen vom Verfaſſer der ökonomiſchen Zeitung und des ökon. Haus- und Wirthſchaftskalenders. Wien, 1791. in 8vo.

Der Verf. hat mit wenigen Ausnahmen, faſt durchgehends aus guten Quellen geſchöpft und daraus iſt dieſe nicht zu verwerfende Compilation mancher, dem Landbewohner insbeſondere nützlichen Kenntniſſe entſtanden. Die mediciniſchen Rathſchläge ſind faßlich vorgetragen, und, obgleich nicht immer,

nier, doch in den meisten Fällen, mit hinreichend heit. Nur hie und da ist der Verf. in den Fe er nur med. Volksschriften und Receptbücher verfallen: ein zu festes Vertrauen auf das angegebene Mittel einzuflößen. Dies Urtheil gilt auch von den veterinarischen Artikeln, in welchen jedoch noch manche bedeutendere Verwirrung obwaltet, und manches obsolete, und mit unter, schmutzige Mittel aufgenommen ist. Die landwirthschaftlichen und häuslichen Rathschläge sind im allgemeinen der Empfehlung werth. Hier sind vorzüglich gute Quellen genutzt, auch wird ihrer in diesen Abschnitten mehr als bey andern Erwähnung gethan. Bey der Lesung dieses Buchs sind uns mehrere Mängel aufgestoßen, deren Erörterung dem Verf. bey einer zweyten Auflage desselben von Nutzen seyn kann. Sie sind folgende:

1) Das Register ist unvollkommen und dies ist dem, der in der Geschwindigkeit diesen oder jenen Artikel nutzen will, um so beschwerlicher, da 2) die Materien in keine Ordnung gebracht, sondern wie Kraut und Rüben unter einander gemischt sind. Es wäre eine leichte Mühe gewesen, diese Ordnung durch folgende Abschnitte zu gewinnen: Heilkunde, Chirurgie, Schönheitsmittel, Viehazneykunde, Pferde- Rindvieh- Schafkrankheiten u. s. f. Landbau, Gartenbau, Blumencultur, Krankheiten der Bäume und Pflanzen u. s. f. Dies würde den Gebrauch des Buchs ungemein erleichtern; 3) sind noch zu viel Provinzialismen aufgenommen, die in einem Buche, das allgemein verstanden werden soll, entweder vermieden oder durch gleichbedeutende Wörter erklärt werden müssen, z. B. Zitzlach, Zitrich S. 27. und mehr; 4) müssen die medicinischen und veterinarischen Vorschläge und Mittel noch mehr gesichtet werden. So ist z. B. der Trank für Schnitter Nr. 16 entbehrlich, weil er theurer ist als dünnes Bier und gewiß nicht so gesund für die Fortsetzung. So könnten ferner die Nrn. 15, 30, 36, und mehr ähnliche Aufsätze füglich ausgemerzt werden. Endlich sind zu viel Druckfehler stehen geblieben, die nicht selten den Sinn sehr entstellen, als z. B. Stuhlgang st. Stuhlzwang S. 7, Saamen st. Sonne S. 9, Saft st. Schaft S. 10, Waffen st. Waschen u. m. — Daß der „herzstärkende Brey" s. Nr. 215 zweymal vorkömmt und unter Nr. 224 wieder aufgewärmt wird, ist hoffentlich ein Versehen.

Gad.

Theore-

Theoretisch-praktisches Handbuch für Oekonomie, Bergbaukunde, Technologie und Thierarzneiwissenschaft. Von einer Gesellschaft bearbeitet und herausgegeben von Bernhard Sebastian Nau, Churfürstl. Hofgerichtsrath und Prof. der Kameralwissensch. zu Mainz. Zweyter Band. B und C. Zürich, bey Orell und Comp. 1791. 8.

Bey der in Rücksicht dieses zweyten Theils fortgesetzten Prüfung des theoretisch-praktischen Handbuchs finden wir unser Urtheil über den ersten Band, leider! nicht ganz richtig, nicht weil wir zu viel Mängel gerügt, sondern weil wir noch zu viel Gutes von dieser Arbeit gesagt haben.

Wir finden immer mehr Beyspiele, auch für Artikel des ersten Theils, daß die Mühe der Herausgeber (wenn anders die angebliche Gesellschaft von Gelehrten nicht bloß Zierde des Titels ist) mehr im Abschreiben als in eigner Ausarbeitung der Artikel besteht. Die Benutzung der Krünitzischen Encyklopädie, die wir schon bey der Anzeige des ersten Theils fanden, ist fortgesetzt, und die Artikel: Bart (bey Pferden,) Bast, Battist, Behängszeit, Bestätigungsjagden, Brand an Bäumen, Brand im Getreide, (von S. 430 an), Canevaß, Capelliren, Cardobenedicten, Carmin, Carton, Castorarbeit, Caviar, Copuliren, wörtlich daher entlehnt. — Auf gleiche Weise ist Martini allgemeine Geschichte der Natur benutzt. Wir haben nur den 6ten bis 9ten Theil dieses Werks mit dem vor uns liegenden 2ten Theil des Nauischen Handbuchs verglichen, und im letztern die Artikel: Blattlaus, Blende, Bley, Bleyerde, Bleyerze, Bleyflinke, Bleygilben, Bleyglanz, Bleygrau, Bleykalk, Bleyletten, Bleyocher, Bleyporcellane, Bleysanderz, Bleyschiefer, Bleyschuß, Bleyschwärze, Bleyschweif, Bleysinter, Bleyspath, Braunstein, wörtlich wieder gefunden. — Eben so sind aus Köhlers Rechten und Verfassung des Bergbaues, die Rubriken: Bergamt, Bergleute, Bergstädte und deren Privilegien, Bergrecht, Bergregal und Bergstaatsrecht, — aus Schmidts bürgerlichem Baumeister, — Baumaterialien und Baustätte unabgeändert abgeschrieben.

Nur bey zwey von diesen Artikeln fanden wir auf Krünitz verwiesen, doch mit einer Miene, als ob man sich hüte, etwas

was von ihm zu entlehnen, und als ob man bey Gegenſtänden, die er vollkommen abhandle, das Nachleſen bey ihm ſelbſt überlaſſe. So überzeugt wir übrigens ſind, daß jene angeführten Beyſpiele von Abſchreibung leicht vermehrt werden könnten, ſo werden unſre Leſer doch gewiß mit uns einverſtanden ſeyn, daß es nicht der Mühe und der Zeit lohne, dieſen Plünderungen weiter nachzuſpüren. Oft verrathen ſie ſich ohnehin ſchon durch die Nachläßigkeit, mit welcher abgeſchrieben worden iſt. So bey Baumwollenmanufaktur, wo es heißt, S. 129. Die Urſachen dieſer Schwierigkeiten (bey Verfertigung des Neſſeltuchs) ſind dem folgenden Kapitel vorbehalten.

Von ähnlicher Unachtſamkeit geben viele Artikel unverkennbare Spuren. Bey Baſt werden ſo wie Krünitz thut, Baſtdeckenmachen und baſtene Stangen angeführt, ohne daß dieſe zwey Artikel in der Folge erſcheinen. Baumkrankheit bricht eben da ab, wo man erwartet, belehrt zu werden. In der Rubrik: Bauſtätte, ſteht eine Verweiſung auf Tab. 1. die ſich wohl im bürgerlichen Baumeiſter, aber nicht hier findet. Bey den mit Bley zuſammengeſetzten Artikeln iſt auch Martini ohne Unterſchied alles abgeſchrieben worden, es mochte zu dem Umfang des Handbuchs gehören oder nicht: unter andern auch der conchyliologiſche Artikel: Bleyporcellan. Brod enthält bloß eine Abhandlung über Brodtaxen und Wahlen der Brodfrüchte, nichts von Beckerey und was zu dem techniſchen Theil derſelben gehört. — In welcher Rückſicht erhielt Bouſſonia eine Stelle? — Buchsbaum und Bergbaum iſt zu zwey an verſchiedenen Orten eingeſchalteten Artikeln gemacht. — Canevaß enthält den Anfang dieſes Artikels aus Krünitz, und bricht mitten im Zuſammenhange ab. — Capelle iſt in chemiſcher und technologiſcher Rückſicht ganz unbefriedigend. — Endlich kömmt Caſtorarbeit unmittelbar zweymal auf einander von gleichem Inhalt vor.

Die Wahl guter Quellen giebt freylich dieſem Handbuch vor der Krünitziſchen Encyklopädie in mehrern Artikeln Vorzüge. Aber noch immer bleibt es an Vollſtändigkeit weit hinter dieſen und noch weiter hinter ſeinem Zweck zurück. Folgende Artikel, die wir vermißten, mögen dieſes auch von dieſem zweyten Theil insbeſondre beweiſen. Backen (des Beckers), Backofen, Baden, Band, Bändermaſchine, Bank, Barbier, Bartgerſte, Baſin, Baſſelliſſe, Batavia, Bau,

und

nd alle damit zuſammen geſetzte Artikel, ausgenommen Bau-
aterialien und Bauſtätte, Beckenſchläger, Beize (in der
ärberey und andern Künſten), Beleſen, Berberis, Ber-
n, Bergbau, Bergart, Bergbuch, Bergeiſen, Berg-
oppſchaft, Bergkübel, Beſchicken, Beſchauen, Beutel,
eutelkuch, Beutler, Bier, Biereſſig, Bilſenkraut, Binſe,
irnbaum, Biſcuit, Blähen des Rindviehes, Blaſen,
laſebalg (blos des zum Einbringen des Rauchs in die Bie-
enſtöcke iſt erwähnt) Blatt, Blau, Berlinerblau, Blau-
rben, Blaufarbenwerk, Blaufeuer, Blauofen, Blech,
leichen, Blick, Blickſilber, Blume, Bock, Böttcher,
ohne, Bohren, Bohrer, Bohrmühle, Bräune, Brand-
ber, Breche, Breithammer, Bret, Broccoli, Bremſen,
remsrad, Brennen, Brennofen, Bruch, Brunnen und
runnengraben, Buchbinder, Buchdrucker, Büchſe, Büch-
nmacher, Büchſenſchäfter, Bürſte, Bürſtenmacher, Buſch-
olz. Canal bey Waſſerleitungen, Chagrin, Champignon,
lavier, Cochenille, Corallen.

Dieſes ſind nur die wichtigſten Artikel, die wir umſonſt
chten. Einzelne Kunſtwörter, und die Zuſammenſetzungen
eler von den obigen Rubriken fehlen nicht minder. Verwei-
ngen auf andre ſynonymiſche Rubriken kommen faſt gar
cht vor, daher es möglich bleibt, daß einige der zu mangeln
heinenden Gegenſtände an andern Orten anzutreffen ſind.

Der Wahrheit zur Ehre müſſen wir indeſſen noch einige
rtikel nennen, die wir hier, aber, wenigſtens nach dieſen Ru-
iken, nicht im Krünitz fanden: Backen (als Theil des Kör-
rs), Backen beym Backenzahne, Bad (der Wachsbleicher),
adewanne, Bauchhöhle, Bauchfell, Baumtrocknitz, Bau-
ätte, Becken der Pferde, Beinauswuchs, Beinhaut, Be-
etzen der Früchte, Bergamt, Bergbelehnung, Bergbohrer,
ergfrey, Berggebäude, Bergguardein, Berghauptmann-
haft, Bergleute, Bergſtädte, Bewegung des Pferdes,
lattlauskäfer, (Coccinella), Blennius, Blicke, Blind-
rm, Cantre, Commiſſarius, Land-Oekonomie, Contre-
orde, Contremarſch, Coullren, Crannagummi, Croſchiren,
ylindrirmaſchine.

Die Stellung der Artikel iſt nicht immer der alphabeti-
hen Ordnung treu. Auch erſchwert es ihr Aufſuchen, daß
r Anfang eines neuen Artikels nicht merklich genug gemacht

ist. Das sind aber freylich Kleinigkeiten, die man gerne übersehen würde, sobald die Arbeit von den bisher angeführten Seiten weniger mangelhaft wäre. Erinnerungen zu einzelnen Artikeln übergehen wir um so füglicher, da es nicht unser Beruf ist, bereits beurtheilte hier nur abgeschriebene Schriften nochmals zu beurtheilen.

Hd.

Abhandlung über den Cypernwein, den Freunden der Landwirthschaft gewidmet. Frankfurt. 1791. 3½ Bog. 8.

Nachdem der Verf. die Beschreibung der natürlichen Beschaffenheit der Insel Cypern, ihrer Lage, ihres Umfanges, Bodens, der Regenzeit, Sommerhitze u. s. w. vorausgeschickt hat, kömmt er zu dem Hauptzweck dieser kleinen Schrift, nämlich zur Bauart und Behandlung des Cypernweins. Der edelste davon wird Commenthurerwein genennt, von einem Gebiete dieses Namens, welches ehedem dem Tempelherrnorden zugehörte. Die Reben wachsen auf ziemlich steinichten Hügeln, werden nirgends weder angelehnt noch angebunden, sondern man läßt sie willkührlich auf dem Boden hinlaufen. Damit aber bey dem Herumkriechen derselben die Trauben nicht auf der Erde aufliegen, so macht man um den Rebstock verschiedene schüsselförmige Gruben, in welchen jene frey hangend erhalten, und ihre Zeitigung durch Concentrirung der Sonnenhitze in diesen Aushöhlungen befördert wird. Auch dienen diese Gruben dazu, daß das Regenwasser sich länger zur Nahrung der Pflanze bey ihr aufhält. Die Trauben haben eine große Aehnlichkeit mit den Muskatellertrauben, sind aber doch eine ganz verschiedene Art. Haben sie ihre vollkommene Reife erlangt, so werden die Rebschossen abgedrehet, und bleiben so mit den Trauben noch einige sechs Wochen am Stamme hängen. Bey der Weinlese werden sie eine halbe Elle hoch auf bedeckte Terrassen oder Altane geschüttet, und liegen da ruhig, bis sie zu faulen anfangen, und ihre Brühe uber den Boden von selbst hinläuft. Alsdenn werden sie in einem Zimmer mit etwas abhängigem Boden, der am niedrigsten Ende ein eingegrabenes irdenes Gefäß hat, mit Füßen und einer Art Stampfe gepreßt. Der auf diese Weise erhaltene süße und dicke Most wird nun im Keller in

großen

großen irdenen Krügen ſeiner vierzigtägigen Gährung ruhig überlaſſen, worauf die Krüge mit einem Deckel von gebrannter Erde bedeckt und wohl verkittet werden. Der Moſt iſt vor der Gährung von der Haut der Beeren vollkommen roth, nach der Gährung verliert ſich das Hochrothe, und mit zunehmendem Alter erhält der Wein die völlige Muskatellerfarbe. Die eben beſchriebenen verkitteten Krüge werden oft, vornehmlich auch wegen der Erpreſſungen des türkiſchen Statthalters, in die Erde gegraben, wodurch der Wein noch früher vollkommen, d. h., klar wird, und ſich der gelben Farbe nähert. Das Stehen auf den Hefen ſchadet dieſem Weine ſo wenig, daß er vielmehr dadurch veredelt wird. Der Transport vom Lande in die Handelsſtädte geſchieht in ledernen Schläuchen. Daher, und auch wegen der mit geſchmolzenem Pech ausgegoſſenen irdenen Krüge, der ſcharfe Pechgeruch, den der Cypernwein in den erſten Jahren an ſich hat. Doch dieſer verliert ſich mit der Zeit in den Fäſſern der Kaufleute, und giebt alſo eine Probe von dem Alter des Weins. Man kann die Fäſſer zur Hälfte leer und den Spond offen ſtehen laſſen, ohne daß der Wein im mindeſten dadurch leidet. Auch braucht er nicht in eigentl. Kellern zu ſtehen, ſondern jedes Zimmer iſt dazu gut. Niemals ſetzt derſelbe Weinſtein an, und wird durch ſeine Hefen, wie ſchon geſagt, ſo verbeſſert, daß die Weinhändler ihn bisweilen damit in Bewegung ſetzen, und trübe machen, und daß die hefenreichen Fäſſer 4mal ſo theuer, wie die Fäſſer ohne Hefen, verkauft werden. Dadurch wird aber auch der Cypernwein immer etwas trübe, ſo oft er umgefüllet wird, und es erfordert beſondere Vorſicht, um ihn völlig klar auf Bouteillen zu ziehen. In Europa ſetzen ſich die Hefen weit langſamer, wie in Cypern, auch verliert dort der Wein im Winter an der Vortreflichkeit ſeines Geſchmacks. In Europa iſt er bey rauher Winterwitterung der Wein nicht mehr, der er in andern Jahreszeiten war; man müßte denn immer einige Bouteillen zum Gebrauche in gewärmten Zimmern halten. Wir übergehen die kaufmänniſchen Nachrichten von dem Verkehr mit dem Cypernwein, deſſen mediciniſchen Eigenſchaften ꝛc. und wundern uns, daß der Verf., der alles ſo genau und einfach beſchreibt, daß man an der Wahrheit ſeiner Angaben, und an ſeiner Kenntniß des Localen nicht zweifeln kann, ſeinen Namen nicht genannt hat; ingleichen darüber, daß er beſtändig der ſtatt die Traube ſchreibt. Am Ende wünſcht der Verf. noch, daß man die Reben aus Cypern in die

guten Weingegenden Deutſchlands verpflanzen möchte, und er hofft, daß bey ſorgfältiger Behandlung der Unterſchied des davon erzielten Weins, von dem aus Cypern, unmerklich ſeyn würde.

Nu.

XI. Mittlere und neuere politiſche und Kirchengeſchichte.

Die allgemeine Welthiſtorie durch eine Geſellſchaft von Gelehrten in Deutſchland und England ausgefertigt. In einem vollſtändigen und pragmatiſchen Auszuge. Verfaſſet von Johann Friedtich Le Bret. — Neue Hiſtorie, XXVI. Band. Halle, bey Gebauer. 1790. 558 S. in gr. 8. — XXVII. Band. 1790. 574 S.

„Achtzehntes Buch. Glänzende Regierung des K. Ladislaus. §. 348. Theilung der Viſcontiſchen Staaten „zwiſchen drey Söhnen. Charakter des Joh. Galeatius,“ u. ſ. w. So fängt ſich der 26ſte Band dieſes Werks an, ohne daß auf den erſten vier Seiten die geringſte Jahrsbezeichnung, oder nur eine Anzeige vorkäme, mit welchem Jahrhunderte ſich die hier beſchriebene Geſchichte anfange. Der Verfaſſer ſetzt freylich voraus, daß man vom Ende des vorhergehenden Bandes her, die Zeitbeſtimmung vor den Augen behalten werde; dennoch iſt für den hiſtoriſchen Zuſammenhang, und ſelbſt für die Bequemlichkeit des Leſers, zu wenig geſorgt worden. Nach und nach merkt man wohl, daß man ſich gegen den Anfang des 15ten Jahrhunderts, und unter der Regierung des K. Ladislaus von Neapel befinde, der ſich im Jahr 1414. nach einer faſt vier und zwanzigjährigen Dauer durch ſeinen Todt endigte. Mit derſelben iſt zugleich die übrige Italiäniſche Geſchichte, beſonders die Mailändiſche und Päpſtliche, verbunden; eigentlich vom Jahr 1402. an.

Das neunzehnte Buch S. 90 fg. iſt überſchrieben: Emporſtrebende Venetianiſche Macht; aber auch hier wird

wird nicht angegeben, welchen Zeitraum dieſes Buch in ſich faſſe; bey den folgenden eben ſo wenig. Der Inhalt iſt: Regierung der Königin **Johanna II.** von Neapel; Abſetzung der **Päpſte** zu **Coſtnitz**; **Martin V.**, **Eugenius IV.** und unter andern italiäniſchen Begebenheiten, vorzüglich **Venedigs** kriegeriſche Macht, blühender Handel, Erwerbung von Ländereyen in der Levante und im Friaul und dergl. m. Venedig bezog in der erſten Hälfte des 15ten Jahrhunderts, wenn man dem **Sanuto** glaubt, von Meiland jährlich an Geld und Waaren 28,800,000 Dukaten; Meiland hingegen nur 1,800,000 Duk. Die erſte Bekanntmachung der Bülle in Coena Domini von **Martin V.** im J. 1419. kömmt auch hier vor. Zum Beſchluß des Buchs werden Anmerkungen über die **italiäniſchen Gebräuche und Gewohnheiten** gemacht. Durch die Ankunft der Franzoſen und Arragonier erlitten ſie eine ziemliche Veränderung, ſagt der Verf. S. 196 fg. zeigt aber bald darauf, daß die Italiäner, ſelbſt ihre berühmteſten Feldherren, und meiſten Fürſten, beſonders wenn ſie die Waffen ergriffen, noch im 15ten Jahrhundert wahre Barbaren geweſen ſind.

Die Epoche des **Cosmus Medici** füllt das **zwanzigſte Buch**, S. 211 fg. Er ſtarb im J. 1464. nachdem er ohne Waffen, und bloß durch die Bewunderung ſeiner wohlthätigen Tugenden, Herr von Florenz, ohne aber den Namen zu führen, geworden war. Wir übergehen die ohnedies bekannten gleichzeitigen Begebenheiten Italiens, um dasjenige zu berühren, was der V. von der damaligen wiſſenſchaftlichen Revolution anmerkt. Alle Aufklärung in Italien geht vom **Petrarcha** aus. Der erſte Schüler, den er vorzüglich ſchätzte, war **Johannes Grammaticus**, ſonſt **Ravenas**, deſſen berühmteſter Schüler **Guarino von Verona**, wie er zu **Conſtantinopel** die griechiſche Litteratur ſtudierte. Andere folgten auf dieſem Wege in großer Anzahl; aber **Poggio** erwarb ſich um die alte Gelehrſamkeit die meiſten Verdienſte. (Wenn dieſes von der Bekanntmachung einer Menge alter Schriftſteller zu verſtehen iſt, geben wir es zu; ſonſt hat in unſern Augen der feine Geſchmack und die glückliche Anwendung, mit welcher **Valla** die alte Litteratur bearbeitete, den Vorzug; und dieſer wird S. 320. faſt nur im Vorbeygehen genannt.) So zahlreiche Gelehrte von gleichen Einſichten und Beſchäftigungen veranlaßten öftere Verſammlungen derſelben:

ſelben: und daraus entſtanden die Akademien des Card. Beſſarion zu Rom; des Lionello von Eſte zu Ferrara; des Cosmus Medici zu Florenz; die Venetianiſche oder Aldiniſche; die Neapolitaniſche des Joh. Pontanus; die Pomponianiſche oder Römiſche, vom Pompon. Lätus geſtiftet, und die von Siena, welche alle genauer beſchrieben werden. Daß aber durch die Nachforſchungen ihrer Mitglieder der Empfindungsgeiſt gehemmt, und das Gefühl der wahren Schönheit verdrungen worden ſey, wie der Verf. S. 329. behauptet, kann wohl nicht im Allgemeinen gelten. Einiges über den Geſchmack der Italiäner an Reiſen, an der Geſchichte u. ſ. w. wird auch noch angehängt.

Im ein und zwanzigſten Buche iſt die Gründung der Mediceiſchen Macht die hervorragendſte Veränderung. S. 338 fg. Die Regierung der Päpſte Paul II. Sixtus IV. und Innocenz VIII. ingleichen des K. Ferdinands von Neapel, Venedigs Friede mit den Türken, welcher den erſten Einbruch dieſer Nation in Italien veranlaßte, und manche Staatsveränderungen in fürſtlichen Häuſern hängen damit genau zuſammen. Nur dünkt uns, daß die Gaben und Handlungen des im Jahr 1492. geſtorbenen Lorenz Medici mehr zerſtreuet und kurz angegeben, als in ihr gebührendes Licht geſtellt worden ſind. Wie ſehr dieſes eine Periode des Luxus und der Verſchwendung in Italien geweſen ſey, wie inſonderheit nunmehr die zeichnenden und bildenden Künſte daſelbſt empor gekommen, wie die Buchdruckerey eingeführt und ausgebreitet worden, wird S. 424 fg. gut entwickelt. Doch hätte nicht vergeßen werden ſollen, daß es Deutſche waren, denen Italien die eben genannte Kunſt zu verdanken hätte.

Die Erſten franzöſiſchen Einfälle in Italien, werden im XXIſten Buche, S. 441 fg. beſchrieben. Erinnert man ſich daran, daß Alexander VI. und Karl VIII. in dieſen Zeitraum gehören: ſo hat man ſchon die wichtigſten Auftritte deſſelben vor den Augen. In Anſehung des erſtern bemerkt der Verf. S. 461. daß ſeines Cärimonienmeiſters Burcard Diarium, wie es in den Notices des Mscrs du Roi, T. I. p. 103 ſq. vollſtändig abgedruckt iſt, ſehr verſchieden von der Ausgabe deſſelben beym Eccard und Leibnitz ſey. Aus demſelben wird hier die merkwürdige Obedienzleiſtung Karls an Alexandern beygebracht, wobey ihm der König ſeine Ueberlegenheit fühlen ließ. Nach dem Berichte eben

deſſelben

deſſelben Augenzeugen **Burcards**, ſieht es der Verf. S. 513. als eine hiſtoriſch erwieſene Wahrheit an, daß Alexander eines natürlichen Todes geſtorben; nicht aber, wie Guiccardini und andere berichten, vergiftet worden ſey. **Julius II. Ludwig XII. Friedrich K.** von Neapel, und andere ihrer Zeitgenoſſen treten noch in dieſer Periode auf. Sie wird S. 539 ſq. mit manchen leſenswürdigen Anmerk. beſchloſſen. **Die Einfälle der ältern deutſchen Kaiſer**, ſagt der V., waren Italien durch die Colonien nützlich, welche ſie mitbrachten; eine derſelben in den Serte Comuni hat ſich bis jetzt erhalten, und zeichnet ſich durch ihre eigenthümliche Sprache aus. **Die neuern Einfälle der Franzoſen** aber waren mehr zerſtörend und ganz kriegeriſch. Jetzt ſchlichen ſich auch in Italien **neue Krankheiten** ein: darunter war jene, welche die Cardinäle ſelbſt das Mal François nannten, deſſen ſie ſich ſo wenig ſchämten, daß ſie es dem Papſte als Entſchuldigung ſagen ließen, wenn ſie nicht ins Conſiſtorium kommen konnten. Wahrſcheinlich iſt dieſe Krankheit, welche die Franzoſen auf die Rechnung der Neapolitaner ſchrieben, aus Spanien nach Italien gekommen. Denn es flohen um jene Zeit viele Maranen aus Spanien nach Rom, wo ſie Aemter, und ſelbſt anſehnliche, erhielten. Uebrigens wurde durch die vielen Drangſale, welche die Italiener unter den Franzoſen litten, ihr menſchliches Gefühl keinesweges verfeinert. Ihre Wuth bey Aufläufen war noch immer unmenſchlich: und als die Genueſer das Caſtell, worinne eine franzöſiſche Beſatzung lag, erobert hatten, hieben ſie dieſelbe nicht allein nieder; ſondern faßten auch ihr Blut in Gefäßen auf, und wuſchen ſich die Hände darinne. Nirgends war Giftmiſcherey gewöhnlicher, als in Italien, ſehr gemein inſonderheit am päpſtlichen Hofe; unzählige Menſchen wurden dadurch aus der Welt geſchickt, und jeder mächtige Fürſt war dieſer Abſcheulichkeit wegen verdächtig. (Dieſes alles giebt immer noch der gewöhnlichen Erzählung von Alex. VI. Tode einige Wahrſcheinlichkeit.) In dieſer Periode verloſch auch faſt alles vorher in Wiſſenſchaften und Künſten angezündete Licht. Die italiäniſche Sprache wurde vor unwürdig gehalten, daß ein Gelehrter in derſelben ſchrieb; noch im J. 1529. ſieht man Spuren dieſer unpatriotiſchen Denkungsart. Der viele Umgang mit den Franzoſen gab auch der italiäniſchen Sprache eine gewiſſe Biegſamkeit, und bereicherte ſie überdies mit franzöſiſchen Wendungen und Redensarten.

Mit dem 27ſten Bande endigt ſich die italiäniſche Geſchichte einigermaaßen unerwartet. Denn es ſind darinn die zum Theil ſo wichtigen Begebenheiten von weit mehr, als drittehalb hundert Jahren zuſammen gefaßt, die ſich bis auf unſere Zeiten erſtrecken; manche freylich kurz genug, und bisweilen auch nicht völlig ſo deutlich, als es für denjenigen nöthig wäre, der die Erzählung zum erſtenmale lieſt. Doch iſt keine vorzüglich merkwürdige Begebenheit vorbeygelaſſen, und die Hauptveränderungen ſind ſo ausführlich dargeſtellt, als ſie es verdienten. So findet man gleich im drey und zwanzigſten Buche die Geſchichte der Ligue von Cambray mit andern gleichzeitigen Vorfällen bis S. 86. beſchrieben. Die berühmte Rede, welche Guicciardini dem Venetianiſchen Geſandten Giuſtiniani an den Kaiſer in den Mund legt, wird S. 17. vor eine bloße redneriſche Fiction ausgegeben. Auch wird S. 84 fg. der Verluſt des ganzen ſpaniſchen Handels für Venedig als eine unheilbare Wunde vorgeſtellt, welche durch das gedachte Bündniß dem Staate geſchlagen worden ſey.

Gründung der neuern Medici, iſt die Ueberſchrift des 24ſten Buchs, welches mit dem Jahr 1519. ſeinen Anfang nimmt. Das Betragen Leo X. gegen Karl von Spanien, und Franz I. bey der neuen Kaiſerwahl, iſt hier das erſte: und jener Papſt wird ſchlimmer, als gewöhnlich, ſogar als geheimer Giftmiſcher und Meuchelmörder, (S. 89. 90.) abgeſchildert. Die Vergleichung der beyden gedachten Fürſten mit ihm, iſt wohl getroffen. S. 107. glauben wir einen kleinen Widerſpruch zu finden, indem der Verf. im Texte geſteht, Adrian VI. habe weder die italiäniſchen Städte, noch die groſſen Familien gekannt, deren Namen er erſt lernen mußte; in der Anmerkung hingegen den Guiccardini tadelt, daß er dieſen Papſt Italicarum et Curiae rerum prorſus imperitum nennt. Denn wenn der Verf. hinzuſetzt: „er ſah ſie ſo „gut ein, daß er ſie verbeſſern wollte:“ ſo redet ja G. nicht von den Sitten der Hofleute; ſondern von Staats- und Hofgeſchäften. Eben ſo ohngefähr wird S. 137. der Herzog von Urbino nebſt andern Generalen der h. Ligue getadelt, daß ſie Bourbons Heer nicht angriffen; und S. 140. werden die Vorwürfe, welche Guicciardini dieſem Herzoge macht, unbillig genannt. Die Staatsveränderung von Florenz, durch welche das Haus Medici die fürſtliche Würde erhielt, iſt lehrreich

reich geſchildert. Noch mehr empfehlen wir die am Ende dieſer Periode angehängten Bemerkungen über die Sitten, den Geſchmack, die Künſte und Wiſſenſchaften Italiens. Sie dienen unter andern dazu, die gewöhnlichen lobredneriſchen Begriffe von dem Zeitalter Leo X. zu berichtigen. Hr. Le Bret urtheilt von demſelben S. 179. es würde weit hinter der Periode der ältern Médici zurück geblieben ſeyn, wenn nicht Bembo den guten Geſchmack wieder zurück gerufen hätte, wiewohl auch er nicht Originalgenie, ſondern nur ſtrenger Nachahmer geweſen ſey.

Weniger können wir uns bey den übrigen Büchern (25—29.) der italiäniſchen Geſchichte aufhalten. Sie ſind überſchrieben: Gründung der ſpaniſchen Macht; Palingeneſie von Italien (von 1559—1600. wegen der Ruhe, deren dieſes Land genoß, und wegen der innern Bildung der Provinzen, die glücklichſte Periode von allen;) ſpaniſche Sclaverey in Italien; franzöſiſcher Einfluß daſelbſt; Gründung des jetzigen Zuſtandes. Dieſer letzte Zeitraum, vom Anfange dieſes Jahrhunderts, nimmt nur die letzten 74 Seiten ein: und hier werden die Leſer vermuthlich mit uns hin und wieder mehr Ausführlichkeit vermiſſen. Genug, wenn gleich der V. ſichtbarlich zum Ende geeilt hat; ſo hat man doch an ihm auch auf dieſem Wege einen großen Kenner der Geſchichte zum Führer, der ſelbſt in ſeiner Kürze ſehr unterrichtend iſt. Als ein Beyſpiel einer merkwürdigen genauern Erörterung aus den neueſten Jahrhunderten führen wir nur noch dasjenige an, was der Verf. S. 413 fg. über die berühmte Verſchwörung von Venedig ſagt, die er wenigſtens keine ſpaniſche genannt wiſſen will, und überhaupt ſehr zweifelhaft findet.

Ra.

Liebesgeſchichte Heinrichs des Vierten, Königs von Frankreich, nebſt einigen Originalbriefen an ſeine Maitreſſen. Aus dem Franzöſiſchen. Leipzig, bey Kummer. 1790. 20 Bog. in 8.

Das Deutſche Publikum würde nicht viel verloren haben, wenn dieſe Schrift unüberſetzt geblieben wäre. Zwar intereſſirt alles, was Heinrich IV. betrifft; aber es giebt auch der

französischen und deutschen gar nicht seltenen Schriften genug, aus denen man nicht bloß seine Geschichte, sondern auch eine Menge sogenannter Anekdoten über ihn sammeln kann. Unterdessen da man hier seine Histoire amoureuse et galante ziemlich beysammen findet; da überdies für Leser, die ihn noch nicht kennen, auch seine ganze Lebensgeschichte kurz entworfen ist, und sein merkwürdiges Manifest betreffend seine Ehescheidung mit Katharinen von Valois, auch einen Platz hier erhalten hat: so werden Leser, die Unterhaltung suchen, sie hier wirklich antreffen; nur eben nicht immer in den Briefen des Königs an seine Maitressen, darunter mehrere mit den unbedeutendsten Kleinigkeiten angefüllt sind.

Ws.

Repertorium der Geschichte und Staatsverfassung von Deutschland, nach Anleitung der Häberlinischen Reichshistorie, von Chr. von Schmidt genannt Phiseldek. Vierte Abtheilung. Halle, bey Gebauer. 1791. 11 Bog. 8.

Dieser Theil begreift die sehr merkwürdige, und selbst vom sel. Häberlin nicht vollständig genug abgehandelte, Geschichte des Kaisers Maximilians I., also einen Zeitraum von 25 Jahren. Wir fangen an, zu besorgen, der Verf. werde zu ausführlich, und das Buch zu theuer werden. Die Einrichtung des Werks ist aus der Anzeige der ersten Theile bekannt.

Gd.

Fehde des päpstlichen Stuhls mit der Kaiserkrone über die Investitur, von Johann Christian Herchenhahn, Herzogl. Sachsen-Meiningischen und Hochfürstl. Schwarzburg-Rudolstädtischen Legationsrath in Wien. Altenburg, in der Richterischen Buchhandl. 1791. 14½ Bog. kl. 8.

Hr. H. arbeitet sich immer mehr und mehr zum populären und gemeinnützigen Geschichtschreiber empor. Er künstelt wenig-

weniger, als in ſeinen frühern, übrigens ſchätzbaren Werken, und wird ſo mehrern Leſerklaſſen verſtändlich und intereſſant. Nur ſelten wird er noch durch allzugedrängte Kürze ein wenig dunkel. Auch in dieſem neuen Produkt entdeckt man durch und durch den Hiſtoriker, der ſtrenge prüft, und ſeinen eigenen Gang geht. Seit einigen Jahren war hauptſächlich die Kaiſerl. Regierung der ſaliſchen Franken ſein Hauptſtudium, folglich auch die berüchtigten Anmaßungen der römiſchen Fürſtbiſchöfe, vorzüglich Gregor des 7ten, gegen die Oberhäupter des deutſchen Reichs aus jenem Geſchlechte. Eigenes Forſchen überzeugte ihn, daß Gregors Uebermuth und unziemliche Ränke gegen den Schutz- und Schirmherrn der römiſchen Kirche allerdings tadelnswerth ſeyn, aber nicht ſo deſſen Privatleben, das bellende Leidenſchaft und polternde Vorurtheile wider Recht und Billigkeit mit ſchwarzen Farben malen. Streng unterſcheidet er alſo zwiſchen Gregor, dem römiſchen Fürſtbiſchoff, und Gregor, dem Privatmann. Voraus geht eine kurze, aber richtige und auf den wahren Standpunkt des Kampfes zwiſchen der geiſtlichen und weltlichen Macht führende Schilderung des allmächtigen Wachsthums der chriſtlichen Kirche und ihrer Vorſteher überhaupt, und der römiſchen Fürſtbiſchöffe inſonderheit; dann die Darſtellung des Urſprungs der Inveſtituren durch Ring und Stab, des daraus entſtandenen Mißbrauchs der Simonie und deren Beſtreitung, und des ganzen Weges zur Eröffnung des auf ſo mannichfache Art intereſſanten Schauſpiels, bey dem Kaiſer Heinrich der 4te und Papſt Gregor der 7te die Hauptrollen ſpielten. Ihre wechſelſeitigen Handlungen, Ränke und Beleidigungen, nebſt den Folgen, ſind zwar bekannt genug, aber ſchwerlich ſo unpartheyiſch und aus den Quellen geſchöpft, und in einer ſo edlen und kräftigen Sprache erzählt, als hier. Der Verf. hat ſeine Quellen und Hülfsmittel mit deutſcher Genauigkeit angegeben. Sehr unbillig hat man ihn daher irgendwo einen **hiſtoriſchen Dilettanten** genannt, der zu ſeinem Vergnügen **zuweilen** einen eigenen **Verſuch im hiſtoriſchen Malen** mache. Ein bloßer Dilettant und ein hiſtoriſcher Maler bekümmert ſich ſelten um die Quellen, ſondern nimmt das, was andere daraus geſchöpft haben, unbekümmert, ob irrig oder richtig, und kleidet es nach ſeiner Phantaſie ein. Nicht ſo unſer Geſchichtſchreiber! Angenehm war es uns, daß er auch die in Deutſchland nicht ſehr bekannten Memorie della Gran Conteſſa Matilda von Fiorentini (Lucca 1756. 4.)

benutzt

benutzt hat; denn auch die erste Ausgabe von 1642. ist sehr rar, und von deutschen Geschichtsforschern, unsers Wissens, nicht gehörig zu Rathe gezogen worden.

Hr. L. hat die Geschichte des Investiturstreites bis gegen das Ende der Regierung des Kaisers Heinrich des 5ten fortgesetzt. Als eine Probe der Erzählungsart unsers Historikers theilen wir von S. 105 fg. etwas mit: „Heinrich (der 4te), „um die Absolution vor des Jahres Ende zu erhalten, und „den Deutschen dadurch den Vorwand ihres Abfalls zu benehmen, war zu allem bereit, und fragte nicht nach der Art „der Buße, welche ihm würde vorgeschrieben werden. Mit „einem unbeträchtlichen Gefolge langte er vor Canossa an, „einer zu jener Zeit unbezwinglichen Bergfestung mit einer „dreyfachen Mauer. Beym ersten Thore wartete der Kaiser „in der größten Demuth und Unterwürfigkeit auf fernere Befehle. Diese kamen, und bedeuteten dem Monarchen, seine „Leute vor der Mauer zu lassen, und ganz allein in den Vorhof zu kommen. Sehr bedenklich war dieses Zumuthen. „Heinrich sollte sich ganz allein ohne allen Beystand in Hände überliefern, aus welchen ihn seine Leute nicht hätten wieder reißen können, wenn sein Feind ihn als Gefangenen hätte behalten wollen, und doch auch hierzu entschloß sich Heinrich. Der Kaiser gieng in den Vorhof ganz allein, und „ließ sein Gefolge vor der Burg. Augenblicklich sperrte man „hinter ihm die Pforte. Eine gute Aufnahme wenig erwartend fürchtete er doch keine unwürdige Behandlung; allein, schon im zweyten Vorhofe befahl man ihm, Halt zu machen, „und man versagte ihm den Eintritt in den letzten. Alle Zeichen der königl. Würde wurden ihm genommen. Er mußte „ein wollenes Hemde anziehen, und in der Kleidung eines „Büßenden mit nackenden Füßen der Winterkälte im Januar „ausgesetzt sein künftiges Schicksal erwarten. Den ganzen „Tag, vom Morgen bis zum Abend, fastete der Kaiser. „Thränen quollen aus seinen Augen, der traurige Ton seiner „Seufzer drang bis in die Zimmer der hohen Burg; schluchzend flehte er um Gottes und des Papstes Barmherzigkeit. „Gregors Gesellschaft, innigst gerührt durch des Kaisers traurigen und erbarmungswürdigen Zustand, suchte durch Bitten Hildebrands Herz zu erweichen, ihn zur Verlassung des „Kaisers zu bewegen, aber ihre Bitten wurden nicht gehört, „und umsonst flossen ihre mitleidigen Thränen. Schon er-

„schie-

„ſchien der dritte Tag, und Heinrich erduldete noch immer in „eines bußfertigen Sünders Tracht, alle Schmach, allen „Schimpf und jedes Ungemach. Hohen Unwillen faßten nun „ſelbſt Gregors Freunde über des heiligen Vaters eiskaltes „ſteinernes Herz, und beſchuldigten ihn einer tyranniſchen „Grauſamkeit u. ſ. w.“

Zu den kleinen Nachläßigkeiten des Stils gehört die oft ſchnell hinter einander folgende Wiederholung des Subjekts. In der eben angeführten Stelle haben wir dies durch den Druck andrer Schrift bemerklich gemacht: aber eine noch auffallendere ſteht S. 90: „Sie glaubten, Heinrich würde flie„hen, aber der Kaiſer (warum nicht blos er?) blieb feſt „in ſeinem Lager. Er ſtellte ſeine Armee in Schlachtordnung, „und ließ die Erſchwerung des Uebergangs vermuthen. Hein„richs (warum nicht ſeine?) Standhaftigkeit ꝛc.“ Man ſehe auch S. 96 und anderwärts.

Lk.

Nik. Vogt's, öffentlichen Lehrers der Geſchichte, Unterhaltungen über die vorzüglichſten Epochen der alten Geſchichte, in Beziehung auf die neuern Begebenheiten. Mainz, bey Fiſcher. 1791. 8. 7 Bogen.

Hr. V. giebt in dieſen Bogen ſeinen Zuhörern einen Leitfaden in die Hände, nach welchem, und in Begleitung eines mit Anmerkungen verſehenen Abdrucks erläuternder Stellen aus den Schriften der beſten Geſchichtsſchreiber, ſie mit ihm durch den Labyrinth alter Geſchichte wandeln ſollen, um die Wahrheiten aufzufinden, daß der Verfall der alten Welt zur Urſache oder Veranlaſſung hatte, die ſchlimmen Grundſätze der Sophiſten, die Verachtung der Geſetze, die Zerſtörung des Gleichgewichts der Staaten von außen und von innen, das allgemeine Sittenverderbniß, das immerwährende Schwanken des Volks zwiſchen Skepticismus und Aberglauben, und endlich den Einfall der Barbaren. Von dieſer Arbeit verſpricht er ſeinen Zuhörern den Vortheil, daß ſie ſich werden hüten lernen, für der Gefahr, in den erbärmlichen Zuſtand der Entnervung zu gerathen, in welchem die römiſchen Reiche damals waren, als Barbaren ſie zerſtörten. In dieſen Unterhal-

terhaltungen ſchildert er in einem leichten und unterhaltenden Vortrage fünf Zeiträume, oder, nach ſeinem Ausdrucke, Epochen der Welt, die vor der Einwanderung der deutſchen und aſiatiſchen Völker exiſtirte, und handelt in ſeinem erſten Zeitraume vom rohen Zuſtande, oder von der erſten europäiſchen Völkerwanderung an, bis auf die Heldenzeiten. In dem zweyten von den Heldenzeiten, oder vom trojaniſchen Zuge bis auf die Zeiten der Weiſen in Griechenland. Im dritten von hoher Kultur, oder von den Zeiten der Weiſen, unter welchen der größte der Epikur war, von dem er S. 33. ſagt: „weiter und heller über phyſiſche und moraliſche Gegenſtände „hatte noch kein Philoſoph gedacht, und wird auch kein Phi„loſoph mehr denken;“ bis auf die Zerſtörung des Gleichge„wichts durch Macedonier und Römer. Im vierten, vom Verfall der alten Staaten, oder von der Zerſtörung des Gleichgewichts bis auf die Einführung einer neuen Religion und neuer Völkerſchaften, und endlich im fünften von den Urſachen der weiten Ausbreitung des Chriſtenthums, und von der Ahndung des Tacitus, daß einſt die deutſchen Barbaren dem römiſchen Staate gefährlich werden dürften.

Merkwürdiger für verſchiedene Leſer unſerer Bibliothek wird vielleicht eine beygelegte Nachricht des Hrn. Verf. von gewiſſen Sätzen, die er bereits 1785. öffentlich vertheidigte, ſeyn, und wir halten es daher für nöthig, den Inhalt derſelben gewiſſermaaßen abzuſchreiben. Hr. V. ſuchte nämlich ähnliche Handlungen alter und neuer Menſchen, gleiche Geſinnungen von Völkerſchaften verſchiedener Zeiten und Gegenden, und ähnliche Revolutionen alter und neuer Zeiten zuſammen, und bildete aus ihnen Parallelen, die auffallend für den ſind, dem es nicht gleich einfällt, daß Menſchen ſtets nach der zu ihrem Weſen gehörenden Modification handeln, wenn nicht äußere Zufälle dieſe abändern, daß, ſo lange der Menſch ſeinen Leidenſchaften unterliegt, immer die Auftritte erfolgen müſſen, die ehedem durch ſolche veranlaſſet wurden, daß es Irthum der aufgeklärteren iſt, eine Nation für verſtändig zu halten, wenn der verhältnißmäßig nicht ſehr zahlreiche Theil derſelben, nämlich Hof, leſende Welt und Gelehrte, Vorurtheile ablegen, und daß nicht immer zwey Thathandlungen und zwey Menſchen für gleich gehalten werden dürfen, wenn unter den mannichfaltigen Nebenumſtänden der erſtern, und Eigenſchaften der letztern einige näher zuſammentreffen.

ihrt. Die erſten rohen Einrichtungen erhielten eine beſ-
orm durch große Fürſten und Geſetzgeber, ehedem durch
s, Theſeus, Servius, ſpäter durch die großen Karl,
, Knud. Die durch Künſte und Wiſſenſchaften zum
sthum beförderten Keime der Kultur kamen durch Colo-
aus dem Morgenlande, ehedem durch Egyptiſche und
iziſche, neuer durch Neugriechiſche und Sarazeniſche
erer. Der Orient verlor bald ſeinen Vorzug vor Eu-
denn in den ältern Zeiten wurden die Egyptier, Ba-
er und Perſer Barbaren in Vergleichung mit Griechen
talienern, und jetzt ſind es die Indier, Perſer und Tür-
zen uns. Die alten Heldenzeiten gleichen der Chevalie-
s mittlern Alters, die olympiſchen Spiele, den Turni-
die delphiſchen Orakel, den Machtſprüchen zu Rom, der
gegen Troja, den Cruciaten, und, ſowohl jener als dieſe
ten Epoche der Verbreitung mehrerer Kultur. Die Sit-
nd Züge eines Herkules, Theſeus, Perſeus ähneln den
Cids, Gottfrieds von Bouillon und Gueſclins. In
ten Zeit ward die Macht der Könige durch Senatoren,
uten und Volk eingeſchränkt, in neuern durch Geiſtliche,
und Volk. In der alten Welt erfolgte Aufklärung
die Handelsſtädte in Kleinaſien und Hetrurien, in neuern
italieniſche und hanſeatiſche Handelsſtädte. Jaſon mit
Argonauten that das, was Prinz Henrich mit ſeinen
gieſen unternahm. Der ſchönſte Zeitpunkt der alten
r dauerte vom Trojaniſchen Kriege bis auf Alexander,
er neuern von den Kreuzzügen bis nach Friedrich dem
ten, und in beyden Zeiträumen ward alter Aberglaube
Barbarey verdrängt (?). Durch ächte Philoſophie, ge-

Taſſo, Petrarcha, Shakſpear, Schiller, Raphael, Correggio, Angelo, Rubens. Zwey politiſche Revolutionen ſtimmen mit einander überein, nämlich der peloponeſiſche Krieg, der Athen, und der dreyßigjährige Krieg, der Oeſterreich ſchwächen ſollte. Bey der Zerſtörung der atheniensiſchen Flotte unter Sicilien, denkt man natürlich an die Zerſtörung von Philipps II. unüberwindlichen Flotte unter England. Sparta ward, nachdem es Athen gedemüthiget, und das Haus Bourbon, nachdem Ludwig XIV. überall geſieget hatte, übermüthig; daher verbanden ſich dort die griechiſchen Staaten mit Athen, und hier die europäiſchen Staaten mit Oeſterreich gegen den zu ſtolzen Sieger. Nach dem antalcidiſchen Frieden erhob ſich das zuvor unbedeutende Theben durch Epaminondas und Pelopidas, und Macedonien durch Philippus und Alexander, ſo wie ſpäter Preußen durch Friedrich Wilhelm und Friedrich den Einzigen, und das zuvor barbariſche Rußland durch Peter und Katharina II. Thebens Macht war vorübergehend und verſchwand mit dem Epaminondas, aber Macedoniens Macht blieb ſtets fürchterlich, „auch unſer Jahrhundert zeigt ähnliche Beyſpiele.“ Perſien erhielt ſich durch innere Eiferſucht der Griechen, ſo wie jetzt die Türkey durch die europäiſchen großen Staaten. Zu Philipps und Alexanders Zeit war Perſien nicht mehr der Erbfeind des griechiſchen Volks, und jetzt hören die Türken auf Erbfeinde der Chriſten zu ſeyn (?). Was Demoſthenes durch ſeine Philippiſche Reden im Alterthum bewürkte, beſchaffte Hippolithus a Lapide in der neueren Zeit. Nach Alexanders des Großen Tode wurden die ſchönen Zeiten durch übertriebene Kultur, Abgeſpanntheit und Tändeley verdränget, die Philoſophie durch Ariſtipps Buhlereyen, Platos Schwärmereyen, Pyrrhos Allbezweifelereyen, und des Apollonius von Thyana, wie auch der Pythagoräer Betrügereyen verderbt, die Staatskunſt durch Perikles, Auguſt und Tiberius in Betrügerey und Deſpotismus verwandelt, Kunſt und Wiſſenſchaft zur Wollüſt, Schmeicheley und Betrügerey gemißbraucht, und die Moralität völlig verderbet. Jetzt leiden das wiederhergeſtellte Chriſtenthum (?), die wahre Philoſophie, die Staatskunſt und die ächte Aufklärung und Cultur; durch Meſmer, Caglioſtro, Swedenborg, Schröpfer Sekten, Brüderſchaften, Deſpotiſmus, Hofränke, Moden und Ausſchweifungen. Das griechiſche Kaiſerthum ward zerſtöhrt, weil Hof- und Staatsmänner ſich in Spitzfindigkeiten und Ausſchweifungen verwickelten,

„Auch jetzt ſollen ſich gewiſſe Regenten und Höfe um Kleinigkeiten als ihre ſo dringende Staatsangelegenheiten bekümmern. Die alte Welt iſt durch den Einfall der Barbaren wieder erfriſcht und erneuert worden, wo ſind Barbaren für unſere Entnervung? Indeſſen müſſen wir der Vorſehung einen beſſern Plan mit dem Menſchengeſchlechte zutrauen, als blos jenen eines immer vor- und fortgehenden Schattenſpiels. Und dieſer iſt vielleicht der Sieg der ächten Aufklärung: das feſte und glückliche Übergewicht menſchlicher und bürgerlicher Kräfte und Maſſen.

Sollten wir nicht mehr von Goldmachern und Nachtwandlern zu erwarten haben? Verwandlung aller edlen Metalle in Wahre ohne Werth, und Untergang der Druckereyen muß nothwendig allen Luxus, allen Deſpotismus, und alle Eitelkeit niederſchlagen.

Dw.

Chriſtoph Krauſe, Geſchichte der wichtigſten Begebenheiten des heutigen Europa. Ein Handbuch für Schulmänner, Erzieher, Studierende und Liebhaber der Geſchichte. Erſter, zweyter und dritter Theil. Berlin, 1789. 90. 91. gr. 8vo.

Profeſſor Krauſe iſt ein zu gründlich gelehrter und ſtiller Mann, als daß ein von ihm geſchriebenes Buch nicht vielen Werth haben ſollte. Wir nahmen mit dieſem Vorurtheile dieſes Werk in die Hand und fanden uns in unſerm nicht darin getäuſcht. Es iſt wahr, wir glauben, daß vieles anders und beſſer ſeyn müſſe, in der Anordnung, in der Auswahl der Begebenheiten, in dem Raiſonnement, in der Schreibart, allein dieſer einzelne Tadel nimmt dem ganzen Werke ſeinen Werth nicht, und wir ſind überzeugt, daß es von denjenigen Perſonen, für die es dem Titel nach beſtimmt iſt, mit Vortheil gebraucht werden kann, und ſchon gebraucht wird. Hr. K. hatte weder die Abſicht ein Compendium noch ein ſolches Handbuch zu ſchreiben, das die hiſtoriſchen Begebenheiten ausführlich erzählt, ſondern er hat in ſeinem Buche das Allgemeinintereſſanteſte heraus gehoben, und er ſetzt den gewöhnlichen Unterricht in der Geſchichte

dabey voraus. Ferner soll sein Buch nicht die müßigen Stunden der gewöhnlichen Lesewelt ausfüllen, sondern es soll unterrichten. Nach diesem Plane muß man also Hrn. K. beurtheilen. Was die Genauigkeit der Ausarbeitung betrifft, so legt er in der Vorrede selbst darüber sehr aufrichtige Bekenntnisse ab. Nur lasen wir ungerne: „Ich kann keine eigne Arbeit zweymal abschreiben.“ Das wird freylich jedem muntern Kopfe sauer; aber man muß auch das können, was uns sauer wird, sobald es nöthig ist, unsrer Arbeit die Vollkommenheit zu geben, die ihn unsre angestrengten Kräfte zu ertheilen erlauben. Es zeigt zu wenig Hochachtung für das Publikum an, ihm zu sagen, daß man eine Mühe nicht übernehmen könne, die die Mängel bey unsrer Arbeit verringern würde. Da indessen der Verf. sagt: er werde nicht aufhören, gegen die Uebereilungen, die er selbst Feinde seiner Schriften nennt, zu kämpfen, so wird es ihm nicht unangenehm seyn, wenn ihm die Kritik darin zu Hülfe kömmt, und ihn auf diejenigen Fehler aufmerksam macht, die sie in diesem Buche zu entdecken glaubt. Der Verfasser dieser Recension hält es für ein sehr nützliches und sehr unterrichtendes Werk; und darum hat er ihm viele Aufmerksamkeit gewidmet. Aber nach dieser Versicherung wird offener Tadel da, wo er glaubt, daß er nöthig sey, auch keinen Schein einer absichtlichen Kränkung haben. Der erste Theil beschäftigt sich ganz mit der Beschaffenheit des römischen Staats von Christus Zeiten an, und giebt davon eine sehr vollständige Vorstellung. 1stes Kap. Uebersicht der römischen Welt zu Christus Zeiten. Die geographischen Bemerkungen, unter denen viele sehr treffend und gut gesagt sind. Gibbons Angabe der Menschenzahl im römischen Reiche wird S. 13. richtig beurtheilt und getadelt. Die östlichen Provinzen waren wohl nicht etwas verfallen wie S. 17. steht, sondern sehr, seitdem Sulla ihre in dem mithridatischen Kriege bewiesene Grausamkeit, so hart rächte und sie nachher zum Theil der Schauplatz der bürgerlichen Kriege wurden, welchen letzten Grund ihres Verfalls Hr. K. ausläßt. S. 22. steht eine Tabelle der Zahl der römischen Städte. Der Verf. hat 3541. nach den Angaben der ältern Schriftsteller gezählt. Wenn er S. 32. von der allgemeinen Religionsduldung im römischen Reiche redet, so fügt er hinzu: noch nie ist die allen Entzwecken der Natur — sowohl der physischen als moralischen Natur — angemessene Ordnung Gottes weniger gestört worden, als im römischen Weltreiche

auf alle Art das Gegentheil ſagen muß. Ueberall iſt was von dem Religionszuſtande angeführt wird, zu unut und flüchtig hingeſchrieben. S. 42. iſt es eine gute kung, daß es dem Anwachs der Handwerke und Künaglich war, daß man Sclaven dazu anzog. Aber wie völlig am unrechten Orte, und ungegründet iſt das at, das der Kaiſerin Katharina gemacht wird, daß rge dahin gerichtet ſeyn laſſe, die Leibeignen in rey zu machen. In Rußland iſt nichts geſchehen, weil ſt aufzuheben; und wozu dergleichen Schmeiz 16 der Verf. S. 43. von der Art ſagt, wie der re Theil des Menſchengeſchlechts ſeine Klagen vorp gt, iſt artig genug, und ließe ſich auf die jetzigen te gut anwenden Sonderbar hingegen lautet die Deon dem Prinzeps S. 44. An der Spitze des Seſich Art Monarchen oder Erbſtatthalter, wie Rechte oder nach der Ausübung es nehmen — dem Rechte war er kein Erbſtatthalter, ſ nennung ſich überall hieher ſchickte; nach der er Deſpot. Uebertrieben iſt auch die Schilde. 46. von Auguſts Herablaſſung gegen das wird; und ſehr unglücklich gewählt iſt die Verer ſey ein römiſcher Cronweil geweſen, welcher im Gottes die Conſtitution über den Haufen geworfen, den Thron geſetzt. Wie konnte Hr. K. darauf n den römiſchen Finanzen der Einnahme und de, iſt das Nöthigſte gut geſammelt. Die Zahl der römiſchen Monarchie S. 69. und ihrer Folgen könnum vieles vermehrt werden; und alsdann würde die nicht, wie Hr. K. meint, für einen glücklichen der Welt ausſchlagen, noch weniger der Glaube S. gründet ſeyn, daß die Welt nie ſo glücklich geweſen ſey. re Beſchreibung des Zuſtandes der Römer folgt die Darg des Zuſtandes der Deutſchen. Gut beſchrieben iſt der

eben so Landeigenthum, und zwar nicht, wie er glaubt, durch die Gnade der Edlen, sondern durch erbliche Anstammung. Auch war dieses Eigenthum sehr verschieden von dem Eigenthume, das man dem Leibeigenen zugestand. Denn jenes war ein Dominium plenum, dieses nur ein Dominium utile; auch möchte das letzte wohl schwerlich in diesen Zeiten erblich, und ohne das Recht der Rücknahme gegeben seyn. Niemand wird aus S. 114. sich eine deutliche Vorstellung davon machen können, was Gefolge (Comitatus, Geleite) war. Von den Vereinen haben wir wenig Nachrichten. Zweytes Kap. Fall des römischen Reichs in Westen. Recens. muß gestehen, daß er alle die Stellen aus diesem Buche wegwünschte, wo der Verf. wie hier im Eingange dieses Kapitels, mit einem großen Aufwande an Worten, und einer philosophischen vielversprechenden Miene, sehr gewöhnliche und bekannte Sachen sagt. Dieser Ton ist aber überall Hrn. K. eigen, und ein Fehler nicht nur dieses, sondern auch seiner übrigen Bücher. — Sein gesuchter, kraftvoll seyn sollender Vortrag vermehrt ihn sehr. Doch von diesem letzten weiter unten. Recht gut ist es, was er über den Reichthum einzelner Römer, und die schädlichen Wirkungen desselben auf das Ganze gesammelt hat. Bey solchen Artikeln erkennt man in Hrn. K. den fleißigen Mann. S. 217. sagt der Verf. im Ganzen richtig, daß das römische Reich dadurch für eine plötzliche Zertrümmerung und Auseinanderreißung bewahrt sey, daß seine republikanische Anarchie aufhörte, und daß es eine monarchische Regierungsform erhielt. Aber er schlägt hier gleich einen Weg ein, der seine sämmtlichen folgenden Betrachtungen über Roms veränderte Constitution unrichtig machte. Anstatt zu bemerken, daß durch diese Veränderung nur ein Uebel dem andern folgte, und daß die despotische Regierungsform der Cäsarn, das nur langsamer hervorbrachte, was die letzten Zeiten der Republik schneller zu bewürken drohten, giebt er als die richtige Ursache des Untergangs des römischen Staats an, daß das verdorbene Volk nicht durch häusliche Tugenden der Regierung zu Hülfe gekommen sey. Er findet also nicht nur Augusts Regierung vorzüglicher, wie die letzten Jahre der Republik, welches von der letzten Epoche derselben wahr ist, sondern auch Tibers Regierung; behauptet S. 217. der Luxus habe sich eingeschränkt, die gegebenen Gesetze wären befolgt, die Tugenden des Privatmanns hätten zu ihren wohlthätigen Wirkungen einen freyern Spielraum gehabt (freylich! das edelmüthige Majestätsgesetz, der rechtschaffene

ſchaffene Sejan, und der menſchenfreundliche offenherzige Bewohner von Caprea, ließen der Tugend weiten Spielraum!) und endigt mit dem Machtſpruch, daß derjenige von einem wilden Freyheitseifer verblendet ſeyn müſſe, der das nicht glauben wollte. Jeder einzelne Satz, den Hr. K. hier behauptet, wird durch ſeine eigne folgende Erzählung, und ſelbſt zuweilen wörtlich widerlegt. Man leſe z. B. S. 221. u. 222. Man wird ſich nun nicht wundern, wenn vom Tiber, dem falſchen, grauſamen, tückſchen und furchtſamen Deſpoten, nicht geſagt wird, er hatte Verſtand genug, das Reich in Ruhe und Ordnung zu erhalten, denn dieſes Lob gebührt ihm, ſo wie mehrern klugen Tyrannen, ſondern wenn ihn Hr. K. S. 220. einen ruhmwürdigen Regenten nennt, deſſen Regententugenden die Welt überſähe, und dem wenige Kaiſer glichen! Daß es übrigens ein Grundfehler geweſen ſey, daß das Prinzipat erblich geworden, werden diejenigen nicht glauben, welche mit Recht eine erbliche Thronfolge den Wahlreichen vorziehn. Den Grund, warum es ein Grundfehler geweſen ſeyn ſoll: „indem nun jeder ſich noch beygehen laſſen konnte, auch Prinzeps zu werden;“ verſtehen wir nicht. Wenn das Prinzipat erblich war, ſo konnte es ſich vielmehr niemand beygehen laſſen, Prinzeps zu werden, als der rechtmäßige Erbe. Aber vielleicht ſollen dieſe Worte, auf die vorſtehende Parentheſe: „ohne förmliches Geſetz,“ gehen. Das iſt aber ſchwer zu rathen. Da Hr. K. das Prinzipat rechtfertigen will, und doch weder die Abſcheulichkeit der Handlungen der Menſchen, in deren Händen es war, noch ihre Folgen läugnen kann, ſo ſtehen freylich auf jeder der folgenden Seiten Widerſprüche. Vom Nerva ſagt er S. 224. Mit ihm kam ein Geſetzgelehrter, ein vortreflicher Mann auf den Thron, und beweiſt mit ſeinem Beyſpiele, daß ſolche Männer hier nicht ausdauern können. — Warum denn nicht? Warum konnten vortrefliche Männer nicht in dem nicht nur unſchädlichen, ſondern ſogar ſo vortreff. Wirkungen hervorbringenden Prinzipat ausdauern? — Aber ſo bricht die geſunde Vernunft bey denen, in welchen ſie wohnt, immer durch, wenn ſie auch Partheylichkeit für eine Lieblingsmeynung und Neologie eine Zeit lang unterdrückt. Man leſe, was S. 231. ſteht; wo es doch aber auch übertrieben behauptet wird, daß in dem Zeitraum der Kaiſerregierungen wenige Senatoren und Staatsmänner eines natürlichen Todes geſtorben wären. Der Verf. iſt für Conſtantin zu partheyiſch. Seine Einrichtungen hatten viel

Schädliches, und besonders im Militair. In der 5ten Abhandlung, welche die Gegenmittel angiebt, welche man dem allgemeinen Verderben entgegen setzte, sind der Widersprüche noch mehr. Wir würden nicht fertig wenn wir sie alle rügen wollten. S. 281. behauptet er, „das Majestätsgesetz des Tibers sey nothwendig gewesen, wenn die Ruhe des Staats nicht jedem Catilina oder Brutus Preiß gegeben werden sollte. Nur zufällig wäre das Gesetz den Sitten und der Staatsverfassung so nachtheilig gewesen, weil die Menschen, denen das Gesetz gegeben ward, häufig so abscheulich, so sittenlos waren.“ Auf diese Art wird Hr. K. auch leicht für die Lettres de Cachet, und die Bastille Entschuldigung finden; sie waren nothwendig, damit die Könige nicht den Jaques Clements den Ravaillacs preiß gegeben würden; und wurden nur zufällig der Staatsverfassung gefährlich, weil man nicht in allen Franzosen den Gedanken ausrotten konnte, daß man niemanden sein Leben, seine Freyheit und seine Güter nehmen dürfe, als nach gehöriger gerichtlicher Untersuchung und Erweisung des ihm angeschuldigten Verbrechens. Das Widersprechende hierbey ist, daß Hr. K. nun die schrecklichen Folgen dieser Majestätsgesetze auf das Schwärzeste schildert, aber auch gleich das Auge seines Lesers von der Quelle dieser Übel abzuziehen sucht, und damit ja sein ruhmwürdiger Tiber nicht als Tyrann erscheinen möge, hinzufügt: so schrecklich sind die Wirkungen verderbter Sitten! Er möchte den Domitian zum ersten Despoten machen, weil er sich Dominus nannte. Aber der Unterschied ist nur, daß die Prinzipes immer dreuster wurden. Domitian nannte sich zuerst Dominus, aber Tiber war es schon. Was der Verf. S. 300. zum Unterschiede des Despotismus und der uneingeschränkten Regierung sagt, ist bloße Tirade ohne Sinn. Eine uneingeschränkte Regierung, wie er sie definirt, „wo den Regenten weder Reichsstände noch Grundgesetze binden, und er kein Hinderniß gegen sich hat,“ ist Despotie. Auch ist es irrig, daß kein Mensch sich erlaube, Despotismus zu üben (auszuüben), als welcher alles menschliche Gefühl verloren hat, und bloß Thier ist.“ Vielmehr sind alle Könige von überlegenem Verstande stets mehr oder weniger Despoten, d. h. willkührliche Regenten gewesen, und ihr Land hat sich häufig nichts schlechter dabey befunden. Der Verf. vermischt hier gränzenlose Grausamkeit und Tyranney mit Despotismus, welche keinesweges nothwendig mit einander verbunden sind.

Übrigens

Uebrigens hat er ſeinen Grundſatz, den er weiter vorne hin aufſtellt, um das Principat zu entſchuldigen: daß jede Regierung gleich gut ſey, wenn nur die Sitten des Volks unverdorben wären, in der 6ten Abhandlung, die neuen Uebel und deren Wirkungen überſchrieben, und im Ganzen gut ausgearbeitet iſt, ſo völlig vergeſſen, daß er ſogar ſagt, kein Landſtaate unter einer deſpotiſchen Regierung glücklich ſeyn. Hr. K. hat hier wieder gut geſammlet, und wenn Recenſ. auch hin und wieder andrer Meynung iſt, ſo verkennt er doch weder ſeinen Fleiß, noch ſeine Anwendungskunſt.

Der zweyte Band fängt mit der Erzählung der großen Völkerwanderung an, welche das dritte Kapitel ausmacht. Wir wiſſen nicht, was der Verf. gleich auf der erſten Seite mit den Worten ſagen will; für die Geſchichte ſind nur wenig Nachrichten brauchbar. Wenn die Rede von Nachrichten von der Völkerwanderung iſt, ſo iſt der Satz irrig; ſie ſind ſehr brauchbar und ſehr willkommen; iſt die Rede von hiſtoriſchen Nachrichten überhaupt, ſo kömmt es ſehr auf die Beſtimmung des Wortes Geſchichte an, wie weit ſie brauchbar ſind, oder nicht. — Der Krieg der Römer mit den Cimbern und Teutonen iſt in Rückſicht des Plans des Verf. zu weitläuftig erzählt. Arioviſt S. 15. war wohl nicht ſowohl Anführer mehrerer deutſchen Stämme, als Anführer eines Geleits (comitatus), das aus der jungen Mannſchaft mehrerer Stämme zuſammen getreten war. Die Erzählung der übrigen römiſch-deutſchen Kriege iſt gut. Was der Verf. von dem Urſprunge der deutſchen Nationen ſagt, beſteht größtentheils, wie bey ſeinen Vorgängern, und wie es die Natur der Materie nicht anders erlaubt, aus Muthmaßungen, und Schlüſſen, die auf einmal angenommene und für wahr erklärte Hypotheſen gegründet ſind, für den aber keinen Stärke haben, der dieſe Hypotheſen nicht annimmt. So hat er durchaus keinen Beweis für ſeine, ſo ganz entſchieden hingeſchriebene Behauptung, daß die Franken urſprünglich ein zuſammen gelaufener Haufen Menſchen aus allerley Nationen an der rechten Seite des Niederrheins geweſen wären, nicht ein Völkerverein. Die Unterſuchung über die Gothen, iſt zu kurz und unbedeutend. Hingegen iſt der Anfang der Völkerwanderung und der Krieg des K. Valens mit den Gothen faſt zu wortreich beſchrieben. In die Schimpfwörter, womit er den Honorius S. 119. belegt: „der ödeſte Kopf; das

Schädliches, und besonders im Militair. In der 11ten Abhandlung, welche die Gegenmittel angiebt, welche man dem allgemeinen Verderben entgegen setzte, sind der Widersprüche noch mehr. Wir würden nicht fertig, wenn wir sie alle rügen wollten. S. 281. behauptet er, „das Majestätsgesetz des Tibers sey nothwendig gewesen, wenn die Ruhe des Staats nicht jedem Catilina oder Brutus Preiß gegeben werden sollte. Nur zufällig wäre das Gesetz den Sitten und der Staatsverfassung so nachtheilig gewesen, weil die Menschen, denen das Gesetz gegeben ward, häufig so abscheulich, so sittenlos waren." Auf diese Art wird Hr. K. auch leicht für die Lettres de Cachet, und die Bastille Entschuldigung finden; sie waren nothwendig, damit die Könige nicht den Jaques Clemente, den Ravaillacs preiß gegeben würden; und wurden nur zufällig der Staatsverfassung gefährlich, weil man nicht in allen Franzosen den Gedanken ausrotten konnte, daß man niemanden sein Leben, seine Freyheit und seine Güter nehmen dürfte, als nach gehöriger gerichtlicher Untersuchung und Erweisung des ihm angeschuldigten Verbrechens. Das Widersprechendste hierbey ist, daß Hr. K. nun die schrecklichen Folgen dieses Majestätsgesetzes auf das Schwärzeste schildert, aber auch gleich das Auge seines Lesers von der Quelle dieser Übel abzuziehen sucht, und damit ja sein ruhmwürdiger Tiber ja nicht als Tyrann erscheinen möge, hinzufügt: so schrecklich sind die Wirkungen verderbter Sitten! Er möchte den Domitian zum ersten Despoten machen, weil er sich Dominus nannte. Aber der Unterschied ist nur, daß die Prinzipes immer dreuster wurden. Domitian nannte sich zuerst Dominus, aber Tiber war es schon. Was der Verf. S. 300. zum Unterschiede des Despotismus und der uneingeschränkten Regierung sagt, ist bloße Tirade ohne Sinn. Eine uneingeschränkte Regierung, wie er sie definirt, „wo den Regenten weder Reichsstände noch Grundgesetze binden, und er kein Hinderniß gegen sich hat," ist Despotie. Auch ist es irrig, daß kein Mensch sich erlaube, Despotismus zu üben (auszuüben), als welcher alles menschliche Gefühl verloren hat, und bloß Thier ist." Vielmehr sind alle Könige von überlegenem Verstande stets mehr oder weniger Despoten, d. h. willkührliche Regenten gewesen, und ihr Land hat sich häufig nicht schlechter dabey befunden. Der Verf. vermischt hier gränzenlose Grausamkeit und Tyranney mit Despotismus, welche keinesweges nothwendig mit einander verbunden sind.

Übrigens

Uebrigens hat er ſeinen Grundſatz, den er weiter vorne hin aufſtellt, um das Principat zu entſchuldigen: daß jede Regierung gleich gut ſey, wenn nur die Sitten des Volks unverdorben wären, in der 6ten Abhandlung, die neuen Uebel und deren Wirkungen überſchrieben, und im Ganzen gut ausgearbeitet iſt, ſo völlig vergeſſen, daß er ſogar ſagt, kein Land könne unter einer deſpotiſchen Regierung glücklich ſeyn. Hr. K. hat hier wieder gut geſammlet, und wenn Recenſ. auch hin und wieder andrer Meynung iſt, ſo verkennt er doch weder ſeinen Fleiß, noch ſeine Anwendungskunſt.

Der zweyte Band fängt mit der Erzählung der großen Völkerwanderung an, welche das dritte Kapitel ausmacht. Wir wiſſen nicht, was der Verf. gleich auf der erſten Seite mit den Worten ſagen will; für die Geſchichte ſind nur wenig Nachrichten brauchbar. Wenn die Rede von Nachrichten von der Völkerwanderung iſt, ſo iſt der Satz irrig; ſie ſind ſehr brauchbar und ſehr willkommen; iſt die Rede von hiſtoriſchen Nachrichten überhaupt, ſo kömmt es ſehr auf die Beſtimmung des Wortes Geſchichte an, wie weit ſie brauchbar ſind, oder nicht. — Der Krieg der Römer mit den Cimbern und Teutonen iſt in Rückſicht des Plans des Verf. zu weitläuftig erzählt. Arioviſt S. 15. war wohl nicht ſowohl Anführer mehrerer deutſchen Stämme, als Anführer eines Geleits (comitatus), das aus der jungen Mannſchaft mehrerer Stämme zuſammen getreten war. Die Erzählung der übrigen römiſch-deutſchen Kriege iſt gut. Was der Verf. von dem Urſprunge der deutſchen Nationen ſagt, beſteht größtentheils, wie bey ſeinen Vorgängern, und wie es die Natur der Materie nicht anders erlaubt, aus Muthmaßungen, und Schlüſſen, die auf einmal angenommene und für wahr erklärte Hypotheſen gegründet ſind, für den aber keinen Stärke haben, der dieſe Hypotheſen nicht annimmt. So hat er durchaus keinen Beweis für ſeine, ſo ganz entſchieden hingeſchriebene Behauptung, daß die Franken urſprünglich ein zuſammen gelaufener Haufen Menſchen aus allerley Nationen an der rechten Seite des Niederrheins geweſen wären, nicht ein Völkerverein. Die Unterſuchung über die Gothen, iſt zu kurz und unbedeutend. Hingegen iſt der Anfang der Völkerwanderung und der Krieg des K. Valens mit den Gothen faſt zu wortreich beſchrieben. In die Schimpfwörter, womit er den Honorius S. 119. belegt: „der ödeſte Kopf; das

dumme trägste Geschöpf, und die aufgeblähteste frostige Menschenpflanze, so (die) jemals auf einem Throne gesessen hat," hätten sich drey Regenten theilen können. Aber die nennen unsere Modehistoriker stark und kraftvoll schreiben; zu manchen Charakterzeichnungen möchten wohl die Belege fehlen. So wird von dem Kaiser Maximus, Valentinians Nachfolger, gesagt: „Maximus, dieser edle Senator, der feinste Weltmann, das Vorbild eines Vollkommen, bis dahin." Und wenn diese Eigenschaften auch erwiesen werden könnten, wozu so viel Wortgepränge bey einem unbedeutenden Manne, von dem es genug gewesen wäre, zu sagen, daß er die Beschimpfung seines Ehebettes auf neuromantisch-mit Mordthat rächte, ein stolzes ihn hassendes Weib zwang, seine Hand anzunehmen, weil sie ihn auf dem Throne befestigen sollte, aber ohne Gegenwehr vor einem tapfern Feinde floh, den ihre Wuth herbey rief. Auf die Geschichte des römischen Staats läßt der Verf. die Geschichte der Gründung des fränkischen Reichs folgen. Viele unter diesen Hypotheſen stehen auch hier als ausgemachte zweifellose Wahrheiten. Stiftung des römischen Reichs. Die Begebenheiten werden hier gegen den Zweck des Verf., der kein eigentliches Handbuch schreiben will, zu detaillirt erzählt, und viele unbedeutende Kleinigkeiten hergesagt. In der geographischen Uebersicht der europäischen Länder gleich nach der Völkerwanderung hätten S. 291. die Friesen nicht müssen vergessen werden. Die Folgen der Völkerwanderung sind gut vorgestellt. Hier endigt sich eigentlich der erste Theil, und der zweyte, der die Ueberschrift hat: das Interessanteste der Geschichte des Mittelalters, nimmt den Anfang. Das erste Buch geht bis zum Untergange der fränkischen Monarchie 843. Der erste von den vorausgeschickten Hauptsätzen ist äußerst verwirrt. Man begreift nicht, wie die Sätze von: zwar hatte sich alles — bis: Dennoch aber ist sie, dahin kommen. Nach dem hier entworfenen Plane folgt im ersten Kapitel eine Uebersicht der Geschichte des östlichen Kaiserthums. Der Verf. stellt den Zustand dieses Reichs viel zu gut vor, nur die am Meer gelegenen Gegenden waren vermögend und volkreich. Wie kann er sagen, daß Pannonien und Dacien leicht zu vertheidigende Vormauern des Reichs gewesen wären, da sie sogleich verloren giengen, und die in die donauischen Provinzen eingewanderten Nationen Avaren, Bulgarn, dem Reiche bis vor Constantinopels Mauern trotzten? Anastasius Schutz be-

weiset

weiſet nichts; Conſtantinopel und die übrigen Seeſtädte waren durch die Handlung geldreich, und machten es dieſem doch geizigen Prinzen leicht, einen Schatz zu ſammlen. Die türkiſchen Sultanen thun dieſes noch, ungeachtet des kläglichen Zuſtandes ihres Reichs. Auch der vandaliſche und der gothiſche Krieg ſind zu weitläuftig beſchrieben. Dieſe Ungleichheit in der Ausführung des Plans herrſcht überall, und verräth eine übereilte Arbeit. Wer würde nach dieſem Plane die S. 244. erzählten Tiſchgeſpräche der Gepiden und Longobarden erwarten? Den Spinneroken des Narſes; die Begebenheiten der buhleriſchen K. Roſemund nach Alboins Ermordung? Es wäre immer der Abſicht ſeines Buchs gemäßer geweſen, und hätte das Ganze beſſer umfaßt, wenn er die mit dieſen gar nicht univerſaliſtiſch-hiſtoriſchen Dingen angefüllten Bogen, (denn ſie nehmen mehr als einen ein) oder auch einen kürzern Raum gebraucht hätte, eine allgemeine Vorſtellung von den Staaten und den Völkern zu geben, die in dieſen Zeitraum bis auf Karln den Großen entſtanden, und theils blieben, theils wieder verſchwanden. So aber geht er gleich im 2ten Kapitel zur Betrachtung der deutſchen Staaten zur katholiſchen Kirche über. Auch hier kommen unter manchen guten und weſentlichen Bemerkungen, das Taufungsgeſchichtchen von Chlodwig, und ſogar die heilige Flaſche zu Rheims vor, wobey nicht unterlaſſen wird, dem geneigten Leſer zu ſagen, daß das Oel derſelben noch jetzt bey den Krönungen der franzöſiſchen Könige gebraucht werde! Giebt es des Intereſſanteſten in der mittlern Geſchichte nicht mehr, als daß man zu ſolchen Lappereyen ſeine Zuflucht nehmen muß, als dieſe und die Mönchsmärchen ſind, die S. 260. von dem h. Hermenegild erzählt werden? Wenn es gleich wahr iſt, daß die chriſtliche Religion Einfluß auf die Veränderungen in dem Charakter und der Denkart der barbariſchen Nationen hatte, ſo iſt doch das, was der Verf. von den Wirkungen des Chriſtenthums ſagt, ſehr übertrieben. Vieles davon iſt ganz und gar irrig, und nie da geweſen, vieles war Wirkung des veränderten Wohnſitzes und des bürgerlichen Zuſtandes, in welchen ſie dadurch geriethen, und würde eingetreten ſeyn, wenn ſie auch nicht Chriſten geworden wären. Mehrere Jahrhunderte hindurch wußten ſie ihre ganze vorige Lebensart, ſelbſt die perſönliche Sclaverey mit dem ſogenannten Chriſtenthume zu verbinden, und die folgende Geſchichte widerlegt das, was Hr. K. hier behauptet, faſt wörtlich. Er leſe nur Gregor

von Tours mit Aufmerksamkeit. Auch sind diejenigen S. 273 f. keinesweges widerlegt, welche Clerisey, Mönche, Kirchenceremonien (übermäßig zahlreiche und lächerliche) Gotteshäuser (zu prächtige, und der Sinnlichkeit schmeichelnde, unsern Geist zu sehr zerstreuende, und so die Aufmerksamkeit, welche zur **Ueberzeugung**, wodurch die Religion allein würken muß, und würken will, nöthig ist, wegnehmende Kirchen) Klöster, Kirchengüter, (besser Kirchenreichthümer, denn erhalten muß der öffentliche Gottesdienst von dem Staate werden) Kirchenfreyheiten, Asyle, Gnadenbilder und Wallfahrtsörter, auch den damaligen Umständen nach für schädlich halten. Er hat nur das wiederholt, was der gerechte Theil dieser Tadler auch schon bemerkt hat, nämlich daß diese schädlichen Einrichtungen, auch etwas Gutes bewürkt haben, welches nach dem weisen Gange der Vorsehung immer der Fall ist, nur vielleicht nicht immer uns so bemerkbar, als in diesen Angelegenheiten. Uebrigens ist die Cultur des Verstandes mehr durch das Christenthum gehindert, als vermehrt. Der Verf. kann dieses S. 278. und 279. selbst nicht abläugnen, und das Wenige, was er da sagt, widerlegt ihn hinlänglich.

Drittes Kapitel. Erste Einrichtungen der deutschen neuen Königreiche. Von der Vertheilung der Länder unter die neuen Besitznehmer recht gut. Daß Hr. K. S. 286. glaubt, daß höchstens 12000 Franken nach Gallien gekommen wären, ist gegen alle Wahrscheinlichkeit, wenn er nicht Familien darunter versteht, und selbst den Edlen mit seinem Geleite nur für eine Person rechnet. Anfangs wurden wohl Geschenke an den König, aber gewiß keine Staatsabgaben gefordert. Wer hätte sie tragen sollen? Gewiß nicht der Freye und Edle, der außer den Heerbanndiensten dem Staate nichts schuldig war. Die Unfreyen gehörten den Freyen eigenthümlich zu, und gaben diesen, nicht dem Staate. Auch hatte der Staat nichts nöthig; der König lebte von den ihm durch das Loos zugefallenen Landesportionen; den Krieg führte im Heerbann jeder auf seine Unkosten, aber die Geleite auf Gewinn und Verlust ihres Anführers; Polizeyanstalten, die hätten erhalten werden müssen, gab es nicht. Weiterhin S. 557. sagt der Verf. selbst der Staatsbürger habe durchaus keine Abgaben gegeben. Der Zustand der alten Einwohner in den eroberten Ländern ist zu gut vorgestellt; gewiß wurden sie häufig Leibeigene oder Unfreye, der geringe Landinhaber, und der Stähder wohl überall. Daß indessen viele als freye Eigenthumsbesitzer, nicht

nicht sowohl der Nation, als dem Staate einverleibt wurden, ist auch leicht zu erweisen. Viertes Kapitel; Grundzüge der deutschen Gesetzgebung. Eines der am besten ausgearbeiteten Kapitel. S. 296. sagt Hr. K., zu keinen Anmerkungen, und noch weniger zu polemischen habe ich Raum — und doch kann ein Buch, wie das gegenwärtige, ohne beyde nicht geschrieben werden. Er würde auch Raum dazu haben, wenn er die heilige Ampulle und Rosemunds Liebeshändel wegließe. S. 301. meynt er, die Priester hätten durch die Ordalien wohl für ihr Ansehn arbeiten können, ohne gerade Betrüger zu seyn. Fünftes Kapitel. Entwicklung des gesammten alten Lehnwesens. Wir sind mit diesem Kapitel am allerwenigsten zufrieden. Der Verf. ist im Ganzen wohl auf dem rechten Wege; aber es laufen doch so viele irrige, sich selbst widersprechende, Sätze zwischen durch, daß man nimmermehr aus dem, was er sagt, einen gehörigen Begriff von dem Lehne erhalten wird, und noch weniger aus der großen Verwirrung, worin die Sachen unter einander liegen, den Ursprung und den Fortgang des Lehnwesens in seinen verschiedenen Epochen nachfolgen kann. S. 320. wird etwas weniges theils Wahres, theils ganz Irriges oder Schielendes von dem Schutze gesagt, unter welchen sich in den mittlern Zeiten Personen und Familien bey großen Herren und mächtigen Personen, oder auch bey Stiftern und Heiligen begaben, aber kein Wort im ganzen Buche von den Ministerialen, dieser wichtigen Menschenklasse in den mittlern Zeiten, deren wahre Beschaffenheit so wenige kennen. Auch hier behauptet der Verf. wieder, daß ihm das vorgesteckte Ziel verbiete, mehr von der Schutz- oder Mundbürtigkeit zu sagen, als was eine einzige Octavseite faßt. Aber sein Ziel war ja, das Interessante reste aus der mittlern Zeit zu sammlen, und da waren Schutzbürtigkeit und Ministerialität gewiß sehr interessante Gegenstände. Der ganze Abschnitt: Werth des Systems, hätte recht gut wegbleiben können. Sechstes Kapitel. Staatsverfassung der neuen Staaten. Auch hier liegen wahre und falsche Sätze durch einander. Hr. K. hat überall noch kein festes System über die Staats- und bürgerliche Verfassung dieser Zeiten; auch hat er, wenn wir ihn nach den Citaten beurtheilen dürfen, sich nicht an die rechten Quellen gewandt. So ist es z. B. S. 327. zu unbestimmt gesagt, daß die Nachkommen der deutschen Leibeigenen nicht zum Adel kommen konnten. Denn erstlich gehörten die vornehmen Ministerialen

im 13ten und 14ten Jahrhund. schon zu dem mittlern Adel ungeachtet sie immer unfrey blieben. Zweytens ist aber auch nicht abzusehen, was den Nachkommen eines vornehmen Ministerialis, der frey gelassen wurde, wie das häufig geschah, im Wege gestanden hätte, daß er zum höchsten Adel hätte gezählt werden können. Noch irriger ist der Satz, daß eine terra salica unveräußerlich gewesen wäre. Die terra salica war eine Allode, mit der ihr Eigenthümer verfahren konnte, wie er wollte, und wäre nicht abzusehen, wer ihre Veräußerung hätte verhindern wollen oder können. Recenf. ist ohnmals ein Freund von der Verfahrungsart einiger unserer neuen Historiker gewesen, die Dunkelheit durch die Finsterniß aufzuklären. Denn was ist das anders, an Hr. K. um die Beschaffenheit der ersten Regenten der erobernden deutschen Völker deutlich zu machen, S. 331. sagt: zwischen dem Schrift von Marocco und dem neuen Eroberer in Wida auf der Küste Guinea stehen die mehresten Könige jener Zeit etwa inn. Derjenige, der diese Vergleichung versteht, möchte des Hrn. Verf. Buch wohl eben nicht nöthig haben, und für den, der Unterricht sucht, ist es eine Zauberformel. Beym Kriegswesen kömmt gar nichts vom Heerbann vor. Siebendes Kapitel. Sitten und Denkart der Deutschen. S. 357. stehen seine Bemerkungen über die Kürze der Lebensjahre der Könige bey allen Nationen vor Carln dem Großen. Die Sitten der Franken hat der Verf. aus Gregor von Tours gut beschrieben, nur das Böse allein zu sehr, wie sein Original hervorgesucht. Im 8ten Kap. sind einige merkwürdige Menschen ausgehoben und geschildert. Chlodwig I., Dietrich, Justinian, Gregor der Große, Brunehild, Mohammed, die Majores Domus aus dem Pipinischen Hause, und endlich Pipin der König. Die Kriege, durch welche Ludwig seine Eroberungen machte, sind abermals für ein solches Buch zu weitläuftig erzählt. Hingegen ist es vorzüglich gut bey Dietrich getroffen. In dem, was er gegen Gibbon S. 401. in Absicht der fehlerhaften innern Verfassung des gothaischen Reichs in Spanien erinnert, hat er völlig Recht. In der Geschichte der Majores Domus ist das Wesentliche gut gesammlet, aber die Gründe der Erscheinung dieses in seiner Art einzigen Phänomens in der europäischen Geschichte nicht hinlänglich aus einander gesetzt.

Im dritten Bande wird diese Abschilderung einzelner Personen fortgesetzt. Von Pelayo und der Anfang der spanischen

niſchen Monarchie. Unſers Bedünkens nach läßt ſich die ſpaniſche Erzählung wohl mit den arabiſchen Angaben vergleichen. Theodor wehrte ſich an dem einen, Pelagius an dem andern Ort. Die Nachkommen von dem erſten wurden von dem Arnberge verſchlungen, die andern ſetzten den Widerſtand fort. Das fränkiſche Reich, Pipin und Carl der Große. Daß die, welche Carln ſchelten, weil er ſeines Bruders Kinder Erbtheil annahm, weil eine überlegene Parthey es ihm anbot, und die Conſtitution es ihm erlaubte, nach S. 21. ſelbſt Tadel verdienen, iſt wohl noch nicht ſo ausgemacht. Man darf nach dem ſtrengen Rechte viel thun, welches vor dem Richterſtuhl der Billigkeit und noch mehr des Edelmuths, nicht gebilligt wird. Uebrigens iſt die Regierung von Carl dem Großen recht gut erzählt nur einige von ſeinen Feldzügen zu weitläuftig, beſonders der avariſche. Zu den ſonderbaren Vergleichen, die Hr. K. liebt, gehört auch, daß er S. 89. ſagt, um es deutlich zu machen, daß Carl nicht ohne ſein Vorwiſſen zum Kaiſer gekrönt ſey: „Es gieng in Rom vor tauſend Jahren wie ohngefähr in Frankfurt, als Leopold II. die Kaiſerkrone empfieng.“ Welchen Zweck kann man durch ſolche unnütze Hinzufügungen bey einer ſehr leicht begreifenden Sache erreichen wollen! Das folgende iſt voller leerer Declamation, ohne auf irgend eine Art tief einzudringen; philoſophiſche Raiſonnements gelingen Hrn. K. nicht. Was er hingegen von Carls Einwürkung auf Religion, Wiſſenſchaften und ſittliche Cultur ſagt, lieſt man wieder mit Vergnügen und Nutzen. Daß ſeine Regierung für ſeine Unterthanen drückend geweſen ſey, beſtreitet er aber S. 103. ohne Grund; Carl war Eroberer, und ſo viel es die damalige Verfaſſung zuließ, handelte er ſehr deſpotiſch. Beyde Charakterzüge bilden keinen Fürſten, der regiert. Was der Verf. zu ſeiner Entſchuldigung ſagt, iſt ſogar Anklage. Uebrigens wird nur der Unterrichtete aus der Note S. 104. begreifen, oder vielmehr errathen können, was der Verf. ſagen will. Aber wie man ſich dadurch, daß man Lehnsmann wurde, dem Heersbann — Kriegsdienſt entzog, wird niemand daraus lernen. Noch enthalten die Worte: Jeder freye und begüterte Mann war gebohrner Soldat, ſobald der Heerbann ergieng;“ eine falſche Einſchränkung. Begütert oder unbegütert, der freye Mann mußte in Heerbann dienen. Aber dergleichen fehlerhafte Sätze ſind ſehr viele. Wie Hr. K. S. 148. die Anklage beweiſen will, daß Carl den Handel nicht begünſtigt habe, wiſſen wir nicht. Auf-

diesen Prinzen läßt er Egbert und den Anfang der angelsächsischen Geschichte folgen, und setzt alsdann mit Ludwig die Erzählung der Begebenheiten der großen fränkischen Monarchie fort. Aeußerst wortreich ist er wieder in Beschreibung des Charakters des schwachen Ludwigs, und in der ganzen Erzählung seiner Regierung. Eben so wenig Nutzen oder Unterhaltung schafft die weitschweifige Erzählung des Kriegs zwischen Lothar und seinen Brüdern. Das Urtheil, welches S. 156. von der vermehrten Macht der Stände gefällt wird, möchten wohl wenige Fürsten unterschreiben, und wie konnte diese Gemeinstelle Hr. K. bey den elenden schlechten Söhnen Ludwigs des Frommen einfallen! Angehängt ist eine kurze Uebersicht der Geschichte der öffentlichen Nationen in Europa, besonders des italiänischen Kaiserthums. Es folgt darauf im zweyten Buche die Geschichte des Mittelalters. Hr. K. muß seine Unfähigkeit gestehen, den Sinn einiger der vorangeschickten Hauptsätze entziffern zu können. Z. B. 175. „Die südliche Hälfte hatte nun fast gegründete Staatsverfassung, aber lauter wankende Thronen, (welche waren denn die? Auf die Throne stiegen wohl andere Geschlechter, aber sie selbst wankten nie.) Regenten und Herrschaften können sich ändern, Reiche können untergehen, aber Staatsverfassung bleibt unvergänglich, und Hirtenvölker finden keine Weide.“ (Wir wüßten nicht, warum Staatsverfassung unvergänglich bliebe; die Erfahrung lehrt ihre Vergänglichkeit durch alle Zeitläufe der Geschichte. Wo die Hirtenvölker hier her kommen, ist unbegreiflich.) Denn die Einfälle der Araber, Normänner, (diese waren keine Hirtenvölker) und Ungarn, nöthigten die Deutschen und andere Völker (welche andre Völker?) ihren Haß gegen die Städte abzulegen.“ Der Verf. sucht immer etwas außerordentliches zu sagen, und daher kann es nicht fehlen, daß er oft Worte für Sachen giebt. Erstes Kapitel. Bemerkungen über Deutsche Araber und Griechen überhaupt. Gut und gründlich ist dasjenige, was von dem Pseudo Isidor gesagt wird, und der S. 189. erregte Zweifel, ob Isidorus Hispalensis nicht mit Isidorus Setabitanus verwechselt sey, verdient große Aufmerksamkeit. Das, was von den Lehen gesagt ist, ist auch nicht unrecht, nur ist es zu wenig und zu unbedeutend. Die den Deutschen S. 193. mit andern guten Eigenschaften zugeschriebene Arbeitsamkeit kann man sicher wegstreichen; der freye Deutsche haßte die Arbeit immer noch, und überließ sie seinen Leibeigenen. Auch wissen wir

wir nicht, wie man einer ganzen Nation Ordnungsliebe zuſchreiben möchte, die nur die Eigenſchaft einzelner Individuen ſeyn kann. Viele von den Sätzen, die S. 196. den Zuſtand der Weſtfranken erklären und beurtheilen, kann Rec. annehmen; von einigen gilt gerade das Gegentheil. So iſt es z. B. unbegreiflich, wie der Verf. S. 196. ſagen kann, die Vaſallen in Frankreich wären nicht wie in Deutſchland durch Herzoge im Zaum gehalten. Frankreich war damals wie Deutſchland unter Herzoge vertheilt, und ihre Macht war in ihren Ländern unbeſchränkter, als die Macht der deutſchen Herzoge unter den braven ſächſiſchen und erſten fränkiſchen Kaiſern. Daß die Gilden, welche K. Carl der Große unter den Sachſen verbot, großen Antheil an der Entſtehung des Bürgerſtandes gehabt hätten, iſt weder wahrſcheinlichſt (des Verf. ungrammatiſches Lieblingswort) noch wahrſcheinlich. Gut ſind übrigens die Bemerkungen über die Araber und Griechen, nur das, was von dem Kriegsſyſtem der letzten geſagt wird, zu weitſchweifig und voller unbedeutender Vermuthungen. Zweytes Kapitel. Nachrichten von den Normännern, Slaven u. a. S. 212. ſagt Hr. K. mit der entſcheidendſten Gewißheit: „Normänner durchforſchten alle Meere, und beſuchten Nordamerika und Griechenland zu gleicher Zeit!“ Er hütet ſich, nicht einmal mit einem: vielleicht, den Glauben des gutmüthigen Leſers an dieſe ausgemachte Wahrheit wankend zu machen! Die Erzählung der Einbrüche der Normänner nimmt einen ganzen Bogen ein. In Vergleich dieſer Weitläuftigkeit, womit dieſe nordiſchen ungewiſſen Nachrichten erzählt ſind, iſt die ältere Geſchichte der wendiſchen Nationen zu dürftig behandelt, wenn man das ausnimmt, was von dem Charakter derſelben aus Meiners Compilationen, größtentheils aus den Berichten feindlicher Nationen, oder aus Rückſchlüſſen von der jetzigen Beſchaffenheit dieſer Völkerſchaften geſagt wird. Drittes Kapitel. Untergang der Carolinger. Die Afrikaner, welche ſich in der erſten Hälfte des 9ten Jahrhunderts in Tarent feſtgeſetzt hatten, konnten wohl keine Türken ſeyn, wie S. 261. vermuthet wird, da damals noch keine türkiſchen Corps in arabiſchen Dienſten waren. Zu der Erzählungsmanier des Verf., nach welcher er oft über Thatſachen, die ein andrer Schriftſteller in ein Paar Perioden ſagen würde, das Papier mit einem Schwall von Worten anfüllt, gehört auch die ganz unnütze Herbeyziehung von ähnlichen Begebenheiten, deren Anfüh-

rung

rung dem unkundigen Leſer nichts aufklärt, und dem kundigen widrig iſt. S. 283. „Die Legaten folgten Carls Heere, wie einſt Cardinal Julian dem Wladislaw zum ungerechten Kriege.“ Dergl. völlig unnöthige Anführungen ermüden noch mehr, wenn die Erzählung nun ohnedem ſchon ſo weitläuftig gerathen iſt, daß man S. 284. leſen muß, daß die Pferde der Franzoſen ſtettiſch geworden, und mit ihren feigen Reutern in die Hände der Feinde gefallen wären.“ Wer will dergleichen in einem Buche leſen, das das Merkwürdigſte aus der Geſchichte des Mittelalters enthalten ſoll! Das vierte Kapitel. Geſchichte Deutſchlands und Italiens bis 1056. Die Erklärung der ſchwierigen Stelle von Heinrich dem Vogelſteller: qui primus libera poteſtate regnavit in ſaxonia, dadurch, daß Heinrich der Erſte ein Sachſe geweſen ſey, der zum deutſchen König erwählt worden, möchte wohl niemand ein Gnüge leiſten. Wir ſind auch der Meynung, daß man Otto's Abſicht oftmals da verkannt hat, wo man ihn tadelte. Aber Hrn. K. Lob iſt auch wahrhaftig ſehr übertrieben, und das Bild dieſes Prinzen ſehr willkührlich zuſammen geſetzt, nicht ſo, als es bey „dem Dunkel des Zeitalters, und dem Alter der Züge“ (S. 350.) dem unbegeiſterten Beobachter vorkömmt. Seine Regierung bietet genug Beweiſe von groſſen Fehlern dar, und die häufige Unzufriedenheit ſeiner Groſſen und ſeiner eignen Anverwandten mit ihm, war nicht immer unbillig. Bey den Worten, womit er zur Erzählung der Ottoiſchen Eroberung von Italien übergeht, wird jeder kundige Leſer lächeln: Italien, ſagt er, „welchem ſeit dem Untergange Roms ſo viel Heil nicht wiederfahren iſt, als nun durch die Deutſchen. Ein Landmann (Landsmann) des Befreyers der Deutſchen — liberatoris Germaniae, des Arminius — (der Himmel weiß, wie der hierher kömmt) brachte es; und was dem Dietrich, dem Luitprand, und ſelbſt Carl dem Groſſen noch nicht gelungen war, gelang dem Otto. Begreiflich lieſt nun der Ununterrichtete mit groſſem Verlangen fort, um zu erfahren, was das für Heil geweſen ſey, das Arminius Landsmann (keine ſonderlich empfehlende Benennung für die Römer, Arminius brachte ihnen kein Heil) Italien gebracht habe, und nachdem er ſich durch eine langweilige Erzählung der italieniſchen vorhergehenden Unruhen durchgearbeitet hat, ſo findet er, daß Otto mit einem Kriegsheere Berengam überwunden, „die Römer gräulich zuſammen hauen laſſen,“ und Benedikt zum Tadel aller Schriftſteller

die davon erzählen, abgeſetzt habe, darauf nach ſeinem glorreichen Vaterlande, als der wohlthätigſte Mann ſeit tauſend Jahren für Italien, wie Hr. K. nochmals verſichert, zurückgekehrt ſey! Dieſes Heil und dieſe Wohlthaten werden auf dem zweyten Zuge ſehr vermehrt, „da der Kayſer unter andern dreyzehn vornehme Römer aufhängen, andre köpfen, blenden, einſperren, ins Elend wandern, den Stadtpräfekt aber rücklings auf einen Eſel ſetzen, durch die Hauptſtraſſen mit Ruthen peitſchen und einſperren ließ.“ Hr. K. ſetzt hinzu: „nun waren die Römer den Deutſchen nicht gewogen, wie man denken kann.“ Warum ſollte man das denken können? für Heil und Wohlthaten iſt man ſonſt dem Geber gewogen. Uebrigens muß Recenſent geſtehen, daß er leider auch dem „lächerlichen Grundſatze“ zugethan ſey, daß Otto und ſeine Nachfolger beſſer gethan hätten, wenn ſie zu Hauſe geblieben, und den Italienern ihre blutigen Wohlthaten nicht aufgedrungen hätten. — Wenn man ſeine völlig von andern abweichenden Behauptungen ſo wenig beweiſen kann, als hier Hr. K. thut, ſo iſt es doppelt unrecht, die gegenſeitige Meynung mit einem Schimpfworte abzufertigen. Wir wollen aber hier aufhören, die in dieſem Theile noch vorkommenden Begebenheiten genau durchzugehen, und nur anzeigen, daß das 5te Kap. die franzöſiſchen Begebenheiten bis 1108, das 6te die ſpaniſchen und das 7te die ſcandinaviſchen und brittiſchen bis zum Ende des 11ten Jahrh. darſtellen. Hr. K. hat gewiß ſehr viel hiſtoriſches Genie, und ſammlet mit vielem Fleiße. Aber er verdauet das Geſammlete nicht genug. Daher ſind einige Materien ungemein gut und belehrend abgehandelt, da er bey andern wieder auch die beſcheidenſten Forderungen der Kunſtverſtändigen nicht befriediget. Sein Plan iſt mangelhaft und voller Lücken; er füllet zu viele Seiten mit unbedeutenden Dingen, iſt bey Sachen, die freylich nicht übergangen werden können, die aber ein paar Perioden erſchöpfen würden, äußerſt wortreich, und liebt das äußere Deutliche, nicht nur in Meynungen, ſondern auch in der Vorſtellungsart des ganz Bekannten; dieſer Hang, etwas Auffallendes ſagen zu wollen, wirkt ſehr fehlerhaft auf ſeinen Styl, welcher überall den größten Tadel verdient. Denn er iſt an der einen Seite, äußerſt nachläßig, niedrig und ſelbſt ungrammatikaliſch, und an der andern ſchwülſtig, aufgedunſen, im höchſten Grade affektirt und geſucht, voller falſchen Wendungen und Conſtruktionen, bey denen man aber recht gut ſieht, daß der V.

sie mit Fleiß gewählt hat, weil er das ungewöhnliche für schön hält. So werden in seiner Sprache die Menschen nicht ermordet, sondern gemordet. Das Beyspiel eines andern geschickten Historikers macht es nicht gut, wenn man sagt: zwischen Rhein und Elbe, oder gar zwischen Weser und Donau. Warum wollte man nun nicht auch sagen: von Rhein und Elbe, zunächst Rhein und Elbe, auf Rhein und Elbe? Auch ist es deswegen nicht weniger affektirt und selbst ungrammatisch, schmerzlichst, wahrscheinlichst, herrlichst zu sagen, wo schmerzlich, herrlich, wahrscheinlich stehen sollte. Wer kann das Gesuchte in folgenden Ausdrücken ausstehen: „wenn er ihm helfen wolle, seinen Bruder Gundobald wegzutilgen.“ Th. II. S. 389 „Die sich Könige zu morden angewöhnt hatten.“ Th. II. S. 353. „Die das Königsessen angewöhnten. Th. III. S. 287. „eine kleine Herrschaft zu den wirthschaften.“ Th. III. S. 271. „Aber man dolmetschte ihr? Wohl dolmetschte man.“ Th. II. 275. Zuweilen fällt man auch plötzlich auf eine prunkvolle poetische Floskel, z. B. Th. III. S. 252. Otto beleidigte die Großen, „daß sie entbrannten sie im Zorn zu schrecklicher Rachsucht;“ und dann erschrickt man wieder, die niedrigen Ausdrücke der Kunstsprache des gemeinen Mannes zu finden. Z. B. Th. I. S. 292. ungebildete rohe Kerle; Th. III. S. 363 und bekam Maulschellen; wo der Gedankenstrich das Grobniedrige nicht wegnimmt. Die edle Erzählungsart will weder einen zu dunsenen Styl, noch solche niedrige Sprache, noch niedrige Ausdrücke, als Th. II. S. 50. soll den Reihen (den Tanz) anfangen. Th. I. S. 291. Ihre Künste zeigen; noch weniger aber den kindischen Ton, der zutraulich, oder darstellend, oder Gott weiß was seyn soll, als Th. II. S. 376. und, wo nirgend so eine rechte Hauptstadt. Th. III. S. 283. so einen Roßbachschen Halbenmond. Oder, und war doch ein elender König, und war doch ein schlechter General. Zu den mehrern grammaticalischen Fehlern gehört auch die Zusammenziehung des Artikels, wo er selbst stehen sollte, z. B. vom ungerechten Könige, vom unächten Bruder, anstatt von dem ungerechten Könige ꝛc. Sehr übelklingend ist es hingegen, wenn er den Artikel immer vor die Namen setzt, z. B. sie sind den Otto; er sandte den Friedrich hin ꝛc. Wenn es Hrn. K. mit dem Stoßgebete Th. II. S. 262, daß er Geschichte schreiben möchte, wie Arioſt Gedichte, Ernst ist, so muß er nicht ferner in seiner Schreibart den Mustern folgen, die er bisher gewählt,

gewählt, und noch öfter gemacht hat, als ſie, ſondern Schilderen da, wo die Erzählung edlen Schwung fordert, und Muſtern, wo ſie philoſophiſchen Ernſt verlangt, oder ruhig und tiefdenkt.

Mr.

Erzählungen. Das Angenehmſte und Nützlichſte aus der Geſchichte, von dem Verfaſſer meines mehr als funfzigjährigen Nachdenkens über die Religion Jeſu. (Hrn. Dan. Heinrich Purgold.) Leipzig, 1789.

Das Buch iſt für Leute geſchrieben, welche nicht ſtudirt haben, und ſich vernünftig unterhalten wollen. Es iſt gewiß, daß die Geſchichte für ſie ſowohl, als auch für ſchon etwas herangewachſene Kinder vielen Stoff zur Unterhaltung gewähren würde, wenn man ſie gehörig behandelte, da vielen Begebenheiten eben das Intereſſe gegeben werden kann, was die Leſer zu Romanen hinzieht. Für denjenigen aber, der Unterricht wünſcht, und deswegen lieſet, braucht man nicht ſowohl auf unterhaltende, als auf wirklich gemein nützliche Materien zu ſehen, und wir glauben, daß Hr. P. in ſeiner Auswahl in dieſer Hinſicht nicht unglücklich geweſen ſey. So iſt z. B. gleich der erſte Anfang, wo der V. den Leſern den Urſprung der königlichen Würde, und den Unterſchied zwiſchen einem jetzigen, und einem kleinen griechiſchen oder aſiatiſchen König lehrt, ſehr zu billigen. Noch hätten wir gewünſcht, daß er etwas zur Erklärung der republicaniſchen Regierungsformen hinzugethan, und die Begriffe ſeiner Leſer über Freyheit und Unterwerfung in einem Staate zu beſtimmen geſucht hätte. Eben ſo eine andre Abhandlung über die Verfaſſung von Deutſchland. Die Erzählungen fangen mit dem Anfang der Geſchichte an, berühren, wie billig, die älteſte aſiatiſche Geſchichte nur kurz, ſind aber eben ſo kurz bey den griechiſchen, welche ſo viele herrliche und unterhaltende Gegenſtände enthält, die beſonders dem Mittelſtand ſehr anſchaulich gemacht werden können. Das würde ſeinen Leſern gewiß mehr gefrommt haben, als die polemiſche Erzählung von Conſtantins des Großen und Julians des Abtrünnigen Geſchichte. Aber es hätte freylich Hrn. P. die Gelegenheit entzogen, auf

diejenigen zu ſchelten, welche nicht jede Legende glauben wollen, die man aus falſchem Eifer zur Unterſtützung der Religion erdacht hat, oder Conſtantin ein durch das Chriſtenthum gebeſſertes Herz zuſchreiben, weil ſeine Annahme unſrer Religion, derſelben unendlich große Vortheile zuwege gebracht hat, oder Julians gute Handlungen tadeln, und wie Hr. P. thut, ausdrücklich verſchweigen, weil ſein Verſtand, unſrer Meynung nach, irrte? Eine ſolche polemiſche Erzählung nützt ſeinen Leſern gerade ſo viel als eine polemiſche Predigt den Zuhörern. Wer ſind denn die betrügeriſchen neuen Lehrer, die die Geſchichte mit Vorſatz und guten Wiſſen und Willen verfälſchen und verdrehen, und gegen welche der V. 47 ſo declamirt? Wir fürchten, er würde in die Enge getrieben werden, wenn man ihn zwänge, ſie zu nennen und zu beweiſen. Aus der mittlern Geſchichte hat Hr. P. nur Carls des Großen Leben und die erſten Sächſiſchen Kayſer gewählt. Ausführlich iſt die Erzählung nirgend. Dann folgt die Beſchreibung des Deutſchen Reichs, und ein Traum, der des V. Meynung über die Erhaltung von Domainen Ländern für den Kayſer, durch Secularisirung der Biſthümer enthält, und beſſer weggeblieben wäre. Denn der Ungelehrte verſteht ihn nicht, und der deutſche Publiciſt möchte ſeiner Meynung wohl nicht beypflichten. Hr. P. iſt den Katholiken eben ſo abhold, als denen, die er für Ungläubige hält. Die übrigen Erzählungen enthalten den dreyßigjährigen Krieg, Nachrichten von den Türken, die Anpflanzung der chriſtlichen Religion, eine Beſchreibung der griechiſchen Kirche, wobey das Lob, welches den vernünftigen Griechen wegen ihrer Erklärung über die Anbetung der Heiligen ertheilt wird, den vernünftigen Katholiken ebenfalls gehört; eine Darſtellung der katholiſchen Kirche, bey der der V. nicht ſo billig iſt; die Reformation; Mohammedslehre, und endlich kurze Nachrichten von den jetzigen regierenden Häuſern in Rußland, wo in Abſicht der neuern Begebenheiten S. 186 u. 187 Hrn. P. den neuern Geſchichtſchreibern, die die Geſchichte verdrehen, recht ſehr viel abgelernt zu haben ſcheint; Oeſterreich, Preußen, Braunſchweig-Lüneburg und Sachſen. Endlich noch die Anzeige einiger nicht ſehr bedeutenden hiſtoriſchen Fabeln. Kleine hiſtoriſche Fehler ſind in dieſem Buche ungemein viele. So kam, um einige anzumerken, die uns beym Rückblättern gleich wieder in die Augen fielen, Alexander viel weiter, als an den Indus; Cäſar commandirte nicht 6, ſondern 10 Jahr in Gallien;

Octa-

diejenigen zu ſchelten, welche nicht jede Legende glauben wollen, die man aus falſchem Eifer zur Unterſtützung der Religion erdacht hat, oder Conſtantin ein durch das Chriſtenthum gebeſſertes Herz zuſchreiben, weil ſeine Annahme unſrer Religion, derſelben unendlich große Vortheile zuwege gebracht hat, oder Julians gute Handlungen tadeln, und wie Hr. P. thut, ausdrücklich verſchweigen, weil ſein Verſtand, unſrer Meynung nach, irrte? Eine ſolche polemiſche Erzählung nützt ſeinen Leſern gerade ſo viel als eine polemiſche Predigt den Zuhörern. Wer ſind denn die betrügeriſchen neuen Lehrer, die die Geſchichte mit Vorſatz und guten Wiſſen und Willen verfälſchen und verdrehen, und gegen welche der V. 47 ſo declamirt? Wir fürchten, er würde in die Enge getrieben werden, wenn man ihn zwänge, ſie zu nennen und zu beweiſen. Aus der mittlern Geſchichte hat Hr. P. nur Carls des Großen Leben und die erſten Sächſiſchen Kayſer gewählt. Ausführlich iſt die Erzählung nirgend. Dann folgt die Beſchreibung des Deutſchen Reichs, und ein Traum, der des V. Meynung über die Erhaltung von Domainen Ländern für den Kayſer, durch Secularisirung der Bisthümer enthält, und beſſer weggeblieben wäre. Denn der Ungelehrte verſteht ihn nicht, und der deutſche Publiciſt möchte ſeiner Meynung wohl nicht beypflichten. Hr. P. iſt den Katholiken eben ſo abhold, als denen, die er für Ungläubige hält. Die übrigen Erzählungen enthalten den dreyßigjährigen Krieg, Nachrichten von den Türken, die Anpflanzung der chriſtlichen Religion, eine Beſchreibung der griechiſchen Kirche, wobey das Lob, welches den vernünftigen Griechen wegen ihrer Erklärung über die Anbetung der Heiligen ertheilt wird, den vernünftigen Katholiken ebenfalls gehört; eine Darſtellung der katholiſchen Kirche, bey der der V. nicht ſo billig iſt; die Reformation; Mohammedslehre, und endlich kurze Nachrichten von den jetzigen regierenden Häuſern in Rußland, wo in Abſicht der neuern Begebenheiten S. 186 u. 187 Hrn. P. den neuern Geſchichtſchreibern, die die Geſchichte verdrehen, recht ſehr viel abgelernt zu haben ſcheint; Oeſterreich, Preußen, Braunſchweig-Lüneburg und Sachſen. Endlich noch die Anzeige einiger nicht ſehr bedeutenden hiſtoriſchen Fabeln. Kleine hiſtoriſche Fehler ſind in dieſem Buche ungemein viele. So kam, um einige anzumerken, die uns beym Rückblättern gleich wieder in die Augen fielen, Alexander viel weiter, als an den Indus; Cäſar commandirte nicht 6, ſondern 10 Jahr in Gallien;

Octa-

Octavian war nicht Cäſars Schweſter Sohn; Antonius war bey weitem nicht ſo blutgierig und rachſüchtig als Octavian; oder in der neuern Geſchichte: man kann das Reichskammergericht zu Wezlar nicht des Kayſers Gericht nennen; wo wäre wohl das Land außer Deutſchland, wo die Fürſten, das heißt, die Herzoge, Marquis ꝛc. fürſtliche Gnaden hießen u. ſ. w. Aber dieſe Fehler ſind für diejenigen, für welche das Buch geſchrieben iſt, nicht bedeutend.

Wu.

Vollſtändige Geſchichte der ſiebenjährigen Verwirrungen und der darauf erfolgten Revolution in den vereinigten Niederlanden. Mit einigen Haupturkunden geliefert von Adam Fr. Ernſt Jacobi. Halle, bey Gebauer. 1789. Erſter Theil. 639 Seiten. Zweyter Theil. 512 S. gr. 8.

Da Hr. Superint. Jacobi zu Crannichfeld durch ſeine perſönliſche Bekanntſchaft in den Niederlanden die erheblichſten Urkunden und Schriften, welche zur Geſchichte der letztern großen Verwirrungen in dieſem Staate gehören, erhalten hatte, ſo war er dadurch in den Stand geſetzt, die bekannten Holländiſchen Staatsanzeigen herauszugeben, und darauf das vor uns liegende Werk folgen zu laſſen. Dieſes wird den Kennern und Freunden der Geſchichte wegen der Treue, womit der V. ſeine Quellen benutzt hat, und wegen der wichtigen Urkunden, die er dabey zugleich liefert, allerdings willkommen ſeyn, und von ihnen mit Nutzen gebraucht werden können. Aber hiſtoriſche Kunſt muß man hier eben ſo wenig, als ſtrenge Unpartheylichkeit erwarten. Denn die erſtere ſcheint des Verf. Sache gar nicht zu ſeyn, und ſie gehört ja auch nicht zu ſeinem Berufe, daher man ſie ihm auch deſto eher erlaſſen kann. Und eine völlig unpartheyiſche Geſchichte von einer ſo ſehr neuen Begebenheit unſerer Zeiten, deren geheimſte Triebfedern noch ſo wenig bekannt ſind, erwarten die Leſer wohl ohnehin nicht. Hr. J. iſt, wie man leicht denken kann, ein eifriger Anhänger der Parthey des Statthalters, daher auch ſeine Geſchichte mehr die Form einer Apologie für den Erbſtatthalter, als einer unpartheyiſchen Geſchichte der Niederländiſchen Revolution hat. Indeſſen bleibt, dieſer Mängel

diejenigen zu schelten, welche nicht jede Legende glauben wollen, die man aus falschem Eifer zur Unterstützung der Religion erdacht hat, oder Constantin ein durch das Christenthum gebessertes Herz zuschreiben, weil seine Annahme unsrer Religion, derselben unendlich große Vortheile zuwege gebracht hat, oder Julians gute Handlungen tadeln, und wie Hr. P. thut, ausdrücklich verschweigen, weil sein Verstand, unsrer Meynung nach, irrte? Eine solche polemische Erzählung nützt seinen Lesern gerade so viel als eine polemische Predigt den Zuhörern. Wer sind denn die betrügerischen neuen Lehrer, die die Geschichte mit Vorsatz und guten Wissen und Willen verfälschen und verdrehen, und gegen welche der V. 47 so declamirt? Wir fürchten, er würde in die Enge getrieben werden, wenn man ihn zwänge, sie zu nennen und zu beweisen. Aus der mittlern Geschichte hat Hr. P. nur Carls des Großen Leben und die ersten Sächsischen Kayser gewählt. Ausführlich ist die Erzählung nirgend. Dann folgt die Beschreibung des Deutschen Reichs, und ein Traum, der des V. Meynung über die Erhaltung von Domainen Ländern für den Kayser, durch Secularisirung der Bisthümer enthält, und besser weggeblieben wäre. Denn der Ungelehrte versteht ihn nicht, und der deutsche Publicist möchte seiner Meynung wohl nicht beypflichten. Hr. P. ist den Katholiken eben so abhold, als denen, die er für Ungläubige hält. Die übrigen Erzählungen enthalten den dreyßigjährigen Krieg, Nachrichten von den Türken, die Anpflanzung der christlichen Religion, eine Beschreibung der griechischen Kirche, wobey das Lob, welches den vernünftigen Griechen wegen ihrer Erklärung über die Anbetung der Heiligen ertheilt wird, den vernünftigen Katholiken ebenfalls gehört; eine Darstellung der katholischen Kirche, bey der der V. nicht so billig ist; die Reformation; Mohammedslehre, und endlich kurze Nachrichten von den jetzigen regierenden Häusern in Rußland, wo in Absicht der neuern Begebenheiten S. 186 u. 187 Hrn. P. den neuern Geschichtschreibern, die die Geschichte verdrehen, recht sehr viel abgelernt zu haben scheint; Oesterreich, Preußen, Braunschweig-Lüneburg und Sachsen. Endlich noch die Anzeige einiger nicht sehr bedeutenden historischen Fabeln. Kleine historische Fehler sind in diesem Buche ungemein viele. So kam, um einige anzumerken, die uns beym Rückblättren gleich wieder in die Augen fielen, Alexander viel weiter, als an den Indus; Cäsar commandirte nicht 6, sondern 10 Jahr in Gallien;

Octa-

Octavian war nicht Cäſars Schweſter Sohn: Antonius war bey weitem nicht ſo blutgierig und rachſüchtig als Octavian; oder in der neuern Geſchichte: man kann das Reichskammergericht zu Wezlar nicht des Kayſers Gericht nennen. wo wäre wohl das Land außer Deutſchland, wo die Fürſten, das heißt, die Herzoge, Marquis ꝛc. fürſtliche Gnaden hießen u. ſ. w. Aber dieſe Fehler ſind für diejenigen, für welche das Buch geſchrieben iſt, nicht bedeutend.

Wu.

Vollſtändige Geſchichte der ſiebenjährigen Verwirrungen und der darauf erfolgten Revolution in den vereinigten Niederlanden. Mit einigen Haupturkunden geliefert von Adam Fr. Ernſt Jacobi. Halle, bey Gebauer. 1789. Erſter Theil. 639 Seiten. Zweyter Theil. 512 S. gr. 8.

Da Hr. Superint. Jacobi zu Crannichfeld durch ſeine perſönliche Bekanntſchaft in den Niederlanden die erheblichſten Urkunden und Schriften, welche zur Geſchichte der letztern großen Verwirrungen in dieſem Staate gehören, erhalten hatte, ſo war er dadurch in den Stand geſetzt, die bekannten Holländiſchen Staatsanzeigen herauszugeben, und darauf das vor uns liegende Werk folgen zu laſſen. Dieſes wird den Kennern und Freunden der Geſchichte wegen der Treue, womit der V. ſeine Quellen benutzt hat, und wegen der wichtigen Urkunden, die er dabey zugleich liefert, allerdings willkommen ſeyn, und von ihnen mit Nutzen gebraucht werden können. Aber hiſtoriſche Kunſt muß man hier eben ſo wenig, als ſtrenge Unpartheylichkeit erwarten. Denn die erſtere ſcheint des Verf. Sache gar nicht zu ſeyn, und ſie gehört ja auch nicht zu ſeinem Berufe, daher man ſie ihm auch deſto eher erlaſſen kann. Und eine völlig unpartheyiſche Geſchichte von einer ſo ſehr neuen Begebenheit unſerer Zeiten, deren geheimſte Triebfedern noch ſo wenig bekannt ſind, erwarten die Leſer wohl ohnehin nicht. Hr. J. iſt, wie man leicht denken kann, ein eifriger Anhänger der Parthey des Statthalters, daher auch ſeine Geſchichte mehr die Form einer Apologie für den Erbſtatthalter, als einer unpartheyiſchen Geſchichte der Niederländiſchen Revolution hat. Indeſſen bleibt, dieſer Mängel

ungeachtet, das Buch immer brauchbar, und der Fleiß seines Verf. lobenswerth.

In der ersten Abtheilung giebt der Verf. zuförderst in einer Einleitung einen kurzen magern Abriß der ganzen Geschichte, welche er erzählen will, und handelt darauf in fünf Hauptstücken von der Beschaffenheit der Statthalterschaft in den V. N., ihrer Nothwendigkeit und ihrem Nutzen, ihrer Erblichkeit, den damit verbundenen Verrichtungen und Vorzügen, und den Ursachen der Abneigung gegen dieselbe. Die Einkünfte des Statthalters von seiner Würde berechnet der Verf. auf ungefähr 7 bis 800,000 holländische Gulden, und die Einkünfte aus seinen eigenen Fürstenthümern und Domainen in Deutschland und Holland sollen sich, nach einer hier angeführten Angabe auf 1,300,000 Gulden belaufen.

Die zweyte Abtheilung enthält die Geschichte vom Anfange der Regierung des itzigen Erbstatthalters bis zu Ende des Jahres 1783. Beym Anfange seiner Regierung verordneten die Stände aller Provinzen in einem Ausschreiben, daß man für ihn beten sollte, als für ihren allerhochseligsten Fürsten, ihren geliebten, theuren und erwünschten Statthalter. Seinen Character schildert der Verf. S. 116 f. mit großer Wärme. In den Petitionen von 1766 bis 1782 waren die dringendsten Vorstellungen zur Wiederherstellung des Vertheidigungszustandes der Republik geschehen; aber es erfolgte für die Flotte gar nichts, und für die Armee nichts Erhebliches. Die Beschuldigung also, welche man dieses Umstandes wegen dem Statthalter machte, war so wenig gegründet, daß dieser sich vielmehr deshalb über die Staaten zu beschweren die gerechteste Ursache hatte. Und doch thaten eben diejenigen, welche sich dieser Vernachläßigung schuldig machten, Schritte, die England durchaus zum Kriege reizen mußten. Selbst als schon die Gefahr dieses Krieges sichtbar vorhanden war, und der Statthalter neue Vorschläge zur Vermehrung der See- und Landmacht that, geschah doch nichts. Selbst Anstalten dazu, welche schon weit gediehen waren, wurden am Ende doch vereitelt. Unter diesen Umständen war es sehr natürlich und weise, daß der Statthalter einen Krieg mit England vermieden wünschte. Aber man reizte diese Macht durch den sichtbaren Hang an Frankreich, durch den Beytritt zur bewaffneten Neutralität, und durch die gute Aufnahme des Paul Jones, welche wahrschein-

ſcheinlich abſichtlich veranſtaltet war, immer mehr und mehr. Und ſo erfolgte denn endlich die Wegnahme der Eſcadre des Grafen von Byland durch den Commodore Fielding, und, nachdem man die bekannten Papiere bey dem gefangenen Laurens gefunden hatte, der völlige Bruch. Amſterdam war daran allerdings vorzüglich und zunächſt Schuld; und es iſt klar, daß dieſe Stadt durch ihr Betragen gegen den 10ten und 17ten Artikel der Utrechter Union gehandelt hatte. Da aber die Generalſtaaten die mit Recht deshalb von England geforderte Genugthuung verweigerten: ſo blieb dieſem Reiche freylich nichts anders übrig, als dieſe Genugthuung an der ganzen Republik zu nehmen. Nun ſollte der Statthalter leiſten, was er doch nur würde haben leiſten können, wenn man ſeine vieljährigen Bitten wegen Verbeſſerung der Seemacht erfüllt hätte. Nun giengen auch die Verfolgungen gegen den Herzog Ludwig Ernſt von Braunſchweig, welche die Herren von der Amſtel gleichfalls anzettelten, an, und die der Vf. von S. 190 bis S. 251 kürzlich erzählet. Es iſt allerdings ſehr wahrſcheinlich, daß die Amſterdammer Regenten die ganze Cabale gegen den Herzog mit um deswillen anzettelten, um den Haß des Volks, das durch den Krieg mit England ſehr litt, von ſich, als den wahren und nächſten Urhebern deſſelben, auf einen Andern zu lenken, und ſich dadurch den Ausbrüchen der Wuth des Pöbels, welche ſie fürchteten, zu entziehen. — Als der Krieg mit Großbritannien ausbrach, waren in den Niederlanden nur 13 Kriegsſchiffe und 24 Fregatten eigentlich zum Auslaufen fertig, oder in wirklichem Dienſt. Es waren wenige Ober- und Unterofficiere da, und noch wenigere, die einige Erfahrung hatten. Die Matroſen waren Leute, die kein Vaterland hatten, und des Kriegsdienſtes eben ſo wenig, als die Officiere, gewohnt. Die Niederländiſchen Schiffe konnten nicht ſo gut ſegeln, als die Britiſchen. Die letztern waren mit Kupfer beſchlagen, die erſtern nicht. In England konnte der Miniſter durch einen Federſtrich noch dreyßig Schiffe ſchaffen; in den Niederlanden mußten noch zwanzig Petitionen von dem Staatsrathe an ſieben Provinzen ergehen, und in dieſen mußten noch erſt eine große Menge von Stimmen einwilligen, ehe auf Befehl der Generalſtaaten von fünf Admiralitätscollegien der Anbau und die Ausrüſtung einiger weniger Schiffe bewerkſtelliget werden konnte. Unglücklicher Weiſe verloren die Niederländer nun noch kurz vor und gleich nach dem Anfange des Krieges

sieben Kriegsschiffe und zwey Fregatten. Diesen Verlust schrieb man sehr boshaft dem Statthalter zu, da doch die Schiffe auf die dringendsten Bitten der Kaufleute zur Beschützung des Handels gegen die gereizten Engländer hatten in See gehen müssen, und damals noch niemand den außerordentlichen Schritt, den England thun würde, voraussehen konnte. Was würden wohl die Amsterdammer gesagt haben, wenn man sie ihren Handelsschiffen nicht mitgegeben hätte? — Nach dem Ausbruche des Krieges wurde man endlich fleißig beym Schiffbau. Auch hatten, bey allen jenen Mängeln, die Niederländer doch die Freude, daß sich in dem ersten Jahre des Krieges ihre Escadre gegen die Britten in der Schlacht bey der Doggersbank so brav hielt, daß sie diese zum Weichen brachte. So patriotisch sich aber auch der Statthalter dabey bewieß: so schwiegen die Pasquillanten gegen ihn dennoch nicht. Der V. zählt S. 263 ff. die ärgsten unter den Lästerschriften auf. Es machte zwar das höchste Justizcollegium, der Hof von Holland, deshalb eine sehr nachdrückliche Vorstellung an die Stände von Holland, und es erfolgten darauf Verbote genug; aber es waren keine Richter da, die Willen und Muth hatten, diese Verbote zur Ausführung zu bringen. — Am 7ten Octbr. 1782 überreichte der Statthalter den Generalstaaten sein erstes Memoire über seine Direction der Seegeschäfte, welches hier unter den Urkunden abgedruckt ist, und wovon der Verf. im Texte einen Auszug giebt. Diese Rechtfertigungsschrift ward indessen, wenn gleich drey Provinzen sie mit dem größten Eifer erbeten hatten, und die ganze Nation sie verlangte, dennoch in keiner einzigen Provinz in einer Staatsversammlung, auch nicht einmal in einer Stadt, der Gegenstand einer Berathschlagung. Vielmehr suchte man die Beschuldigungen, welche hier doch widerlegt waren, noch immer zu unterhalten. Die fehlgeschlagene Expedition nach Brest, welche bald darauf erfolgte, gab neue Gelegenheit, den Statthalter verdächtig zu machen. Der Verf. erzählt die Geschichte derselben ziemlich umständlich. Sämmtliche Flaggofficiere stellten eine schriftliche Versicherung aus, daß die Schiffe durchaus nicht im Stande wären, die Expedition nach Brest zu unternehmen, sowohl wegen Mangel an Lebensmitteln, an Ammunition, an Kleidern für die Equipage, als auch wegen vieler andern Ursachen. An diesen allen aber waren weder der Prinz noch der ernannte Befehlshaber jener Schiffe, der Graf von Byland, Schuld. —

Man

Man fuhr indeſſen in den Kränkungen des Statthalters fort, und die Städte fiengen an, dem Statthalter das Recht, die offenen Magiſtratsſtellen zu beſetzen, eigenmächtig zu entziehen. Der Statthalter übergab am Schluſſe des Jahres 1782 mit dem Staatsrathe die gewöhnliche Generalpetition für das künftige Jahr, und der alte ehrwürdige Joddekinga, damaliger Präſident der Generalſtaaten, begleitete ſolche mit einer nachdrücklichen patriotiſchen Rede; aber auch dieſe half nichts, und die Läſterungen und Verleumdungen hatten immer ihren Fortgang. — Der Statthalter half es indeſſen mit bewirken, daß die Niederländer bey dem Friedensſchluſſe zwiſchen Frankreich und Großbritannien aufgenommen wurden; und übergab den Generalſtaaten am 13 Febr. 1783 ſein zweytes Rechtfertigungsmemoire in Anſehung ſeines Betragens als General-Admiral. Beſonders rechtfertigte er ſich darin auch wegen der unterbliebenen Expedition nach Breſt. Wie viel die Niederländer in dem unglücklichen Kriege mit Großbritannien eingebüßt haben, wird S. 359 f. berechnet, ſo weit ſich ein ſolcher Schade ungefähr berechnen läßt. — Die Gegner der Statthalterſchaft giengen indeſſen in ihren Unternehmungen immer weiter, und ſuchten die bewaffneten Bürgercorps wieder hervor, die ſchon Olden Barneveld ehemals zu gleichem Endzwecke gebraucht hatte. Dies Mal ſoll der Amſterdammer Penſionair Vißcher der Urheber derſelben geweſen ſeyn. Die Freycorps, welche man in den Städten errichtete, beſtanden aus lauter Gegnern der Statthalterſchaft. Utrecht machte damit den Anfang. Der hohe Kriegsrath ward abgeſchafft, und damit dem Statthalter abermals ein Theil ſeiner Rechte genommen. — Man gab ſogar dem Statthalter Schuld, daß er die Forderungen des Kaiſerlichen Hofes an die Republik, deren Geſchichte hier erzählt wird, und die Maaßregeln, welche Joſeph II. zur Erhaltung dieſer Forderungen nahm, befördert hätte. Dieſe ſchon an ſich höchſt unwahrſcheinliche Beſchuldigung wird hier am Schluſſe des erſten Bandes recht gut widerlegt.

Der zweyte Theil dieſes Werks enthält zwey Abtheilungen. In der erſten werden die Begebenheiten vom J. 1784. an, bis zum Einmarſche der Preußen erzählt. Weder das Schreiben des Statthalters vom 26ſten April 1784. an die Stände der verſchiedenen Provinzen, noch die wiederholten Vorſtellungen des großen Königs bey den Generalſtaaten wa-

gen vermögend, eine Aenderung der gegen den Statthalter genommenen Maaßregeln und ernſtliche Verbote der Schmähſchriften wider denſelben zu bewirken. Ja, die Generalſtaaten wollten ſich ſogar damit gegen den König entſchuldigen, daß es mühſam und unbequem ſey, den Läſterſchriften Einhalt zu thun, da ſie doch in den Streitigkeiten mit dem Kaiſer gezeigt hatten, daß ihnen ſolches ſehr leicht ſey, wenn ſie nur wollten. Denn als der Kaiſer verlangte, daß ſie den Schriften wider ihn ein Ende machen ſollten, hörten ſie auch ſogleich auf. Itzt aber, da Verleumdungen aller Art wider den Statthalter von der Regierung geſchützt wurden, nahmen ſie immer mehr zu, und man beſchuldigte nun ſogar den Statthalter, daß er (den man doch immer mehr einſchränkte) nach der Souverainität trachte. Dieſer Beſchuldigung widerſprach der Statthalter zwar feyerlich in einem Schreiben vom 31ſten Jänner 1785. an die Stände von Holland, und verlangte von ihnen, daß ſie ſolches öffentlich bekannt machen ſollten; aber ſeine Bitte ward nicht erfüllt. — Durch die Angriffe, welche auf den Staatsrath wegen angeblicher Vernachläßigung der Magazine und Feſtungen geſchahen, war es auch auf den Statthalter abgezielt, und der Generaldirekteur du Moulin ſpielte dabey eine ſonderbare Rolle. Aber der Staatsrath vertheidigte ſich männlich und gut, und ſagte dabey den Staaten der einzelnen Provinzen manche unangenehme Wahrheiten. — Die Commiſſion, welche man zur Unterſuchung der mißlungenen Expedition nach Breſt niedergeſetzt hatte, war nach dreyzehnjähriger Unterſuchung doch nicht im Stande irgend etwas, was auch nur den Schein einer Verrätherey haben konnte, herauszubringen, ſondern mußte alle dabey intereſſirte Perſonen frey ſprechen. Bald darauf nahm man dem Statthalter das Commando im Haag. Der große König ſchrieb deshalb abermals ſowohl an die Generalſtaaten, als an die Staaten von Holland, ermahnte ſie, den Statthalter im Beſitz ſeiner Rechte und Vorzüge zu laſſen, und bot nochmals ſeine Vermittelung an. Aber dieſes ſo wenig, als das nachdrückliche Schreiben des Statthalters an die Staaten von Holland hatten die mindeſte Wirkung. Die letztern giengen vielmehr noch weiter. Sie ſuſpendirten den Fürſten förmlich von ſeiner Stelle als Generalcapitain, entließen die Truppen des ihm in dieſer Eigenſchaft geleiſteten Eides, und nahmen ihm das Recht, die Officierſtellen zu vergeben. Natürlich war es, daß der Fürſt, ſobald man ihm das Commando im

Haag

Haag genommen hatte, dieſen Ort verließ. Nun kamen 1786 zwey Plane zum Vorſchein, die beyde in Amſterdam, der erſte von ſogenannten vaterländiſchen Regenten, der andere von 79 Regenten entworfen waren. Der erſte zielte auf eine gänzliche Vernichtung der Stadthalterſchaft ab, der andere wollte ſie beybehalten wiſſen. Beyde werden hier mitgetheilt. Die Unruhen und beſondern Vorfälle, welche während dieſes geſchahe, in Utrecht, Hattem und Elburg, Amſterdam und Rotterdam vorfielen, erzählt der Vf. auch umſtändlich. Wir können uns aber dabey nicht aufhalten. Der neue Bundesgenoſſe der Republick, der franzöſiſche Hof, fand indeſſen endlich für gut, den Hrn. von Rayneval nach dem Haag zu ſenden, und ihm den Auftrag zu geben, mit dem Preußiſchen Geſandten, Grafen von Görtz, an einer Vereinigung beyder Partheyen zu arbeiten. Es iſt bekannt, wie unfruchtbar dieſe Unterhandlung war. Der Verf. liefert die vornehmſten Actenſtücke derſelben überſetzt, und theilt aus einer damals erſchienenen erheblichen Schrift leſenswürdige Anmerkungen darüber mit. Nachdem dieſe Unterhandlung vergeblich geweſen war, fiengen nun die Freycorps aus allen holländiſchen Städten an, den Ton zum letzten Auftritte anzuſtimmen, indem ſie ſich in Dortrecht verſammelten, und die Staaten von Holland erſuchten, den Statthalter von allen ſeinen Aemtern zu ſuſpendiren, und alle Stimmen, welche er erhielt, einzuziehen. Einige Städte beſchloſſen ſolches auch ſogleich durch Mehrheit der Stimmen. Während der Zeit, da dieſes geſchah, ſchickte der Statthalter abermals eine Erklärung an die Generalſtaaten und an die Staaten von Holland, welche in einem weit ernſthafterm Tone, als alle vorhergehenden, abgefaßt war, und worin er erklärte, daß er alles ſein Anſehn und allen ſeinen Einfluß anwenden wolle, um die Ruhe und die alte Conſtitution wieder herzuſtellen, wobey er zugleich verlangte, daß die Staaten von Holland die übereilten und ungeſetzmäßigen Reſolutionen, welche zu ſeinem Nachtheil genommen worden, ſogleich und vor allen Dingen wieder aufheben ſollten. Die niederländiſche Courant nannte dieſes Schreiben allerimpertinenteſt und höhnend, und ſagte, daß es eine Kriegserklärung enthielte, welches letztere denn auch freylich der Fall war. Die Herren Holländer ahndeten indeſſen, wie es ſcheint, nicht, was ihnen dieſes Schreiben doch wohl verrathen konnte, und ſo erfolgte endlich die Beſtürzung, welche die Sache aufs Aeußerſte brachte, nämlich

die

die Arretirung der Prinzessin von Oranien auf ihrer Reise nach dem Haag. Die Geschichte derselben mit allen ihren wichtigen Folgen, dem Einmarsche der Preußen, und der völligen Wiederherstellung und Befestigung der Würden des Erbstatthalters, ingleichen die zur Rechtfertigung des während der Unruhen so sehr beleidigten Herzogs Ludwig Ernst von Braunschweig genommenen Resolutionen, erzählt der Verfasser ziemlich umständlich und richtig.

Wir müssen nun noch von den Urkunden, welche der Verf. seinem Werke beygefügt hat, und die demselben vorzüglich seinen Werth geben, etwas sagen. Bey dem ersten Theil gehen sie von S. 409. bis zu Ende. Man findet darunter einen Auszug aus den Generalpetitionen des Erbstatthalters und des Staatsraths von den Jahren 1763 bis 1783., die bey dieser ganzen Geschichte so vorzüglich wichtig sind. Ferner sind hier die vornehmsten Actenstücke über den Eintritt des Herzogs Ludwig Ernst von Braunschweig in die Dienste des Staats der V. N. abgedruckt. Dazu kommen noch die Berichte der fünf Admiralitätscollegien von 1781. und ein daraus verfertigtes Verzeichniß der Seemacht der Republik im Jahre 1782. Im zweyten Theile füllen die Urkunden die Seiten 409 bis ans Ende. Darunter finden sich die spezielle Petition des Staatsraths vom 3ten Jul. 1778. wegen der Festungen; zwey Schreiben des großen Königs an die Generalstaaten und die Staaten von Holland; das Bündniß mit Frankreich; die merkwürdigen Schreiben der Staaten von Utrecht, und der Staaten von Geldern und Zütphen an die Staaten von Holland, und die Garantieacte, nebst der vom Hrn. van Heeleren bey der Uebergabe derselben an den Erbstatthalter gehaltenen Rede. Alle diese Urkunden werden hier in deutschen Uebersetzungen geliefert, an deren Treue man nicht zweifeln wird.

Gh.

XII. Erdbeſchreibung, Reiſebeſchreibungen und Statiſtik.

Friedrich Chriſtian Franz('s) Lehrbuch der Länder- und Völkerkunde in zween (zwey) Theilen. Erſter Theil. Europa. 272 S. Zweyter Theil. Aſien, Afrika, Amerika und die neu entdeckten Länder, nebſt einem Regiſter über beede (beyde) Theile. 326 S. Stutgard, bey Erhard und Löflund. 1788. und 1790. gr. 8.

Hr. Prof. Franz vermißte ein geographiſches Lehrbuch, das zum vollſtändigen Curſus, vom erſten Unterrichte an, bis zum Beſchluſſe deſſelben immer gleich tauglich wäre. Wenn nun gleich Recenſ. der Meynung iſt, daß ein ſolches Lehrbuch große Mängel haben, und der Gebrauch deſſelben vielen Schwierigkeiten unterworfen ſeyn müſſe, die bey einer andern Methode wegfallen: ſo will er deshalb doch die Bemühung des Hrn. Verf. auf keine Weiſe tadeln. Vielmehr geſteht er gern, daß derſelbe mit großem Fleiße und mit vorzüglichen Kenntniſſen in ſeinem Fache gearbeitet hat, daher ſein Lehrbuch allen Lehrern, welche ein ähnliches Bedürfniß fühlen, vorzüglich gute Dienſte leiſten wird. Nach einer, wie es uns ſcheint, etwas zu kurzen allgemeinen Einleitung in die Geographie, folgt die Beſchreibung der einzelnen Länder, und bey dieſen iſt folgende Ordnung beobachtet: Grenzen, Größe, Gebirge, Flüſſe, Luft, Eintheilung, Produkte, merkwürdige Oerter, Geſchichte des Landes, Charakter der Einwohner, ſtatiſtiſche Anmerkungen. In gedrängter Kürze hat der Verf. unter dieſen wenigen Rubriken die vornehmſten Merkwürdigkeiten von jedem Lande zuſammen getragen, und dadurch einem geſchickten Lehrer reichen Stoff zum Unterrichte gegeben. Aber auch eine Menge anderer Leſer, denen andere koſtbarere Hülfsmittel fehlen, werden ſein Buch, das einen reichen Schatz von wiſſenswürdigen Dingen enthält, mit Nutzen gebrauchen können. Beſonders wird der zweyte Theil, deſſen Gegenſtände weniger bearbeitet ſind, ſehr vielen Leſern ange-

angenehm seyn, da der Verf. sich, wie der Kenner leicht bemerkt, durchaus sehr guter und vorzüglicher Quellen bedient hat. Daß nicht alle beygebrachte Nachrichten und statistische Angaben gleich zuverläßig sind, daraus wird niemand, welcher die Schwierigkeit einer solchen Arbeit kennt, dem Verf. einen Vorwurf machen; und bey der Sorgfalt, womit derselbe gearbeitet hat, würde es unnöthig seyn, zur Berichtigung einzelner Angaben einige Beyträge zu liefern, da man gewis erwarten kann, daß der Verf. selbst bemühet seyn wird, bey künftigen Auflagen die eingeschlichenen Fehler zu berichtigen, und da ihm die Quellen, welche Rec. zu dergleichen Berichtigungen nutzen müßte, alle bekannt seyn, und seinem Fleiße nicht entgehen werden. Lieber will Rec. zur Probe einige Stellen aus dem Buche anführen, um die Methode des Verf. desto anschaulicher zu machen. Wir wählen dazu die Beschreibung von den nordamerikanischen Freystaaten. Hier heißt es von den Produkten: „der Reichthum der nördlichen Hälfte „dieser Länder besteht in Pelzwerk und wilden Thierhäuten, „Schiffbauholz, Pech, Theer, Pferden, Hornvieh, Schafen, Schweinen, Wachs, allerley Getreidearten, Flachs, „Hanf, Eisen, Kupfer, wozu noch die Produkte der Fischerey, besonders des Stockfischfanges, kommen. Zwar fehlt „es auch den wärmern Provinzen an den meisten dieser Produkte nicht; aber Tabak, Reis und Indigo sind ihre vorzüglichsten Erzeugnisse. Den Seidenbau betreiben sie auch mit „gutem Erfolg. Ob man die natürlichen Hindernisse des „Weinbaues überwinden, und ob die Menge französischer „dorthin verpflanzter Reben gedeihen werde, muß die Zeit „lehren." Von der Beschreibung der einzelnen Provinzen wollen wir nur einige ausheben. „Massachusetsbay, „nebst Mayn, Sagadahok, und den Inseln Nantuket, Marthas Vineyard — 460 Q. M., 350,000 Einwohner. Merkwürdige Oerter; Boston auf einer Halbinsel, mit 1200 „Häusern, 15,000 (25 — 30,000) Einwohnern, einem vortreflichen Hafen, dessen Eingang durch das Fort William „vertheidigt wird. Man hält sie in Ansehung des Handels „und der Thätigkeit für die zweyte Stadt in Nordamerika, „auch ist sie unter Brittischer Herrschaft immer der Sitz der „Unruhe und der Empörung gewesen. Bunkershill, Cambridge, mit einer Universität von 3 Collegien. Charlestown 1775. Saratoga 1777. Sherborn auf Nantuket hat 5,000, und ganz Marthas Vineyard 4,000 „Ein-

„Einwohner. — Georgien von 956 (3240) Q. M. „25,000 (50—90,000) Einwohnern. Merkwürdige Oerter: Savannah, am Fluß dieſes Namens, hat den vornehmſten Hafen, 600 Häuſer. Auguſta mit ungefähr 600 „Einwohnern, eine beträchtliche Handelsſtadt. Ebenezer, „mit einer Salzburger Kolonie.“

Hiſtoriſch-geographiſche Nachrichten vom Türkiſchen Reiche, für Zeitungsleſer. Nebſt einer Charte vom ganzen Türkiſchen Reiche. Berlin, bey Weber. 1788. 40 S. gr. 8.

Der Titel zeigt ſchon die Abſicht des Verfaſſers dieſer kleinen Schrift hinlänglich. Sie enthält in der Kürze eine größtentheils richtige Beſchreibung des türkiſchen Staats aus guten, wenn gleich nicht genannten, Quellen zuſammen getragen, welche das Bedürfniß der meiſten Zeitungsleſer befriedigt, und daher von Allen, welchen der Zugang zu den Quellen, aus denen der Verf. ſchöpfte, nicht frey ſteht, mit Nutzen gebraucht werden kann.

Dr.

Etwas zur genaueren Kenntniß von Englands und Frankreichs Staatsvermögen, Handlung, Schuldenweſen, öffentlichen Einkommen und Ausgaben u. ſ. w. inſonderheit für Kaufleute und Geſchäftsmänner. Altona, bey Hammerich. 1791. 10 Bog. 8.

Zur Vollſtändigkeit dieſes Titels hätte eigentlich noch gehört — aus dem Franzöſiſchen überſetzt —, dagegen aber billig das Wort Handlung, und die vorzügliche Beſtimmung der Schrift für Kaufleute, wegbleiben ſollen. Manche Lächerlichkeit entſteht daraus, wenn gegenwärtige im J. 1788. zur Belehrung der franzöſiſchen Nation geſchriebene Abhandlung, drey Jahre nachher, als deutſches Original erſcheint, und wer darin Unterricht von dem Handel der beyden genannten Reiche ſucht, wird vergebliche Mühe anwenden. Nach S. 5. will der Verf. beyde Reiche warnen, ſich in keine neuen

Kriege

Kriege einzulassen. Dies ist aber, wie der übrige Inhalt ergiebt, weder der einzige, noch der vornehmste Zweck seiner angestellten Untersuchungen. Vielmehr gehe solcher dahin, die französische Nation über das damals bekannt gemachte Deficit zu beruhigen, sie geneigt zu machen, neue Contributionen zu übernehmen, von einem verderblichen Staatsbankerut abzumahnen, und ihr gerechte Vertheilung der Abgaben zu empfehlen. Sehr nützlich sind in jener Absicht die Schulden, Einkünfte, Ausgaben und öffentliche Lasten beyder gedachter Staaten mit einander verglichen worden. Alle Resultate hiervon fallen zum Vortheil Frankreichs aus. In seinen Stücke aber zeigt sich die Verschiedenheit so groß, als wenn man die öffentlichen Abgaben nach Kopfzahl anschlägt, weil solche in England fast noch einmal so viel, als in Frankreich auf jeden Einwohner bringen. Doch müßte dabey wohl eigentlich abgerechnet werden, was bey dem weit ausgedehnteren Handel der Engländer, ihnen fremde Völker, in deren in den Waarenpreisen versteckten Abgaben wieder erstatten. So viel bleibt indessen demohnerachtet unleugbar gewiß, daß, wenn Frankreich von jeher eine weise und gerechte Vertheilung der öffentlichen Lasten, außerdem aber eine bestimmte Civilliste gehabt hätte, es sich seit langen Zeiten in einem bessern Finanzzustande, als England, befunden haben würde. Wie jene zu reformiren sey, davon sind bloß einige Generalideen angegeben worden. So richtig hierbey der Vf. was den Territorialimpost betrifft, anerkennet, daß er unpolitisch sey, aus jeder neuen Frucht des Fleißes, eine Erhöhung der Abgaben ziehen zu wollen; so möchte es Rec. darum doch nicht mit ihm billigen, wenn von manchen Ländereyen in England, die jährlich 50 Pf. Pacht thun, nicht mehr an Contribution, als von solchen gegeben wird, die nur 25 Pf. einbringen. Wie verwerflich wäre nicht diese Classifikation, wenn man erst jetzt die Landtaxe einführte? Es ist ja auch sehr wohl denkbar, daß der durch Culturverbesserung erreichte Ertragszuwachs, in einem Verhältnisse belegt werde, welcher dem Reize zur vortheilhafteren Ländereybenutzung keinen Abbruch thut.

Hb.

H. Roberts Reise in die 13 Kantone der Schweiz, nach Graubündten, dem Walliserlande, und den übrigen

übrigen zugewandten Orten der Eydgenoſſenſchaft. Aus dem Franzöſiſchen. Zweyter u. letzter Theil. Berlin. 1791.

ſe Reiſebeſchreibung gewährt auch denenjenigen Leſern
nehme Unterhaltung, denen das allermeiſte, was
. hat, aus andern Werken längſt bekannt iſt. Ueber
ſs Unruhen, Necker und Rouſſeau breitet ſich der Verf.
Wärme eines Freundes der Freyheit aus. Dieſe Lie-
Freyheit läßt ihn das Loos der Schweizer im allgemei-
beneidenswerth finden, und flößt ihm für die Schweiz
t das lebhafteſte Intereſſe ein. Doch fällt auch ſein
um ſo ſchwerer auf die Berner, wegen der Schritte,
u Genfs Unterjochung gethan. (S. 303 ff.) Ueber
mit
t ſtellt der Verf. bey dieſer Gelegenheit eine
unterſuchung an, und bemüht ſich, zu zeigen,
er
das Leben ſelbſt genommen. Mag wohl ſeyn, daß
er
, in ſeinem Leben gewiß im Ganzen kein Mu-
er
haften Rechtſchaffenheit war, und kein Bey-
, das einer allgemeinen Nachahmung werth
es im Tod eben ſo wenig geweſen iſt!

Jl.

t und Deutſchland, in Rückſicht auf Sitten,
Litteratur und Kunſt. Eine Zeit-
ift; ausgegeben von K. P. Moritz und A.
t. Viertes Stück. Berlin, in der aka-
n. Buchhandl. 1791. 6 Bog. gr. 8.

dieſem Hefte findet man zuerſt fünf Aufſätze vom Hrn.
ath Moritz, die ſo viele Proben und Bruchſtücke aus
r Reiſebeſchreibung ſind, deren vollſtändiger Abdruck nun
Theil ins Publikum gekommen iſt. Sie ſind über-
n: Die Klöſter. Der Wegweiſer. Ankona.
bland; Tyrol. Italien: der Schatz des heili-
s zu Loretto; der Papſt. Auch der ſiebente
s Peterskirche, gehört dahin. Und ſo iſt nur
echſte übrig, welcher Bemerkungen eines Reiſen-
Potsdam, Magdeburg, Halberſtadt, und Schlan-

sig über Berlin, enthält. Größtentheils betreffen sam, und die dem großen Könige zu errichtende Statue.

Fr.

Briefe einer Curländerin, auf einer Reise durch Deutschland. Erster Theil. 175 S. Zweyter Theil. 206 S. 8. Berlin, bey Vieweg dem ältern. 1791.

Die Verfasserin dieser Briefe ist die zu Halberstadt verstorbene Madam Schwarz, die durch ihre, nach ihrem Tod heraus gekommenen, Gedichte, und durch die Nachrichten welche die deutsche Monatsschrift von ihr gegeben hat, den deutschen Publiko von einer sehr vortheilhaften Seite bekannt geworden ist. Die hier gesammelten Briefe sind ein neue Beleg über die Liebenswürdigkeit des Charakters der Verfaserin, und werden bey jedem, der sie gekannt hat, den Schmerz über ihren frühen Verlust erneuern. Zwar würde sie wahrscheinlich, wenn sie auch leben geblieben wäre, als Schriftstellerin wenig oder nichts zum Unterricht oder Vergnügen des Publicums beygetragen haben, weil sie sich theils selbst weniger zutrauete, als sie wirklich hätte leisten können, theils ihren Pflichten als Gattin, Mutter und Freundin zu getreu war. Aber wenn sie ihre Lieblingsidee, eine Mädchenerziehungsanstalt zu errichten, hätte ausführen können, so würde sie unendlichen Nutzen gestiftet haben. Ihr Tod, der diesen Vorsatz auf einmal ein Ende machte, ist in dieser Rücksicht ein großer Verlust für das Publikum; denn Rec. hat nie ein Frauenzimmer gekannt, die so viel Talente, zu diesem Zwecke mit so vieler Neigung sie dazu anzuwenden, in sich vereinigte. Auch diese Briefe sind (wie der Herausgeber sagt) in der Absicht entworfen, daß sie als ein Lesebuch zur Bildung des Herzens junger Frauenzimmer dienen sollten. Sie sind auf einer Reise geschrieben, die die Verf. mit der, seitdem durch ihre Schriften über Cagliostro und Herrn Stark, so wie durch ihre Gedichte berühmt gewordenen Frau Kammerherrin Frfr. von der Recke, aus Curland nach Deutschland gemacht hat, und den Verehrern der Fr. v. d. R. wird es angenehm seyn dieses originellen, großen Charakters in diesen Briefen öfters gedacht zu finden; nur leider! weniger, als man von der Reisegefähr-

geſäbertin erwartet hätte; doch giebt dieſe ſelbſt S. 21. den Grund davon an; für beyde gleich ehrenhaft! nur nicht befriedigend für den, der aus dieſem Munde ſo gern von der ehrlichen Eliſe mehr gehört hätte. Von Mitau geht die Reiſe über Liebau, Königsberg, Danzig, Stargard, Stolpe, Schwedt, Berlin und Dresden, nach Carlsbad. Dann über Dresden zurück, nach Hubertsburg, Leipzig, Halle, Deſſau, Sangerhauſen, Ellrich, Göttingen, Gotha, Erfurth, Weymar, Jena, Halberſtadt, und zum ztenmale nach Carlsbad. Die übrigen hernach beſuchten Städte und Orte ſind: Bayreuth, Bamberg, Würzburg, Aſchaffenburg, Hanau, Wilhelmsbad, Frankfurt, Wisbaden, Mainz, der Kurkinnen zu Brückenau, Fulda, Frankfurt an der Oder, Potsdam, Potsdam, Braunſchweig und Hamburg.

Folgender Perſonen wird mehr oder weniger, aus persönlicher Bekanntſchaft der Verfaſſerin mit ihnen, ehrenvoll gedacht: der Kupferſtecher Zink, Kapellmeiſter Reumann, Graf Mortz v. Brühl und ſeiner Gemahlin, Fürſt und Fürſtin v. Deſſau, Herzogin v. Gotha, Kammerherrin v. d. Lühe, Coadjutor v. Dalberg, Lippert, Platner, Bürger, Geh. Legat. Rath Bode, Dichterin Bohlen, Gräfin v. Bernſtorf, Ebert, Gleim, Kl. Schmidt zu Halberſtadt, Schwartz, v. Knebel, Baron Dünewal, Präſident v. Bibra zu Fuld. Steinhart, Bünſch, Jeruſalem, Nicolai, Ramler, Mendelsohn, Klopſtock, Bach, Claudius u. a. m.

Für das Publicum hat vieles, was dieſe Briefe enthalten, zwar kein Intereſſe; aber deſto mehr für die Bekannten der ſel. Verfaſſerin, für die ſie auch zunächſt herausgegeben wurden.

Jh.

Grundriß der europäiſchen Staatenkunde. Politiſche Karte von Europa und Länder- und Regententafel von Teutſchland, nebſt einer Einleitung, Erläuterung und einigen zugegebenen Tabellen. Entworfen von T. F. Ehrmann. Stuttgart, bey den Gebrüdern Mäntler. 1791. kl. 8. außer der Tabelle 7 Bogen.

Der Verf. entwarf schon vor 8 Jahren zu seinem eigenen Gebrauche die politische Karte von Europa, ließ 1787. einen Abdruck davon machen, erweiterte sie, schrieb eine Einleitung und Erläuterung dazu, und fügte noch einige andere Tabellen hinzu, unter welchen sich eine befindet, welche den Zustand der auswärtigen Besitzungen der Europäer dem Auge zur allgemeinen Uebersicht darstellt. In Ansehung der letztern wundert sich Rec. die Schweden wegen der antillischen Insel St. Barthelemi nicht mit aufgeführt zu sehen, da doch der Verf. in seinem Buche sie mit angeführt hat. Die 2 Tabellen über die Größe und Bevölkerung in Europa sind ein kurz zusammengedrängter Auszug aus Crome's Werke über die Größe und Bevölkerung in Europa. Die Einleitung betrifft die europäische Staatenkunde überhaupt, und enthält das Wissenswürdigste kurz und richtig vorgetragen; dann folgt eine Beschreibung von Europa überhaupt, und endlich eine kurze Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes aller unabhängigen Staaten Europas zur Erläuterung der allgemeinen politischen Karte von Europa. Alles ist zweckmäßig und gut beschrieben.

Rb.

XIII. Gelehrtengeschichte.

1) Ritter von Zimmermann über Friedrich den Großen, und meine Unterredungen mit ihm kurz vor seinem Tode, kl. 8. Leipzig, Weidmann 1788. 301 Seiten. Ebendasselbe in sehr großem Format auf dauerhaftem Papier, 332 Seiten.

2) Des Ritters v. Zimmermann Vertheidigung Friedrichs des Großen gegen den Grafen von Mirabeau, nebst einigen Anmerkungen über andre Gegenstände. Hannover, bey Helwing, 1788. gr. 8. 53 Seiten.

3) Novellen aus dem Archiv der Wahrheit und Aufklärung für Menschen in allen Ständen und Verhält-

hältniſſen. Erſte Lieferung. Germanien, 1789. 126 Seiten. Zweyte Lieferung, 1789. 136 Seiten. Dritte Lieferung, 1790. 197 S. 8.

4) Ueber Friedrich Wilhelm den Liebreichen und meine Unterredung mit Ihm; von J. C. Meywerk, Churhannövriſchem Hofenmacher. Frankfurt und Leipzig, 1788. 8. 23 Seiten.

5) Doctor Luther an den Ritter von Zimmermann. 1788. gr. 8. 22 Seiten.

6) Zimmermann der I. und Friedrich der II; von Joh. Heinr. Friedr. Quitenbaum, Bildſchnitzer in Hannover, in ritterlicher Aſſiſtenz eines Leipziger Magiſters. 8. London, gedruckt in der Einſamkeit. 1790. (Berlin, bey Lagarde.)

7) Sendſchreiben an den Herrn Ritter von Zimmermann, ſeine Schrift über Friedrich den Großen betreffend. 1788. 8. 31 Seiten.

8) Widerlegung der Schrift des Ritters von Zimmermann über Friedrich den Großen, von einem Wahrheitsfreunde. Errare humanum eſt, ſed in errore perſeuerare diabolicum. Germanien, 1788. 8. 88 Seiten.

9) Schreiben eines Preußen an den Herrn Ritter von Zimmermann, über das 31ſte Kapitel ſeiner Fragmente über Friedrich den Großen und die Quelle der Zimmermannſchen Rechtgläubigkeit. Frankfurt und Leipzig, 1790. 8. 72 Seiten.

10) Mit dem Herrn (von) Zimmermann, Ritter des St. Wladimir-Ordens von der dritten Klaſ-

se, Königlichem Leibarzt und Hofrath, der Akademie in Petersburg und Berlin ꝛc. Mitglied — Deutsch gesprochen von D. Carl Friedrich Bahrdt, auf keiner deutschen Universität Professor, keines Hofes Rath, keines Ordens Ritter: Berlin, Fr. Vieweg, 1790. 8. 93 Seiten.

11) Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirne, oder die deutsche Union gegen Zimmermann. Ein Schauspiel in vier Aufzügen, vom Freyherrn von Knige. 1790. 8. 76 Seiten.

12) Zimmermanns Auferstehung von den Todten, ein Lustspiel vom Verfasser im strengsten Sinne quito. Ein Gegenstück zu Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn. Neue vermehrte Auflage. 17[illegible] 8. 63 Seiten.

13) Des Herzogl. Braunschweigischen Jugenieur Obristlieutenants Mauvillon gerichtliche Verhö und Aussagen, den Verfasser der Schrift: Bahrd mit der eisernen Stirn betreffend. Braunschweig Schulbuchhandlung. 1791. gr. 8. 180 Seiten.

14) Erklärung des Verfassers der Schrift: Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn. Königsberg Nicolovius, 1791. 8. 22 Seiten.

15) Ueber und an Herrn August von Kotzebue; nebst einem Postskript an die heilige Inquisition, den Verfasser Dr. Bahrdts mit der eisernen Stirn betreffend. Hannover und Reval, 1792. 8. 4[illegible] Seiten.

16) Der Schriftstellerteufel. Ein klassisches Original-Lesebuch für unglückliche Autoren. Den Herrn

Herrn Ritter von Zimmermann gewidmet. Nebſt einem Appendix, Bahrdt mit der eiſernen Stirn betreffend. Berlin, Maßdorff. 1791. 8. 141 Seiten.

Wir nehmen alle dieſe Schriften zuſammen, da ſie auf einander Bezug haben. Der Streit, den der Hr. Ritter von Zimmermann nun ſeit einigen Jahren durch ſeinen lächerlichen Eigendünkel, durch ſeine Grobheit, durch ſeine hämiſchen Ausfälle auf die verdienteſten Gelehrten erregt hat, iſt ſo einzig in ſeiner Art, daß er einen merkwürdigen, obgleich ſehr beklagenswerthen Theil der deutſchen Litteratur des letzten Quinquennium ausmacht. Er konnte alſo in dieſer Bibliothek nicht übergangen werden.

No. 1. die Unterredungen des Herrn Ritters von Zimmermann mit Fr. II. ſind weltbekannt, bisher waren ſie aber in dieſer Bibliothek nicht angezeigt. Dies kleine Buch iſt bekanntlich die Grundlage des größern in drey Bänden, das unter dem Titel: Fragmente einige Monate lang berühmt, und nach und nach, ſo wie man die darin enthaltenen unglaublichen Unwahrheiten, lächerlichen Fehler und Mißverſtändniſſe einſehen lernte, ſehr übel berüchtigt ward. Des XCIXſten Bandes 2tes Stück und des CVten Bandes 2tes Stück dieſer Bibliothek ſind blos gewidmet, dieſe Fragmente in ihrer wahren Geſtalt zu zeigen. Schwerlich iſt wohl ein Buch jemals in ſo ſehr hohem Poſaunenton angekündiget, und nachher ſo ſehr ſchlecht befunden worden. Noch nie hat ein Schriftſteller ſo gar viel zu wiſſen vorgegeben, der ſo gar ſehr wenig wußte, noch nie ein Schriftſteller ſich ſelbſt ſo ſehr groß vorgeſtellt, der ſo ſehr klein handelte.

No. 2. Des Hrn. R. v. Z. Schrift wider Mirabeau kam bald nach No. 1. heraus, und iſt auch in die Fragmente wieder mit eingeflochten. Daher bedürfen beyde hier keiner weitern Anzeige, als blos der Anzeige des Titels. Es iſt jetzt, im J. 1792, komiſch zu leſen, wie ſich Hr. v. Z. hier im Anfange dieſer kleinen Schrift brüſtet, wegen der Nachrichten, die er dazu von einem Miniſter erhalten haben will, da man jetzt ſehr wohl weiß, was für gar erbärmliche Trivialitäten und Mißverſtändniſſe er vorbringt. Er miſcht hier unter andern beſtändig Mirabeau, mit dem Verf. der Anmerkungen zu der franzöſiſchen Ueberſetzung, gewiſſer ſchon

vergessenen geheimen Briefe zusammen. Hr. v. Z. hat sich damals in den Kopf gesetzt, Mirabeau wäre der Verfasser der gedachten Anmerkungen, und behauptete es mit vielem Schelten und Toben, ohne allen Beweis. Man wußte damals schon, Mirabeau sey nicht der Verfasser, und weiß es jetzt noch mehr. Wenn Mirabeau den geringsten Antheil daran gehabt hätte, wären die Spuren davon in seinen Papieren gefunden, und mit den andern Schriften Mirabeau's, bey der jetzigen Lage der Sachen in Frankreich, gewiß öffentlich bekannt gemacht worden. Eine Absurdität am Ende dieser Schrift S. 52 müssen wir doch anführen. Sie ist allzulustig. Hr. v. Z. unternimmt daselbst zu beweisen, der jetzige Hr. General von Bischofswerder sey unbestechbar. Nun wird jeder vernünftige Mensch fühlen, wie gar unbesonnen und undelikat es vom Hrn. v. Z. war, ganz unverlangt einen solchen Mann wegen eines Verbrechens vertheidigen zu wollen, dessen ihn niemand beschuldiget hatte und das doch kein vernünftiger Mensch ohne die wichtigsten Gründe voraussetzen kann. Wie wenn jemand den Herrn Ritter so vertheidigen wollte: „daß er ein Arzt sey, der niemand vergiftet hätte!“ — Aber der Grund dieser Unbestechbarkeit ist allerliebst absurd. Hr. v. Z. sagt: „Wäre „der Hr. v. B. nicht unbestechbar, so wäre er freylich nicht „arm, und so hätte mir seine ältere Tochter in diesem Sommer in Pyrmont nicht gesagt: „„Wir haben nicht Geld „„genug, um täglich in die Komödie zu gehen!““ Es ist schlimm scherzen mit diesem Ritter, er macht gleich Ernst und sieht mit undenkbarem Scharfsinn in die Bedeutung des, was man ihm sagt! — Und denn mag der Hr. Ritter doch so gern anbringen, daß Er mit einem vornehmen Mann oder mit einer Dame gesprochen hat.

Der Verfasser der Novellen No. 3. scheint ein recht guter Mensch zu seyn, der aber keine sonderliche Kenntniß irgend einer Art von Gelehrsamkeit verräth, und vermuthlich ein Dilettante ist, der zu seinem Vergnügen Bücher lieset und nun einen Trieb fühlte, der Welt darüber seine Meynung zu sagen. Vermuthlich glaubt er, es wäre der Welt etwas daran gelegen, denn er will ein Weltbürger seyn; und unterschreibt sich *Dimandar* der Kosmopolit. Er sagt allerley. Seine Hauptparadeyferde, worauf er sich herumtummelt, sind 1) das Lob Friedrich II. von welchem er sehr viel

hält,

hält, und ſchlechterdings wider ihn nichts will geſagt wiſſen. 2) Das Lob des Deismus und Naturalismus. Er wiederholt es oft, und fährt ſehr unſauber über alle Theologen her, ausgenommen Hrn. D. Stark in Darmſtadt, welchen er in Schutz nimmt. 3) Das Schimpfen auf die Recenſenten, welche dieſem Weltbürger doch etwas müſſen zu leide gethan haben. Er will gar nicht das Recenſiren gelten laſſen; welches um ſo mehr zu verwundern iſt, da der ehrliche Tropf doch S. 92 ff. ſeines zweyten Hefts funfzehn eigentliche Recenſionen von neuen Büchern einrückt. Unſerm Weltbürger gefällt vieles in Berlin nicht. Nicht die Berliner Gelehrten, nicht die Gegend, nicht die Gärten, nicht der Sand, nicht die Akademie der Künſte, nicht die Frauenzimmer; alles iſt nicht ſo, wie er es haben will. Ueberhaupt möchte er gern vieles in der Welt reformiren, von den Fürſten an, auf die er auch nicht wenig loszieht. In der dritten Lieferung finden wir folgendes: „Der groſſe Reformator des Menſchengeſchlechts wohnt in einer Dachſtube, friert, daß „ihm die Zähne klappern, und die Knie ſchlottern, und ſo „entwirft er ſeine groſſen Plane zur Vervollkommung des Menſchengeſchlechts.“ In dieſer Schilderung glauben wir das Bild des Verfaſſers zu finden. Der arme Mann! — Wenn er nur Macht hätte, wie vieles in der Welt würde er nicht verbeſſern, unter andern ſich ſelbſt! wenigſtens doch ſeine gar geſchwätzige Schreibart! — In der Folge der hier angezeigten Schriften führen wir dieſe Novellen nur deswegen an, weil in der erſten Lieferung S. 92 und ff. eine **Beleuchtung der Schrift des Ritters von Zimmermann gegen den Gr. v. Mirabeau** enthalten iſt, wegen welcher dieſer Schriftſteller in No. 11. von zween vertrauten Freunden des Herrn Ritters unter die Gegner Zimmermanns geſetzt und gleich allen andern ſehr grob behandelt wird. Die Beleuchtung macht nun eben die Gegenſtände nicht helle. Indeſſen hat der R. v. Z. ſo plump geſchrieben, daß ihm leicht einiges zu zeigen iſt, deſſen er ſich ſchuldig machte, deſſen ſich aber jeder vernünftiger Mann ſchämen ſollte.

Die Behauptungen des Herrn Ritters von Zimmermann, ſeine gewaltige Präſumtion, mit welcher er von den trivialſten ihn betreffenden Dingen in beyden obigen Schriften No. 1. 2. ſprach, beſonders der lächerliche Eigendünkel, welcher ſich in der Erzählung von ſeinen Unterredungen mit König

Friedrich II. allenthalben zeigte, und die plumpen Ausfälle wider verdiente Männer, fielen jedem vernünftigen Mann auf, selbst dem, der sonst den Herrn Ritter schätzte, und von diesen beyden Büchern noch einen viel bessern Begriff hatte, als sie im Grunde verdienten. Es konnte nicht fehlen, so in die Augen fallende Thorheiten mußten Stoff zur Satyre geben, die in mancherley Gestalten erschienen. Die unmittelbare Folge des so vorstechenden Selbstlobes und der komischen Aengstlichkeit in den Unterredungen mit Fr. II. war die kleine Schrift

No. 4, die unter dem Namen eines Kurhannöverschen Hosenmachers geschrieben, und so allgemein gelesen und belacht worden ist. Es wäre zu wünschen, es wäre möglich gewesen, nicht angesehene Personen namentlich hierein zu mischen, obgleich nichts eigentlich beleidigendes gegen sie darin enthalten ist. Die Persiflage trift, aber ist sehr fein, einiges sehr glücklich parodirt, und der einfältige Ton des Handwerksmannes ist glücklich getroffen und festgehalten. Die Lacher waren freylich auf der Seite des Hosenmachers. Eine so milde Satyre konnte des Zwecks nicht verfehlen. Ein englischer Schriftsteller sagt sehr richtig: „He who has provoked the laugh of wit, cannot complain that he smarts from it.“ Wenn man sich nur erinnerte, wie plump der Hr. Ritter von Zimmermann mit dem armen Obereit verfahren war, mußte der Hosenmacher unendlich gegen ihn gewinnen. Selbst das Motto auf dem aus No. 649. des Hannöverschen Gesangbuchs konnte nicht besser gewählt werden, es ist das beste Gebet zum Gebrauch eines Mannes, der die kleinen Ausbrüche der Eitelkeit nicht unterdrücken kann, die in den Unterredungen mit Fr. II. so sichtbar sind:

Gieb, daß ich mich in meinem Sinn
Durchaus nicht weiser schätze,
Als ich im Grund der Wahrheit bin,
Noch mich an mir ergötze;
Daß ich nicht auf mich selber bau,
Noch auf mein eigen Werk vertrau:
Denn das sind Satans-Netze.

No. 5. D. Luther an Zimmermann, ist ein Gedicht voll Laune und Witz. Es werden dem Hrn. Ritter sehr nützliche Wahrheiten in Knittelversen gesagt. Besonders seine thörich-

thörichte Grille, da er auf die Aufklärung ſchimpft, es, den es ſich doch vor kurzem noch zur Ehre rechnete, ein aufgeklärter Mann und ein Freund derjenigen zu ſeyn, welche er jetzt mit dem neugeprägten Schimpfworte: Aufklärer, zu brandmarken ſucht. Der neue D. Luther ſagt unter andern, in ſeinem treuherzigen Tone:

Die Aufklärung, lieber Zimmermann,
Du ſiehſt für 'ne neue Krankheit an,
Drum muß ſie haben alles gethan.
Und jedermann muß dieſe Krankheit han,
Er mag nun aufgeklärt ſeyn oder nicht;
Auf daß es an Kranken nicht gebricht,
Die augenſcheinlich beſtätigen,
Es ſey die neue Krankheit zu ſehn
All überall, wo man curiren will
Und nöthigen Kranke zu halten ſtill.
Das iſt nun ſo bey euch Aerzten der Brauch:
Ihr macht die Cur — und die Krankheit auch.

Die Aufklärung aber hat ſich gerächt
An Zimmermann, ihren abtrünnigen Knecht,
Und hat ihn rein im Stiche gelaſſen,
Als ihn das böſe Stündlein thät faſſen.
Drum ſchrieb er einen verkehrten Satz,
Dem ſonſt ſein Verſtand verſagte den Platz.

No. 6. iſt im Namen eines Bildſchnitzers in Hannover geſchrieben. An dieſer Schrift iſt hauptſächlich zu tadeln, daß ſie nicht in einer Schreibart geſchrieben iſt, die ſich für den angeblichen Autor ſchickt. Zwar läßt der V. auch einen angeblichen Vetter, einen Magiſter, mitſprechen. Beyde ſprechen ſehr gut, nur nicht als Handwerksmann oder Pedant. Dieſe Schrift iſt übrigens voll des feinſten Witzes, voll der feinſten perſiflirenden Anſpielungen. Faſt zu fein zugeſpitzt hin und wieder. Der V. hat eine ihm ganz eigene Gabe, die Thorheiten und die ſeltſamen Einfälle und Widerſprüche des Herrn Ritters zuſammen zu ſtellen, daß ſie ein mildes Lachen erwecken. Und die Schrift iſt nicht blos Perſiflage, ſondern unter die witzigſten Einfälle ſind tiefgedachte Betrachtungen über Philoſophie, Theologie, Weltleben eingemiſcht, und entſpringen manchmal gleichſam ganz natürlich aus dem Witz. Sehr drollicht iſt es, z. B. daß der V. S. 110 die Schreibart

des

des Herrn Ritters v. Z. die Pyrmontiſche nennt, weil ſie „allerdings wäſſerigt iſt und bleibt, allein nicht ſchlecht Waſſer iſt ihr Ingrediens.“ Die Schrift verräth keinen gemeinen Verfaſſer, und man merkt wohl, daß derſelbe nicht ein Mann iſt, der hier die Feder zum erſtenmal mit Ruhm in die Hand nimmt. Es iſt in der Schreibart eine gewiſſe Fülle und Glätte, die einen geübten Meiſter verräth. Schade nur, daß die Schreibart oft ein wenig zu geſchraubt iſt. Die ganze feine und originelle Manier dieſes unbekannten Verfaſſers hat den Rec. mehr als einmal an den auch unbekannten Verfaſſer des Buchs über die Ehe erinnert. Wenigſtens würde Scharfſinn, der im größten Theil dieſer Schrift herrſcht, ihm nicht Schande machen. Die drey Schriften, No. 4. No. 5. und No. 6. werden wegen ihrer neuen originellen Schönheiten ſchätzbare Stücke der deutſchen Litteratur bleiben, wenn der Streit über den Ritter Zimmermann längſt vergeſſen ſeyn wird, ſo wie man Liscovs Satyren über Philippi und Sievers noch immer mit Vergnügen lieſet, obgleich die Veranlaſſung nicht mehr intereſſant iſt.

No. 7. Das Sendſchreiben an den Herrn Ritter von Zimmermann ſtellt in einem vernünftigen, gemäßigten Ton demſelben die mancherley Thorheiten und Widerſprüche vor, deren er ſich ſchuldig macht, und läßt übrigens den wahren Verdienſten deſſelben alle Gerechtigkeit wiederfahren. Dieſe Schrift iſt ſchon einzeln in dieſer Bibliothek XCVIſten Bandes 1ſtem St. S. 277 angezeigt, wohin wir verweiſen.

No. 8. Die Widerlegung iſt gedehnt und geziert geſchrieben, voller ſeichten Reflexionen. Indeſſen ſind die Widerſprüche und Unrichtigkeiten, die der Hr. Ritter von Zimmermann in ſeiner Schrift über Friedrich den Großen hervorbrachte, meiſt ſo grob in die Augen fallend, daß auch wohl ein ganz gemeiner Menſch viele derſelben auffinden und widerlegen könnte.

No 9. Der Verf. des Schreibens eines Preuſſen an den Herrn Ritter von Zimmermann über das 31ſte Kapitel ſeiner Fragmente iſt ganz anders beſchaffen. Er ſpricht als ein Mann, der nicht nur Gelehrſamkeit, ſondern auch die Welt kennt, in einem ernſten Ton zu dem Hrn. von Z. Man ſieht, er kennt ihn perſönlich, ſo wie auch den ſeel. Hrn.

Hrn. Miniſter von der Horſt, (auf den ſich Hr. von Z. in ſeinen Fragmenten mit ſo vielem Pomp beruft,) wie er es S. 46 ausdrücklich ſagt. Er ſchildert, wie es ſcheint, richtig die Lage dieſes Herrn gegen den Hrn. v. Z., der deſſen Gefälligkeit, wie es ſcheint, gemißbraucht hat. S. 9 und 10 ſchildert der Verfaſſer, der ſich als einen Mann von Stande ankündigt, und es ſehr vermuthlich auch iſt, nach dem Leben, des Herrn Ritters: „Jagd nach hohen vornehmen Bekanntſchaften — ſeine Eitelkeit, gerade die ſich anbietende und „wegwerfende, die ſich mit einem edeln Stolze am wenigſten „verträgt.“ — Der Verf. verſichert S. 11 den Hrn. Ritter in Pyrmont geſehen zu haben, wo freylich viele von dieſen kleinen Unarten am leichteſten in die Augen fallen können, und vielleicht auch von andern bemerkt worden ſind. Die Berliniſchen Gelehrten, die Hr. v. Z. in ſeinem 31ſten Kapitel ſo unbeſonnen als hämiſch angriff, hat der Verf. auf eine würdige Art vertheidigt.

No. 10. **Mit dem Herrn von Zimmermann deutſch geſprochen von D. C. F. Bahrdt.** Mit dieſer Schrift fieng der Streit mit dem Hrn. von Z. an, eine ganz andere Wendung zu nehmen, und hatte, — freylich allein durch die Schuld zweyer unbeſonnener Freunde des Hrn. v. Zimmermann, — Folgen, die der deutſchen Litteratur zur wahren Schande gereichten. Hr. von Z. hatte in ſeinem Fragmente viele Gelehrte aufs gröbſte angegriffen, unter andern auch den bekannten Bahrdt. Er hatte daſelbſt geſagt: „Bahrdt ſey zu einem „lebenslänglichen Feſtungsarreſte verurtheilt worden,“ dieß iſt aber unwahr. Das Urtheil verdammte ihn nur auf zwey Jahre. Z. ſprach in ſeinen Fragmenten hiervon in einem Tone, der allerdings wohldenkenden Menſchen anſtößig ſeyn mußte. Er ſchien mit Wohlgefallen Bahrdts Feſtungsarreſt auf die Zeit ſeines Lebens ausdehnen zu wollen. Dies ſchien noch dazu eine ſehr unedle Urſache zu haben; denn in ſeinem gehäſſigen Ausfalle gegen Männer, welche mit ruhmwürdiger Freymüthigkeit wider Aberglauben, wider Geiſterſeherey, wider Religionsſchwärmerey u. ſ. w. geeifert, hatte er, gewiß recht hämiſcherweiſe, dieſe in allem mit Bahrdt vermiſcht. Bahrdt war nicht wegen ſeiner, die Aufklärung befördernden Schriften, ſondern ſehr gerechter Weiſe, wegen eines ſchändlichen pasquilliantiſchen Drama, das Religionsedikt, verurtheilt worden. Bahrdt, an dem ſo manches in ſeiner Aufführ-

führung zu tadeln war, hatte auch manches Gute, hatte wider Aberglauben, wider Bigotterie auch laut und männlich gesprochen. Vernünftige Leute unterschieden von jeher beydes, tadelten jenes, lobten dieses. Hr. Ritter von Zimmermann aber auf eine unedle Art, die seiner Gesinnung nie Ehre machen kann, mischte nicht allein in Ansehung Bahrdts beydes unter einander, sondern auch in Ansehung aller der edlen Männer, welche sich freymüthig wider die gröbsten Mißbräuche erklärt hatten. Diese Männer feindete Z. an. Er schimpfte auf sie auf eine, einem wahren Gelehrten unanständige, Art; noch mehr, er suchte sie auf eine hämische Art zu verunglimpfen. Bahrdt war angeklagt und verurtheilt worden, wegen eines Pasquills auf ein Königl. Preuß. Edikt, und auf eine Menge der angesehensten, rechtschaffensten und verdienteſten Leute. Z. aber, welcher andern rechtschaffenen freymüthigdenkenden Männern wehe thun wollte, welche Aufklärung befördert hatten, der unverschämt genug gewesen war, sie als Empörer und gefährliche Leute abzuschildern, stellte die Sache so vor, als wäre Hr. Bahrdt wegen seiner freymüthigen, die Aufklärung befördernden Schriften, (oder, wie es Hr. v. Z. in seiner plumpen Sprache ausdrückt, als „einer der lautesten Aufklärungsdragoner") zur Festung verdammt worden. Er stellte die Sache so vor, als fürchteten sich nun jene biedern freymüthigen Gelehrten vor Festungsstrafe. Er hatte die Unverschämtheit, im 11ten Theil seiner Fragmente S. 303. zu sagen: „Sie kröchen nun vor Ministern, die sie sonst nach allen Kräften verhöhnten." Diese Biedermänner haben sich zwar bescheiden und behutsam aufgeführt, und sich in die Zeit geschickt, indem von niemand mehr zu fordern ist, als er darf; aber nie haben sie gekrochen. Ob aber Hr. Ritter von Zimmermann vor den Großen dieser Erde krieche, mögen unbefangene Leser urtheilen, besonders wenn sie gewisse Stellen in seiner Schrift über Mirabeau lesen.

Bahrdt ließ freylich nicht leicht eine Gelegenheit ungenutzt, eine Schrift zu schreiben, und nach seiner sehr weitgehenden Dreistigkeit blieb er nicht leicht jemanden eine Antwort schuldig, der ihn angriff; denn da hätte er eine doppelte Befriedigung seiner Wünsche: Gelegenheit, (da er einmal de pane lucrando schreiben mußte) einige Bogen zu schreiben, und Gelegenheit, sein Müthlein an seinem Gegner zu kühlen. Man muß aber gestehen, daß B. hier vollkommen im moderan-

examine inculpatae tutelae war, da er sich gegen Z. vertheidigte. Z. hatte ihn auf eine beleidigende und ehrenrührige Weise angegriffen, und niemand konnte ihm also verdenken, daß auch er gegen Z. aufstand, dessen Widersprüche, dessen Inkonsequenzen, dessen hämische Verunglimpfungen zeigte. Wohl zu wünschen wäre es gewesen, Bahrdt möchte im moderamine inculpatae tutelae geblieben seyn! Indessen wenn er auch, indem er dem Hrn. Ritter von Zimmermann Wahrheiten sagte, hin und wieder grob ward, welches an sich nicht zu billigen ist, diente ihm doch zu einiger Entschuldigung, daß Z. noch viel gröber und ungeschliffener gewesen war. Wie ermedrigend war die Vergleichung zwischen beyden, welche Z. durch sein unverantwortliches Betragen selbst veranlasset hatte. Z., ehemals einer der ersten Schriftsteller Deutschlands, ein verdienter und geehrter Mann, Bahrdt, der Mann wie er nun war, ein Mann von seltener Fähigkeit, und der manche nützliche Schriften geschrieben, und mit seiner Freymüthigkeit manches Gute gestiftet hatte; aber inkonsequenk, unbesonnen, leider auch oft unmoralisch, auch wohl niederträchtig, besonders in dem Pasquill: das Religionsedikt. Und siehe da! Zimmermann greift ohne einige Veranlassung und ohne einige Ueberlegung Bahrdten an, und dieser so verschriene Bahrdt schreibt freymüthiger, billiger, männlicher und anständiger, als der ehemals mit Recht so geschätzte Zimmermann. Konnte sich Zimmermann wohl selbst mehr erniedrigen, als dadurch, daß er sich unbesonnenerweise in diese Lage setzte?

Bahrdt hat in dieser Schrift noch einen großen Vortheil über Z. Er vertheidigt die freymüthige Denkungsart in Religionssachen, er vertheidigt die Rechte der Vernunft in Glaubenssachen, die Aufklärung, welche die Nebel theologischer Menschensatzungen zu zerstreuen sucht. Diese wohlthätige theologische Aufklärung hatte Zimmermann auf die unwürdigste Art angegriffen. Bahrdt vertheidigt sie hier mit Gründen, die mit Wärme und Empfindung vorgetragen waren. Also hieran nahmen alle freymüthige Männer Deutschlands offenbar Partey für B. wider Z.

Auch hat B. sehr leichte Arbeit, wenn er den Dünkel, die Grobheit, die Inkonsequenz, die Widersprüche, die Z. sich in seinen Fragmenten zu Schulden kommen ließ, hier bloßstellt. Er thut dies, wenige Stellen ausgenommen, die man entweder nicht zweckmäßig oder allzuhart finden möchte, auf eine sehr deutliche und in die Augen leuchtende Weise, wobey Z.

sehr

sehr verliert. Zimmermanns kindische Eitelkeit, seine lächerliche Aengstlichkeit, seine affektirte Religiosität und Betlust bey seinem Aufenthalte bey dem kranken König Friedr. II. die im seltsamsten Contrast steht mit seiner unbegreiflichen Unthätigkeit am Krankenlager des Königs, dem er, obgleich als ein berühmter, weit her gerufener Arzt eigentlich gar nichts nützte, da er dem König nicht einmal sagte, was ein gewissenhafter Arzt dem Kranken zu sagen verbunden ist, stellt Bahrdt hier in ihrer ganzen Blöße dar. B. wußte freylich selten Maaß zu halten. So schien es auch dem Rec. hier am Ende, wo B. sich heraus nimmt, einem solchen Arzte, wie Z., vorzuschreiben, womit er den König hätte curiren sollen, B. gehe ganz aus seinen Schranken. Aber sehr erfahrne Aerzte gestanden unpartheyisch, Bahrdt habe sehr recht, wenn er S. 91. sagt: der von Zimmermann dem Könige verordnete Löwenzahn sey unzweckmäßig gewesen, und nach Bahrdts Rath S. 92. die Meerzwiebel in steigenden Dosen und mit etwas Mohnsaft versetzt," wäre gewiß zweckmäßiger gewesen. Aber vor allen Dingen hätte der König genaue Krankendiät halten müssen. Und auch hier muß jeder vernünftiger Mann Bahrdten beystimmen, wenn er S. 85 zeigt, daß Zimmermann dieses nothwendig dem Könige nachdrücklich hätte vorstellen müssen, und daß es unverantwortlich von ihm war, davon gegen den König zu schweigen.

Man muß also gestehen, im Ganzen hat Bahrdt in dieser Schrift gegen Zimmermann Recht. Er hatte auch Recht, deutsch mit ihm zu sprechen; denn alle Gelehrten sind gleich, und dürfen sagen, was sie zu sagen befugt sind. Hätte Bahrdt allzudeutsch hin und wieder gesprochen, und den sich so groß dünkenden Ritter in seiner sehr kleinlichen Gestalt gezeigt; so hatte dieser es sich leider! selbst zuzuschreiben. Warum fieng er so grob an, zeigte so viel Stolz, und stimmte einen groben Ton an, der alle deutsche Gelehrten befremdete, und sie wider ihn einnahm?

Der Hr. Ritter v. Zimmermann war von Bahrdt in dieser Schrift bloß gestellt, und vielleicht hatte damals eben niemand Mitleiden mit ihm; denn der Eindruck, den sein unverantwortliches Benehmen gegen die verdientesten Gelehrten machte, war noch allzu neu. Daß diese Schrift einen schmerzhaften Eindruck auf ihn möge gemacht haben, könnte man allenfalls vermuthen. Zwar wenn man einen von seinen eige-

nen

nen Aeußerungen trauen ſollte, ſo wäre er jetzt gegen Sarkasmen eben ſo gleichgültig, als er vor etwa 10 Jahren den Regimentsſchirurgus Hempel verſicherte: gleichgültig gegen die Fratzen des Ranges zu ſeyn. Er meinte es vielleicht in beyden Fällen gleich ernſtlich. Er ſagt im IIIten Bande ſeiner Fragmente (kl. Ausg. S. 218): „Ich würde die Sarkasmen, die ich aus des Königs Munde gehen hörte, alle erzählen, wenn ſie der König auf mich abgeſchoſſen hätte ꝛc.“ — Nun wären doch gewiß Sarkasmen, die König Friedrich II. wider Hrn. v. Z. geſagt hätte, viel bedeutender, als die von Bahrdt kamen. — Aber es iſt dem Herrn Ritter, der ſonſtigen Erfahrung nach, eine ſolche Gleichgültigkeit eben nicht zuzutrauen. Seine bebende Aengſtlichkeit, die ihn, eigener Beſchreibung zufolge, antrat, ſobald Friedrich ihm nur eine ungnädige Mine machte, könnte vermuthen laſſen, es würden ihm die Knie geſchlottert haben, und er würde todtenblaß am Lehnſtuhl des Königs ein noch viel ängſtlicher Stoßgebet gebetet haben, als an der Pyramide, wenn der König gar Sarkasmen auf ihn geſchoſſen hätte. Und die heftige Art, mit der er ehemals einige nicht unverdiente Sarkasmen Käſtners und Lichtenbergs — Männer, die ihm an Verdienſten und Anſehn in der gelehrten Welt wenigſtens gleich zu ſtellen ſind — aufnahm, ſcheint zu beweiſen, daß er durch Sarkasmen tief verwundet wird, und laut aufzuſchreyen genöthigt iſt, ſobald er die Wunde fühlt. Die unbeſchreibliche Wuth, mit welcher er einige gleichfalls wohlverdiente Sarkasmen der Herren Gedike und Bieſter erbleberte, ſcheint dies zu beſtätigen. Selbſt die unerwartete Art, wie er kürzlich in der vom deutſchen Publikum, wegen ihrer Grobheit, Schimpfens und ſeichten Geſchwätzes ſo allgemein verachteten Hofmanniſchen Wieneriſchen Zeitſchrift wider den Hrn. von Knigge die heftigſten Beſchuldigungen machte, (welche ihm ſogar einen Injurienproceß zugezogen haben,) könnte man hieher ziehen; wenn die Muthmaaßung einiger vorſchnellen Leute wahr wäre, daß die Sarkasmen des Hofeymachers darauf einen Einfluß hätten. Aber es wäre doch eine allzuniedrige Denkungsart, wenn der Hr. v. Z. lachende Sarkasmen, mit plumpen Beſchuldigungen von Hochverrath und Empörungsſucht hätte rächen wollen. Wir wollen lieber zu ſeiner Ehre annehmen, blos aus einer gutgemeynten, obgleich übel verſtandenen Begierde, Empörungen zu verhindern, welche ſeine bekannte hypochondriſche Aengſtlichkeit als ganz nahe

anſah, werde dieſer Ausfall geſchehen ſeyn, der unbefangene Leute ſo ſehr in Verwunderung ſetzte.

Doch dem ſey wie ihm wolle! Auf Bahrdts Sarkasmen ſchwieg Herr von Z. ganz ſtille. Etwa vielleicht, weil ſie ihn gar nicht rührten, denn unbekannt können ſie ihm wohl nicht geblieben ſeyn. Er verſichert ſogar in ſeiner öffentlichen Erklärung, „er habe ſeine Freunde gebeten, ihn nicht „zu vertheidigen,“ welches noch glaubwürdiger ſeyn würde, wenn er nicht in eben dieſer Erklärung ſo große Unwahrheiten von ſeinen Gegnern ſagte. Es wäre indeſſen zu wünſchen geweſen, daß zwey vertraute Freunde des Hrn. von Z. dieſes ſein Stillſchweigen, welches wir ihm auf die ihm vortheilhafteſte Art ſeiner eigenen Vorſtellung nach, zur Gleichgültigkeit und zur Großmuth gegen ſeine Gegner auslegen wollen, ſich zum Muſter genommen, und ſeine feindſeligen Briefe ihm gewährt hätten. Sie haben nachher ſeine Großmuth gegen ſeine Gegner gerühmt, wir haben aber keine Proben davon geſehen, wofern nicht ſein Stillſchweigen auf Bahrdts derbe Sprüche wider ihn Großmuth war.

Dieſe beyden Herren nahmen es etwas zu ſehr zu Herzen, daß, nachdem Hr. v. Z. ſo laut wider viele Perſonen geredet hatte, nun auch viele Perſonen wider ihn laut zu reden anfiengen. Dieſes war doch eine natürliche Folge von jenem. Sie wollten, wie ſich nachher einer von ihnen ausdrückte, dem Lärm ein Ende machen. Das ſollte vermuthlich heißen, künftig ſollte Zimmermann allein gegen jedermann laut ſprechen dürfen, niemand aber gegen ihn. Denn der Erfolg zeigte, daß ſie auf den großen Lärm, den eigentlich Zimmermann zu machen anfieng, und lange, beynahe bis jetzt, damit fortgefahren iſt, gar keine Rückſicht nahmen, ſondern blos auf das, was wider Zimmermann geſagt war. Man ſah wohl, das was Bahrdt mit Zimmermann deutſch geſprochen hatte, machte den meiſten Eindruck auf ſie, wie es auch wohl nicht anders ſeyn konnte. Sie wollten dieſen kühnen Widerſacher Zimmermanns beſtrafen, daß er ſich unterſtanden hätte, wider Zimmermann aufzutreten; ja noch mehr, jeder Gelehrter, der nur ein beyläufiges Wort wider Zimmermann eingewebet hatte, ſollte auch — nicht etwa widerlegt — ſondern ſo arg mit Koth beworfen werden, daß ſich niemand wieder unterſtehen dürfte, nur ein Wort wider Zimmermann zu ſagen. Dies hießen die Herren, dem

Lärm

Lärm ein Ende machen. Daher erſtreckte ſich ihre freundſchaftliche Sorgfalt für Zimmermann nicht nur auf jeden Schriftſteller, welcher vor zehn oder zwölf Jahren in irgend einem längſt vergeſſenen Streite eine längſt vergeſſene Streitſchrift wider Zimmermann geſchrieben; ſondern ſogar auf jeden, der etwa gelegentlich zehn oder zwölf Worte über ihn geſagt hatte. Es wär viel, daß ſie ein ſo gutes Gedächtniß hatten!

Alle dieſe Gelehrten, ob ſie gleich unter ganz verſchiedenen Umſtänden, und allemal auf Zimmermanns eigene Veranlaſſung, und durch ſeine eigene Schuld wider ihn geſchrieben hatten, ſollten nun vorgeſtellt werden, als hätten ſie ſchon ſeit zwölf und mehreren Jahren aus bloſſer Bosheit und Neid eine Verbindung unter ſich geſtiftet, den ganz unſchuldigen, frommen, ſanften, niemahls beleidigenden Zimmermann zu kränken, zu verleumden, und beſonders dieſen ſo glaubwürdigen Mann ganz um ſeine wohlverdiente Glaubwürdigkeit zu bringen. Wir übertreiben hier die Sache gar nicht, denn ein vertrauter Freund des Hrn. v. Zimmermann ſagt in ſeiner öffentlichen gedruckten Erklärung vom 7. Februar 1794 ausdrücklich: „Man übte gegen den Hrn. v. Z. aus, was „Voltaire gegen Rouſſeau vorſchlug: Il n'y a qu'une partie „à prendre contre lui, c'eſt de le diſcrediter de toutes „manières, de ne plus lacher priſe contre lui, de le reduire au point de ne plus être cru ſur rien. Je donne„rai l'exemple; imités mes tous.“ Dieſes Vorgeben iſt freylich eine grobe Unwahrheit. Nie iſt eine Verbindung da geweſen, die ſo ungerecht gegen den Hrn. v. Z. gehandelt hätte, ſondern jeder Gelehrter, der Zimmermanns Gegner war, übte nur das Recht der Selbſtvertheidigung und der Selbſthülfe aus, welche jedem Gelehrten gegen einen litterariſchen Angriff zukommen. Beſtändig und von jeher war Z. der angreifende Theil. Niemals iſt eine Verbindung wider ihn geweſen. Ja einige Angriffe, die ſich Z. gegen andere Gelehrten erlaubte, ſind unbeantwortet geblieben. Dies alles zeigt der Augenſchein, wenn man die Schriften unpartheyiſch betrachtet, die wider ihn ſind geſchrieben worden. Eine ſolche Verbindung mehrerer Gelehrten wider Zimmermann erdichtete Zimmermann ſelbſt, erdichteten ferner die beyden Freunde des Hrn. v. Z., die ihn durch ein Pasquill vertheidigen wollten. Weil Bahrdt ein ſehr verſchrieener und wegen mancher unbeſonnenen und vielleicht unmoraliſchen Handlungen von vielen verachteter Mann war, ſo wollten ſie dieſen,

zum Hauptheer nur in ihrem Gehirn existirenden Verbindung machen, um alle Gegner Zimmermanns tief zu erniedrigen, indem sie mit Bahrdt in eine Klasse, und sogar noch unter ihn gesetzt wurden. Ihre Erfindungskraft setzten sie dabey eben nicht in Unkosten. Bahrdt hatte eine deutsche Union erdacht, eine Windbeuteley, womit er etwas Geld zusammenbringen wollte. Sie hatte freylich mit Zimmermann nichts zu thun, aber es war leicht zu ersinnen, auch wider Zimmermann habe er eine deutsche Union errichtet. Er hatte im Anfange der vor uns habenden Schrift No. 11. zur Erklärung, warum er sich erdreiste mit Hrn. v. Z. deutsch zu sprechen, gesagt: „Ich bin ja bekanntlich ein Mann, der von „der Mutter Natur einmal mit einem schier seltenen Grade „von Feuer und Dreistigkeit ausgesteuert ist. Ich bin gewohnt, mit eiserner Stirn, auf alles loszugehen, was „mir in meinen Weg kömmt, und besonders die Narrheiten „sowohl als die Tücken der Gläubigen mit unverschonender Hi„tze anzugreifen, ohne mich darum zu bekümmern, ob sich „diese Krankheiten unter Stern, Ordensband oder Ritterge„hänge verbergen, oder ob sie unter einem zerlumpten Rocke „vorschimmern.“ Da war also der Titel gefunden zu der schändlichen Schrift:

No. 11. D. Bahrdt mit der e
die deutsche Union gegen Zimmerma
französisches niedriges Pasquill, auf
Nationalversammlung in Paris, unter dem Titel:
blée nationale au B** Dieses hätte der dra
dieses scheußlichen Schauspiels, (der,
weiß, leider! der Hr. von Kotzebue ist,
seinem Aufenthalte in Paris gesehen, und
voller Plattitüden, würdig gehalten, au
und zum Lobe und Vertheidigung seines Bi
mann, in einer scheußlichern Gestalt
Absicht auf die sittenlose Ausführung und
lose Schreibart hatte er auch ein würdiges Mu
nämlich das Drama, das Religionsedikt; er verfolgte
selbe in allem, sogar in der verabscheuungswürdigen
nen unschuldigen Verfasser namentlich auf dem
Verfasser anzugeben, und man muß wenigstens gestehen,
er sein Vorbild an ekelhafter Darstellung gewiß
treffen hat.

Von dem Stücke ſelbſt wollen wir weiter nichts ſagen. Daß es ein Schandfleck der deutſchen Gelehrſamkeit iſt und alles übertrifft, was man ſich von Niederträchtigkeit und hämiſcher Verunglimpfung hätte vorſtellen können, darüber iſt ganz Deutſchland eins. Wir können nur nicht unſer groſſes Befremden bergen, daß zwey vernünftige Leute ſich einbilden konnten, ehrliche Leute würden durch einen ſolchen Angriff geſchimpft, oder ein ehrlicher Mann und ihr Freund könnte durch eine ſolche ſcheußliche Schartеke vertheidigt werden. Die allerſchändlichſte und vollends ganz unverzeihlichſte Erdichtung war, daß auf dem Titel dieſer Schandſchrift der Namen des Hrn. von Knigge, als Verfaſſer derſelben angegeben war. Derjenige der fähig war, dieſe boshafte Erdichtung ſich zu erlauben, mußte in dieſem Augenblicke alle Empfindungen der Rechtſchaffenheit, deren er ſonſt fähig war, unterdrückt haben. Nicht nur die niedrigſten Verläumdungen, die pöbelhafteſten Beſchimpfungen drucken zu laſſen, ſondern auch einen unſchuldigen Mann namentlich als Verfaſſer anzugeben! Das geht ſehr weit! Groſſer Gott! wohin kann doch Leichtſinn und Dünkel auf der einen Seite, und heftige blinde Leidenſchaft auf der andern Seite, Leute bringen, denen es ſonſt doch nicht an Vernunft und auch nicht an guten Geſinnungen fehlt!

No. 12. **Zimmermanns Auferſtehung** iſt ein würdiges Gegenſtück zu No. 11. in Anſehung der niederträchtigen Darſtellung und des Schmutzes. Bahrdt hat ſich, leider! in ſeiner eigenen Lebensbeſchreibung als Verfaſſer dieſes Stücks angegeben. Daß er es ſchreiben, und daß er ohne Reue ſich dazu bekennen konnte, war ein deutlicher Beweis, daß die feinen Begriffe von Ehre und Schande bey ihm ſehr ſtumpf geworden waren.

Es wird nun nöthig ſeyn zu erzählen, wodurch No. 13. veranlaſſet ward.

Die Schrift: **Bahrdt mit der eiſernen Stirn**, erregte allenthalben den gröſten Unwillen, ſelbſt bey denen, welche den Hrn. v. Zimmermann ſonſt vorzüglich ſchätzten. So viel Empfindung der Ehre und Rechtſchaffenheit iſt denn doch noch in Deutſchland, daß ein ſolcher pöbelhafter Angriff verdienter Leute allenthalben verabſcheuet werden mußte. Die Schrift war übrigens von einer ſolchen atrocen Art, daß wohl

zum Haupt-der nur in ihrem Gehirn existirenden Verbindung machen, um alle Gegner Zimmermanns tief zu erniedrigen, indem sie mit Bahrdt in eine Klasse, und sogar noch unter ihn gesetzt wurden. Ihre Erfindungskraft setzten sie dabey eben nicht in Unkosten. Bahrdt hatte eine deutsche Union erdacht, eine Windbeuteley, womit er etwas Geld zusammenbringen wollte. Sie hatte freylich mit Zimmermann nichts zu thun, aber es war leicht zu ersinnen, auch wider Zimmermann habe er eine deutsche Union errichtet. Er hatte im Anfange der vor uns habenden Schrift No. 11. zur Erklärung, warum er sich erdreiste mit Hrn. v. Z. deutsch zu sprechen, gesagt: „Ich bin ja bekanntlich ein Mann, der von „der Mutter Natur einmal mit einem schiefen seltenen Grade „von Feuer und Dreistigkeit ausgesteuert ist. Ich bin gewohnt, mit eiserner Stirn, auf alles loszugehen, was „mir in meinen Weg kömmt, und besonders die Narrheiten „sowohl als die Tücken der Gläubigen mit unverschonender Hi„tze anzugreifen, ohne mich darum zu bekümmern, ob sich „diese Krankheiten unter Stern, Ordensband oder Rittergehäng verbergen, oder ob sie unter einem zerlumpten Rocke „vorschimmern.“ Da war also der Titel gefunden zu der schändlichen Schrift:

No. 11. D. Bahrdt mit der eisernen Stirn, oder die deutsche Union gegen Zimmermann. Es existirt ein französisches niedriges Pasquill, auf die erste constituirende Nationalversammlung in Paris, unter dem Titel: l'Assemblée nationale au B** Dieses hatte der dramatische Verfasser dieses scheußlichen Schauspiels, (der, wie man nunmehr weiß, leider! der Hr. von Kotzebue ist) vermuthlich bey seinem Aufenthalte in Paris gesehen, und das armselige Ding, voller Plattitüden, würdig gehalten, auf deutschen Boden und zum Lobe und Vertheidigung seines Gönners Zimmermann, in einer scheußlichern Gestalt verpflanzt zu werden. In Absicht auf die sittenlose Ausführung und auf die plumpe schamlose Schreibart hatte er auch ein würdiges Muster vor sich, nämlich das Drama, das Religionsedikt; er befolgte dasselbe in allem, sogar in der verabscheuungswürdigen Idee, einen unschuldigen Verfasser namentlich auf dem Titel als Verfasser anzugeben, und man muß wenigstens gestehen, daß er sein Vorbild an ekelhafter Darstellung gewiß noch übertreffen hat.

Von

Von dem Stücke selbst wollen wir weiter nichts sagen. Daß es ein Schandfleck der deutschen Gelehrsamkeit ist und alles übertrifft, was man sich von Niederträchtigkeit und hämischer Verunglimpfung hätte vorstellen können, darüber ist ganz Deutschland eins. Wir können nur nicht unser großes Befremden bergen, daß zwey vernünftige Leute sich einbilden konnten, ehrliche Leute würden durch einen solchen Angriff geschimpft, oder ein ehrlicher Mann und ihr Freund könnte durch eine solche scheußliche Scharteke vertheidigt werden. Die allerschändlichste und vollends ganz unverzeihlichste Erdichtung war, daß auf dem Titel dieser Schandschrift der Namen des Hrn. von Knigge, als Verfasser derselben angegeben war. Derjenige der fähig war, diese boshafte Erdichtung sich zu erlauben, mußte in diesem Augenblicke alle Empfindungen der Rechtschaffenheit, deren er sonst fähig war, unterdrückt haben. Nicht nur die niedrigsten Verläumdungen, die pöbelhaftesten Beschimpfungen drucken zu lassen, sondern auch einen unschuldigen Mann namentlich als Verfasser anzugeben! Das geht sehr weit! Großer Gott! wohin kann doch Leichtsinn und Dünkel auf der einen Seite, und heftige blinde Leidenschaft auf der andern Seite, Leute bringen, denen es sonst doch nicht an Vernunft und auch nicht an guten Gesinnungen fehlt!

No. 12. **Zimmermanns Aufersteh**ung ist ein würdiges Gegenstück zu No. 11. in Ansehung der niederträchtigen Darstellung und des Schmutzes. Bahrdt hat sich, leider! in seiner eigenen Lebensbeschreibung als Verfasser dieses Stücks angegeben. Daß er es schreiben, und daß er ohne Reue sich dazu bekennen konnte, war ein deutlicher Beweis, daß die feinen Begriffe von Ehre und Schande bey ihm sehr stumpf geworden waren.

Es wird nun nöthig seyn zu erzählen, wodurch No. 13. veranlasset ward.

Die Schrift: **Bahrdt mit der eisernen Stirn**, erregte allenthalben den größten Unwillen, selbst bey denen, welche den Hrn. v. Zimmermann sonst vorzüglich schätzten. So viel Empfindung der Ehre und Rechtschaffenheit ist denn doch noch in Deutschland, daß ein solcher pöbelhafter Angriff verdienter Leute allenthalben verabscheuet werden mußte. Die Schrift war übrigens von einer solchen atrocen Art, daß wohl

die Neugierde erregt worden konnte, wie sie entstanden und wer wohl sinnlos genug gewesen sey, zu glauben, durch eine solche Schrift könnte Zimmermann beschützt oder geehrt werden. Indessen würde der Verfasser, (wenn er sich nicht etwa durch eigenes Geschwätz entdeckt hätte) vielleicht nicht bekannt geworden seyn, und diese schmutzige Schrift würde viel eher in den tiefen Boden der Vergessenheit gesunken seyn, worin alle dergl. niedrige pöbelhafte Schriften bald sinken, wenn nicht eine merkwürdige gerichtliche Untersuchung über den Verfasser wäre veranlaßt worden.

Es schien jedermann unbegreiflich, warum Herr Klockenbring in Hannover in diesem Pasquill mit aufgeführt und noch dazu viel wütender angegriffen war, als alle übrigen, Bahrdt ausgenommen. Es war nicht bekannt, daß Hr. Klockenbring jemals etwas wider Hrn. von Zimmermann geschrieben hätte. Ja es war bekannt, daß Hr. von Z. ehemals sein besonders guter Freund war, und eine kleine Schrift desselben: Schreiben eines Viehhändlers über die Physiognomik, zum Drucke beförderte. Weil alles, was vom Hrn. Klockenbring in der Schandschrift gesagt wird, nur solche Dinge sind, die sich auf die Stadt Hannover beziehen, und außer Hannover nicht das geringste Interesse haben; so kam man, selbst in Hannover, auf eine sonderbare Vermuthung. Man glaubte, die Verfasser hätten nur Hrn. Klockenbring hineingebracht, und von ihm eine solche Hannöversche Chronique scandaleuse erdichtet und zusammengetragen, damit man aus diesem Umstande urtheilen möchte, es müßte wirklich jemand in Hannover der Verfasser seyn, damit auf diese Art der Verdacht, auf den auf dem Titel als Verfasser genannten Freyherrn von Knigge im Ernste näher gelenkt würde. Es setzt dies eine so verdoppelte abscheuliche niedrige Bosheit der Verf. voraus, zwey unschuldige Männer zusammen zu hetzen, um sich selbst zu verbergen, und sich an ihrem Streite zu laben, daß man wohl wünschen möchte, es wäre weniger wahrscheinlich, oder man könnte, (um diese Vermuthung zu widerlegen) eine andere wahrscheinlichere Ursache finden, warum Herr Klockenbring auf eine so abscheuliche Art angegriffen worden sey. Doch dem sey wie ihm wolle! Daß Hr. Kl. in dies Stück gebracht wurde, war die Ursache, daß die Verfasser früh bekannt wurden. Alle andere angegriffene Personen, betrachteten dies Ding mit verdienter Verachtung. Nur Hr. Klocken-

ckenbring nahm dieſen haßhaften Angriff ſehr zu Herzen. *) Er konnte vielleicht in ſeiner Lage, da er ein öffentliches Amt bekleidete, und von der Stadt, deren Policey er zu verwalten hatte, geſchändet war, Urſachen haben, ſich darüber mehr zu kränken. Er zeigte daher der Regierung zu Hannover dieſe Schrift an. Man verſichert, er habe ſie in dreyfacher Qualität als ein ſtrafenswürdiges Pasquill angezeigt:

1) Weil dieſes Pasquill eine Menge verdienter und unbeſcholtener Männer, und unter dieſen auch ihn ſelbſt pasquillantiſch angreife.

2) Weil es ihn beſonders in ſeinem Amte angreife, in ſo fern er auf die Polizey zu Hannover eine Mitaufſicht habe,

3) Weil es ſelbſt die Regierung in Hannover angreife. Denn in dem Pasquill war geſagt worden: Hr. Kl. habe den „Erben des ſel. Hrn. v. Wüllen das Hannöveriſche Intelligenzblatt entriſſen, und habe mit andern Hungrigen die „Beute getheilt.“ Nun war ſelbſt die Regierung des Landes mit den von Wüllens Erben wegen einer Vergütung für das Intelligenzblatt übereingekommen, um es (wie in mehrern Ländern geſchieht) auf öffentliche Koſten zu übernehmen. Die Regierung hatte Hr. Klokenbring zum Aufſeher über das Intelligenzblatt geſetzt, und allerdings hatte alſo auch der Pasquillant die Landesregierung beleidigt.

Die natürliche Folge dieſer Anzeige war, daß die Regierung der Juſtizkanzley in Hannover auftrug, eine Unterſu...ng anzuſtellen, um den Verfaſſer herauszubringen, und

*) Es iſt ſehr zu beklagen, daß dieſe ſchändliche Schrift auf dieſen um den Hannöverſchen Staat verdienten, und als Schriftſteller ſchätzbaren Mann eine betrübte Wirkung gehabt hat. Er hat ſich dieſelbe ferner ſo ſehr zu Gemüthe gezogen, daß er von der Zeit an, da ſich Herr von Kotzebue endlich als Verfaſſer dieſer Schrift erklärte, und ſie für eine Poſſe ausgeben wollte, in einen traurigen Gemüthszuſtand verfiel. Wehe dem Schriftſteller, der ſolche Folgen ſeiner Schriften auf dem Gewiſſen hat! Ich möchte um aller Welt Güter nicht in ſeiner Stelle ſeyn. Der herzlichſte Wunſch jedes Menſchenfreundes iſt gewiß, daß dieſe Folgen aufgehoben würden. Einige Hoffnung dazu ſoll da ſeyn, nachdem Hr. Hahnemann in Gotha den Kranken in die Kur genommen.

ihn zu bestrafen. Es ist mehrern Personen aufgefallen, daß in dieser Untersuchung niemand in Hannover und in den hoverschen Landen selbst vernommen, sondern daß nur wärtige Orte geschrieben wurde; und was das sonl war: man ließ durch gerichtliche Requisition verschiedene, in dem Pasquill angegriffene, auswärtige Personen vernehmen, daß sie endlich anzeigen sollten, wen sie für den Verfasser hielten. Dies ward auch von dem Herrn Obristlieutenant Mauvillon in Braunschweig gefordert. Die Schrift No. 12. enthält seine gerichtliche Aussage, welche er aus Gründen, die er in der Vorrede anzeigt, hat drucken lassen. Seine Vermuthung gieng dahin, daß der Hr. v. Z. selbst Verfasser der Schrift: Babrot mit der eisernen Stirne sey. Er schloß dieses aus der genauen Uebereinstimmung vieler Ausdrücke und Wendungen in dem Pasquill, und aus dem ganzen Benehmen des Hrn. v. Z. gegen seine Gegner. Es ist wahr, Zimmermanns Benehmen gegen seine Gegner hatte, wie es Hr. M. deutlich zeigt, eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Benehmen des unbekannten Verfassers der Schmähschrift gegen dieselben, welche Aehnlichkeit etwas zu beweisen schien, und auf alle Fälle dem Hrn. von Z. nicht zur Ehre gereichte. Freylich ganz treffend war der Schluß aus der Aehnlichkeit der Ausdrücke nicht; denn es konnte jemand des Hrn. von Z. Schriften fleißig gelesen, und sich dessen beleidigende Flosken zu eigen gemacht haben. Aber auch da war es sehr bemerkungswürdig, daß ein Pasquillant sein Pasquill nicht ärger einzukleiden gewußt hatte, als wenn er Zimmermanns eigene Ausdrücke wählte. Besonders aber die ganz genaue Bekanntschaft mit den geringsten, den Hrn. v. Z. betreffenden Kleinigkeiten, mit unbedeutenden Streitschriften, die zehn Jahre alt waren, mit jeder einzelnen, wider ihn geschriebenen, Zeile, schien beynahe nur bey dem Hrn. v. Z. selbst Statt finden zu können, und also Hrn. O. L. Mauvillons Vermuthung zu bestätigen. Wenigstens war wohl zu sehen, der Verf. der Schrift müsse alles, was den Hrn. v. Z. angehe, äußerst wichtig finden, und sich sehr viel damit beschäftigt haben. Hr. Mauvillon glaubte, nur der Autor selbst wäre fähig, sich so genau um alle ihn angehende Kleinigkeiten zu bekümmern. Nachher hat sich freylich gefunden, daß ein vertrauter Herzensfreund des Hrn. v. Z. hinter der Decke war. Bekanntlich erbot sich damals der Hr. v. Z., wegen Hrn. M. Vermuthung einen schauderhaften Eyd zu schwören, welches Erbieten

lächer-

lächerlich ſchien, da man von einem Mann, wie Hr. von Z., wohl nicht vermuthet hätte, daß er das Schauderhafte eines Endes für das wichtigſte halten könnte. Aber es ward auch bemerkt, daß er in ſeiner ſeltſam gefaßten Erklärung die Hauptfrage übergieng, worauf damals die ganze Unterſuchung ſich einſchränkte, nämlich: Wer der Verfaſſer der Schmähſchrift ſey, und ob er wiſſe, wer es ſey? Darüber war Hr. M. gefragt worden, und wenn Hr. v. Z., wie man dies damals gewiß vermuthete, von der Juſtizkanzley auch darüber wäre befragt worden; ſo würde er ſchwerlich haben läugnen können, daß er wiſſe, ſein vertrauter Herzensfreund, und ein ihm ſehr verpflichteter Jüngling hätten dieſes Pasquill gemacht, um dem Lärm ſeiner Gegner ein Ende zu machen. Hierüber würde er alſo wahrſcheinlich keinen Eyd, ſchauderhafft oder nicht ſchauderhafte, abgelegt haben. Ob ſeine Freunde ihm etwas von dem Pasquill vorher geſagt, oder es ihm nachher geſchickt hätten, um ihm, ihrer Meynung nach, eine unverhoffte Freude zu machen, konnte der Juſtizkanzley ſo ſehr wichtig nicht ſeyn, da ſie ſich nur mit Entdeckung des Verf. jetzt beſchäftigte.

Indeſſen hatte die hannöverſche Juſtizkanzley auch nach und nach erfahren, daß die Schmähſchrift zu Graiz im Voigtlande war gedruckt worden. Dieß brachte natürlich näher auf die Spur, von wem der Buchdrucker das Manuſcript möchte erhalten haben; und nun fiengen die Verfaſſer an zu fürchten, ſie möchten entdeckt werden. Hier nahm der Hr. v. Kotzebue, um ſich zu verſtecken, zu einem Mittel Zuflucht, welches freylich nur ein Mann zu wählen ſich erlauben konnte, welcher ſich ſchon erlaubt hatte, ein ſo ſcheußliches Pasquill auf ſo viele rechtſchaffene Leute zu machen. Er wollte ſich nämlich mit einem dreyfachen falſchen Zeugniſſe heraus helfen. Herr Rath Schulz in Mietau hatte, als er und zugleich Hr. v. K in Weimar war, auf deſſen Erſuchen beym Kupferſtecher Lips die an ſich ganz unſchuldige Vignette beſtellt, und das Manuſcript des Pasquills durch ſeinen Schreiber abſchreiben laſſen. Er verſichert, daß er es ungeleſen empfangen, und ungeleſen mit der Abſchrift wiedergegeben habe, welches auch den Umſtänden gemäß nicht unwahrſcheinlich iſt. Nun hatte, ein Reiſender, zufälligerweiſe bey Hrn. Lips einen Abdruck der Vignette geſehen. Dieſer ganz unſchuldige Mann, welcher auch den Zweck der bey ihm beſtellten Vignette nicht gewußt

wußt hatte, ſagte ganz unbefangen, von wem ſie bey ihm ſey beſtellt worden. Dies erfuhr K., und befürchtete eine gerichtliche Requiſition nach Mietau, welche auch nachher erfolgt iſt. Er ſchrieb alſo voll Angſt an Hrn. Rath Schulz, er möchte, wenn er gerichtlich befragt würde, nicht die Wahrheit ſagen, ſondern vorgeben, er habe von dem Buchhändler Hrn. Gauger in Dörpat den Auftrag bekommen. K. verſicherte zugleich, er wollte ihm einen anticatirten Brief von gedachtem Hrn. Gauger ſchaffen, worin ihm dieß aufgetragen werde, und dieſen Brief ſolle er dem Gerichte als einen Beweis vorlegen. Dieß wäre alſo ein doppeltes falſches Zeugniß geweſen. Damit noch nicht zufrieden, bewog er (durch Mittel, die ihm am beſten bekannt ſeyn werden) einen gewiſſen Menſchen in Reval, Namens Schlegel, ſich für den Verfaſſer des Bahrdts mit der eiſernen Stirne auszugeben, und dieſes falſche Zeugniß ſogar vor einem Kaiſerl. öffentl. Notarius als Wahrheit zu bekräftigen. Dieſe unter des Schlegels Namen verfaßte falſche Erklärung iſt in der Schrift No. 14. abgedruckt, und ſogar auch das Zeugniß des Notarius hinzugefügt, welchem dieſe Unwahrheit von dem Schlegel als Wahrheit war vorgelegt worden. Welche Strafe ein ſolches offenbares Falſum in den Geſetzen verdient, und wie ſehr derjenige, welcher ſich erlaubt, es zu begehen, in der Achtung aller rechtſchaffenen Leute herab geſetzt werden muß, darf nicht erſt geſagt werden. Hierzu kömmt, daß die in Schlegels Namen verfaßte Erklärung nicht die geringſte Reue zeigt, oder mit einiger Erkenntniß des durch das Pasquill gethanen Unrechts und Unbeſonnenheit des Verfaſſers abgefaßt iſt; ſondern in einem muthwilligen, wegwerfenden Tone, und voll neuer Beleidigungen der angegriffenen Perſonen und des Gerichtshofes, welcher die Unterſuchung veranlaßt hatte, und ſie hätte veranlaſſen müſſen. Man ſah leider! wohl, daß dem rechten Verfaſſer ſein Pasquill noch gefiel, und daß er glaubte, dies mit ſtolzem Muthwillen zu erkennen geben zu dürfen, weil er nun meinte, einen andern vorgeſchoben zu haben, und unbekannt bleiben zu können. Hätte er hier noch unter Schlegels Namen Reue gezeigt, ſeine Unbedachtſamkeit geſtanden, und ſie allenfalls in beſcheidenem und reumüthigem Ton, einigermaaßen zu entſchuldigen geſucht; ſo würde man noch einigermaaßen Mitleiden mit ihm gehabt haben; welches jetzt kaum möglich iſt.

Die

Die Sache nahm auch gar nicht die Wendung, welche Hr. v. K. ſich vorgeſtellt hatte. Ohngeachtet des Notariatsinſtruments, welches auf eine ſo unverzeihliche Weiſe gemißbraucht war, (und von wem? von dem Präſidenten eines Gerichtshofes, und noch dazu in eben dem Orte, wo der Notarius wohnte,) — ward doch niemand einen Augenblick lang verführt, den Schlegel für den Verfaſſer des Pasquills zu halten. Es ward ſogar in der Jenaiſchen Litteraturzeitung (da Schlegel in Jena ſtudirt hatte) geſagt: Schlegel ſey nicht ſo beſchaffen, daß er Verfaſſer ſeyn könne. Hr. Rath Schulz hatte auch vorher ſchon das Zumuthen, ein falſches Zeugniß abzulegen, mit Abſcheu zurück gewieſen. Um dies deutlich zu zeigen, ſchickte er den Brief, worin ihm Hr. von K. dieſes Verbrechen zumuthete, im Original an einen Freund, und erzählte in einem Briefe an denſelben den wahren Verlauf der Sache vom Anfang an. Er erſuchte ſeinen Freund, beyde Briefe jedermann leſen zu laſſen, den ſie intereſſiren könnten, und bedung ſich nur blos aus, daß ſie zu keinem juriſtiſchen Gebrauche angewandt werden ſollten. Dieſe Briefe, welche in verſchiedenen Städten Deutſchlands geleſen wurden, ſetzten die ganze Sache in ein deutliches, aber freylich für den Hrn. v. K. nicht vortheilhaftes, Licht. Auch in öffentlichen Zeitungen ward dieſes Briefes erwähnt. Er ward von allen Seiten nun mehr gedrängt. Er machte mancherley verkehrte Anzeigen in den Zeitungen, bald erklärte er die Schrift für eine bloße Poſſe; bald geſtand er, er habe in Leipzig einen Verleger geſucht; bald ſagte er, der wahre Verfaſſer habe ſich ſchon zu erkennen gegeben. Aber er mochte ſelbſt fühlen, daß ihn alle dieſe niedrigen Behelfe nicht retten könnten, und er entſchloß ſich endlich, den 24ſten December 1791. öffentlich in den Zeitungen zu erklären, daß er Verfaſſer der ſchändlichen Schrift ſey. Er bekannte, daß er die erſte Idee zu dieſem Schauſpiele entworfen habe, und wollte ſich dadurch entſchuldigen, daß er ſagte: „Daß alles, was jene verhaßte „Schrift“ (ſo nennt er ſie nun, nachdem er ſie ganz vor kurzem noch für eine Poſſe ausgegeben hatte, die keines Menſchen Ehre antaſten könnte,) an Perſiflage, Scherz, „und hin und wieder an Muthwillen enthält, mir zugehört, „bekenne ich. — Alles hingegen, was jene Schrift an ehrenrührigen Anekdoten enthält; alles, was den moraliſchen „Charakter, der darin auftretenden Perſonen antaſtet; alles „was die Herren Klockenbring, Lichtenberg, Käſtner, Mau-

„Mauvillon, Campe, Trapp, Ebeling u. ſ. w. betrift, „kurz alles, was die Requiſition hannöveriſcher Seits bewirkt „hat, rührt wörtlich von einem Manne her, der mein „Freund war, und dem es Gott verzeihen möge, daß „er mich in dieſe unangenehme Geſchichte verwickelt „hat. Wörtlich, ſage ich: denn ich habe die Anekdoten „nicht eingekleidet, ihnen nicht das Gewand der Sprache geliehen, ſondern ſie ganz unverändert gelaſſen, wie „ſie waren, welches ich eben ſo unbefangen vor jedem Richter „beſchwören kann, als ich es in dieſem Augenblicke vor dem „Publiko beſchwöre. — Er allein mag verantworten, „was er ſchrieb, und wenn er jetzt zu ſeiner Entſchuldigung „anführte, er habe die Schrift vor dem Drucke nicht wieder „geſehen, ſo hebt dieß doch die Thatſache nicht auf, daß er „das, was er ſchrieb, wirklich zum Druck beſtimmt „hatte u. ſ. w.“ Er forderte ſogleich dieſen Mann auf, ſich zu nennen, weil er ihn ſonſt ſelbſt nennen würde. Dieſer Mann mußte ſich nun nennen, und zum großen Erſtaunen Deutſchlands war es ein bis dahin noch ganz unbeſcholtener Mann, noch dazu ein Herzensfreund Zimmermanns, der Herr Leibmedikus Marcard in Oldenburg. Seine öffentliche Erklärung war freylich nicht in dem Tone abgefaßt, den man von einem ſolchen Manne nach einem ſolchen Vorfalle hätte hoffen können. Er klagte abermals Zimmermanns Gegner auf eine ſehr unbillige Weiſe an, ſchrieb ihnen eine Verbindung wider Z. zu, die nie exiſtirt hat, von der aber Z. ſelbſt ſchon ſo oft kindiſcher Weiſe geſprochen hatte. Er verſchwieg ganz, wie grob Z. ſelbſt viele Gelehrte angegriffen hatte, zeigte ſelbſt nicht die geringſte Reue, daß er ſolche ſchändliche Anekdoten dem Hrn. v. K. mitgetheilt habe, gab ſie unbeſtimmt für ganz bekannte Anekdoten aus, da doch gewiß ein großer Theil unwahr iſt, und ſuchte ſeine einzige Entſchuldigung darin: „daß, wenn auch einiges wörtlich eingerückt ſeyn möchte, dennoch zwiſchen ihm und Hrn. v. K. kein „beſtimmter Gebrauch verabredet worden, daß er nicht „einmal dunkel daran gedacht habe, man könne ſo rohe hingeworfene Dinge in Druck geben, daß der unvorſichtige Gebrauch dem Hrn. v. K. allein zur Laſt falle, daß „weder der erſte Plan, noch NB. der Einfall, ſie einem „fremden Verfaſſer zu unterlegen, noch die Ausführung, noch das Zotenhafte von ihm herrühre u. ſ. w.“ Wenn nun freylich Hr. von Kotzebue ausdrücklich behauptet, dieſe

dieſe ſchändlichen Anekdoten wären wirklich zum Drucke beſtimmt geweſen, ſo muß man nun dahin geſtellt ſeyn laſſen, auf weſſen Seite die Wahrheit ſey. Einer von beyden muß wohl die Unwahrheit ſagen. Aber, dem ſey auch, wie ihm wolle, ſo muß man ſich doch ſehr wundern, und wahrlich auch betrüben, daß ein Mann, wie Marcard, der immer noch bis dahin auf einer ſo vortheilhaften Seite in der gelehrten Welt bekannt war, ſo ſchändliche, und zum Theil gewiß unwahre Anekdoten auch nur roh aufs Papier hat werfen können. Geſetzt, es wäre auch nicht ſeine Meynung geweſen, daß dieſe Dinge, ſo roh wie ſie hingeworfen waren, hätten gedruckt werden ſollen; ſo war es doch betrübt genug, daß er ſich ſo weit vergeſſen konnte, dieſe ſchändlichen Dinge aufzuſetzen, und dem Hrn. v. Kotzebue mitzutheilen, offenbar in der Abſicht, um den Gegnern Zimmermanns dadurch wehe zu thun. Es thut demjenigen, welcher Gelehrſamkeit und gute Sitten zu ſchätzen weiß, wirklich wehe, daß Marcard, ein Mann, der einen gewiſſen Rang in der gelehrten Welt bisher behauptet hatte, theils große, theils ſehr verdiente Gelehrte auf eine ſo pöbelhafte Art ſchilderte, und dadurch den Stand eines Gelehrten überhaupt, und beſonders auch ſich ſelbſt beſchimpfte. Es war auch ſehr betrübt, daß ein Mann, wie Marcard, ſich hatte einbilden können, wenn die gelehrten Gegner ſeines Freundes Z. ihrer bürgerlichen Ehre beraubt würden; ſo könne dieſes zur Ehre und zur Vertheidigung ſeines Freundes Z. dienen. Denn, welchen Gebrauch auch, ſeiner Meynung nach, Hr. v. K. von dieſen ſchändlichen Anekdoten hätte machen ſollen, ſo war es immer ein Gebrauch, der einem wahren Gelehrten und einem rechtſchaffenen Manne unanſtändig iſt. Man muß ſich würklich betrüben, daß ein Mann wie Marcard ſchlechten Schriftſtellern, die ſo geneigt ſind andere Gelehrte pöbelhaft zu behandeln, ein ſo böſes Beyſpiel gab. Wir wollen übrigens gern hier alle Gedanken unterdrücken, welche einem unbefangenen Leſer bey der Betrachtung einfallen müſſen, wie ſtolz und grob Hr. v. Z. von jeher alle ſeine Gegner behandelt hat, und daß Marcard Zimmermanns inniger Herzensfreund iſt!

Die Schrift No. 15. Ueber und an Hrn. von Kotzebue, iſt offenbar beſtimmt, die Schuld des Hrn. v. K. in dieſer Sache, da ſie nicht mehr geläugnet werden konnte, wenigſtens zu vermindern, und ihn auf einer viel vortheilhaftern

Seite

Seite zu zeigen, als er verdient. Der Verf. dieser kleinen Schrift kennt den Hrn. v. K. und alle ihn angehende Kleinigkeiten so sehr genau, und urtheilt zu gleicher Zeit so ungewöhnlich gelinde von ihm, daß man leicht auf den Gedanken kommen könnte, der Hr. von K. sey selbst Verfasser dieser ihn so sanft streichelnden Schrift. Wir wollen uns aber nicht unterstehen, dieß zu vermuthen, aus Furcht, daß auch Herr von Kotzebue mit einem schauderhaften Eide die Verfasserschaft abschwören, und sich dann ergeben möchte, daß irgend einer seiner vertrauten Herzensfreunde der wahre Verfasser sey.

No. 16. Der Schriftstellerteufel ist ein ziemlich mittelmäßiges Produkt, in welchem der Verfasser sehr nach Witz hascht. Es ist hier nur angeführt, weil dem Hrn. Ritter von Z. in der Zueignungsschrift einige Wahrheiten gesagt werden, und im Anhange über das Pasquill Bahrdt mit der eisernen Stirn Mißfallen bezeigt wird.

Wir hätten sehr gewünscht, von der ganzen Folge dieser Schriften nichts sagen zu dürfen. Wir konnten aber davon nicht ganz schweigen, weil diese Dinge allzuviel Aufsehen gemacht haben. Wir glaubten die ganze Geschichte dieses unglücklichen Streits genau und der Wahrheit gemäß erzählen zu müssen; theils, weil doch vielen Personen die wahren Umstände nicht bekannt seyn möchten, theils, um dem künftigen Beschreiber der deutschen gelehrten Geschichte des letzten Quinquenniums, welcher diese betrübte Ausbrüche menschlicher Leidenschaften nicht ganz dürfte übergehen können, zu Hülfe zu kommen. Auch glaubten wir die Empfindungen der Indignation, welche das unwürdige Betragen erregen muß, nicht unterdrücken zu müssen, da das verständige Publikum diese Empfindungen mit uns theilt. Die öffentliche Mißbilligung solcher unwürdigen Handlungen befördert unsers Erachtens die Moralität.

Der ganze Vorgang ist ein trauriges Beyspiel, wie sehr sich auch verständige Leute durch heftige Leidenschaft und durch Eigendünkel können verblenden lassen. Wir haben auch diesen ganzen Vorgang als ein warnendes Beyspiel für alle deutsche Gelehrte, welche ähnlicher Unbesonnenheiten fähig wären, aufstellen wollen. Wir hoffen zur Ehre der deutschen Gelehrsamkeit, daß derselben nur sehr wenige sind, und wünschen, daß

daß in der deutſchen Gelehrtengeſchichte ſich nie wieder ein ähnliches Beyſpiel von ſo blinder, wüthender Leidenſchaft und von ſo pöbelhaftem Betragen finden möge!

Re.

XIV. Bibliſche, hebräiſche, griechiſche, und überhaupt orientaliſche Philologie, nebſt der Patriſtik und den bibl. und oriental. Alterthümern.

Die Briefe an die Philipper und Theſſalonicher, überſetzt und mit Anmerkungen begleitet von Friedrich Auguſt Wilhelm Krauſe, der Weltw. Doct. und der freyen Künſte Mag. Frankfurt, bey Fleiſcher. 1790. 220 S. 8.

Der Verf. liefert hier die Briefe Pauli an die Phil. und Theſſal. in eben der Manier bearbeitet, in welcher er bereits die Briefe an die Gal. und Epheſ. heraus gegeben hat. Der Text iſt überſetzt, unter der Ueberſetzung ſtehen erklärende Anmerkungen, und jedem Briefe iſt eine Einleitung vorausgeſchickt, in welcher die gewöhnlichen Fragen, an wen, wo? wannenher? ꝛc. der Brief geſchrieben ſey, beantwortet werden.

Im Allgemeinen über dies Unternehmen zu urtheilen, ſo müſſen wir geſtehen, daß wir uns durchaus den Zweck noch nicht deutlich denken können, welchen der Verf. bey dieſer Arbeit vor Augen hat. Für Ungelehrte ſind die Anmerkungen zu gelehrt. Sollte aber die Arbeit für Anfänger beſtimmt ſeyn, ſo müßte mehr auf grammatiſche Interpretation, auf Vollſtändigkeit, Zuſammenhang, Auflöſung der ſchwerfälligen Conſtruktionen in leichtern ꝛc. Rückſicht genommen werden. Für geübtere und gelehrte Exegeten endlich kann das Werk eben ſo wenig ſeyn, denn dieſen iſt es, bey der ungeheuren Menge von Commentaren über das N. T. jetzt entweder darum zu thun, einen vollſtändigen Commentar zu erhalten,

ten, in welchem die besten Erklärungen unter Einmischung eigener Urtheile gesammlet sind, um der Mühe des vielen Nachschlagens überhoben seyn zu können, oder blos neue Bemerkungen und Erklärungen zu lesen. In den Anmerkungen des Verf. aber ist bald dieser, bald jener Interpret benutzt, ohne etwas vollständiges zu sammeln, und hin und wieder stößt man auf eine neue Erklärung. Welcher Zeitverlust, sich durch alle die alten Erklärungen durchzuarbeiten, um die neuen aufzufinden. Am wenigsten scheint Rec. eine Arbeit dieser Art bey solchen Büchern des N. T. zweckmäßig, welche schon von Koppe ungleich vollständiger bearbeitet waren. Ungleich besser würden sich daher junge Interpreten verdient machen, wenn sie die neuen Bemerkungen, welche sie über ganze Bücher des N. T. oder über einzelne Stellen desselben sammleten, bekannt machten. Zudem kömmt es ja nicht auf die Stärke und Zahl der Bände, sondern auf den innern Gehalt der Schrift an, um seinen gelehrten Ruf zu gründen. Und wirklich enthält dieser, wie die vorigen Bände, manche gute Bemerkung, welche als Bereicherung der biblischen Philologie hätte betrachtet werden können. So übersetzt z. B. der Verf. Phil. 2, 4. μη τα εαυτων εκαστος σκοπουντες, αλλα και τα ετερων: „Sehet nicht sowohl auf eure Verdienste, als auf die Verdienste andrer.“ Dies läßt der Sprachgebrauch zu, wie aus einer Stelle des Herodot bey Kypke gezeigt ist, und der Zusammenhang begünstiget sie ungleich mehr, als die gewöhnliche Erklärung, nach welcher man die Stelle von Uneigennützigkeit erklärt, und σκοπειν τα εαυτων für synonym mit Ζητειν τα εαυτων hält. Die schwürige Stelle ferner Phil. 2, 6. ος εν μορφη θεου υπαρχων, ουχ αρπαγμον ηγησατο, το ειναι ισα θεω, übersetzt er recht gut durch: „welcher, ungeachtet er das Bild der Gottheit an sich trug, doch nicht begierig darnach strebte, daß man ihm göttliche Ehre erzeigen möchte.“ Zwar ist diese Erklärung nicht ganz neu, aber sie ist aus dem Zusammenhange und Sprachgebrauche in den Noten gut gerechtfertiget. Vielleicht dürfte aber folgende Uebersetzung, die eben so passend in den Zusammenhang und zum Sprachgebrauche ist, den Worten nach, treuer: „Er war auf diese Aehnlichkeit mit Gott nicht stolz, wie der Sieger auf seine Beute“ u. s. w.

Insbesondere aber haben wir über den inneren Gehalt dieses Worts folgendes zu bemerken: In der Einleitung

zum

zum Briefe an die Phil. wird die Geſchichte des Urſprungs der Gemeine zu weitläuftig aus der Ap. Geſch. erzählt. Es wäre hinreichend geweſen, wenn die einzelnen Umſtände, die zum Verſtändniſſe des Briefes etwas beytragen, ausgehoben wären. Was die Ueberſetzung anbetrifft, ſo iſt es zwar wahr, daß dieſe den eigenthümlichen Charakter einer Schrift, weder im Ton noch im Ausdrucke ganz verwiſchen darf; aber ſie muß doch auf der andern Seite auch die Deutlichkeit des Originals befördern, ſonſt iſt ſie doch am Ende ganz zwecklos. Nun laſſen wir zwar dem Verf. die Gerechtigkeit widerfahren, daß ſeine Ueberſetzung zwar den Sinn mancher einzelnen Stelle verdeutlichet, (S. oben) aber im Ganzen genommen erreicht ſie dieſen Zweck nicht. Ueberhaupt ſcheint es, als wenn er ſich vorher nicht erſt gewiſſe Geſetze der Ueberſetzung entwarf, an welche er ſich halten wollte. Denn bald weicht er ohne Noth von den Worten und der Conſtruction ab, bald hält er ſich zu ängſtlich daran; bald iſt die Ueberſetzung fließend, bald holprich, u. ſ. w. Zur Probe nur ein paar Stellen: Phil. 1, 7. καθως εστι δικαιον εμοι τουτο φρονειν υπερ παντων υμων, δια το εχειν με εν τη καρδια υμας, εν τε τοις δεσμοις μου, και εν τη απολογια, και βεβαιωσει του ευαγγελιου, συγκοινωνους μου της χαριτος παντας υμας οντας. „Solche Geſinnungen gegen euch insgeſammt macht mir die Liebe zur Pflicht, mit welcher ich auch in meiner Gefangenſchaft ſowohl, als bey der Vertheidigung und Beſtätigung des Chriſtenthums, euch umfaſſe, die ihr eben das Glück habt, was mein Loos ward.“ V. 28. ητις εστιν αυτοις ενδειξις απωλειας, υμιν δε σωτηριας, και τουτο απο θεου. „Das wird für ſie Vorbedeutung ihres Unterganges, für euch ein Merkmal der Errettung durch Gott ſeyn.“ Cap. 3, 12. ουχ, οτι ηδη ελαβον, η ηδη τετελειωμαι, διωκω δε, ει και καταλαβω, εφ ω και κατελημφθην, υπο χριστου. „Noch habe ich nicht die Belohnung erhalten, noch das Ziel nicht erreicht, aber ich ſtrebe darnach, daß ich es erreiche, da Chriſtus ſelbſt mich auf dieſe Laufbahn geführet hat.“ Auch durch Vergleichung dieſer wenigen Stellen mit dem Grundtexte, werden ſich unſre Leſer von der Wahrheit unſeres vorhin gefällten Urtheils überzeugen können. — Was aber die Anmerkungen betrifft, ſo fehlen ſie da oft gänzlich, wo ſie nach Rec. Meynung nicht hätten fehlen dürfen. So hätte die verwickelte Conſtruction Phil. 1, 3. wohl auseinander geſetzt zu werden verdient. Εν τη απολογια και βεβαιωσει του ευαγγελιου

Cap. 1, 7. hätte der Anmerkung bedürft, daß l
ſatze von ἐν τοις δεσμοις μου nichts weiter heiße,
ner Freyheit, — bey freyem und ungehinderten
Religion," zumal da die Ueberſetzung dieſe Worte
(S. oben.) Eben ſo erwartet man auch bey Cap. 1,
Erklärung von πραιτωριον, die aber
nicht gründlich genug, gegeben iſt. Da
eine Anmerkung zu λογος (für Religion) gemac
hätte der dabey zum Grunde liegende Hebraism
werden müſſen. Cap. 2, 1. iſt ει zwar richtig als
kungspartikel überſetzt, aber dieſer Sprachgebrau
wohl einer Erklärung bedurft. Kap. 2, 9. erwar
klärung von πιστις χριστου, die aber nicht gegeben
Außerdem können wir auch mehreren vom Verf. ge
klärungen nicht völlig beypflichten. Phil. 1, 5.
(ευχαριστω τω θεω —) επι τη κοινωνια ὑμων εις το
γελιον απο πρωτης ἡμερας αχρι του νυν. πεποιθως
τουτο, ὁτι ὁ εναρξαμενος εν ὑμιν εργον αγαθον, επι
σει αχρις ἡμερας I. X. Hier nimmt der Verf.
εις το ευαγγελιον für Wohlthätigkeit gegen
ſtenthum, und bezieht dies auf die Unterſtütz
Philipper dem Apoſtel in der Gefangenſchaft zuſch
εναρξαμενος εργον αγαθον, was er durch „eine
che Denkungsart ertheilen" überſetzt, will er mit
auf Matth. 26, 10. und Marc. 14, 6. von Wo
verſtanden wiſſen. Allein wenn gleich κοινωνια jene
tung haben kann, ſo folgt doch aus den angezo
der Evv. nichts für dieſelbe Bedeutung von εργον
denn dort bezeichnet εργον καλον eine einzelne wol
Handlung. Ueberhaupt iſt dieſer Ausdruck der Art,
aus dem Zuſammenhange näher beſtimmt werden m
auch der ſcheint gegen die Bedeutung von Wohlth
zu ſeyn. Denn da der Ap. die Phil. gleich darauf zur
haftigkeit im Bekenntniſſe und in der Beobachtung der
gion-ermahnt, um einſt an der Glückſeligkeit jenes
Theil nehmen zu können, ſo, ſcheint es, müſſen wohl
νωνια εις τ. ευαγγ. und εργον αγαθον von Theilnahme
Philipper an der chriſtlichen Religion, und überhaupt
ihrer Bekehrung verſtanden werden, zumal da Paulus
mehreren Briefen zunächſt in Dank gegen Gott für die
kehrung der Gemeine, an welche er ſchreibt, auszuhr
pflegt. Der Verf. behauptet zwar, dieſe Bedeutung

Construction, wahrscheinlich meynt er κοινωνια, mit εις — nicht zu; aber εις entspricht dem hebr. ל was öfterer dem Genitivus dem Sinne nach ausdrückt; folglich steht κ. εις τ. ευαγγ. für κοιν. τ. ευαγγελιε, und dies entspricht den gleichbedeutenden Redensarten κοινωνια του υἱ. 1. Cor. 1, 9. κοινωνια του μυστηριε Eph. 3, 9. vergl. 1. Joh. 1, 3. Da inzwischen der Verf. in dieser Stelle κοινωνια von Wohlthätigkeit verstand, so wundert es uns um so mehr, daß er V. 7. die Worte συγκοινωνους μου της χαριτος παντας υμας οντας, nicht auf eben die Bedeutung zurückführte, und so faßte: „weil ihr alle zu der mir überschickten Unterstützung beygetragen." Wenigstens ist die Bedeutung von χαρις, für beneficium ipsum, quod gratiae alicujus acceptum referimus ausgemachter, als die Bedeutung Leiden, Bedrückungen, die, wie der Verf. mit den meisten Auslegern behauptet, Paulus um ihrer wohlthätigen Folgen willen, χαρις nenne. Bey Cap. 1, 8. wo Paulus sagt: επιποθω παντας υμας εν σπλαγχνοις I. X. merkt der Vf. an: daß diese letzte Redensart eine Liebe anzeige, die so herzlich sey, wie die Liebe Christi war, mit der er das Menschengeschlecht umfaßte, und zum Vortheil desselben alles, selbst sein Leben, aufopferte." Wir würden dieses Ausdruck lieber aus der Manier Pauli erklärt haben, nach welcher er Alles wo möglich auf Christum zurückzuführen sucht, ohne darinn immer eine besondre Emphase zu suchen. — V. 14. wo es heißt; και τους πλειονας των αδελφων εν κυριω, πεποιθοτας τοις δεσμοις μου, περισσοτερως τολμαν τον λογον λαλειν, übersetzt der Verf. τοις δεσμοις μου durch meine Gefangenschaft, und erklärt dies in der Note so: „dadurch, daß man mich in meiner Gefangenschaft so glimpflich behandelt." Vielleicht aber natürlicher so: durch die standhafte Erduldung meiner Gefangenschaft mit Muth erfüllt. — V. 27. übersetzt der Vf. die Worte: ὁτι στηκετε εν ενι πνευματι μια ψυχη συναθλουντες τη πιστει του ευαγγελιου. so: „daß ihr immer eines Sinnes bleibt, mit vereinigten Kräften am Kampfe für das Christenthum Theil nehmt." Er verbindet also, nach der gewöhnlichen Interpunction, στηκετε mit εν ενι πνευματι, und συναθλουντες mit τη πιστει, da doch wohl στηκετε natürlicher mit τη πιστει verbunden, und von εν ενι πνευμ. bis συναθλουντες als Zwischensatz betrachtet werden könnte. — Cap. 3, 2. übersetzt der Vf. die Worte: βλεπετε την κατατομην, durch: „hütet euch für (vor) den

Verſtümmlern," und bemerkt dabey: „κατατομη
ſich auf ein Wortſpiel. Paulus dachte an die jüdiſch-
chen Lehrer, welche die Beſchneidung, περιτομην, em
len, und warnet die Philipper, daß ſie ſich für
τομη, für der Verſtümmelung hüten möchten. Eig
ſcheint er ſagen zu wollen: Seyd gegen die jüdiſch-
Lehrer auf eurer Hut, welche euch die Beſchneidung
pfehlen, und dadurch Zerrüttung in der Gemeine an
Rec. iſt dieſe Erklärung bekannt, aber er findet
und zu weit hergeholt. Er geht vielmehr bey
ſer Stelle von da aus, daß der Jude auf die
ριτομη, Beſchneidung oder Beſchnittene Stolz
von dieſem Umſtande Wunder was für
Dieſen Stolz zu demüthigen, nennet ſie
Wortſpiel κατατομην Verſtümmelung,
und ſcheint damit ſo viel ſagen zu wollen: „nei
Acht vor jüdiſchen Irrlehrern. Beſchnitte
und unter dieſem Namen für Verehrer und
heit gehalten ſeyn: aber Verſtümmelte möchte
denn nach Aufhebung des Moſaiſchen Geſetzes
dung ja nichts weiter, als eine bloſſe Verſtü
menſchlichen Körpers." Dieſe Erklärung ſchli
nau an das Folgende. — Die bekannte Steue
ουχ ὁτι ηδη ελαβον, η ηδη τετελειωμαι κ. τ. λ.
der Verf. „noch habe ich nicht die Belohnung er
das Ziel nicht erreicht (noch bin ich nicht voll
meine Treue gegen Chriſtum beglückt)." Dem ge
dann auch das Folgende gefaßt. Der Sprachgebrau
λειπεσθαι läßt dies freylich zu, auch ſcheint
hang mit dem zunächſt vorhergehenden 11. V.
führen. Aber die ganze Idee dünkt uns ſo über
möchten darum dieſe Stelle lieber, wie gewöhnl
Milderung des vorhergehenden Geſtändniſſes ſeiner
haftigkeit in der chriſtlichen Religion, was vielleicht den
ſchein des Stolzes hätte haben können, betrachten, und
faſſen: „mit dem bisherigen will ich nicht ſo viel ſagen,
wenn ich ſchon in Beobachtung der Vorſchriften des Chriſ
thums, am Ziele wäre ꝛc." Ἐφ' ᾧ κατελήφθην ὑπο Χρ
in eben dieſem V. überſetzt der Vf. „da Chriſtus ſelbſt m
auf dieſe Laufbahn geführt hat." Vielleicht expreſſiver: „
ich von Chriſto (nähmlich durch die Anrede bey meiner Bek
rung) erſchüttert worden bin." — Cap. 4, 3. wo Paul

jen

jemandem, den er συζυγε anredet, aufträgt, zwey in Uneinigkeit lebende Personen mit einander auszusöhnen, verstellt der Verf. mit vielen Interpreten unter diesem συζυγος den Epaphrodit, der den Brief überbrachte. Aber wäre es wohl nicht auffallend, daß der Ueberbringer des Briefs im Briefe selbst, ohne ihn näher zu bezeichnen, angeredet würde? und sollte man diese Anrede nicht natürlicher auf denjenigen beziehen, an welchen der Brief adressirt war, und der ihn erbrach und der Gemeine vorlas? Den brauchte Paulus nicht noch besonders mit Namen zu nennen, weil der schon in der Aufschrift enthalten war. — Cap. 4, 4. übersetzt der Vf. χαιρετε εν κυριῳ παντοτε, παλιν ερω, χαιρετε. durch: „genießet die Seligkeiten des Christenthums! ich sage es euch noch einmal: genießet sie.“ Aber warum betrachtete der Vf. diese Worte nicht lieber eben so, wie Cap. 3, 1. als Abschiedsformel, indem Paulus, wie dort, so auch hier, wie es scheint, den Brief schließen wollte. Wir würden übersetzt haben: „Lebt wohl! — noch einmal: lebt wohl!“ — *Critische Anmerkungen* hat der Verf. nur äußerst selten beygebracht, und diese enthalten mehr bloße Anzeigen verschiedener Lesarten, als eigene Untersuchung und Beurtheilung derselben.

Wir haben uns mit Fleiß bisher blos an den Brief an die Phil. gehalten; denn die Bearbeitung der Briefe an die Thessalonicher, die nun folgt, enthält größtentheils nur Excerpte aus Koppe's Commentare. Hinzugefügt ist ein Anhang, welcher zwey andre merkwürdige Auslegungen der schweren Stelle 2 Thess. 2, 1 — 12. enthält, die Bensonsche nämlich, und die Koppische. Beyde sind aus einem Excursus von Koppe über eben die Stelle fast wörtlich übersetzt, statt daß der Verfasser auf diesen Excursus hätte verweisen können. Am Ende erklärt er sich für die Meynung von Mößelt, der diese Stelle auf die Weissagung Christi Matth. 24. bezogen wissen will.

Tz.

Johann David Michaelis neue orientalische und exegetische Bibliothek. Sechster, siebenter und achter Theil. Göttingen, bey Vandenhoek und

Verſtümmlern," und bemerkt dabey: „κατατομη gründet ſich auf ein Wortſpiel. Paulus dachte an die jüdiſch-chriſtlichen Lehrer, welche die Beſchneidung, περιτομην, empfohlen, und warnet die Philipper, daß ſie ſich für der κατατομη, für der Verſtümmelung hüten möchten. Eigentlich ſcheint er ſagen zu wollen: Seyd gegen die jüdiſch-chriſtlichen Lehrer auf eurer Hut, welche euch die Beſchneidung anempfehlen, und dadurch Zerrüttung in der Gemeine anrichten." Rec. iſt dieſe Erklärung bekannt, aber er findet ſie geküntſelt, und zu weit hergeholt. Er geht vielmehr bey Erklärung dieſer Stelle von da aus, daß der Jude auf die Benennung περιτομη, Beſchneidung oder Beſchnittene ſtolz war, und blos von dieſem Umſtande Wunder was für Vortheile erwartete. Dieſen Stolz zu demüthigen, nennet ſie Paulus durch ein Wortſpiel κατατομην Verſtümmelung, oder Verſtümmelte, und ſcheint damit ſo viel ſagen zu wollen: „nehmet euch in Acht vor jüdiſchen Irrlehrern. Beſchnittene wollen ſie heißen, und unter dieſem Namen für Verehrer und Lieblinge der Gottheit gehalten ſeyn: aber Verſtümmelte möchte ich ſie nennen, denn nach Aufhebung des Moſaiſchen Geſetzes iſt die Beſchneidung ja nichts weiter, als eine bloſſe Verſtümmelung des menſchlichen Körpers." Dieſe Erklärung ſchließt ſich auch genau an das Folgende. — Die bekannte Stelle Cap. 3, 12. ουχ ὁτι ηδη ελαβον, η ηδη τετελειωμαι κ. τ. λ. der Verf. „noch habe ich nicht die Belohnung er lt das Ziel nicht erreicht (noch bin ich nicht voll tur meine Treue gegen Chriſtum beglückt)." Dem tag dann auch das Folgende gefaßt. Der Sprachgebra von τε λειοσθαι läßt dies freylich zu, auch ſcheint der hang mit dem zunächſt vorhergehenden 11. V. da führen. Aber die ganze Idee dünkt uns ſo überflüßig. c möchten darum dieſe Stelle lieber, wie gewöhnlich, als e Milderung des vorhergehenden Geſtändniſſes ſeiner St haftigkeit in der chriſtlichen Religion, was vielleicht den ſchein des Stolzes hätte haben können, betrachten, und ſo faſſen: „mit dem bisherigen will ich nicht ſo viel ſagen, wenn ich ſchon in Beobachtung der Vorſchriften des Chriſtthums, am Ziele wäre ꝛc." Εφ' ῳ κατελημφθην υπο χριστου in eben dieſem V. überſetzt der Vf. „da Chriſtus ſelbſt mich auf dieſe Laufbahn geführt hat." Vielleicht expreſſiver: „ſeit ich von Chriſto (nämlich durch die Anrede bey meiner Bekehrung) erſchüttert worden bin." — Cap. 4, 3. wo Paulus jeman-

jemandem, den er συζυγε anredet, aufträgt, zwey in Uneinigkeit lebende Personen mit einander auszusöhnen, verstellt der Verf. mit vielen Interpreten unter diesem συζυγος den Epaphrodit, der den Brief überbrachte. Aber wäre es wohl nicht auffallend, daß der Ueberbringer des Briefs im Briefe selbst, ohne ihn näher zu bezeichnen, angeredet würde? und sollte man diese Anrede nicht natürlicher auf denjenigen beziehen, an welchen der Brief adressirt war, und der ihn erbrach und der Gemeine vorlas? Den brauchte Paulus nicht noch besonders mit Namen zu nennen, weil der schon in der Aufschrift enthalten war. — Cap. 4, 4. übersetzt der Vf. χαιρετε εν κυριῳ παντοτε, παλιν ερω, χαιρετε. durch: „genießet die Seligkeiten des Christenthums! ich sage es euch noch einmal: genießet sie.“ Aber warum betrachtete der Vf. diese Worte nicht lieber eben so, wie Cap. 3, 1. als Abschiedsformel, indem Paulus, wie dort, so auch hier, wie es scheint, den Brief schließen wollte. Wir würden übersetzt haben: „Lebt wohl! — noch einmal: lebt wohl!“ — **Critische Anmerkungen** hat der Verf. nur äußerst selten beygebracht, und diese enthalten mehr bloße Anzeigen verschiedener Lesarten, als eigene Untersuchung und Beurtheilung derselben.

Wir haben uns mit Fleiß bisher blos an den Brief an die Phil. gehalten; denn die Bearbeitung der Briefe an die Thessalonicher, die nun folgt, enthält größtentheils nur Excerpte aus Koppe's Commentare. Hinzugefügt ist ein Anhang, welcher zwey andre merkwürdige Auslegungen der schweren Stelle 2 Thess. 2, 1 — 12. enthält, die Bensonsche nämlich, und die Koppische. Beyde sind aus einem Excursus von Koppe über eben die Stelle fast wörtlich übersetzt, statt daß der Verfasser auf diesen Excursus hätte verweisen können. Am Ende erklärt er sich für die Meynung von Mösselt, der diese Stelle auf die Weissagung Christi Matth. 24. bezogen wissen will.

Tz.

Johann David Michaelis neue orientalische und exegetische Bibliothek. Sechster, siebenter und achter Theil. Göttingen, bey Vandenhoek und

Ruprecht. 1789. 1790. 1791. jeder Theil 18 Bogen in 8.

Die Altersschwachheiten hinderten den nunmehro verstorbenen Verfasser an der muntern Fortsetzung dieses Journals: und daher nahm er vom 6ten Theil an den Hrn. Prof. Tychsen zum Mitarbeiter an, der auch auf dem Titel des 6ten Theils genannt ist. Am innern Gehalt hat es sich noch wenig geändert, und es bleibt daher bey dem ehemals durch die hiesige Bibliothek gefällten Urtheil: sollte es nach dem Tode des bisherigen Verfassers von Hrn. Tychsen fortgesetzt werden, so werden wir zu seiner Zeit von dem künftigen Geist desselben Nachricht geben.

Die in den zwey letzten Theilen eingerückten Abhandlungen (denn der 6te hat keine) betreffen allesammt die Kritik. 1) Brydenkamp's Vergleichung der Armenischen Uebersetzung (nur von den 14 ersten Kapiteln des Matthäus). 2) Dobrowsky von der slavischen Uebersetzung des N. T. (nur einige allgemeine Bemerkungen) 3) vorzügliche Varianten zu den Sprüchen Salomonis und 4) zu dem Prediger (zur Michaelisschen Bibelübersetzung gehörig). Im achten Bande giebt Hr. Prof. Tychsen (doch nur aus gedruckten Büchern) 1) Verzeichniß der Varianten des Barglanischen Fragments vom Johannes. 2) Varianten aus einem griech. Menologium des 8ten Jahrhunderts. Ueber den Werth der Lesarten des Borgianischen Fragments würden einige Bemerkungen am rechten Orte gestanden haben: und es hätten sich darüber interessante Betrachtungen anstellen lassen.

Cb.

Guilielmi Nicolai Freudentheil, Stadano Bremensis, commentatio de codice sacro more in reliquis antiquitatis libris solemni ingenue interpretando, adiectis difficultatibus Novo Testamento propriis. Quam in concertatione civium Academiae Georgiae Augustae, die IV. Iunii 1791. ordo Theologorum venerabilis ad palmam proxime accedere iudicavit.

cavit. Chemnicii, apud Hoffmannum. 102 S. in 8.

Recens. hat die Preisschrift nicht gelesen, und weiß also nicht, wie weit die hier angezeigte Abhandlung der gekrönten nachsteht. Der Verf. zeigt auf Veranlassung der von der theologischen Facultät vorgelegten Frage, daß die biblischen Bücher in mancher Hinsicht eben so zu behandeln, und nach denselben Regeln zu erklären sind, wie die übrigen alten Schriftsteller, daß sie aber doch viel Eigenes an sich haben, wodurch sowohl für die Bücher des A. als N. T. besondere hermeneutische Regeln entstehen, und daß die Erklärung des N. T. ihre grossen Schwierigkeiten habe. Die Abhandlung ist nach einer guten Ordnung geschrieben. Allein sie enthält nichts Neues, (und wie sollte man das auch von einem jungen Manne erwarten?) ist in einem so schwerfälligen, ja hin und wieder ungrammatischen Latein geschrieben, daneben durch Druckfehler so sehr verunstaltet, daß das Durchlesen derselben uns wenig unterhalten hat. Die Frage selbst war von der Art, daß sie freylich zur Uebung der Studirenden sehr schicklich war, (wenn man nur nicht ihre Probeschriften immer drucken lassen wollte,) aber nicht viele neue Aufschlüsse im theologischen Gebiet erwarten ließ.

Cc.

Theologische Beyträge. Zweytes Stück, von D. Jacob Christoph Rudolph Eckermann, ordentl. Prof. der Theologie zu Kiel. Altona, verlegts Hemmerich. 1790. 200 S. 8.

In diesem 2ten Stück wird die im ersten (A. D. B. XCVII. B. I. St. S. 352.) angefangene Erklärung der merkwürdigsten Stellen, worin das A. T. angeführt oder erklärt wird, fortgesetzt, und es werden die in dem Evangel. Johannis und der Apostelgeschichte citirten Stellen des A. T. erläutert. Joh. 1, 1 — 18. macht den Anfang, weil Wort Gottes hier in der Bedeutung genommen wird, die es in dem A. T. hat. Der Verf. sucht zu beweisen, daß das Wort: die göttliche Natur Jesu, nicht die ganze Person desselben bedeute. Die Untersuchung hat uns nicht überzeugt, und scheint auch zu dem

Zweck, den sich der Verf. vorgesetzt hatte, nicht zu gehören. Bey einigen Citatis verweilt der Verf. ziemlich lange, und übersetzt und commentirt ganze Capitel des A. T. Das geschieht denn Ps. 69, bey Joh. 2, 7. Jes. 6, bey Joh. 12, 34. Zech. 12, 10—14, bey Joh. 19, 36. (zur S. 83. ist noch hinzuzufügen, daß jenes nicht blos in den Erfurtischen, sondern noch in vielen andern Handschriften stehe, und nur die Lesart einiger Manuscripte sey.) Ps. 16, bey Apostelg. 2, 25. Ps. 2, bey Apostelg. 4, 25. u. f. Das Resultat aller weitläuftigen und gelehrten Untersuchungen des Verf. ist dieses, daß die Redensart, es sey etwas von Jesus geschrieben, es werde das von ihm geweissagte erfüllt u. dergl. nichts weiter sagen wolle, als auf Jesum reime sich, treffe auf ihn ein, sey auf ihn anwendbar, was hier oder dort geschrieben sey.

Hz.

XV. Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Θεοφράστου περὶ ἠθικῶν χαρακτήρων; Theophrast's Sittengemälde, für höhere Lehranstalten ausgearbeitet von Joh. Jak. Heinrich Nast, Prof. zu Stuttgart. Stuttgart, bey Löflund. 1791. 180 S. 8.

Theophrast's moralische Charaktere. Aus dem Griechischen übersetzt, und mit Anmerkungen begleitet von Joh. David Büchling. Halle, bey Hendel. 1791. 84 S. gr. 8.

Nr. 1. ist hauptsächlich für Jünglinge bestimmt, welche die nöthigen grammatikalischen Kenntnisse zur Lektüre eines ganzen Schriftstellers bereits mitbringen, und ihren Geschmack durch ein genaueres Studium der Klassiker weiter ausbilden, und ganz in den Geist der griechischen Sprache und Schrift-

steller

ſteller tiefer eindringen wollen. Kritik und Sacherklärung ſind daher diejenigen Rückſichten, die der Verf. faſt ausſchlieſſend betrachtet, und zu Gegenſtänden ſeiner Anmerkungen gemacht hat. Da Theophraſt gerade einer von den Autoren iſt, die am fleißigſten und dabey von wirklich gelehrten Interpreten bearbeitet worden ſind, Hr. Naſt überdieß keine Manuſcripte vergleichen konnte, ſondern ſich ganz auf Fiſchers Variantenſammlung einſchränken mußte, ſo darf man hier, man ſehe auf die Recenſion des Textes, oder auf die gegebenen Erläuterungen, keine ſonderlichen Berichtigungen und neue Aufſchlüſſe erwarten. Die Hauptvorzüge dieſer Ausgabe beſtehen darin, daß der Editor, als ein Mann von richtigem Gefühle, die gewöhnliche Lesart hie und da gegen eine beſſere Variante oder glückliche Conjektur umgetauſcht, und aus den blätterreichen Commentaren ſeiner Vorgänger das Brauchbarſte ausgehoben, und zu ſeinem Zwecke benutzt hat. Bey einigen Stellen zweifeln wir indeß gleichwohl, ob der Sprachgebrauch ſeine Erklärungen rechtfertigen werde. So deutet er z. B. Cap. 11. die Worte ἐπὶ τὴν ἔπαυλιν auf die Hausmiethe und ſagt: „der natürlichſte Sinn der Stelle ſcheint kein andrer zu ſeyn, als folgender: der Filz fordert den monatlichen Hauszins bis auf einen halben Obolus ein, das heißt, es darf an dem Hauszins nicht ein halber Obolus fehlen. Ein ſehr charakteriſtiſcher Zug des Filzigen!“ Aber die Frage iſt nur, ob ἐπὶ τὴν ἔπαυλιν dieſe Bedeutung wirklich haben könne. Bis jetzt ſind wir noch für die Lesart ἐπὶ τὴν ἔπαυλιν, der Caſaubonus, mit Verwerfung dieſer, eigentlich aus ihm entlehnten, Erklärung, ebenfalls beygetritt. Eine ſchöne Zugabe zu dieſer Edition iſt die vorausgeſchickte Abhandlung über die Manier und den Zweck Theophraſt's. Wir unterſchreiben ſehr gern, was Hr. N. S. 27. ſagt: „Seine Sittengemälde halten das Mittel zwiſchen der plumpen perſönlichen Satyre der ältern griechiſchen Komiker, und den idealiſchen Charakterſchilderungen der neuen Sittenmaler, die eben deswegen nur vorübergehende Eindrücke machen, weil ſie ſich von der Natur allzuweit entfernen. Theophraſt's Charakterzüge ſind getreue Kopien der letztern, und die häufigen offenbaren Anſpielungen in ſeinem Sittenſpiegel auf wirkliche damals bekannte Thatſachen mußten von dem beleidigenden Anſehn, das ſie beym erſten Anblick haben konnten, vieles verlieren, weil ſie mit andern Zügen zuſammengeſtellt, und gleichſam verſtößt ſind, wodurch das Frappante

u. s. der ältesten Menschen sie veranlaßten: ferner, wie sich diese Sprache selbst durch ihre Verbindung ganzer Sätze auszeichne u. s. 4) Die eigentliche Interpretation der Gedanken und ihrer Verbindung bemerken. Nach diesen Grundsätzen, deren Richtigkeit der Her. anerkennen wird, wollen wir seinen Versuch beurtheilen. Da es seine Absicht ist, die ganze Odyssee zu bearbeiten, so mußte er billig den Text weglassen, da wir die Wolfische Ausgabe haben: so mußte er ferner noch einige Jahre darauf verwenden, neben dem Homer die besten Prosaisten der Griechen zu studiren, damit er den Unterschied beyder Sprachen genauer angeben könnte. Dies Studium, verbunden mit dem Lesen der besten über Sprache vorhandenen philosophischen Schriften, und die Geschichte der Cultur würde ihm die zur Erklärung Homers erforderlichen Ideen eigenthümlich machen; denn jetzt sieht man es aus dem Unvollständigen und Unbestimmten der Begriffe selbst und aus der Undeutlichkeit der Darstellung, daß er diese von seinem Lehrer, dem Prof. Wolf, erhaltenen Ideen sich noch nicht durch eigenes Studium zu eigen gemacht habe. Endlich mußte er sich bemühen, kurz, deutlich und mit Würde zu schreiben. Denn gegen die Würde eines Jugendlehrers sind Stellen, wie folgende: Μουσα. Welche von den neun Schwestern? Diese Frage gehört unter die dummen Fragen, worauf man entweder auch eine dumme Antwort, oder gar keine zu geben hat. Und alles, was hier noch von den Musen folgt, ist sehr weitschweifig, verworren, und doch nicht genugthuend. Wir würden es so gefaßt haben: Homer kennet zwar mehrere Musen, aber die Vorstellung, daß jede derselben einer besondern Gattung der Gedichte oder Dichter gewidmet sey, konnte er nicht haben, da man zu seiner Zeit nur erzählende Poesie, Musik und Tanz kannte. — Die Musen, Töchter des Jupiters und der Mnemosyne, begeistern und inspiriren den Dichter zum Gesang und Spiel, und singen, wie die alten Sänger an der Tafel der Könige, an der Göttertafel. Zu einer Critik der kleinen Einleitung fehlet uns der Raum. Also zu den Noten: V. 1. „Homer nennet den Namen seines Helden erst im elften und zwanzigsten Vers. Er konnte ihn schon als äußerst bekannt voraussetzen, schon die Worte: ανδρα πολυτροπον. etc. etc., welche gleichsam das Echo von Ulysses Namen in jedes horchende Ohr hineinschallen, rufen seinen Namen und Thatenruhm in jedes Hörers Andenken zurück. Jedermann trägt also nichts als Mit-

ses

ſes Namen im Kopfe.“ Welches gezierte Gewäſche! Warum nicht kürzer: Ulyſſes Charakter, ſein großer Antheil an der Eroberung von Troja, und ſeine Irrfahrt waren ſo bekannt, daß indem ανηρ πολυτροπος, ὃς — επλαγχθη, ὃς — επερσε, jeder Zuhörer ſogleich den Ulyſſes erkannte.

„εννεπε von εννεπειν — ἀειδειν, erzählen, ſingen wie Barden Homeriſchen Zeitalters ſangen.“ Nun folgt eine lange Note über die geſangartige Ausſprache roher Völker und einzelner Individuen, beſonders im Affect, Dinge, die her Verf. nicht deutlich gefaßt hatte, und hier nicht her gehörten. Belehrender war dafür: εννεπω das Compoſitum von επω, alt f. ειπω. επειν ἀνδρα, graeciſmus f. περι ἀνδρος erzähle mir Muſe von dem Manne. Die Thaten der Vorzeit wiſſen nur die Muſen, die Töchter der Mnemoſyne, des Gedächtniſſes, und müſſen ſie dem Dichter mittheilen. Ilias II. 485. — Nun erklärt er das εννεπω noch einmal.

Es folgt die vorhin gerügte Anmerkung über Μουσα.

πολυτροπος, 1) der viel umher gejagt, viel gewandert iſt, *multum iactatus*, von τρεπομαι *vertor*, *iactor*, und πολυ, viel, weit; ſo daß nach Homeriſcher Simplicität die folgende Worte: ὃς μαλα πολλα πλαγχθη, die Erklärung davon enthalten. 2) Metaphoriſch: der viel Erfahrungen hat, folglich *providus*, *verſutus*, klug, verſchmizt, ſchlau, gewandt, einerley mit πολυμητις, wodurch Homer den Ulyſſes beſtändig charakteriſirt. Nun werden noch weitläuftig angeführt: Livius, Andronicus und Horatius.“ — Wir zweifeln, daß τρεπεσθαι jemals die Bedeutung von *iactari* habe. Doch ſey es, aber beyde Bedeutungen zugleich kann doch dies πολυτροπος hier unmöglich haben! Uns deucht, die ganze Anmerkung mußte ſo gefaßt ſeyn; πολυτροπος, von τρεπειν, wenden, der ſehr gewandte, der verſchlagene, *verſutus*, der durch ſchlaue Einfälle aus jeder Verlegenheit ſich zu helfen weiß: πολυμηχανος. So heißt der ſchlaue Mercur: πολυτροπος. Ulyſſes Charakter iſt es: daß er ſich in alle Umſtände und Menſchen zu finden, und aus jeder Verlegenheit durch Scharfſinn und Erfahrung zu helfen weiß. Daher dies πολυτροπος, πολυμητις, πολυμηχανος und ähnliche ſeine charakteriſtiſche Beywörter ſind.

„πολλα *neutr. plur.* f. πολλως, wie multa f. multum.“ Brav!

V. 2. wird ἐπλαγχθη richtig, als imperf. von dem verlohrnen πλαγχθημι angegeben. Nur mußte die Note gedrängter seyn und die Ableitung vollständiger; von πλαγ- sey der aor. 1 pass. ἐπλαγχθην, die neue Form πλαγχθεω, und davon πλαγχθημι. Auch dürfte die Erinnerung, warum es besser sey dies ἐπλαγχθη von πλαγχθημι abzuleiten, nicht übergangen werden.

„στεῖ — στερσέ, nachdem er die heilige Troja zerstöret hat. Ulysses hat aus Schuld seiner Schlauheit besondern Antheil an der Zerstörung Trojas. Daher schreibt sie ihm Homer auch vorzüglich zu." — „Viele Worte und nicht belehrend. Kürzer: Ihm wurde die Zerstörung beygelegt, weil er das hölzerne Pferd, wodurch Troja erobert ward, in die Stadt führte. Odyss. VIII. 494. XI. 225.

Die ganze Stelle: „den Namen s. ist völlig überflüßig.

„πτολιεθρον, gleich πολιεθρον, — ist zwar ein Diminutivum von πολις, aber nur in der Form, und nicht in der Bedeutung, also blos für πολις, Stadt." — Daß die Endigung εθρον Diminutiva bezeichne, ist uns unbekannt. Aber nothwendig mußte gesagt werden: von πολις sey die ältere, härtere Aussprache πτολις; daher die Derivata πολιεθρον und πτολιεθρον.

Diese kleine Probe wird zur Belege unsers Tadels hinreichend seyn. Wir fügen noch einige allgemeine Anmerkungen hinzu.

Ueberall hat der Verf. auch Wörter erläutert, die in dem Lexico eben so gut erkläret sind, z. B. νοστος, die Kehr von νοστεω, περθω, ich zerstöre, ἀρνυμαι, ist

Die entsprechenden Attischen Ausdrücke sind [illegible] geben, z. B. daß κατασθαλια, dem ὑβρις; [illegible] dem ἀγαθος entspreche u. s. f.

Schwierigkeiten sind nicht selten übergangen: z. B. V. 35. ὑπερ μοιρον, ehe es ihm das Schicksal bestimmt hatte. Ilias VI. 487. ξυσκοπας V. 38. u. 50. ἐξ ὀλ- u. s. f. Dahin rechnen wir, daß bey den einzelnen nicht bemerkt ist, ob sie alt sind, wie bey γαια, αια, κρη

Die Redensarten sind nicht deutlich entwickelt, z. πτεροεντα επη 122. χαιρε 123.

Am mangelhaftesten sind die ge[illegible] und überhaupt, die sogenannten Sa[illegible]uteri die Aethiopen, den Atlas, u. s.

Köp.

Köppens erklärende Anmerkungen zur Ilias, hat der Verf. nicht gekannt, oder nicht benutzen wollen.

Wir ſchätzen den Eifer, den Fleiß und die mannichfaltigen Kenntniſſe des Verf., eines jungen Theologen, recht ſehr, aber wir hielten es für Pflicht, ihn darauf aufmerkſam zu machen, daß er ſich eine Arbeit gewählet habe, die für ſeine Kräfte und bey ſeinen Hülfsmitteln zu ſchwer war, ob wir ihn vielleicht beſtimmen möchten, dieſen edlen Eifer, gemeinnützig zu werden, einer andern Arbeit zu widmen.

F. C.

Ueber die Homeriſchen Gleichniſſe, ihre Uebereinſtimmung und Abweichung von den Gleichniſſen neuerer Dichter; über ihr Eigenthümliches, und Behandlung bey Erklärung derſelben. Nebſt einer Beyſpielſammlung der wichtigſten Homeriſchen Gleichniſſe und Erläuterungen derſelben von Joh. Friedr. Wilh. Egen. Magdeburg, bey Creutz. 1790.

Der Verſuch eines Anfängers, der Kenntniſſe, Fleiß und guten Willen verräth, deſſen Geſchmack aber noch ſehr unentwickelt, und dem Denken ſo wenig geübung iſt, als Schreiben. Aus der Vorrede ſieht man, daß ſich der Verf. bey der Ausarbeitung dieſer Schrift in einer ſehr hinderlichen Verhältniſſen gen ſehr ängſtigenden Lage befand, und Mühe hatte, die nur entbehrlichſten Hülfsmittel zu erhalten. Einer der wichtigſten Aufſätze über dieſe Materie, die Engliſche Anmerkung aus Sulzers Theorie im 15ten Bande der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, iſt dem V. ganz unbekannt geblieben. Das Gleichniß iſt ihm: „eine ſinnliche, bildliche Vorſtellung „eines Gegenſtandes, der mehrern irgend einer Aehnlichkeit, „die er mit der bildlichen Vorſtellung gemein hat, mit derſelben verglichen wird, entweder um dadurch deutlicher, und „anſchaulicher oder lebhafter zu werden.“ Wie dunkel und verworren ausgedrückt! Und dann iſt es gar nicht mehr, daß die Vorſtellung nothwendig ſinnlich oder bildlich ſeyn müſſe. Das Gleichniß iſt die Schilderung eines Gegenſtandes, in ſo fern er Aehnlichkeit mit einem andern Gegenſtande hat, auf welchen

V. 2. wird ἐπλαγχθη richtig, als imperf. von dem verlohrnen πλαγχθημι angegeben. Nur mußte die Note gedrängter seyn und die Ableitung vollständiger; von πλαζω sey der aor. 1 pass. ἐπλαγχθην, die neue Form πλαγχθεω, sind davon πλαγχθημι. Auch dürfte die Erinnerung, warum es besser sey dies ἐπλαγχθη von πλαγχθημι abzuleiten, nicht übergangen werden.

„ἐπει — ἐπερσε, nachdem er die heilige Troja zerstöret hat. Ulysses hat aus Schuld seiner Schlauheit besondern Antheil an der Zerstörung Trojas. Daher schreibt sie ihm Homer auch vorzüglich zu." — Viele Worte und nicht belehrend. Kürzer: Ihm wurde die Zerstörung beygelegt, weil er das hölzerne Pferd, wodurch Troja erobert ward, in die Stadt führte. Odyss. VIII. 494. XI. 225.

Die ganze Stelle: „den Namen s. ist völlig überflüßig.

„πτολιεθρον, gleich πολιεθρον, — ist zwar ein Diminutivum von πολις, aber nur in der Form, und nicht in der Bedeutung, also blos für πολις, Stadt." — Daß die Endigung εθρον Diminutiva bezeichne, ist uns unbekannt. Aber nothwendig mußte gesagt werden: von πολις sey die ältere, härtere Aussprache πτολις; daher die Derivata πολιεθρον und πτολιεθρον.

Diese kleine Probe wird zur Belege unsers Tadels hinreichend seyn. Wir fügen noch einige allgemeine Anmerkungen hinzu.

Ueberall hat der Verf. auch Wörter erläutert, die in jedem Lexico eben so gut erkläret sind, z. B. νοστος, die Rückkehr von νοστεω, περθω, ich zerstöre, ἀρνυμαι, ich suche ꝛc.

Die entsprechenden Attischen Ausdrücke sind nicht angegeben, z. B. daß ατασθαλια, dem ὑβρις, und αμυμων, dem αγαθος entspreche u. s. f.

Schwierigkeiten sind nicht selten übergangen: z. B. V. 35. ὑπερ μοιρον, ehe es ihm das Schicksal bestimmt hatte. Ilias VI. 487. ενσκοπας V. 38. u. 50. ἐλὼ; u. s. f. Dahin rechnen wir, daß bey den einzelnen Wort nicht bemerkt ist, ob sie alt sind, wie bey γαιη, αια, ερα.

Die Redensarten sind nicht deutlich entwickelt, z. πτεροεντα επη 122. χαιρε 123.

Am mangelhaftesten sind die geographischen, historisch und überhaupt, die sogenannten Sacherläuterungen, z die Aethiopen, den Atlas, u. s.

Rez.

Köppens erklärende Anmerkungen zur Ilias, hat der Verf. nicht gekannt, oder nicht benutzen wollen.

Wir ſchätzen den Eifer, den Fleiß und die mannichfaltigen Kenntniſſe des Verf., eines jungen Theologen, recht ſehr, aber wir hielten es für Pflicht, ihn darauf aufmerkſam zu machen, daß er ſich eine Arbeit gewählet habe, die für ſeine Kräfte und bey ſeinen Hülfsmitteln zu ſchwer war, ob wir ihn vielleicht beſtimmen möchten, dieſen edlen Eifer, gemeinnützig zu werden, einer andern Arbeit zu widmen.

F. f.

Ueber die Homeriſchen Gleichniſſe, ihre Uebereinſtimmung und Abweichung von den Gleichniſſen neuerer Dichter; über ihr Eigenthümliches, und Behandlung bey Erklärung derſelben. Nebſt einer Beyſpielſammlung der wichtigſten Homeriſchen Gleichniſſe und Erläuterungen derſelben von Joh. Friedr. Wilh. Egen. Magdeburg, bey Creutz. 1790.

Der Verſuch eines Anfängers, der Kenntniſſe, Fleiß und guten Willen verräth, deſſen Geſchmack aber noch ſehr unausgebildet, und dem Denken ſo wenig geläufig iſt, als Schreiben. Aus der Vorrede ſieht man, daß ſich der Verf. bey der Ausarbeitung dieſer Schrift in einer für litterariſche Beſchäftigungen ſehr ungünſtigen Lage befand, und Mühe hatte, die unentbehrlichſten Hülfsmittel zu erhalten. Einer der wichtigſten Aufſätze über dieſe Materie, die Engelſche Recenſion von Sulzers Theorie im 15ten Bande der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, iſt dem Vf. ganz unbekannt geblieben. Das Gleichnis iſt ihm: „eine ſinnliche, bildliche Vorſtellung „eines Gegenſtandes, der wegen irgend einer Aehnlichkeit, „die er mit der bildlichen Vorſtellung gemein hat, mit derſelben verglichen wird, entweder um dadurch deutlicher, und „anſchaulicher oder lebhafter zu werden." Wie dunkel und verworren ausgedrückt! Und dann iſt es gar nicht wahr, daß die Vorſtellung nothwendig ſinnlich oder bildlich ſeyn müſſe. Das Gleichniß iſt die Schilderung eines Gegenſtandes, in ſo fern er Aehnlichkeit mit einem andern Gegenſtande hat, auf

welchen der Dichter die Aufmerkſamkeit vorzüglich zu lenken ſucht. Dieſe Erklärung paßt, wenn wir nicht irren, auf alle mögliche gute Gleichniſſe. Sehr ſonderbar iſt es auch ausgedrückt, wenn der Verfaſſer ſagt: ein Gleichniß beſtehe aus drey Stücken, einem Bild, Gegenbild und einer Aehnlichkeit. Die Gleichniſſe theilt der Verf. in erläuternde, zierende, (dieſe ſollen nach S. 3. gebraucht werden, „um den Leſer, der vorher bey lauter traurigen, ſchröcklichen Gegenſtänden iſt aufgehalten worden, davon etwas abzuziehen, um ſich wieder erholen zu können. Die Grille eines alten oder neuen Scholiaſten!) nachdrückliche und lehrreiche. Wie willkührlich! Warum nicht auch tragiſche, komiſche, ſatyriſche, ſchmeichelnde u. ſ. w.? Daß die Sprache der Leidenſchaft nicht nur keine Gleichniſſe, ſondern auch nicht einmal kurze Vergleichungen vertrage, mag ſich der Verf. von Engel am angeführten Orte lehren laſſen. Das Gleichniß Georg IV. 169. ſoll Homer mit Unrecht tadeln? Allein daß Virgil ſelbſt das große Mißverhältniß zwiſchen beyden verglichenen Objekten gefühlt hat, beweiſt die Art von Entſchuldigung, die er ſelbſt dem Gleichniß anhängt, ſi magna licet u. ſ. w. Dem Gefühl des Recenſenten nach, macht dieſe Verwahrung die Sache mehr ſchlimm, als gut. Wenn man von dem prächtigen Vers: Illi inter ſeſe etc. ſo unmittelbar auf die froſtige, proſaiſche Zeile non aliter ꝛc. ſtößt, ſo iſt es einem, als würde man aus einem lieblichen lauen Bade in den Schnee geworfen. Der erſte Abſchnitt handelt von der Uebereinſtimmung homeriſcher Gleichniſſe mit den Eigenſchaften guter Gleichniſſe; der zweyte von dem Eigenthümlichen der homeriſchen Gleichniſſe; der dritte von den Regeln zur Erklärung derſelben. Der erſte Anfänger wird hier manche Bemerkung und manchen Fingerzeig finden, den ſie brauchen können: für Charaktere iſt hier nichts zu ſuchen. Eben ſo kann die Beyſpielſammlung Anfängern einigermaaßen nützlich ſeyn, nur enthalten die angeführten Sprachanmerkungen meiſt Dinge, die einer, der den Homer leſen will, ſchlechterdings ſchon wiſſen muß, und die man in hundert andern Büchern findet. Die Ueberſetzungen der Beyſpiele ſind ſo ſchlecht, daß ſie den Geſchmack junger Leute wahrlich mehr verderben, als ausbilden müſſen. Nur eine Probe, Od. T. v. 25, ὡς δ' ὅτε γαστὴρ ανηρ κ. τ. λ. „Und wie ein Mann einen mit Fett und Blut angefüllten Magen bey vielem brennenden Feuer hin und her dreht, und ſehr wünſcht, daß er gebra-

ten

gen würde: eben ſo wälzte er ſich (in ſeinen Gedanken) [nicht in Gedanken, ſondern Ulyß ſelbſt warf ſich mit ſeinem Körper auf ſeinem Lager herum] hieher und dorthin, (darauf) bedenkend wie er an die unverſchämten Freyer die Hände legen möchte, er allein gegen viele." Hierbey iſt die Anmerkung: „das Tertium comparationis iſt das Hin- und Herdenken des Ulyſſes über die Art und Weiſe, wie er die Freyer umbringen ſoll, wobey ihm bald dieſe bald jene Art einfällt, er aber immer ungewiß und furchtſam iſt, bis Athene ihm erſcheint und ihn aufeuert." Woraus klärlich erhellt, daß der Verf. auch nicht den mindeſten Begriff hat, was ein Tertium comp. eigentlich für ein Ding iſt. — Keiner Klaſſe von Gelehrten iſt ein ſchlechter ungefeilter Styl weniger zu verzeihen, als den Philologen, deren Hauptgeſchäfte das Studium der klaſſiſchen Schriftſteller des Alterthums, dieſer großen Meiſter in der großen Kunſt zu ſchreiben ausmacht. Wie ſehr der Verf. nöthig hat, große Sorgfalt auf die Verbeſſerung ſeiner Schreibart zu wenden, kann folgende Stelle beweiſen: „Auch wird der Dichter gut thun, wenn er ſeine „Gleichniſſe ſo viel möglich aus der Natur nimmt; weil die„ſe, wie oben iſt gezeigt worden, viel Leben hat, und dieſes „noch dadurch, ſo wie durch das Intereſſe, das jeder an „der Natur hat, vermehrt wird, daß Naturſcenen den mei„ſten Menſchen bekannt ſind. (Wie wild liegen die Glieder „des Satzes hier durch einander!) — — Und endlich muß „ſich der Dichter hüten, ein Gleichniß aufzunehmen, wor„in die Vergleichung nur auf Worten, nicht auf Sachen „beruht, denn eine ſolche Vergleichung iſt gar keine Ver„gleichung; ein ſolches Gleichniß wird alsdann oft dun„kel, und verliert daher eine Haupteigenſchaft des Gleich„niſſes: auch fehlt es ihnen an Lebhaftigkeit und Eindruck; „es iſt daher ein ſolches Gleichniß ganz und gar fehler„haft."

Gf.

Carl Wilhelm Ramlers kurzgefaßte Mythologie; oder Lehre von den fabelhaften Göttern, Halbgöttern und Helden des Alterthums. In zwey Theilen; mit vierzehn Kupfern. Theil I. 1 Alphab.

1 Bog. Theil II. 1 Alphab. 4 Bog. Berlin, bey Maurer. 1790. 8.

Von einem Dichter, der die mythische Fabellehre des Alterthums mit so vorzüglichem Glücke für die lyrische Poesie zu benutzen verstand, dessen Beyspiel in der besten und schicklichsten Art, sie noch gegenwärtig zur größern Versinnlichung dichterischer Gegenstände anzuwenden, den übrigen Dichtern unsers Vaterlandes so musterhaft vorleuchtete, und der sich mit ihrer Bearbeitung zum Lehrvortrage schon seit vielen Jahren im Stillen beschäftigte, darf man mit Recht ein lehrreiches und geschmackvolles Handbuch über diese Wissenschaft erwarten. Und in dieser Erwartung wird sich auch der unbefangene Leser des gegenwärtigen Buchs gewiß nicht ganz getäuscht finden. Bey der nicht geringen Anzahl ähnlicher Bearbeitungen der alten Fabelgeschichte wird er doch diese für vorzüglich brauchbar halten müssen, um darin die Fabel zum Gebrauch des Dichters und des bildenden Künstlers so dargestellt zu sehen, wie sie uns das Alterthum überliefert hat; ohne jene beständige Eintheilung, Deutung und Enträthselung, die doch meistentheils auf willkührliche und selten ganz natürliche Hypotheſen hinaus zu laufen pflegt.

Zwar hat die Mythologie unstreitig in den letzten zwanzig Jahren nicht wenig Aufklärung und einen höhern Grad der Anwendbarkeit, vornehmlich in Ansehung des rechten und eigentlichen Gesichtspunkts erhalten, aus welchem man die Mythen des Alterthums zu betrachten hat. Man hat seitdem ihrer Entstehung und Fortbildung, ihren vielen Abänderungen, ihrem Zusammenhange mit Religion, Philosophie, Dichtung und Kunst des frühern Alterthums, sorgfältiger nachgespürt. Man hat die verschiedenen Epochen der Fabellehre, und der Verschiedenheit ihrer Darstellungsart genauer und richtiger aus einander gesetzt. Man hat vornehmlich auf den Unterschied in ihrer dichterischen Anwendung, nach Beschaffenheit und Erforderniß der verschiedenen Dichtungsarten mehr Aufmerksamkeit gewandt. Von diesen und ähnlichen Fortschritten, welche man hauptsächlich einer bessern, lehrreichern und geschmackvollern Auslegungsmethode neuerer, vorzüglich deutscher, Philologen zu verdanken hat, wird man von unserm Verf. wenig benutzt finden. Aber auch so, wie er seinen Gegenstand behandelt, erscheint er immer noch in einem sehr interes-

intereſſanten Lichte, und ſchon das wäre hinreichendes Verdienſt dieſes Entwurfs, wenn es gleich nicht ſein einziges iſt, daß derſelbe ein ſehr gutes und unterhaltendes Leſebuch für diejenigen abgeben kann, deren Sache und Zweck es nicht iſt, die Mythologie gelehrt und wiſſenſchaftlich zu ſtudiren.

Zu dem Vorberichte ſchickt der Verf. einige allgemeine Bemerkungen über die eigentliche Beſchaffenheit, Brauchbarkeit und urſprüngliche Entſtehung der griechiſchen und römiſchen Götterfabel voraus. Er zeigt, daß es keine Einwendung wider ihren Gebrauch ſey, daß ſie nicht mehr im Ernſt geglaubt wird; wie natürlich es ſey, daß der frühe, ſinnliche Menſch auf Vielgötterey verfiel; wie wenig man hoffen dürfe, die Mythologie in ein richtiges und an einander hängendes Lehrgebäude zu bringen; wie mißlich es ſey, alle Fabeln moraliſch, oder hiſtoriſch, oder allegoriſch erklären zu wollen; und wie vorzüglich ihre Brauchbarkeit für diejenigen ſey, deren Zweck die Beluſtigung der Einbildungskraft iſt, für die Dichter nämlich und die bildenden Künſtler, und für diejenigen, die ſich an den Werken derſelben vergnügen wollen. Für dieſe letztern inſonderheit hat der Vf. die Fabellehre ins Kurze zuſammengezogen. Und es war daher ſeine Abſicht nicht, alles zu erſchöpfen, alles zuſammen zu tragen, was von Aegyptern, Griechen und Römern ſeit vielen Jahrhunderten gefabelt worden iſt. Endlich bemerkt er noch ſehr richtig, daß eine jede Ordnung, worin man die Götter aufführen könnte, ihre Unſchicklichkeit habe. Er ſtellte ſie daher in die Ordnung, wie ſie theils an Alter und Würde auf einander folgen; theils, wie ſie ähnliche Aemter haben; theils ſchickt er die bekannten voraus, und läßt die unbekanntern folgen. Zum Beſchluß ſetzt er noch einige blos allegoriſche Perſonen hinzu, deren Anzahl die Künſtler und Poeten täglich vermehren, und die Vorſtellungen davon immer mehr verbeſſern.

Nicht blos zu mehrerer Belebung des Vortrages, ſondern auch zu deſto lebhafterer Darſtellung mythiſch-dichteriſcher Ideen, und dann auch zur leichtern Einprägung einzelner Umſtände ins Gedächtniß, hat der Verf. zuweilen Verſe, die letztern in der Manier des Auſonius mit eingeſtreut. Von jener Art ſind die unter dem Artikel: Amor, ſehr glücklich überſetzten anakreontiſchen Oden; und von dieſer letztern S. 196. folgende Gedenkverſe, worin die Verrichtungen der Muſen enthalten ſind:

Klio lehrt die Geſchichte der Völker; tragiſche Spiele
Sind der Melpomene heilig; komiſche liebet Thalia;
Schlachtgeſänge tönt der Kalliope ſtolze Drommete;
Tänzer beſchützet Terpſichore, Flötenſpieler Euterpe;
Erato ſinget der Liebenden Glück; Urania wandelt
Unter den Sternen; Polymnia herrſcht im Reiche
der Redner.

Auf ähnliche Art findet man S. 30) ſo funfzig Namen der Nereiden in zehn Hexameter gebracht, und S. 566 ff. die vornehmſten Begebenheiten und Thaten des Herkules gleichfalls verſificirt.

Cr.

Facilis Inſtitutio ad latinos auctores le
atque etiam ad latine loquendum et
dum, ope idoneae copiae vocabul
quae in brevibus ſententiis ad rerum vi
communis notitiam pertinentibus et
ſta orbis deſcriptione poetica contir
Propoſuit *Lud. Henr. Teucherus*. Li
Sömmerda, 1791. 90 S. 8.

In 21 Capiteln ſind über einzelne Claſſen von Dingen über Gott und die Welt, über Mineralien, Pflanzen, über Handwerke u. ſ. w. 1084 einzelne kurze Sätze gegeben, damit hiernach die erſten leichteſten Sprachübungen angeſtellt, und zugleich mannichfaltige Kenntniſſe mitgetheilt werden können, die ſelbſt wieder dieſe Sprachübungen angenehm und unterhaltender machen ſollen. So gut, zweckmäßig und nützlich der Plan eines ſolchen Buchs zu ſeyn ſcheint, ſo gefällt uns die gegenwärtige Ausführung. Die ſind allerdings, in Rückſicht auf Conſtruction, ohne alle Unrichtigkeit; allein ſie haben mancherley andere Fehler: 1) ſind ſie zu allzutrocken und unfruchtbar für die lebhafte Wißbegierde der Knaben, am wenigſten zur Unterhaltung ihrer Einbildungskraft geſchickt, die doch hauptſächlich Nahrung erfordert, wenn ihnen das Sprachſtudium angenehm gemacht werden ſoll. 2) Die Ausdrücke ſelbſt ſind nicht durchaus rein, z. B. Lux et tenebrae *dietim* alternantur. Nebula ex halitu

ſublimato diſpanditur. 3) Manche Sätze ſind äußerſt dunkel, und müſſen den Lehrer in Verlegenheit ſetzen, als Num. 18. Elementa alunt hos. Num. 107. 108. Si ſtirpem agites, praematura decident de malo mala, de piro pira. Ex hac veniunt ſuperba, ex iſta muſtea, ex illa ſementina. 4) Auch ſind wir auf offenbar falſche Sätze geſtoßen, die dazu dienen, jungen Leuten ſchädliche Vorurtheile einzuflößen, z. E. Num. 46. Tonitru attonitos reddit terretque *male ſibi conſcios*. Nichts davon zu ſagen, daß es malorum und nicht male heißen müßte, ſo bringt ein ſolcher Satz Kindern die irrige Meynung bey, daß alle diejenigen Böſewichter ſind, welche ſich bey einem Gewitter fürchten. Sollte es nicht vielmehr haben ſagen müſſen: infirmos naturaeque ignaros et falſa opinione correptos? Eben ſo Num. 1037. Choreas ducere et tripudiare *laſcivi ſolent*. Wie falſch! — Angehängt iſt Succincta orbis deſcriptio, ex *Joannis Honteri*, Coronenſis, Rudimentis Cosmographiae, Tig. 1552. editis. Es iſt ſolche Poeſie, wie in den bekannten Menuetalverſen: Maſcula ſunt panis, piſcis etc. Die Namen der Dinge, ohne alle dazwiſchen geſchobene Schilderung, paſſiren vorbey, wie die Schattenbilder an der Wand, und verwirren Einbildungskraft und Gedächtniß. Durch ein ſolches Wörterbuch *in Verſen* wird Geiſt und Leben in dem fähigſten Knaben unterdrückt und getödtet. Zur Probe ſetzen wir folgende Verſe her:

Sunt etiam variae famoſi nominis artes,
Quas quis vel caſu, vel quas ratione ſecutus:
Inde profeſſorum venit longiſſimus ordo,
Grammaticus, rhetor, dialecticus, inde ſophiſta,
Aſtrologus, geometra ſimul iurisque peritus,
Philoſophus; medicus, poſt muſicus atque poeta,
Cumque mathematico ſocii chirurgus, et acri
Phyſicus ingenio, vates, phonaſcus, aliptes,
Tibicen, hiſtoricus, phrygio, tractator arithmi,
Bibliopola ſimul, ſculptor, coquus, archimagirus,
Chalcographus, ſollers pictor, praeſagus auſpex.
Inde propola venit pariter cum ſatis amante
Cauſidico: poſt hunc fidicen, veſpillo magusque
Pannifices, fullo, tubicen figulusque ſequuntur, etc.

Dg.

XVI. Erziehungsschriften.

Phil. Jul. Lieberkühns — kleine Schriften, nebst dessen Lebensbeschreibung und einigen charakteristischen Briefen an Hrn. Professor Stuve. Herausgegeben von L. F. G. E. Gedike ꝛc. Quedlinburg und Freistadt — Frommann — 1791. 592 Seiten.

Der Verlust des sel. L. kann nicht genug beklagt werden. Was würde ein Mann nicht geleistet haben, der schon in den Jahren, wo gewöhnliche Menschen noch in der Blüte stehen, die herrlichsten Früchte trug, als Schulmann und Schriftsteller für die Erziehung thätig, mit mehr glühendem als lodernden Eifer — der Melanchthon unter unsern Pädagogen — thätig war, und so den Dank der Welt und Nachwelt sich erwarb? Licht und sanfte Wärme macht den Charakter seiner Schriften aus. Die kleinern unter denselben, d. i. diejenigen, die von seiner Amtsführung in Ruppin und nachher in Breslau veranlaßt wurden, nebst der in Padua gekrönten Preisschrift, sind hier vom Hrn. G., der sich dadurch die Freunde der Erziehungsverbesserung gewiß sehr verbunden hat, gesammelt. Auf diese folgt L. Leben in einem Briefe von Stuve an Gedike, und von letzterm fortgesetzt. „Sie haben gewiß, schreibt St. (S. 526 f.) bey dem Nachdenken über L. Geist und Charakter sehr oft die Bemerkung gemacht, daß bey wenigen Menschen die verschiedenen Seelenvermögen und natürlichen Neigungen und Triebe in einem so ebenmäßigen und guten Verhältnisse stehen, als sie bey ihm standen. Er hatte eben so viel Richtigkeit und Feinheit des Sinns für die Empfindung des Wahren, Schönen und Guten, als sein Gedächtniß treu, seine Phantasie fruchtbar und sein Urtheil treffend waren. Jede Art von Kenntnissen interessirte ihn, und er hatte für jede Talent — er besaß, daß ich mich so ausdrücke, eine gewisse Geschmeidigkeit und Gewandtheit des Geistes, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, in allem, worauf er sich legte, und was er unternahm, glückliche Fortschritte zu machen, und die ihn vor aller Einseitigkeit der Ausbildung und der Denk-

art

art sicherte. Er gieng mit Leichtigkeit von einer Art der Beschäftigung und Geistesanstrengung zur andern über, faßte, dachte und arbeitete mit einer bewundernswürdigen Geschwindigkeit, und war immer bey allem, was er sprach und that, ganz gegenwärtig. Das nothwendige Erforderniß aller menschlichen Weisheit und Tugend, die stete volle Besonnenheit und Geistesgegenwart besaß er in einem vorzüglich hohen Grade. — Bewundernswürdig war auch das Wohlgeordnete und die vortreffliche Harmonie, die in allen Modifikazionen seines Begehungsvermögens herrschte, und seinen moralischen Charakter zu einem so schön vollendeten Ganzen machte. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß sein Charakter sich gleich geblieben. — So wie Sie ihn als Mann gekannt haben, war er als Jüngling. Früh hatte er sich gewöhnt, dem Richter in ihm, seiner Vernunft zu huldigen, und ihrem Ausspruche widerstrebte keine seiner Leidenschaften mit siegreichem Erfolg. Recht und Pflicht waren die unbedingten Gesetze seines Begehrens, seines Thuns und Lassens, so wie es das höchste Ziel alles seines Strebens und seiner heißesten Wünsche war, recht viel gemeinnütziges Gutes auf dem ihm von der Vorsehung angewiesenen Standpunkte bewirken zu können. Er dürstete nicht nach Ehre und nach keiner Art eigennützigen Genusses, und fand in dem Bewußtseyn der Pflichterfüllung seinen ganzen Lohn und seine befriedigende Seligkeit.“ — Ein reizendes Bild! und das aus einem andern hier befindlichen Spiegel, aus L. Briefen an St. noch lebendiger hervorstralt. Warum mußte der Mann, dem dies Bild gehört, schon in seinem vier und dreißigsten Jahre in die Ewigkeit übergehn!

Taschenbuch für deutsche Schulmeister auf das Jahr 1792. Herausgegeben von Chr. J. Moser. Siebenter Jahrgang. Ulm — Wohlersche Buchhandlung.

Den Anfang macht eine Erklärung alter unverständlicher Wörter in der Bibel, wie auch der darin vorkommenden Gewichte, Maaße, Münzen u. s. w. Sehr brauchbar, doch hin und wieder dürfte der Verfasser bey einer Revision kleine Berichtigungen nöthig finden. Es ist gut, daß die Stellen der Bibel angezeigt sind, wo die erklärten Wörter sich finden; aber hier habe ich unter einigen Citaten, die ich zufällig nach-

schlug, zwey Unrichtigkeiten gefunden, nämlich S. 8. aufsetzen, 2 Kön. 19, 20; und S. 8. becken, Klagl. 2, 10. Vielleicht aber hat man in meiner Bibel (es ist die 85ste Auflage der Hallischen von 1782, 8.) diese ungewöhnlichen Wörter mit bekanntern vertauscht. Doch könnte dies, wie es scheint, doch nur in der zweyten von obigen beyden Stellen der Fall seyn.

Die Rede über Predigtexamen mit den Kindern, verdient meines Bedünkens keinen Platz in diesem Taschenbuche, es herrscht eine viel zu unverständliche Sprache darin, und die Gedanken sind auch nicht immer richtig. Besser ist der Auszug aus Hrn. Ewald Aufsatz über die deutschen Schulen. Die unter Nr. VI. befindliche Anweisung zum Bibellesen bedürfte meines Erachtens einer großen Verbesserung. Der historischen Nachrichten sind nur zwey, aber beyde sind interessant. Die erste ist eine Geschichte der Einrichtung und gegenwärtigen Verfassung der Rs. Stift Neresheimischen teutschen Schulen im Stifte und auf dem Lande, die überaus lesenswürdig ist, und die zweyte, des Hrn. von Gemmingen Testament zu Gunsten der Schule zu Burg, einem Dorfe unweit Heilbronn, das der Gemmingschen Familie gehört; er vermachte dieser Schule 4000 Gulden, wovon die Besoldung des Schulmeisters verbessert werden soll.

Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes. Eilfter Theil. Leipzig — Crusius — 1791.

Immer lehrreich und unterhaltend, wie die vorigen Theile. In diesem promovirt und disputirt Herr Spirit und freit um Lottchen, und M. Philoteknos — stirbt.

Kem.

Nachrichten von guten und lobenswürdigen Handlungen aus der verflossenen und gegenwärtigen Zeit. Herausgegeben von M. J. C. Zieger. Leipzig, bey Hilscher. 1791. 8. 144 Seiten.

Neben Feddersen Nachrichten von dem Leben und Ende gutgesinnter Menschen, eine ähnliche Sammlung

von

von geringerm Preise zu veranstalten, ohne eben aus jenem Werke einen Auszug zu machen, wozu der Verf. sich nicht berechtigt glaubte — war hier die Absicht. Abgerechnet, daß hier manche Erzählung, welche Fedderſen hat, abermals vorkömmt, und daß manche äußerst überflüßige und unfruchtbare mit aufgenommen worden, verdient das Heftchen zur Verbreitung guter Gesinnungen seine empfehlende Anzeige. Allenfalls noch ein gleich starkes Bändchen denkt der Herausgeber zu liefern. Nun, warum nicht?

Sophrons Lehren der Weisheit und Tugend für seine erwachsene Tochter; oder Versuch einer Frauenzimmermoral von Johann Adam Schmerler, Rector an der gemeindlichen Schule in Furth. Erste Abtheilung. Erlangen, verlegt bey Palm. 1791. 258 S. in 8.

Diese Frauenzimmermoral entstand, laut der Vorrede, aus Materialien, die der Verfaſſer zu seinem eigenen Gebrauche sammlete, um sie bey seinen Vorlesungen über Campe's väterlichen Rath ꝛc. für seine erwachsene Schülerinnen einzuschalten. Das Buch ist großentheils Nachhall des Campe'schen Raths, hat zwar eine ganz würdige Sprache, nur aber doch viel zu wenig muntere Abwechslung im Vortrage, keine Ruhepunkte zur bequemern Uebersicht und Lektüre (— wie könnten Frauenzimmer 258 nie abgerissene Seiten Vortrag ohne Ueberdruß leſen? —), auch zu wenig einleuchtender Zuschnitt und bestimmte Anordnung zu einer Frauenzimmermoral. Allerdings Hauptmängel! — Und doch ist das Buch bey dem Alten ein brauchbarer Beytrag zur Verbreitung guter Grundsätze und Gesinnungen.

La.

Practische Abhandlung einer vernünftigen Kindererzucht. Leipzig, bey Sommer. 1791. 76 Seiten, 8.

Der ungenannte V. dieses Werkchens — nach den Stellen aus der Bibel, die er hin und wieder einstreuet, scheint er

ein Geiſtlicher zu ſeyn — widmet es ſonderlich den Müttern, und ſagt ihnen, daß ſie die Erziehung ihrer Kinder nicht früh genug anfangen könnten. Er widerſpricht der Meynung, daß man erſt etliche Jahre hingehen laſſen müſſe, ehe man ihnen etwas Ernſtliches ſagte. Kinder, meynet er, nehmen wahr und betrachten, ſo bald ſie ſehen und hören, vergleichen und beurtheilen ihrer Einſicht und Stärke gemäß, ehe ſie lallen können. Alle Gegenſtände rühren ſie und die Rührungen ſind etwas ſehr Wichtiges: es entſtehen daraus kindiſche Reden, die man aber beſſer benutzen ſollte, als nur darüber zu lachen. — Neugierde, Nachahmung und Vertrauen ſind die drey erſten und ſtärkſten Züge, welche in der Seele des Kindes hervorſtechen. Vermöge der Neugierde fragt das Kind und forſchet: vermöge der Nachahmung findet es ein Muſter an Eltern und Erziehern; vermöge des Vertrauens wird es biegſam und folgt gern. — Von einer geraden oder ſchiefen Leitung der Grundzüge hängt alles ab. Wie nun dieſe geſchiehet und wie ſie geſchehen ſollte, giebt dem Verfaſſer Gelegenheit von den Fehlern und Verbeſſerungen der Kinderzucht zu reden. Was er darüber ſagt, haben wir zwar mehrentheils ſchon in andern Schriften geleſen; allein in dieſer Materie ſind auch Wiederholungen nicht ohne Werth, beſonders, wenn ſie ſo kurz und gut vorgetragen werden. Wenn der V. S. 45 ſpricht, daß die Mütter ſo oft die Kinder gegen die Züchtigungen der Väter in Schutz nehmen: ſo hätte er auch gedenken ſollen, daß ſie oft gezwungen ſind, die größern Fehler dem Auge des Vaters zu entziehen, weil er die geringſten tyranniſch ahndet. Härte verdirbt oft mehr, als Nachgiebigkeit. Stammeln, Lügen, Stehlen, Stumpfheit des Gefühls für Ehre, Liebe und Menſchlichkeit, ſind oft die unglücklichen Folgen einer ſklaviſchen Behandlung. Auch das ewige Predigen der Eltern und Erzieher bey den unbedeutenſten Verſehen der Kinder, das dem Gehorſam in wichtigern ſo nachtheilig iſt, hätte gerügt werden ſollen. Bey andern Beobachtungen, die dem aufmerkſamen Zuſchauer unſerer Kinderzucht nicht entgehen, und welche da und dort mit Nutzen hätten eingeſchoben werden können, eilen wir vorbey, und verweilen uns nur noch einen Augenblick bey dem, was der V. von den Wartfrauen ſagt. Es iſt wahr, ſie ſind faſt alle von einem Schlag, das heißt, erbärmliche Geſchöpfe. Unſerer Meynung nach, ſollte eine Wartfrau, die Kindern gegeben wird, welche eine beſſere Erziehung erhalten ſollen, nicht

den

den Grundſätzen derſelben bekannt ſeyn; ſie ſollte mit einem guten Herzen, Verſtand, Geduld, Liebe, Ernſt und eine reine wohlklingende Sprache verbinden; ſollte ſo viel Sachkenntniſſe haben, daß ſie die Neugierde des Kindes auf eine faßliche und inſtructive Weiſe befriedigen könnte. — Wem eine gute Erziehung ſeiner Kinder am Herzen liegt, der aber in Verhältniſſen ſtehet, daß er ſie ſelbſt nicht anfangen kann, dem würden wir rathen, ſich eigens Weiber unterrichten zu laſſen, die in den erſten Jahren der Kindheit für die phyſiſche und moraliſche Pflege des Kindes gleich gut ſorgen könnten. Es hängt bekanntlich unglaublich viel davon ab, wie die erſten Keime des Verſtandes entwickelt, die erſten Regungen des Herzens geleitet werden. Wie viel Zeit und Kräfte gehen darüber verloren, wenn Lehrer und Erzieher, erſt den Vorrath von Aberglauben, Sprachfehlern und Ungezogenheiten, den das Kind mit aus der Schule einer unverſtändigen Wartfrau bringt, wegräumen müſſen, ehe ſie mit Nutzen fortarbeiten können. — Daß aber gute von ihren Geſchäften und Pflichten unterrichtete Wartfrauen, dem größten Theil der Mütter, die doch gemeiniglich den partheyiſchen Gefühlen ihres Herzens bey den wichtigſten Angelegenheiten der Erziehung folgen, vorzuziehen ſind, verſteht ſich von ſelbſt. —

Der Vortrag des Verfaſſers iſt, wie wir vorhin ſchon erwähnt haben, lesbar, nur iſt die Sprache nicht durchaus rein. S. 39. Z. 3. ſteht ihnen ſt. ſie; Z. 7 fremde ſt. fremd; S. 71. Z. 7 an dieſelbe, ſt. derſelben. Das Wort Kielkropp, S. 40. Z. 7, kennen wir nicht, und das Beywort hartlernig, S. 55. Z. 15 klingt zu undeutſch.

Tk.

Lettres ſur l'éducation des Princeſſes, par *Julie*, Ducheſſe *de Giovane* née Baronne *de Mudersbach*. Conſcientiae potius quam famae attenderis. à Vienne, chez Stahel. 1790. 5 Bogen in 8.

Nach der Zuſchrift an die Königin von Neapel zu urtheilen, hat die Verfaſſerin, die Deutſchland ihr Vaterland nennt, am Neapolitaniſchen Hof, bey Erziehung der Prinzeſſinnen, vor

vor den Augen der Königin, die Erziehungsgrundsätze, die sie hier erklärt, in Ausübung bringen sehen, und scheint mit der ältesten dieser Prinzessinnen, der vermählten Erzherzogin Marie Thereſe, wieder zurück nach Wien gekommen zu seyn. Und in der Vorrede rechtfertigt sie ihr Unternehmen, über die Erziehung der Prinzessinnen zu schreiben, damit, daß bey der großen Menge von Erziehungsschriften, über diesen Gegenstand der Erziehung noch Niemand geschrieben habe, so wie über die Erziehung der Prinzen, geschrieben habe. Und wirklich wer bedenkt, daß eine Prinzessin die Bestimmung haben kann; einst das Glück eines Hofs und eines ganzen Landes zu machen, und daß es sehr von der feinen Bildung ihres Herzens abhängt, ihre künftigen ehelichen Leiden zu verhüten oder zu vermindern, wird eine solche Arbeit nicht ganz für unnöthig halten, wird sich vielmehr berechtigt halten, aus einer Feder, die durch Erfahrung geführt wird, manche neue Bemerkungen und Vorschläge zu erwarten. Ob und wiefern die Verfaſſerin diese Gesichtspunkte vor Augen gehabt habe, wird aus der Zergliederung des Inhalts ihrer Briefe klar werden. Sie hat solche angeblich an eine Verwandte geschrieben, die, als Gouvernante zweyer Prinzessinnen, sie um ihren Rath gebeten hatte. Der Briefe sind fünfe. In dem ersten giebt sie blos allgemeine Klugheitsregeln von dem weisen Verhalten einer Erzieherin gegen die Herrschaft, gegen Personen vom Hof, und gegen Untergebene, die sehr schön und richtig sind. Der zweyte enthält eine freymüthige Schilderung der Schwierigkeiten und Hindernisse, mit denen die Erzieherin einer Prinzessin zu kämpfen hat. Hofschmeicheleyen und schlechte Wahl ihrer Subalternen hat sie mit den Prinzenerziehern gemein; einige Schwierigkeiten aber treffen sie besonders. Dahin rechnet die V. die Unentschiedenheit der künftigen Bestimmung ihrer Zöglinge; es sey ungewiß, ob sie zum Cölibat (vielleicht durch den geistl. Stand) oder zur Gemahlin eines großen und aufgeklärten, oder eines kleinern und schwachen Fürsten bestimmt sey. Wenn Ungewißheit der künftigen Bestimmung die Erziehung hindert, so ist diese Schwierigkeit allgemein, und gilt besonders bey allen Ständen weiblicher Zöglinge. Haben unsere Töchter eine mehrere Versicherung über ihr künftiges Schicksal, über glückliche oder unglückliche Ehe, als Fürstentöchter? kann und muß die jugendliche Erziehung so ins Einzelne künftiger Möglichkeiten gehen? bedarf es nicht blos feste, tugendhafte Grundsätze, um

das

das weibliche Herz, außer der Ehe sowohl, als in der Ehe vor Fehltritte zu sichern?) Gegründeter ist eine andre Schwierigkeit, daß Prinzessinnen oft in Jahren, wo ihre Erziehung beynahe nicht vollendet seyn kann, und erst anfangen sollte, zu Bildung ihres Herzens und Charakters nutzbar zu werden, schon durch eine frühe Vermählung ein Opfer der Politik werden. Auch soll das Vorurtheil, das sich überhaupt gegen den wissenschaftlichen Unterricht des andern Geschlechts sträube, auch das zur Folge haben, daß man Prinzessinnen in der Regierungskunst verabsäume, die ihnen doch in vielen möglichen Fällen ihres künftigen Lebens so nöthig sey, und da man doch aus der Erfahrung und Geschichte wisse, daß diejenigen Fürstinnen am meisten herrschsüchtigen Intriguen nachhängen, deren Erziehung am meisten vernachläßigt worden sey. **Dritter Brief.** Ueber den Religionsunterricht, von dessen Nothwendigkeit sowohl, als Schädlichkeit der Bigotterie und des Aberglaubens, so wie der einem Fürsten unanständigen Theilnehmung an theologischen Wortzänkereyen, die V. sehr richtig urtheilt. Sie wünscht überdem, daß der Religionslehrer einer Prinzessin die Erfahrungen ihrer Gouvernante vor der Entwickelung ihrer Neigungen und Fehler zu Rathe ziehen möge. **Vierter Brief.** Um die moralische Erziehung fruchtbar zu machen, soll die Erzieherin Gelegenheiten suchen, ihren Zöglingen sinnliche Eindrücke von den Lasten, Arbeiten und Leiden geringerer Stände und elender Personen, und das eigne Gefühl des seligen Bewußtseyns edler Handlungen, zu verschaffen. Der **fünfte Brief** endlich enthält nun den eigentlichen Studienplan zur Erziehung einer Prinzessin, den die V. dereinsten weitläuftiger auszuführen verspricht. Sie theilt die Dauer des Unterrichts in drey Perioden oder Curse ab. 1) Bis zum achten Jahr soll das fürstliche Kind in zweyen Sprachen lesen lernen (die V. bestimmt die zweyte Sprache nicht), der Unterricht soll in den allererſten Religionsbegriffen, und kurzen moralischen Geschichten, in Bildung der Aussprache und in Erklärung vorgelegter Kupferstiche zur Bereicherung ihrer Begriffe von Werken der Natur und Kunst, bestehen; 2) vom 8 bis 13 Jahr soll Kenntniß der Künste und Gewerbe, durch eigne Besuchung der Werkstätte, etwas von Arithmetik, Geometrie und Mechanik, Historie im Grundriß, noch zwey lebende Sprachen, nicht politische, sondern physische Erdbeschreibung, Christenthum und praktische Logik getrieben werden; 3) vom 14ten Jahre endlich

lich bis zum 18ten giebt die V. folgende Gegenstände des Unterrichts an: Kenntniß der menschlichen Gesellschaft aus allen Gesichtspuncten, als Naturrecht, bürgerliche-, gelehrte-, Kunst- und Staatsgeschichte, mit Anwendung auf die Regierungskunst, Geographie, Bibellesen u. s. w.

Vielleicht entsprechen wir mit diesem Auszug nicht ganz der Erwartung der Leser: es thut uns aber leid, daß wir von den Winken und Vorschlägen der Verfasserin von zweckmäßiger Erziehung einer Prinzessin zu ihrer künftigen Bestimmung, als Gemahlin und Landesmutter, nichts mehr ausziehen können. Vieles, was sie sagt, geht sowohl Prinzen als Prinzessinnen an; über den Punct der moralischen Bildung hätte sich freylich weit mehr sagen lassen: und über die Wahl und Ordnung des Unterrichts ließen sich manche Erinnerungen machen. Das Buch ist bey Ungern in Berlin, mit der von ihm gewöhnlichen typographischen Schönheit gedruckt: doch haben wir in diesen wenigen Bogen verschiedene Druckfehler bemerkt.

Nm.

XVII. Handlungs- Finanz- und Polizeywissenschaft, nebst Technologie.

Ueber den Verfall der Städte, insbesondre der churſächsischen. Von dem Verfasser der Abhandlung über das Schuldenwesen des churſächsischen Adels. (Herrn D. Carl Heinrich von Römer.) Dresden, in der Richterischen Buchhandlung. 1791. 253 S. 8.

Der Verf. beschäftigt sich zuvörderst (I. Abschn.) mit den allgemeinen Ursachen des Verfalls der Städte. Ueberhaupt sey der Unterschied zwischen Städten und Dörfern politisch nicht gut, weil es niemals rathsam sey, Nahrungszweige auf gewisse Orte allein einzuschränken. (Aber setzt sich der Unterschied nicht selbst fest? Fordern die Manufakturen und die meisten städtischen Gewerbe nicht ganz andre Verhältnisse,

niſſe, als die ländlichen Beſchäftigungen — Verhältniſſe, die oft von Lage und Boden faſt allein abhängen? Sind uns unſre Dörfer nicht noch die phyſiſchen und ſittlichen Pflanzſchulen für die Städte? Und würden Luxus und moraliſches Verderben, das mit dem Steigen der ſtädtiſchen Gewerbe faſt immer gleichen Schritt geht, nicht mit den letzten ſich ſchnell über die Dörfer verbreiten, ſobald ihnen der Eingang dahin nicht bloß geöffnet, ſondern nothwendig wäre? Dieſe Betrachtungen ſcheinen außer dem Wege des Verf. liegen geblieben zu ſeyn, ohnerachtet er wohl anerkennt, daß der Meynung, die er beytritt, viele wichtige Gründe entgegen ſtehn.) Angenommen indeſſen die Sache, wie ſie jetzt iſt, wären Städte diejenigen Orte, denen das Stadtrecht eigen iſt, (d. i. das Recht, ein eignes Rathscollegium zu Anordnung der öffentlichen und Polizeyangelegenheiten zu haben, Jahr- und Wochenmärkte zu halten, und bürgerliche Nahrung nebſt Zünften und Innungen ausſchließend zu beſitzen. Von dieſen ſo beſtimmten Oertern ſey Haupturſache ihres Verfalls „Mangel hinlänglicher bürgerlicher Nahrungszweige.“ Zwar ſey der Lohn geſtiegen, aber nicht im Verhältniß andrer Preiße. Vorzüglich drückt dieſes den kleinen unbemittelten Profeſſioniſten. Auch die Mode macht den Werth vieler Arbeiten ſehr veränderlich. — Viele Handwerker ſtehen in wahrem Mißverhältniß in Anſehung ihrer Anzahl, gegen den Staat ſowohl, als unter ſich. Endlich werde auch Pfuſcherey, wo einmal Handwerkszwang herrſcht, ſehr ſchädlich. — Auch „Feld- und Ackerarbeit der Städte“ trage zu ihrem Verfall bey. (Hier, dünkt uns, iſt der Verf. den Beweis ſchuldig geblieben. Soll die Schädlichkeit dieſer Gewerbe für die Städte daraus fließen, daß der Begriff einer Stadt ſie nicht in ſich ſchließe? Oder weil durch dieſe unſyſtematiſche Verbindung der Gewerbe zu viele Städte und zu wenige Dörfer entſtänden, wie der Verf. behauptet. Aber der Einfluß dieſes Satzes auf jene Folge leuchtet uns auf keine Weiſe ein!) Ferner „unweiſe Beförderung der Bevölkerung“ dann allerdings unweiſe, wenn es an Nahrungszweigen für die vergrößerte Volksmenge fehlt. „Mißverhältniß der Reichen und Armen“ daher „Stockung des baaren Geldes. Herabgeſunkener Credit der Privatperſonen“ vorzüglich durch ſchlechte und langſame Juſtizverwaltung, und die Folge davon „Wucher.“ Beyde Uebel drücken zwar nicht die Stadt allein, ſondern das ganze Land, aber doch den Bauer minder, weil er weniger

Geld

Geld bedarf, als der ſtädtiſche Einwohner. Aus dieſen Urſachen entſteht nun „Erſchlaffung des Kunſtfleißes und Erfindungsgeiſts, Luxus, Hang zu Vergnügungen und Spielſucht.“ Noch ein Uebel der Städte iſt „Streben nach höhern Ständen.“ Alle dieſe bis jetzt berührten Quellen rühren faſt allein von den Bürgern ſelbſt her: andre Urſachen des Verfalls nehmen ihren Urſprung von den Vorgeſetzten: „Sorgloſigkeit der Stadträthe,“ neue Anlagen und deren üble „Vertheilung und Verwendung.“ Die höhern Landeskollegien erfahren die Beſchwerden der Unterthanen nicht. „Das jetzt herrſchende Finanzſyſtem ſtrebt dem Flor des Nahrungsſtandes gerade entgegen,“ durch Erfindung neuer Abgaben, ohne Erfindung neuer Nahrungszweige. Vorzüglich ſey die Acciſe, indem ſie die Nahrungsmittel vertheure, ſehr ſchädlich. Den letzten Platz unter den angegebenen Urſachen des Verfalls nimmt die „allgemeine Theurung“ ein. Als „beſondere Quellen des Verfalls einzelner Städte (II. Abſchn. 39 fg.) treten ein bey Bergſtädten der Verfall des Bergbaues; eben ſo bey den Städten, die durch Bierbrauerey, durch Getreidehandel, durch Modewaaren und durch Handlung blühten; die größere oder geringere Verminderung dieſer verſchiedenen Nahrungszweige. (Wenn der Verf. in Anſehung des Getreidehandels behauptet, daß dieſer durch die Aufkäufer, ſo wie der Victualienhandel durch die Höken leide, ſo empfehlen wir ihm in Anſehung jener Behauptung „Reimarus über die Freyheit des Getreidehandels“ nachzuleſen. Die Aufkäufer, geben, vom Staate richtig geleitet und benutzt, ſehr nützliche und wohlthätige Zwiſchenhändler zwiſchen den Bauern und den Bürgern ab. Noch ungezweifelter gilt dieſes von den Höken, deren erſprießlichen Einfluß freylich der Staat nicht durch Monopol und Innungszwang hemmen muß!)

Von dieſen Uebeln findet man (III. Abſchn. S. 47.) „in Anwendung auf die churſächſiſchen Städte,“ unſer Verf. die meiſten derſelben in ihnen. „Bierbrauerey“ ſank durch Beeinträchtigung und Einſchränkung der vormaligen ſtädtiſchen Rechte mittelſt der Dorfſchenken und durch die Biersteuer. — Noch ziemlich blühend erhielt ſich die „Kaufmannſchaft“ in Anſehung des äußern Handels, vorzüglich vermöge der vielen Produkte der Betriebſamkeit ihrer Inwohner und des Bergbaues. Doch droht der bis jetzt vortheilhaften Bilanz des Handels auch eine Erſchütterung wegen der Erhöhung der Gold-

Geldcirculation, und wegen Mangel des Credits, der ſich vorzüglich von der Langſamkeit des ſächſiſchen Prozeſſes herſchreibt. Der innere Handel aber iſt durch die Menge der Krämer zur Hökerey herabgeſunken, und dadurch leiden auch Manufakturen und Fabriken, indem dieſe von bloßen Cramern nicht unterſtützt werden können. Daher denn Erſchlaffung des Erfindungsgeiſts und des Kunſtfleißes. „Künſte und Profeſſionen" leiden ohnerachtet der regen Thätigkeit der Sachſen, durch die ſchlechte Behandlung der Lehrlinge und durch die Pfuſcherey, weniger hingegen durch die Veränderung der Moden, der die Waaren von wenigen einländiſchen Fabriken ausgeſetzt ſind. Aber zu ihrem Verfall tragen ferner bey, Duldung der Handwerker auf dem Lande, und allzuhohe Abgaben, oder vielmehr ihre ungleiche Vertheilung, indem die Städte gegen das Land viel zu hoch angeſetzt ſind; unter den letztern zeichnen ſich als vorzüglich ſchädlich aus die Conſumtionsabgaben, auch liegen große Fehler in der Erhebungsart aller Onern, in der Willkührlichkeit der bürgerlichen Auflagen, und in ihrer vielleicht nicht allzurichtigen Verwendung. Endlich fühlen vorzüglich jene Stände den Einfluß von Luxus und Verſchwendung: von Spielſucht, vorzüglich in Lotterien, ehemals in Zahlen, jetzo in den minder und doch noch ſehr ſchädlichen Claſſenlotterien, und von dem Streben nach höhern Ständen. — „Bevölkerung" wird in Churſachſen nicht zu ſehr befördert. Im Gegentheil ſind einige Städte zu leer an Einwohnern: ihnen könnte durch Einquartirung geholfen werden. — Die Städte, welche allein „Feld- und Viehzucht" treiben, befinden ſich gut in Beziehung auf die Dörfer, aber ſchlecht in Anſehung der andern Städte, und ſtädtiſche Gewerbe kommen ſelten in ihnen empor. — Ueberhaupt ſind die churſächſiſchen Städte, obwohl im Verfall, doch noch keinesweges tief geſunken, ſondern es iſt noch Zeit, ihnen wieder aufzuhelfen. Vorzüglich nöthig wäre hierzu ein eignes Collegium, das in allen einzelnen Städten die Urſachen ihres Verfalls, und die Mittel, ihnen aufzuhelfen, unterſuchte. — Im Allgemeinen beginnt der Verf. die Darlegung der letztern, (IV. Abſchn. S. 82 fg.) mit den „Mitteln, wie der Bierbrauerey aufzuhelfen ſeyn dürfte." Der Wein ſchade dieſem Gewerbe nicht viel, wegen der hohen Abgaben, die auf demſelben liegen, mehr noch der Branntwein. Ueberhaupt muſſe der Handel mit demſelben, der bey wohlfeilen Getreidepreißen ſeinen Vortheil hat, nur um des ausländi-

schen Absatzes, nicht um des inländischen Vertriebs willen, begünstigt werden. Zur Zeit der Getreidetheurung sey daher das Branntweinbrennen ganz zu verbieten. (Gegen diesen letztern Satz müssen wir uns unbedingt erklären, ob es uns gleich zu weit führen würde, die Gründe hier ausführlich anzugeben, mit denen der Verf. zu bestreiten wäre. Größtentheils fallen sie mit denen gegen Getreidesperren zusammen, und würden also aus denselben Quellen geschöpft werden, auf die wir den Verf. oben verwiesen.) Der innere Verkauf des Branntweins ist durch hohe Auflagen und Verminderung der zahlreichen Branntweinschenken herabzusetzen. — Kaffee, der auch in Ansehung des Brauergewerbes höchst schädlich ist, wird am wirksamsten in seinem Verbrauch eingeschränkt, wenn das Monopol damit zur Sache des Staats gemacht und er mit hoher Accise belegt würde, wie unter Friedrich dem Einzigen in den brandenburgischen Staaten geschah. — Zu diesen Verfügungen, welche die Uebel entfernen würden, die den ausgebreitetern Gebrauch des Biers hindern, müßte noch Verminderung oder gänzliche „Aufhebung der Bierſteuer" (einer gewiß sehr drückenden und unpolitischen Auflage) und die „Verbesserung der innern Güte des Biers" hinzukommen. Bey jenen sollte billig die Betrachtung eintreten, daß durch Consumtionsabgaben, ihrem wahren Zwecke nach, nur ausländische Waaren verdrängt, nicht die Einkünfte des Fürsten vermehrt werden sollen. In Ansehung der Verbesserung des Biers wird erfordert: gute Aufsicht auf die Brauer, Untersuchung der Güte der Materialien, Anlegung gut eingerichteter und bequemer Brauhäuser, Verhütung der Verfälschung und Verdünnung des Biers, und Einschränkung der Dorfbrauereyen. (Diesen letztern Vorschlag billigen wir nicht. Die Erzeugung des Biers, eines der ersten und allgemeinsten Bedürfnisse, liegt dem Landmann, der die Materialien dazu selbst bauet, so nahe, daß wir keinen Grund finden, es ausschließlich in die Klasse der städtischen Gewerbe zu verweisen, und den Landmann von dem Bürger, der von jenem erstlich das Material erhält, abhängig zu machen. Wir bemerken überhaupt in mehrern Sätzen des Verf., daß er sehr oft dem Bürger zum Nachtheil des Bauern nützlich zu seyn sucht, und den letztern Stand offenbar weiter zurück setzt, als er in einem wohlgeordneten Staat stehen sollte.)

Als „Mittel, wie man der Kaufmannschaft, den Manufakturen und Fabriken zur Hülfe kommen kann," (V. Abschnitt

: S. 106.) stellt diese Schrift billig zuerst „Handelsfrey-
auf. Die churſächsischen Lande leiden beträchtlich durch
ndelseinschränkungen ihrer Nachbarn. Commerztractate
llianzen verbunden würden diesem Uebel zuvorkommen.
zu den letztern ist der Kriegsstaat zu schwach, und das
rende politische System dieser Macht hat offenbar nach-
e Folgen auf ihr Gewicht in der Wage Europens ge-
Daher bleibt das, was die auswärtigen Handelsein-
kungen betrifft, fast ganz der Willkühr der Nachbarn
issen. Dennoch wird zweckmäßige Beförderung der Han-
eyheit von Seiten Churſachsens selbst sehr nützlich. Trotz
Handelssperren erhielt es sich bis jetzt bey einer vortheil-
n Handlungsbilanz. Aber es führt auch seinen Handel
mit Waaren des Luxus und der Moden, sondern mit
chen Waaren des Bedürfnisses, aus eigenen Produkten
nden. Freylich wird aber kaum so viel baares Geld ge-
en, als nöthig ist, um die für die Staatsschuld ins Aus-
zehende Summen aufzuwiegen, und auch sehr viele ent-
che Waaren werden eingetauscht. Das letztre zu hindern,
e sogar dem Handel von einer andern Seite schädlich wer-
weil es den dagegen geschehenden Absatz inländisch pro-
er Waaren mindert. Die dem Ausländer unentbehrli-
Waaren aber müßte man jeden Falls nicht gegen andre
rliche Waaren, sondern gegen baares Geld umzutau-
suchen. An der erstern Art fehlt es Sachsen gar nicht.
n Vertrieb zu begünstigen, würden Aufmunterung des
dungsgeists und Kunstfleißes der Inwohner, und Anle-
mehrerer Manufacturen und Fabriken zur Verarbeitung
ohen Produkte, zweckmäßig wirken. Zu den letztern wä-
ie vielen eingehenden Schlösser brauchbar. Der ausländ-
Vertrieb der Waaren geschehe dann, mit Abschaffung
abrikenzwangs, der ihn mehr hindert, durch Güte und
fellheit der Waaren. In Ansehung jener beruht vieles
ichtige Auswahl des Orts. Zur Wohlfeilheit würde vor
die Aufhebung der Consumtionsabgaben von unentbehr-
Bedürfnissen beytragen, indem dadurch das Tagelohn
erringerte. — Auch sind an und für sich durch die Han-
erren seiner Nachbarn dem churſächsischen Staat fast
eges alle Wege des Absatzes verschlossen. Der Handel
Norden wäre vielmehr beträchtlich zu erweitern, zumal
die Abgaben auf ausgehende Waaren so vermindert wür-
daß man mit fremden gleichen Schritt halten könnte,

schen Absatzes, nicht um des inländischen Vertriebs willen, begünstigt werden. Zur Zeit der Getreidetheurung sey daher das Branntweinbrennen ganz zu verbieten. (Gegen diesen letztern Satz müssen wir uns unbedingt erklären, ob es uns gleich zu weit führen würde, die Gründe hier ausführlich anzugeben, mit denen der Verf. zu bestreiten wäre. Größtentheils fallen sie mit denen gegen Getreidesperren zusammen, und würden also aus denselben Quellen geschöpft werden, auf die wir den Verf. oben verwiesen.) Der innere Verkauf des Branntweins ist durch hohe Auflagen und Verminderung der zahlreichen Branntweinschenken herabzusetzen. — Kaffee, der auch in Ansehung des Brauergewerbes höchst schädlich ist, wird am wirksamsten in seinem Verbrauch eingeschränkt, wenn das Monopol damit zur Sache des Staats gemacht und er mit hoher Accise belegt würde, wie unter Friedrich dem Einzigen in den brandenburgischen Staaten geschah. — Zu diesen Verfügungen, welche die Uebel entfernen würden, die den ausgebreiteten Gebrauch des Biers hindern, müßte noch Verminderung oder gänzliche „Aufhebung der Biersteuer" (einer gewiß sehr drückenden und unpolitischen Auflage) und die „Verbesserung der innern Güte des Biers" hinzukommen. Bey jenen sollte billig die Betrachtung eintreten, daß durch Consumtionsabgaben, ihrem wahren Zwecke nach, nur ausländische Waaren verdrängt, nicht die Einkünfte des Fürsten vermehrt werden sollen. In Ansehung der Verbesserung des Biers wird erfordert: gute Aufsicht auf die Brauer, Untersuchung der Güte der Materialien, Anlegung gut eingerichteter und bequemer Brauhäuser, Verhütung der Verfälschung und Verdünnung des Biers, und Einschränkung der Dorfbrauereyen. (Diesen letztern Vorschlag billigen wir nicht. Die Erzeugung des Biers, eines der ersten und allgemeinsten Bedürfnisse, liegt dem Landmann, der die Materialien dazu selbst bauet, so nahe, daß wir keinen Grund finden, es ausschließlich in die Klasse der städtischen Gewerbe zu verweisen, und den Landmann von dem Bürger, der von jenem erstlich das Material erhält, abhängig zu machen. Wir bemerken überhaupt in mehrern Sätzen des Verf., daß er sehr oft dem Bürger zum Nachtheil des Bauern nützlich zu seyn sucht, und den letztern Stand offenbar weiter zurück setzt, als er in einem wohlgeordneten Staat stehen sollte.)

Als „Mittel, wie man der Kaufmannschaft, den Manufakturen und Fabriken zur Hülfe kommen kann," (V. Abschnitt

ſchnitt S. 106.) ſtellt dieſe Schrift billig zuerſt „Handelsfreyheit“ auf. Die churſächſiſchen Lande leiden beträchtlich durch die Handelseinſchränkungen ihrer Nachbarn. Commerztraktate mit Allianzen verbunden würden dieſem Uebel zuvorkommen. Allein zu den letzten iſt der Kriegsſtaat zu ſchwach, und das ſchwankende politiſche Syſtem dieſer Macht hat offenbar nachtheilige Folgen auf ihr Gewicht in der Wage Europens gehabt. Daher bleibt das, was die auswärtigen Handelseinſchränkungen betrifft, faſt ganz der Willkühr der Nachbarn überlaſſen. Dennoch wird zweckmäßige Beförderung der Handelsfreyheit von Seiten Churſachſens ſelbſt ſehr nützlich. Trotz aller Handelsſperren erhielt es ſich bis jetzt bey einer vortheilhaften Handlungsbilanz. Aber es führt auch ſeinen Handel nicht mit Waaren des Luxus und der Moden, ſondern mit wirklichen Waaren des Bedürfniſſes, aus eigenen Produkten entſtanden. Freylich wird aber kaum ſo viel baares Geld gewonnen, als nöthig iſt, um die für die Staatsſchuld ins Ausland gehende Summen aufzuwiegen, und auch ſehr viele entbehrliche Waaren werden eingetauſcht. Das letztre zu hindern, würde ſogar dem Handel von einer andern Seite ſchädlich werden, weil es den dagegen geſchehenden Abſatz inländiſch producirter Waaren mindert. Die dem Ausländer unentbehrlichen Waaren aber müßte man jeden Falls nicht gegen andre entbehrliche Waaren, ſondern gegen baares Geld umzutauſchen ſuchen. An der erſtern Art fehlt es Sachſen gar nicht. Ihren Vertrieb zu begünſtigen, würden Aufmunterung des Erfindungsgeiſts und Kunſtfleißes der Inwohner, und Anlegung mehrerer Manufakturen und Fabriken zur Verarbeitung der rohen Produkte, zweckmäßig würken. Zu den letztern wären die vielen eingehenden Schlöſſer brauchbar. Der ausländiſche Vertrieb der Waaren geſchehe dann, mit Abſchaffung des Fabrikenzwangs, der ihn mehr hindert, durch Güte und Wohlfeilheit der Waaren. In Anſehung jener beruht vieles auf richtige Auswahl des Orts. Zur Wohlfeilheit würde vor allem die Aufhebung der Conſumtionsabgaben von unentbehrlichen Bedürfniſſen beytragen, indem dadurch das Tagelohn ſich verringerte. — Auch ſind an und für ſich durch die Handelsſperren ſeiner Nachbarn dem churſachſiſchen Staat keinesweges alle Wege des Abſatzes verſchloſſen. Der Handel nach Norden wäre vielmehr beträchtlich zu erweitern, zumal wenn die Abgaben auf ausgehende Waaren ſo vermindert würden, daß man mit fremden gleichen Schritt halten könnte,

z. B. bey der Leinwand. Auch der Handel mit aus
Erzeugnissen ins Ausland ist zu befördern. Nur der
mit rohen Produkten, die im Lande selbst verarbeitet
könnten, wäre allein einer Einschränkung unte
Ob für den inländischen Handel die Einschrän
zahl der im Detail handelnden Kaufleute vor
würde, wäre noch zu untersuchen. Die überhaupt
selben ist gewiß den einzelnen Gliedern des Standes
cher, als den Ganzen. Was man hier thun könnte,
die Erlaubniß zu handeln, nur auf solche e
wirklich die Kaufmannschaft erlernt haben,
bey eine Innung festsetzen, oder die Zahl der Glieder
nen zu wollen, indem man hierdurch die Handelsfr
wirklich beschränkt. Jene handelnden Perso
die Güte der Waaren und das Verhältniß der
zu beurtheilen wissen, — Kenntnisse, durch der
so viele im Detail handelnde Kaufleute zu Grunde ge
Weit nothwendiger aber noch ist die Einschränkung der
krämerey, vorzüglich um die Dörfer mit bessern
versorgen, die man in ihren Kramläden höchst
— Zu der Handelsfreyheit muß nun, um die
schaft empor zu bringen, noch hinzutreten,
Erhaltung kaufmännischen Credits," wozu erforderl
Einführung des Wechselrechts und schnellerer P
züglich in Ansehung der Course, Hemmung der
bung dieses Standes, und der dadurch muthw
veranlaßten Bankeroute, — harte Bankerou
nichts, so lange sie nicht streng ausgeübt werden. —
gung eines Leihhauses zu Leipzig, mit einer
knüpft — und zu Naumburg — ein solches
jedoch nicht die Fehler der gewöhnlichen haben,
Chikane und Bevortheilung nicht begünstigen —
schränkung und richtigere Bestimmung der Handels

Die Mittel, wie insbesondre einzelnen Künsten, Innungen und Zünften empor zu helfen seyn möchte, (6 Abschn. S. 153.) sucht der Verf. in der Verbesserung des Unterrichts der Lehrlinge, durch Examen der letztern und nähere Aufsicht auf die Lehrherren — Abschaffung der theuern Meisterrechte — Aufhebung der Einschränkung der Innungsverwandten auf eine bestimmte Anzahl. (Schon vorher hatte der Verf. bemerkt, daß Innungen, wo sie einmal eingeführt sind, nur

mit großen Nachtheilen wieder aufgehoben werden können. Neue einzuführen iſt aber noch weit bedenklicher, und im allgemeinen genommen, immer unrathſam.) Jene Beſtimmung der Anzahl dient nur zur Bevortheilung andrer Bürger, und zur Hemmung des Fleißes. Um die übergroße Anzahl der Profeſſioniſten gewiſſer Gattungen zu vermindern, erſchwere man vielmehr die Erlernung der Profeſſion, als ihre nachherige Ausübung. Kein Meiſter dürfe mehr als einen Lehrling lernen. (Iſt dieſe Einſchränkung wirklich rathſam? Wird nicht dadurch dem guten Meiſter die Gelegenheit genommen, ſeine erlangten Kunſtfertigkeiten ſo weit als möglich auszubreiten? Und wird nicht wenigſtens mancher Lehrling in ſchlechte Hände geſpielt werden?) Bauerknaben würden nicht eher eingeſchrieben, bis es an Lehrlingen aus andern Ständen fehle, und müßten eine höhere Taxe für Aufdingen, Losſprechen und Meiſterwerden bezahlen. (Dieß, dünkt uns, wären nicht die rechten Mittel, den Bauernſohn in ſeinem Kreiß zu erhalten. Sie dürften ihm vielmehr leicht ſeinen Stand nur noch verhaßter machen. Man erinnere ſich, was wir oben von dem Vorurtheil des Verf. gegen den Bauernſtand erwähnten.) — Aufhebung der Ungleichheit in den Lehrjahren, da dieſe nämlich für eine größere Summe abgekürzt werden können. — Endlich Gleichförmigkeit der Innungsbriefe. (Hier haben wir den Verf. nicht ganz verſtanden.)

Der Verf. kömmt ferner zu den „Mitteln, wie ſowohl zünftigen als unzünftigen Handthierungen in den Städten aufzuhelfen iſt“ (VII. Abſchn. S. 173.) (ohne Rückſicht auf Zunft- und Innungsverfaſſung.) Die ſchönen Künſte verdienten die wenigſte Rückſicht. Als Handelsartikel könnten ſie nie beträchtlich werden, und dem Staatswirth liege nichts am Herzen, als der Vertrieb ins Ausland. (Aber ihm liegt doch gewiß auch jedes Mittel am Herzen, wodurch die Produkte der politiſch nothwendigern Kunſte ſchöner, bequemer und überhaupt kaufbarer gemacht werden?) — Verfertiger unentbehrlicher Bedürfniſſe für die Inwohner kommen nur innerhalb des Landes in Betrachtung. Die, welche ſich mit hypothetiſch nothwendigen Produkten und Waaren beſchäftigen, ſo ins Ausland abgeſetzt werden, ſind nächſt den zur Beförderung des Handels bereits angegebenen Mitteln, vorzüglich durch Vorſchüſſe aufzumuntern. Beym Bergbau insbeſondre iſt der eigne Bau hoffnungsvoller Zechen durch die

Landesherrschaft erforderlich, — Die
zeugung überflüßiger und entbehrlicher Artikel,
fern diese Gegenstände des Handels sind,
dient, findet sie in Beförderung der Ausf
mit der Mode. Was endlich Feldk
so verwandle man, sie empor zu brin
in Dörfer; in größern aber schränke
die Bewohner der Vorstädte ein,
Dörfer.

„Fromme Wünsche über zweckmäßige Vertheilung der städtischen Abgaben“ (VIII Abschn. S. 186.) dringen vorzüglich auf Wiederherstellung des richtigen Verhältnisses zwischen den Abgaben des Bauers und Bürgers. Der erstre sey beunruhigt, der letztre mit Abgaben überhäuft. Die ehemaligen Steuertaxen passen nicht mehr auf unsre Zeiten, daher nöthig wird neue Taxe, Untersuchung der bestehenden Steuerbefreyungen, Taxe nach dem Werth der Grundstücke, nicht nach ihrem Flächeninhalt. Kein Unterschied zwischen städtischen und dörfischen Besitzungen werde in Zukunft gemacht. — Mobiliarvermögen ist nur in Ansehung der Capitalien einer Besteuerung fähig: dagegen müssen die außer allen Verhältnissen bestehenden Personensteuern wegfallen. — Gewerbesteuern sind mit großer Vorsicht aufzulegen. — Alle diese Steuern leiden indessen die höchstmöglichste Erhöhung: nur müssen sie immer in den richtigen Verhältnissen gegen einander stehen. — Handels- und Consumtionsabgaben sind nur sehr mäßig aufzuerlegen, und dürfen nur entbehrliche Artikel treffen. Vor allen Dingen aber suche man ihre verschiedenen Arten zu vereinigen, um die Kosten der Einwohner zu vermindern. — Die besondern bürgerlichen Abgaben, vorzüglich drückend da, wo noch Schulden zu bezahlen sind, fordern in Ansehung ihrer Berechnung und Verwendung kräftige Maasregeln und Wegschaffung mancherley Mängel.

Endlich noch „Mittel, wie man durch gute Verwaltung der Polizey den Wohlstand der Städte befördern könne“ (IX. Abschn. S. 218.) Reformation der alten Polizeyordnungen, die noch auf sehr schiefen Begriffen beruhn. Kürzlich muß man die speziellen Polizeyanordnungen immer nach den Unterobrigkeiten überlassen, und die Aufsicht von diesen ist äußerst mangelhaft. — So viel die städtischen Polizeyordnun-

ordnungen betrifft, ſind beſondere Polizeybediente erforderlich (aber, ums Himmels willen! keine unbekannte oder verkappte, wie der Vf. will, die als äußerlich ehrbare Geſellſchaftsmitglieder, die Polizeyverbrechen erſpähn ſollen.)

Dieſes iſt die Reihe der von dem Verf. aufgeſtellten Lehren. Nur in dem letzten Abſchnitt haben wir die Angaben der einzelnen Gegenſtände übergangen, weil ſie nichts aufſtellen, was nicht jedes Lehrbuch der Polizey auch enthält, und allen das angeben, was die Aufſicht der Polizey insbeſondre zum Wohlſtand der Städte erfordert. Doch würde ſich noch vieles hinzufügen laſſen.

Im Ganzen erkennen wir dieſe Schrift ohne Bedenken für ein gutes und brauchbares Buch an, ohnerachtet wir in noch mehrern Sätzen, als wir angezeigt haben, von dem Vf. verſchieden denken, und auch ſonſt noch verſchiedenes zu entdecken glauben, worinne die Arbeit vollkommner ſeyn könnte. Wir vermiſſen vorzüglich den Beweis, daß die churſächſiſchen Städte wirklich ſo geſunken, oder ihrem Verfall nahe ſind, daß ſie die vom Verf. vorgeſchlagenen Mittel bedürfen. Immer glauben wir gerne, daß der Verf. dieß mit Grund vorausſetzen konnte. Allein wie wenn man ihm dieß, und folglich die Zweckmäßigkeit ſeiner ganzen Schrift ableugnete? Nothwendig müßte er ſich doch dann dem Beweiſe unterziehen. Wie wichtig hätte auch die Behandlung dieſes Gegenſtandes werden können, wenn der Verf. mit Aug und Sinn des Verf. der Denkwürdigkeiten der ſächſiſchen Finanzgeſchichte gearbeitet hätte?

Ein andrer Mangel liegt in der Anlage der Schrift, die aus unſrer Darſtellung des Inhalts erhellet, und die höchſt nothwendige Folge hatte, daß manche Dinge mehr als einmal geſagt werden mußten, indem ſie erſt bey der Angabe der allgemeinen Urſachen des Verfalls der Städte, dann bey der Betrachtung von dieſen in Rückſicht der churſächſiſchen Städte und endlich wieder bey den Mitteln, dieſen zuvorzukommen, erwähnt werden.

Wir wiederholen indeſſen, daß wir dieſe Schrift der Verbreitung und Beherzigung ihres Inhalts allerdings für ſehr würdig halten, ohnerachtet der Verf. nicht allzutief in die Geheimniſſe der Staatswiſſenſchaft geblickt, noch etwas vorgetragen hat, was als Bereicherung dieſes Gebiets angeſehen werde.

Hd.

Lebrecht Lamberts Darstellung der
sachen, warum reisende Handlun
häufig Unterschleife be
Mitteln, wodurch der Patr
bald entdecken kann. Alles durch ver
zählte wahre Unterschleifsgeschichten erläutert
men, bey Euteneuer. 1791. 4 Bogen, 8.

Ein gutgemeynter Aufsatz, der vielleicht für die Gegend, wo der Verf. lebt, nöthig seyn mag. Einem klugen Kaufmann wird nichts unbekanntes gesagt.

H.

Oekonomische und politische Bemerkungen über den Ackerbau, den Handel, die Manufakturen, die Anlegung und Wiederherstellung der Häfen, Wege, Flüsse und Kanäle ꝛc. Aus dem französischen Manuscript des Herrn de Waillly, ehemaligen Königl. Preuß. Provinzial-Accise-Zoll- und Licent-Inspektoren zu Stolpe in Hinterpommern. Berlin, 1791. bey Himburg. 268 Seiten in 8.

Der Verfasser handelt in zehn Kapiteln: 1) vom Ackerbau; warum er nicht überall blüht, und den Mitteln, ihn blühend zu machen; 2) von den Mitteln zu erfahren, welche Aecker schlecht oder gar nicht bebauet worden, und ansehnliche Verbesserungen zu machen; 3) von Häfen, Bächen, Kanälen und Wegen; von der Nothwendigkeit, sie in guten Stand zu setzen, und neue anzulegen; 4) von der Art und Weise, wie man ohne viele Kosten Häfen, Wege, Kanäle und Bäche anlegen und ausbessern kann, und von den Vortheilen, welche hieraus für den Handel entspringen würden; 5) von den Manufakturen und Fabriken, von den Mitteln ihnen aufzuhelfen und sie blühender zu machen; 6) von den Agenten oder Konsuln, und was in Bezug auf den Handel der Zweck ihrer Beschäftigung seyn muß; 7) von den Auflagen und von den Gründen, die den König dahin disponiren könnten, sie

n Besten der dürftigern Menschenklasse bey den nothwendig-
n Bedürfnissen des Lebens zu mildern; 8) Vorschläge, wie
n Besten des Handels und der Manufakturen dem Schleich-
del vorgebeugt, und selbiger ganz aufgehoben werden kann;
von der Erziehung und Behandlung der Maulbeerbäume;
den Mitteln, sie wachsen zu machen, und sie sich im
rfluß zu verschaffen; 10) von der Auferziehung der Sei-
rmer.

Der Verfasser sagt oft gründliche und nützliche Sachen,
er stößt man auch auf unerwiesene, undeutliche und
heil falsche Sätze. Sowohl von einem als dem an-
will ich nur einige kleine Proben anführen. Wer wird
olgenden Grundsatz des Verfassers gründlich und nütz-
den: „Der Ackerbau ist die Seele des Handels. Er
llen Leben und Thätigkeit. Es ist daher von der äußer-
ichtigkeit ihn durch alle mögliche Mittel zu befördern.
Zweck kann nur erreicht werden, wenn die Regierung
alle mögliche Polizeyanstalten und nützliche Verbesse-
) den Absatz der Landesprodukte verschafft und er-
“

so auch den Vorschlag des Verfassers: „Den Im-
die eßbaren Produkte, und auf die Bedürfnisse des
Tannes zu mindern, und auf dasjenige, was der
seinem Luxus braucht, zu legen.“

fällt aber nun nicht auch gleich das Unbestimmte
e folgender Sätze in die Augen: „Die Unthätig-
überall noch bey der Bebauung des Ackers herrscht,
Ursachen vorzüglich zu suchen: 1) in jener Furcht,
die Ackersleute schweben, und stets geschweht ha-
eine stärkere Bebauung des Ackers die Kornpreise
unter setzen werde. 2) Daß sie nicht wissen, wie
rmehrten Produkte absetzen sollen.“ Die letztere
n vielleicht hier und da, doch gewiß selten, eini-
haben. Recensent möchte aber wohl wissen, wo
der erste Fall eingetreten wäre, oder noch eintreten könne?

Dessen ist nicht zu leugnen, daß der Verfasser viel Lo-
kal- Sachkenntniß, und einen warmen und thätigen Ei-
fer für das Beste des Landes, in welchem er lebt, zeigt. Nur
eine [illegible] Weitschweifigkeit, Unordnung und Wiederho-
lun[illegible] Vortrage, und andere kleine Flecken, die jeder phi-
lo[illegible]e Leser bald entdecken wird, verunstalten das Ganze.

Lebrecht Lamberts Darſtellung der verſchi
ſachen, warum reiſende Handlungsb
häufig Unterſchleiſe beziehen;
Mitteln, wodurch der Patron
bald entdecken kann. Alles durch verſ
zählte wahre Unterſchleifgeſchichten erläutert
men, bey Euteneuer. 1791. 4 Bogen, 8.

Ein gutgemeynter Aufſatz, der vielleicht für die Gegend, wo der Verf. lebt, nöthig ſeyn mag. Einem klugen Kaufmann wird nichts unbekanntes geſagt.

H.

Oekonomiſche und politiſche Bemerkun
Ackerbau, den Handel, die Manufaktur
Anlegung und Wiederherſtellung der Häfen,
ge, Flüſſe und Kanäle ꝛc. Aus dem f
ſiſchen Manuſcript des Herrn de Wailly, e
lichen Königl. Preuß. Provinzial- Acciſe-
und Licent-Inſpektoren zu Stolpe in H
mern. Berlin, 1791. bey Himburg.
ten in 8.

Der Verfaſſer handelt in zehn Kapiteln: 1) vom Ackerbau; warum er nicht überall blüht, und den Mitteln, ihn blühend zu machen; 2) von den Mitteln zu erfahren, welche Aecker ſchlecht oder gar nicht bebauet worden, und anſehnliche Verbeſſerungen zu machen; 3) von Häfen, Bächen, Kanälen und Wegen; von der Nothwendigkeit, ſie in guten Stand zu ſetzen, und neue anzulegen; 4) von der Art und Weiſe, wie man ohne viele Koſten Häfen, Wege, Kanäle und Bäche anlegen und ausbeſſern kann, und von den Vortheilen, welche hieraus für den Handel entſpringen würden; 5) von den Manufakturen und Fabriken, von den Mitteln ihnen aufzuhelfen und ſie blühender zu machen; 6) von den Agenten oder Konſuln, und was in Bezug auf den Handel der Zweck ihrer Beſchäftigung ſeyn muß; 7) von den Auflagen und von den Gründen, die den König dahin diſponiren könnten, ſie

zum

zum Beſten der dürftigern Menſchenklaſſe bey den nothwendigſten Bedürfniſſen des Lebens zu mildern; 8) Vorſchläge, wie zum Beſten des Handels und der Manufakturen dem Schleichhandel vorgebeugt, und ſelbiger ganz aufgehoben werden kann; 9) von der Erziehung und Behandlung der Maulbeerbäume; von den Mitteln, ſie wachſen zu machen, und ſie ſich im Ueberfluß zu verſchaffen; 10) von der Auferziehung der Seidenwürmer.

Der Verfaſſer ſagt oft gründliche und nützliche Sachen, oft aber ſtößt man auch auf unerwieſene, undeutliche und zum Theil falſche Sätze. Sowohl von einem als dem andern will ich nur einige kleine Proben anführen. Wer wird nicht folgenden Grundſatz des Verfaſſers gründlich und nützlich finden: „Der Ackerbau iſt die Seele des Handels. Er „giebt allen Leben und Thätigkeit. Es iſt daher von der äußerſten Wichtigkeit ihn durch alle mögliche Mittel zu befördern. „Dieſer Zweck kann nur erreicht werden, wenn die Regierung „(durch alle mögliche Polizeyanſtalten und nützliche Verbeſſerungen) den Abſatz der Landesprodukte verſchafft und erleichtert.“

Eben ſo auch den Vorſchlag des Verfaſſers: „Den Impoſt auf die eßbaren Produkte, und auf die Bedürfniſſe des „armen Mannes zu mindern, und auf dasjenige, was der „Reiche zu ſeinem Luxus braucht, zu legen.“

Wem fällt aber nun nicht auch gleich das Unbeſtimmte und Falſche folgender Sätze in die Augen: „Die Unthätigkeit, die überall noch bey der Bebauung des Ackers herrſcht, „iſt in zwey Urſachen vorzüglich zu ſuchen: 1) in jener Furcht, „in welcher die Ackersleute ſchweben, und ſtets geſchwebt haben, daß eine ſtärkere Bebauung des Ackers die Kornpreiſe „zu ſehr herunter ſetzen werde. 2) Daß ſie nicht wiſſen, wie „ſie ihre vermehrten Produkte abſetzen ſollen.“ Die letztere Urſache kann vielleicht hier und da, doch gewiß ſelten, einigen Grund haben. Recenſent möchte aber wohl wiſſen, wo der erſtere Fall eingetreten wäre, oder noch eintreten könne?

Indeſſen iſt nicht zu leugnen, daß der Verfaſſer viel Lokal- und Sachkenntniß, und einen warmen und thätigen Eifer für das Beſte des Landes, in welchem er lebt, zeigt. Nur eine ermüdende Weitſchweifigkeit, Unordnung und Wiederholung im Vortrage, und andere kleine Flecken, die jeder philoſophiſche Leſer bald entdecken wird, verunſtalten das Ganze.

Lehrecht Lamberts Darstellung der verschiedenen Ursachen, warum reisende Handlungsbediente so häufig Unterschleife begehen; nebst den sichersten Mitteln, wodurch der Patron sie verhindern und bald entdecken kann. Alles durch verschiedene erzählte wahre Unterschleifsgeschichten erläutert. Barmen, bey Euteneuer. 1791. 4 Bogen, 8.

Ein gutgemeynter Aufsatz, der vielleicht für die Gegend, wo der Verf. lebt, nöthig seyn mag. Einem klugen Kaufmann wird nichts unbekanntes gesagt.

H.

Oekonomische und politische Bemerkungen über den Ackerbau, den Handel, die Manufakturen, die Anlegung und Wiederherstellung der Häfen, Wege, Flüsse und Kanäle ꝛc. Aus dem französischen Manuscript des Herrn de Wailly, ehemaligen Königl. Preuß. Provinzial-Accise-Zoll- und Licent-Inspektoren zu Stolpe in Hinterpommern. Berlin, 1791. bey Himburg. 268 Seiten in 8.

Der Verfasser handelt in zehn Kapiteln: 1) vom Ackerbau: warum er nicht überall blüht, und den Mitteln, ihn blühend zu machen; 2) von den Mitteln zu erfahren, welche Aecker schlecht oder gar nicht bebauet worden, und ansehnliche Verbesserungen zu machen; 3) von Häfen, Bächen, Kanälen und Wegen; von der Nothwendigkeit, sie in guten Stand zu setzen, und neue anzulegen; 4) von der Art und Weise, wie man ohne viele Kosten Häfen, Wege, Kanäle und Bäche anlegen und ausbessern kann, und von den Vortheilen, welche hieraus für den Handel entspringen würden; 5) von den Manufakturen und Fabriken, von den Mitteln ihnen aufzuhelfen und sie blühender zu machen; 6) von den Agenten oder Konsuln, und was in Bezug auf den Handel der Zweck ihrer Beschäftigung seyn muß; 7) von den Auflagen und von den Gründen, die den König dahin disponiren könnten, sie

zum

zum Besten der dürftigern Menschenklasse bey den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens zu mildern; 8) Vorschläge, wie zum Besten des Handels und der Manufakturen dem Schleichhandel vorgebeugt, und selbiger ganz aufgehoben werden kann; 9) von der Erziehung und Behandlung der Maulbeerbäume; von den Mitteln, sie wachsen zu machen, und sie sich im Ueberfluß zu verschaffen; 10) von der Auferziehung der Seidenwürmer.

Der Verfasser sagt oft gründliche und nützliche Sachen, oft aber stößt man auch auf unerwiesene, undeutliche und zum Theil falsche Sätze. Sowohl von einem als dem andern will ich nur einige kleine Proben anführen. Wer wird nicht folgenden Grundsatz des Verfassers gründlich und nützlich finden: „Der Ackerbau ist die Seele des Handels. Er „giebt allen Leben und Thätigkeit. Es ist daher von der äußer„sten Wichtigkeit ihn durch alle mögliche Mittel zu befördern. „Dieser Zweck kann nur erreicht werden, wenn die Regierung „(durch alle mögliche Polizeyanstalten und nützliche Verbesse„rungen) den Absatz der Landesprodukte verschafft und er„leichtert.“

Eben so auch den Vorschlag des Verfassers: „Den Im„post auf die eßbaren Produkte, und auf die Bedürfnisse des „armen Mannes zu mindern, und auf dasjenige, was der „Reiche zu seinem Luxus braucht, zu legen.“

Wem fällt aber nun nicht auch gleich das Unbestimmte und Falsche folgender Sätze in die Augen: „Die Unthätig„keit, die überall noch bey der Bebauung des Ackers herrscht, „ist in zwey Ursachen vorzüglich zu suchen: 1) in jener Furcht, „in welcher die Ackersleute schweben, und stets geschwebt ha„ben, daß eine stärkere Bebauung des Ackers die Kornpreise „zu sehr herunter setzen werde. 2) Daß sie nicht wissen, wie „sie ihre vermehrten Produkte absetzen sollen.“ Die letztere Ursache kann vielleicht hier und da, doch gewiß selten, einigen Grund haben. Recensent möchte aber wohl wissen, wo der erstere Fall eingetreten wäre, oder noch eintreten könne?

Indessen ist nicht zu leugnen, daß der Verfasser viel Local- und Sachkenntniß, und einen warmen und thätigen Eifer für das Beste des Landes, in welchem er lebt, zeigt. Nur eine ermüdende Weitschweifigkeit, Unordnung und Wiederholung im Vortrage, und andere kleine Flecken, die jeder philosophische Leser bald entdecken wird, verunstalten das Ganze.

Wer in den Kapiteln von der Erziehung der Maulbeerbäume, und Auferziehung der Seidenwürmer, viel Unterricht zu finden glaubt, der würde sich irren. Wir haben hiervon bereits beſſere und gründlichere Schriften.

In der Allg. D. Bibl. würde ſicherlich eine genauere Unterſuchung von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Meynungen des Verfaſſers; oder von der Nützlichkeit oder Unbrauchbarkeit ſeiner Vorſchläge, nicht an ihrem rechten Orte ſtehen.

Recenſent läßt es daher bey der Anzeige des vornehmſten Inhaltes dieſes Werks bewenden; welches jedem, der Beruf hat, ſich mit dergleichen Schriften näher bekannt zu machen, in vielen Stücken ganz nützlichen Unterricht, und Veranlaſſung zu weiterm Nachdenken an die Hand geben kann.

Bm.

Verſuch über die Einrichtung einer Dorfordnung, auf Veranlaſſung der von Sr. Churf. Durchl. zu Sachſen deshalb bekannt gemachten Preisaufgabe, von Carl Theodor Gottfried Chladenius, Accisinſpector, Senator und Rechtsconſulent zu Hayn. Leipzig, Heinſius. 1791. 8. 70 S.

Der Verf. dieſer Bogen, der durch eine Anweiſung für Dorfrichter ſich bekannt gemacht hat, verſteht zwar unter Dorfordnung eine Vorſchrift für die Einwohner eines gewiſſen Dorfs, nach welcher ſie ſich im Feld, im Dorf, und ſonſt bey Vermeidung gewiſſer Strafen zu verhalten haben. Er erläutert dies aber dahin, daß ſie mit dem Gemeindebuch, in welchem die Nachrichten von der Verfaſſung, Rechten und dem ökonomiſchen Zuſtand des Dorfs und ſeiner Einwohner enthalten ſeyn ſoll, einerley ſeyn, oder doch in daſſelbe verwebt werden könne. Zu der Abfaſſung des letztern giebt er eigentlich hier eine Anleitung, die wir, wenn jene Zuſammenfaſſung als thunlich vorausgeſetzt wird, wie allenfalls bey kleinern Gemeinden der Fall ſeyn möchte, — zweckmäßig finden.

Wenn man ſich hingegen, wie Rec. die Dorfordnung nur als eine Sammlung aller auf den Lokalzuſtand des Dorfs und der Gemeinde Bezug habenden Vorſchriften, die auf Erhaltung des Wohlſtands der ganzen Gemeinden und ihrer Glie-

Glieder, in ſo weit das Wohl der letztern mit jenem in Beziehung ſteht, denkt, ſo würde ſich dieſe zwar auf ordentliche Grund- und Flurbücher, auf genaue Verträge und Nachrichten über Frohndienſte und andre Leiſtungen ꝛc. beziehen, aber niemals in Eins damit zuſammen fallen. Eine ſolche Sammlung würde zwar Nachträge und Zuſätze, aber nur in größern Zeiträumen eine gänzliche Umformung erfordern. Bey dem Gemeindebuch des Verf. hingegen ſind öftre Abänderungen unvermeidlich, die die Rechtskraft der erſten Anerkennung nothwendig vereiteln. Aus dieſem Geſichtspunkt betrachtet, enthält die Abhandlung des Verf. wenig Befriedigendes, ſondern es bleibt jedem, dem ein ſolches Geſchäfte obliegt, nothwendig, ſich einen eignen Plan durch Anwendung der Polizeygrundſätze auf dieſen Gegenſtand zu entwerfen.

Jb.

XVIII. Reitkunſt und Pferdekenntniß.

Der deutſche Roßarzt, für Verwalter, Schmiedemeiſter, und für die lieben Bauersleute, auf Koſten des Verfaſſers, und in Commiſſion bey Dreißig in Halle. 1791. 8.

Möchte doch Einer unſrer geſchickten Thierärzte einmal auf den wohlthätigen Gedanken kommen, für Land- und Bauersleute eine deutliche Anweiſung zu ſchreiben, wie ſelbige ſich bey Erkranken ihrer Pferde, und anderer Hausthiere zu verhalten hätten! Zwar haben wir einige dergleichen; aber ganz entſpricht keines derſelben ihrem eigentlichen Zwecke, am wenigſten dieſer deutſche Roßarzt, welcher undeutlich iſt, mit gepulverten Maulwürfen und Pferdeharn curirt, 28 Species zu einem Pulver miſcht, wovon das eine verdirbt, was das andere gut macht, für den Koller das Blut einer ganz ſchwarzen Katze, auch einen zu Pulver gebrannten Igel verordnet, kurz ein elender Roßart iſt.

Dc.

Kurze

Kurze und deutliche Anweisung zur Re
allgemeinen Gebrauch für die Cavallerie,
alle Liebhaber der Reitkunst. Zweyte
Herausgegeben und verbessert von J.
Königl. Stallmeister. Berlin, bey
1791. 8.

Eine Dedication an den Prinzen von Preußen,
Vorrede, (worin der Verf. sagt, daß er seine
kündigten Werke darum noch nicht herausgege
schiedene Einrichtungen von Gestüten noch nicht
diehen, und er also sein Urtheil darüber noch n
nen) sind die Hauptverbesserungen bey dieser
be. Die erste Ausgabe ist im ersten Stück des
des der Allg. D. Bibl. angezeiget, worauf Recens.
ziehet.

Die Reitkunst, oder gründliche Anwei
niß der Pferde, deren Erziehung,
und Abrichtung nach ihrem verschi
und Bestimmung. Aus dem Fr
Ecole de Cavallerie des Herrn de la
übersetzt von F. Daniel Knöll, Fürstl.
Nassauischen Bereiter in Dillenburg;
pferen. Marburg, in der neuen aka
Buchhandlung. 1791. 8.

Vorzüglich verdiente dies Buch übersetzet zu werden; es
und bleibt noch immer das vollständigste und gründlichste
so wir in diesem Fache haben, und unbrauchbar blie
her manchem Lehrbegierigen wegen Mangel an Spra
niß. Der Uebersetzer hat sich ein Verdienst um vie
Collegen durch diese Arbeit erworben, besonders dadu
er den Sinn des Originals treu, deutlich und allgei
ständlich übertragen, welches bey Zusammenlesung des O
nals und der Uebersetzung ein Jeder finden wird.
Theil (welcher von den Krankheiten der Pferde h
in der Uebersetzung ausgelassen; und Rec. stimmt

setzer völlig bey, daß er entbehrlich war, da wir gründlichere deutsche Schriften hierüber haben.

Cb.

Anfangsgründe der Reitkunst um sich mit den höchstnöthigen Stücken derselben bekannt zu machen. Jena, gedruckt mit Strauß'schen Schriften. 1788. Zweyte Ausgabe. Leipzig, bey Crusius, 1790. von J. M. Beyer. 8vo.

Laut Vorerinnerung zur ersten Ausgabe sind diese wenigen Blätter, flüchtig und in Eil aufgesetzt, um einigen Freunden nützlich zu seyn, und gedruckt, um selbige des Abschreibens zu überheben, und sollten sie ins Publikum kommen, so bittet der Verfasser ihn hiernach zu beurtheilen, und nicht zu verkennen, bey der 2ten Ausgabe fehlt diese Vorerinnerung, auch hat sich der Verfasser genannt.

Für gute Freunde, vielleicht Lehrlinge des Verfassers, so nach seiner Methode unterrichtet werden, möchten diese (wie Verfasser wahr sagt) würklich flüchtigen eiligen Anfangsgründe passiren, aber fürs Publikum sind selbige, wahrlich weder lehrreich noch von Nutzen Eben so die, der 2ten Ausgabe beygefügten Arzneymittel. Z. E. der Verfasser curirt den Spahr durch Waschen mit Franzbranntwein; wer die Ursache und Entstehungsart des Spahts kennt, wird blos hieraus das Ganze beurtheilen können.

De.

Erfahrungsmäßige Abhandlung von den verschiedenen Seuchen und Krankheiten des Rindviehes, deren Entstehungsursachen, Kennzeichen und den dagegen nöthigen Präservativ- und Heilmitteln. Von dem Verfasser der Berliner Beyträge zur Landwirthschaftswissenschaft. Zweyte Auflage.

Wir wiederholen hierbey das Urtheil, das wir bey der ersten Auflage gefällt haben.

Clarke,

Clarks, Roßarztes des Königs von England, Abhandlung von Verhütung der Pferdekrankheiten, welche ihren Grund in fehlerhafter Beschaffenheit der Ställe, des Futters, des Wassers, der Luft und der Bewegung haben. Nebst einigen Bemerkungen über den chirurgischen und medicinischen Theil der Roßarzneykunst. Aus dem Englischen übersetzt. Wien, bey Stahel. 1790.

S. 35. Wo Schmergras mit ein wenig Steinklee vermischt, viel im Gebrauch ist, findet man, sagt der Verfasser, daß es ein reines gesundes Futter für die Pferde ist, und die damit gefüttert werden, werden nicht so leicht keuchicht, als die Pferde, die natürliches Schoberheu bekommen, und sind bey denen ihnen auferlegten Arbeiten thätig und dauerhaft. S. 45. Gerste mit Hechsel vermischt ist ein gesundes nahrhaftes Futter. Es hat ihm zwar ein Mann gesagt, daß, obgleich dieselbe bey den arabischen Pferden das Hauptfutter ist, die Engländer sehr gegen dieselbe eingenommen sind, weil sie glauben, daß sie ihnen den Grind gebe. Allein er kann aus seiner eigenen Erfahrung versichern, daß sie eine ganz entgegen gesetzte Wirkung hat, und daß, wann Pferde, die mit diesem Uebel behaftet sind, mit roher oder gekochter Gerste gefüttert werden, sie die Heilung davon sehr befördert. S. 64. Es taugt nichts, wann man den Pferden auf einmal große Haufen purer Körner vorschüttet, sie fressen es zu gierig, und schlingen ganze Mäuler voll ganz trocken hinunter. Die Flüssigkeiten oder das gleich darauf getrunkene Wasser macht die Körner aufquellen, wodurch der Magen stark ausgedehnt wird, und dadurch seine zusammenziehende Kraft verliert; ja manchmal berstet derselbe dadurch, von welchen beyden Fällen zwey Beyspiele angeführt werden. S. 69. Pferde, die lange mit hartem Brockenfutter gefüttert werden, werden leicht hartleibig. Dieses verursacht nicht allein Verstopfungen in den Gedärmen, sondern auch, weil es den Fortgang des Urins hemmt, indem eine zu große Menge harter Mist in dem Mastdarme liegt, welche den Ausgang der Blase drückt. Man soll, um dieses zu verhüten, einmal die Woche oder öfterer, wann es für nöthig befunden wird, ein Gemenge von Kleien, gekochter Gerste, oder Malz geben. S. 105. Er ist mit

dem

dem Grafen von Büffon der Meynung, daß der Rotz von der Kälte herzuleiten sey, die die Schleimhaut getroffen hat, welche die Hölungen der Nase bekleidet. Auch hat er bey Zergliederungen der Köpfe von Pferden, die mit dieser Krankheit behaftet gewesen, allezeit gefunden, daß die Schleimhaut derselben gewesen, und die vorhin beschriebenen Hölungen [illegible] angefüllet waren. Dieses ist etwas [illegible] des Verfassers in diesem vortrefflichen [illegible] ꝛc.

Dk.

XIX. Vermischte Nachrichten.

Magazin für das Neueste aus der Physik und Naturgeschichte, zuerst herausgegeben von dem Legationsrath Lichtenberg, fortgesetzt von Joh. Heinrich Voigt, Prof. der Mathematik zu Jena, und Corresp. der Königl. Gesellsch. der Wissenschaften zu Göttingen. Siebenten Bandes zweytes St. mit Kupfern. Gotha, bey Ettinger. 1791. 8. 184 S.

Unter der Rubrik: **Neue Beobachtungen** kommen vor: [illegible] Linné mit Recht den Teufel tumm genannt? [illegible] Hrn. Hofrath Kästner S. 1 – 5. Der hier gemeine Teufel ist die Sterna stolida Linn, erste Art vom Ansterna, av. gen. 77. Dieser Vogel hatte bisher das Unglück, acht einer außerordentl. Dummheit auf sich zu laden; [illegible] in den Natursystemen die unrühmlichen Benennungen: Pinsel, kirre Meerschwalbe! Der Hr. Hofr. nimmt [illegible] seiner an, reiniget und entbindet ihn von obigem [illegible] erklärt das, was man bisher für Aeußerunheit und Kirrheit hielt, für bloße Merkmale [illegible] ngesichts, bricht aber am Ende seine Verab, aus Besorgniß, sonst von irgend einem [illegible] des Diables genannt zu werden.

II. Durchbohrung einer Glasscheibe durch den elektrischen Feuler: vom Hrn. Banquier Kortum in Warschau.

III. Ueber die Wirkung der Wärme und Kälte auf leichtbewegliche Körper; vom Hrn. Bürgermeister Eike.

IV. Untersuchung, woher den Pflanzen das gesammte Wasser zugeführt wird, welches zu ihrer Nahrung erforderlich ist; vom Hrn. P. Joh. Bapt. von St. Martin. S. 18 — 29.

Zuerst wird erinnert, daß die Pflanzen eine überaus grosse Menge Wasser zu ihrer Nahrung bedürfen, welches am besten erhellen soll; wenn man folgende zwey Punkte untersucht: 1) Wie viele Feuchtigkeit enthalten die Pflanzen in sich als Bestandtheil? 2) Wie viel dünsten sie jeden Tag aus (S. 18.)? Jetzt folgt eine Erzählung mehrerer Versuche, womit Hr. v. St. Martin diese Fragen zu entscheiden suche. In Rücksicht der ersten findet er das Verhältniß des Wassers zu den festen Theilen bey Baumzweigen, wie 9:1; bey krautartigen Pflanzen wie 12:1, manchmal wie 20:1 (S. 19.). In Rücksicht der zweyten Frage ergiebt sich ihm am Ende das Resultat, daß ein Feld von 30240 Quadratfuß, auf welchem die Pflanzen einen Fuß von einander stünden, innerhalb der 6 Sommermonate einen See von mehr als 45 Zoll hoch Wasser geben würden, angenommen — den vorausgegangenen Versuchen zu Folge — daß eine jede Pflanze täglich 18 Unzen ausdünstete, und dieses Wasser sämmtlich über diesem Felde stehen blieb. (S. 20.)

Jetzt die Hauptfrage: wie kann das Erdreich einer so erstaunlichen Menge von Pflanzen, als den Erdboden bedecken, das nöthige Wasser verschaffen? Doch, es würde sehr überflüßig seyn, dem Vf. hier bey seinen mühseligen Vergleichungen und Berechnungen, womit er diese Frage zu beantworten sucht, Schritt vor Schritt nachzufolgen, da er sich gleich anfangs nur gar zu sehr vom rechten Wege verirrt. Er giebt sich freylich unbeschreibliche Mühe, den Pflanzen das nöthige Wasser zu verschaffen: allein, da er keine andern Canäle hat, als die Wurzeln, wodurch er ihnen dasjenige zufließen läßt, was durch Regen, Hagel ꝛc. der Erde mitgetheilt worden (S. 21); so muß er offenbar überall in seiner Rechnung zu kurz kommen. Denn leider kann er es sich selbst nicht

nicht verbergen, daß beständig eine Menge Feuchtigkeit in unsichtbaren Dünsten von der Erde in die Höhe steigt, daß sich jeder Regen, wenn er kaum gefallen ist, zum Theil wieder in Dunstgestalt erhebt (S. 22). Selbst der Trost, daß vielleicht die Verdünstung von einer feuchten Erdoberfläche nicht so stark seyn möge, als die von der Fläche des gemeinen Wassers verschwindet, da seine eigenen Erfahrungen ihn vom Gegentheil überzeugen (S. 23—25). In dieser Verlegenheit nimmt der Hr. v. St. M. endlich seine letzte Zuflucht zum Winter, wo er sich die Erde dergestalt mit Feuchtigkeit übersättigen läßt, daß die Pflanzen den ganzen folgenden Sommer vollauf daran zu saugen haben (S. 26): oder sollte es ja mitunter noch gebrechen — wie freylich sehr glaublich —; so läßt er wenigstens aller 14 Tage einen beträchtlichen Regenguß sich einfinden (S. 27), und so glaubt er nun für seine Pflanzen forthin keinen Mangel zu haben. Er bringt hierüber noch verschiedenes mit großer Umständlichkeit bey (S. 28, 29), das aber keine weitere Bemerkung verdient, da aus diesem Wenigen schon zur Genüge erhellen wird, wie wenig sich dieser Aufsatz qualificirte, in einem Magazin für das Neueste ꝛc. eine Stelle einzunehmen. Es muß wirklich jedem, der Sache nicht ganz unkundigen, Leser mit Unwillen erfüllen, hier einen Aufsatz zu finden, wovon offenbare Unkunde mit allen hieher gehörigen Entdeckungen und Aufklärungen unserer Zeit die Basis ausmacht. Hätte doch der gute St. M. sich zuvor nur einmal über die Struktur eines Blattes und über dessen aushauchende und einsaugende Gefäße belehren lassen; so würde er unter andern auch kennen gelernt haben, daß die untere der Erde zugewandte Seite desselben — sehr wenige Pflanzenarten ausgenommen, wo es nicht so sichtlich ist — recht auffallend absichtlich mit einer rauchen Fläche, die aus Millionen kleinen Haarröhren und Saugrüsseln besteht, versehen ist, um die von der Erde aufdünstende Feuchtigkeit so fort als Nahrungstheil der Pflanzen in sich einzusaugen. Umsonst ist also unser Verf. so ängstlich um diese aufsteigenden Dünste bekümmert, die nach seinem Wahn alle den Pflanzen entgehen. Diese sind so wenig für sie verloren, daß sie vielmehr den hauptsächlichsten Nahrungstheil derselben ausmachen; denn sicher ist das Wenige, was den Pflanzen durch die Wurzeln zugeführt wird, nur unbeträchtlich in Vergleichung mit dem, was sie mittelst der Blätter unmittelbar aus der Luft in sich aufnehmen. Oder hatte der

Verf. keine Gelegenheit von der Struktur und Ernährungsweise der Pflanzen, so wie von der gesammten Oekonomie unserer Atmosphäre, deren Kenntniß freylich hiermit unzertrennlich zusammenhängt, und worüber so viele neue und schöne pneumatisch-chemische Entdeckungen das herrlichste Licht verbreiten — einige gründliche und geläuterte Kenntnisse zu erlangen, so hätte ihm doch wohl einmal zur Sommerszeit die sehr gemeine Erfahrung entgegen kommen sollen, daß bey einem, nach einer anhaltenden Dürre sich einfindenden Staubregen, der kaum die äußerste Oberfläche der Erde benetzt, und so wie er fällt, auch schon wieder verdunstet — gleichwohl augenblicklich die welken Blätter der höchsten Baumgipfel gehoben und aufgefrischt werden, zum auffallend-sinnlichem Beweis, daß es hier gewiß nicht die Wurzel war, welche diese unbeträchtliche Feuchtigkeit in eben dem Augenblick, da sie sich nur senkte, schon eingesogen und in die obersten Gipfel der höchsten Bäume hinaufgeschafft haben konnte. Schon diese sehr einfache Bemerkung müßte ihn belehrt haben, wie gar füglich er alle seine hier erzählten Versuche und Vergleichungen, nebst allem mühseligen Hin- und Herrechnen hätte ersparen können, und welch einen ganz andern Weg er zu dieser Untersuchung hätte einschlagen müssen. Hoffentlich werden die sonst so zufriedenen Leser dieses Magazins sich in der Folge mit solchen, unserm Zeitalter durchaus nicht mehr anpassenden, Aufsätzen verschont sehen!

V. **Ueber einige zu Longone auf der Insel Elba neuerlich entdeckte Felsenhöhlen; aus einem Schreiben des Hrn. Abt Spadoni an den Hrn. D. Zuccagni.** (Aus dem Giorn. encyclop. di Vicenza.)

VI. **Ueber den Ursprung der Orkane; aus einem Schreiben des Hrn. Gouverneur Ellis, an Hrn. Abt Mann.**

VII. **Beobachtungen über die Verschwindung des Saturnringes, angestellt zu Viviers in Vivarais vom Herrn Flaugergues** (Espr. des Journ.)

VIII. **Nachricht von einer Beobachtung über den Geyer; vom Hrn. Blos.** (Espr. des Journ.)

IX. **Ueber die Verwandlung der Wassertropfen in Hagelkörner mittelst der Elektricität.** Aus folgender Schrift:

chrift: Elektriſcher Verſuch, wodurch Waſſertropfen in Ha[illegible]körner verändert worden, ſammt der Frage an die Natur[illegible]ſcher: Iſt eine Hagelableitung ausführbar und wie? von H. Seiferheld, Rathsadvocat in Schwäbiſchhall bey Mo[illegible]h 1790. [illegible]

X. Eine Bemerkung über die Spinnen; vom Hrn. [illegible]n Iſionval.

Die Aufſchrift: Maſchinen, enthält folgende Stücke

I. Nachricht von einigen neuen Vorrichtungen y phyſikaliſchen Verſuchen, beſonders von einer beſ[illegible]n Luftpumpe, als die bisherigen vom Hrn. Reiſer, [illegible]rſteher der Erziehungsanſtalt in Mühlhauſen.

Aus einer, unter dieſem Titel 1790. zu Baſel bey Si[illegible] herausgegebenen kleinen Schrift des Hrn. Reiſer werden [illegible]r dem Leſer folgende Reſultate ausgehoben: a) Verbeſſer[illegible]hbersonſche Luftpumpe; mit einer ſehr guten Zeich[illegible]. b) Der elektriſche Würfel. Allerdings ein ſehr [illegible]nreicher Verſuch, wenn man ihn gleich nur zu den elektri[illegible]en Spielwerken zählen kann. c) Eine dioptriſche und [illegible]atoptriſche Bemerkung — betrifft den Gebrauch koni[illegible]er Gläſer und Spiegel mit dazu gehörigen Bildern. d) Ein[illegible]richtung des Mikroſcops, zugleich als doppeltes und [illegible] einfaches zu dienen. e) Vortheilhafte Einrichtung [illegible]s Magnets. f) Elektricitätswage. Dieſer an ſich [illegible] ſchöne Verſi[illegible] dürfte doch wohl ſo neu nicht ſeyn; wenig[illegible]ns hat Rec. [illegible] ſeit mehrern Jahren — nur mit ei[illegible]r [illegible]etn [illegible]ern [illegible]richtung — angewandt: inzwiſchen [illegible]nnert [illegible]t, ob er durch eine irgendwo geleſene Be[illegible] [illegible]oetzen [illegible]e oder durch eigne ähnliche Verſuche dar[illegible]f [illegible]n.

II. Nachricht von einer neuen Erd- und Him[illegible]kugel. Dieſe Kugeln ſind von den Herren Frauenholz [illegible]o Klinger in Nürnberg zu Stande gebracht, und um dem [illegible]ikum deſto mehr Zutrauen zu dieſer Arbeit einzuflößen, [illegible]en ſich die Herren Unternehmer ein Zeugniß vom Herrn [illegible]ſtronom Hell erbeten, welches hier wörtlich beygefügt iſt, [illegible]d ſehr empfehlend lautet.

III. Nachricht von einer Verbeſſerung des Sauſ[illegible]riſchen Haarhygrometers.

IV. Ueber eine ganz neue Art von elektrischem Reibzeug; vom Herrn Anton Gonau dem Jüngern. (Iourn. de l'hist. naturelle.)

V. Zurichtung, einen geborstenen Schlauch an den Feuerspritzen augenblicklich zu ergänzen; vom Hrn. Legationsrath Lichtenberg.

Der Titel: Merkwürdige Naturerscheinungen, enthält eine

Nachricht von einer phosphorischen Erscheinung, aus dem Schreiben des Hrn. d' H. eines Officiers aus Strasburg an Hrn. Valmont de Bomare. Diese phosphorische Erscheinung zeigte sich an faulen Erdäpfeln.

Unter den Nachrichten von Naturaliensammlungen und andern zum Behuf der Naturkunde getroffenen Anstalten — ist blos eine

Nachricht von dem Naturalienkabinet des Herrn Vaillant.

Den Schluß machen — wie sonst — Preisaufgaben — Anzeige neuer Schriften und Auszüge — kurze vermischte Nachrichten — Todesfälle. —

Magazin für das Neueste aus der Physik und Naturgeschichte ꝛc. Siebenten Bandes drittes Stück. Mit Kupfern. Gotha, bey Ettinger. 1790. 184 S.

Der neuen Beobachtungen sind folgende:

I. Correspondenz über die Cultur der Cochenille auf der Küste von Coromandel; vom Hrn. Dr. A. P. Meyer. Die Leser, welche schon den Auszug aus Andersons Briefen im 1sten Stück des 6sten Bandes dieser Magazins gelesen haben, erhalten hier ein schönes Ganze von Nachrichten, die Nopalplantage zu Madras betreffend.

II. Nachricht von einer Reise auf den Mont-Rose; vom Hrn. v. Saussüre. (Iourn. de Phys. Juillet, & Aout 1790.) Diese schöne Beschreibung eines schönen und merkwürdigen Berges wird dem deutschen Leser um so willkommner seyn, da dieser Mont-Rose bisher noch nie von einem Naturforscher beobachtet und beschrieben worden ist.

III. Ueber die Wirkung des heftigen Frostes im Winter 1788 und 89. auf die Gewächse und Thiere

ne Nachrichten, welche die Korrespondenten der Königl. erke des Ackerbaues zu Paris und Lyon — derselben chickt hatten. (Journ. de Phys. 1791.)

IV. Herrn Bergkommissarius Westrumb Verſuche über die hydatische Metallisation der einfachen nerden, mit einer Vorerinnerung des Hrn. Hof- s Blumenbach. Lange hatte wohl keine Entdeckung r chemischen Welt so viel Aufsehen erregt, als die plötzli- rscheinung der Tondi-Ruprechtschen Erdenkönige, wel- nser ganzes Mineralsystem zu erschüttern, und alle Er- n wohl gar auch die Salze daraus zu verbannen drohe- In der, diesem Aufsatz vorangeschickten Vorerinnerung rn. Einsenders finden die Leser kurz die Geschichte ihrer ast; und ihren Hingang ersehen sie aus den Versuchen rrn. W., wovon folgendes das Resultat ist. „Die Me- kommen aus den Tiegeln, und sind nichts anders, r mehr oder weniger große Antheil von Eisenkalk, den ſaſſe der heftigen und Essertiegel und die Reduzirmittel lten, hergestellt durch das Oel und die Kohle, aufge- t durch das heftige Feuer. Also nicht in den Erden, n in den Tiegeln und den angewandten Reduzirmitteln iese vermeinten neuen Metalle zu suchen, und ihre schein- Verschiedenheit in Farbe, Gefüge und dergleichen, daß e von dem Magnet angezogen werden, andere nicht, an der Verschiedenheit des Metallgehalts dieser Redu- tel, und der Verschiedenheit der metallischen Erden r Kohle, die sich dem Eisen der Tiegelmassen beymi-

V. Ueber die neue Grunderde im Australpunkte; Hrn. Hofrath Blumenbach. Dieses neue Fossil, m der Hr. Einsender in der neuesten Ausgabe seines buchs der Naturgeschichte itzt schon seinen Platz ange- hat, ist von den nach der Botany Bay bestimmten en, die aber ihre Kolonie um Port Jakson, dicht bey y Bay nördlich, in der jetzt genannten Provinz Cum- d County verlegten, aus derselben mitgebracht. Der nte Wedgwood hat dasselbe analysirt, und das Resul- iner Untersuchungen ist im 2ten Theil des 80sten Ban- r Transaktionen vom Jahr 1790. in einem Brie- Hrn. Banks enthalten. Aus diesem theilt Hr. G. A. inen Auszug, und vor demselben seine eignen Untersu-

auf der Oberwelt. Jenes ist im Stande, Steine in Fluß zu bringen, nicht nur, ohne sie zu verglasen, sondern auch ohne die Ordnung, Verbindungsart und das Wesen ihrer Bestandtheile nur im mindesten zu verändern (?) wenn sie gleich lange und sogar wiederholt in diesem Zustand sich befinden. (Wem fällt hier nicht aus manchen Gesangbüchern der völlig gleiche Zustand der Verdammten ein, welche ebenmäßig wie die Laven, ohne die mindeste Veränderung zu erleiden, und ohne zu verkohlen noch zu verglasen, ein Jahrhundert zu Jahrhundert das stärkste Reverberirfeuer der Hölle aushalten können.?) Nun ist es ja wohl begreiflich, warum sich keine Veränderungen entdecken lassen, wo — keine sind, und warum die Hornsteine, die Trappe, die Schörle in Massen in den Sächsischen Gebirgen eine vollkommne Aehnlichkeit mit den schwarzen dichten Laven haben können, ohne mit ihnen gleichen Ursprungs zu seyn. Auch die prismatische Form ist den vulkanischen Produkten nicht ausschließend eigen (S. 107). Denn da sowohl das Abtrocknen, als das Erkalten ein gleiches Zusammenziehen der Masse verursachen, so bewirken sie auch beyde gleiche Erscheinungen, (S. 108) und die hervorgebrachten zufälligen Formen können kein Unterscheidungszeichen zur Bestimmung ihres Ursprungs seyn. Aus der bloßen Richtung einer Steinlage läßt sich dessen Ursprung auch nicht erkennen (110). Nur mit einer vollkommenen Kenntniß des Lokalen konnte etwas entschieden werden. Zum Schluß (S. 112.) wird nebst Wiederholung alles schon sehr weitläuftig Gesagten noch einmal bestimmt bemerkt: „daß man das Wort Basalt auf seine ursprüngliche Bedeutung zurückbringen müsse, indem man damit einen Stein bezeichnet, der sowohl dem Wasser als dem Feuer angehören kann.“ Gewiß konnte nicht schöner für die Beruhigung beyder Partheyen gesorgt werden, als durch eine solche Entscheidung. Auch wird jene über alles wunderbare Beschaffenheit des unterirdischen Feuers dem vielleicht noch zweifelmüthigen Leser hier noch einmal bestens imprimirt, mit dem Zusatz, daß dieses sonderbare Feuer im Grunde doch gar von keiner beträchtlichen Heftigkeit sey, wie man gleichwohl bisher irrigerweise geglaubt habe. (Iourn. de Phys. m. Sept. 1790.)

II. Ueber die Verwitterung der Mineralien, vom Herrn Dr. Meyer in Göttingen.

III. Ueber

III. Ueber einige Mineralien des Hochſtifts Fulda, ein Sendſchreiben an Hrn. Amtsphyſikus Hinkelmann zu Fulda, von Ebendemſelben. Zwey ſehr ſchätzbare und intereſſante Aufſätze!

Jetzt folgen: Preisaufgaben — Anzeige neuer Bücher und Auszüge — Kurze vermiſchte Nachrichten.

Ib.

Der Königlich-Schwediſchen Akademie der Wiſſenſchaften neue Abhandlungen aus der Naturlehre, Haushaltungskunſt und Mechanik auf das Jahr 1789, überſetzt von A. G. Käſtner und J. D. Brandis. Zehnter Band. Leipzig, bey Heinſius. 1791. 8. 20 Bogen.

Vierteljahr, S. 1—72. I. Leyonmark Zuſatz zu Abhandlung von den cubiſchen und biquadratiſchen Gleichungen, bejahten, verneinten und unmöglichen Wurzeln. S. 1—11. II. J. A. Caſtröm, die Art, Rectaſcenſion der Sonne und eines Sterns zu finden. S. 12—17. III. De Morveau von dem Einfluſſe, welchen die verſchiedene Wärme (Temperaturen) auf die Vereinigungskräfte (Affinität) der Chemie haben. S. 18—32. Es gebe für die Anziehungskraft eine gewiſſe Beſchaffenheit in der Temperatur, welche ihre Wirkung träger oder lebhafter macht, oder ganz hindert; man müſſe daher bey Beſtimmung dieſer Verwandſchäfte auf den Grad der Wärme aufmerkſam ſeyn und in die Rechnung bringen. IV. Ol. Swartz Beobachtungen über verſchiedene ſchwediſche Gewächſe, und eine bisher nicht beſchriebene inländiſche Pflanze: Asparagus fabulata. S. 33—45. Sehr ſorgfältig wird die kleine Sternpflanze (Stellaria biflora), beſchrieben, die Asparagus ſapinoides und fabulata, die letztere als ganz neu, ihre Synonymie gedichtet; alle drey ſind hier auch abgebildet; eine ſehr genaue Beſchreibung der Alpenbaniſte. V. A. Wodeer von der Gattung der Steinſchenke (Triton). S. 41—49. es werden hier drey Arten davon angegeben und ſowohl dieſe, als überhaupt die Gattung beſchrieben, und eine Art abgebildet. VI. J. Abr. Grill Verſuch über gezimmerte

Zäune. S. 50—68. Sie sollen 20 — 30 Jahre dau
häufen den Schnee nicht vor sich an, und lassen kein W
durch; auch können sie leicht ab- und wieder aufgeschla
werden; sie erfordern nicht mehr Holz als andere; selbst
Zimmern macht nicht mehr Kosten. VII. S. Vedm
Nachricht von der Bettwanze im Walde gefunden. S. 69
71. Es fiel ein ganzer Klumpen davon aus einer hohlen
die auch Fledermäuse beherbergte. VIII. G. v. Carlson
satz zu vorhergehender Bemerkung, S. 72. Der Vf. f
im Walde einen alten verfaulten Heckenpfeiler weit von
nungen ganz mit Bettwanzen überzogen.

Auch das zweyte Vierteljahr S. 75 — 146. enthält
Abhandlungen. I. Leyonmark Zusatz zu der Abhandl
von cubischen und biquadratischen Gleichungen. S. 75 —
II. J. Julian Versuch einer Beschreibung des Landstri
von Uhleuborg. S. 91 — 110. Zunächst um die Stadt
meist Sand, auch Brausethon; von unterschiedenen Stel
Eisensumpferz, das verschmolzen wird, auch Kupfererz;
genaue Witterungstafeln von 1776 — 1787. III.
Swarts, Stellaria humifusa, ein neues Schwedisches
wächs mit botanischen Erinnerungen. S. 110 — 116. M
nur die genannte Pflanze, sondern auch die Sumpfophry
die der V. nun zur Malaxis rechnet, werden hier beschrieb
und abgebildet. IV. Hielm Versuch mit Wasserbley und m
der Reduction der Erde desselben, erste Fortsetzung. S. 11
— 127. Setzt man den Wasserbleyartikel in gewissen Verhä
nissen andern Metallkalken zu, so verhindert er ihre Wied
herstellung und ihr Zusammenschmelzen, macht sie sogar, we
es darzu Gelegenheit giebt, mit sich flüchtig; die Schwie
keiten, die seiner Bildung zum Metall im Wege stehen, h
auch der Vf. nach vielen vergeblichen Versuchen nicht hab
können. V. J. Gadolin Untersuchung, in wie weit Brau
stein in Kalkerde verwandelt werden kann. S. 127 — 13
Die Versuche des V. widerlegen diese Behauptung, und z
gen, daß die Kalkerde, in welche man den Braunstein v
wandelt zu haben glaubte, aus dem Zucker kam, durch dess
Hülfe man ihn in Salpetersäure auflöste. VI. Er. Odheli
Wirksamkeit des Baldrians gegen heftige Nervenkrankheite
S. 136 — 141. Sie äußerte sich bey einem zehnjährig
Mägdchen, welches Spulwürmer hatte. VII. Kl. Bje
kander Bericht von einer ungewöhnlich langen Menschen

S. 142. 143. Sie hieng bey einem Mägdchen, das den ſtaben F wie S, ſonſt alle übrigen richtig ausſprach, rthalb Zolle aus dem Munde heraus. VIII. O. L. Cron- Bemerkung über den Schuhu. S. 144 — 146. Einem n gefangenen Schuhu brachten ſeine Eltern in den erſten aten alle Nacht getödtetes Wild vor den Bauer.

Das dritte Vierteljahr, 149 — 224. fängt mit Herrn n's Unterſuchung über die Menge Feuerluft, welche der anſtein giebt, wenn er allein oder mit andern Materien gt, ausgeglüht wird, S. 149 — 165 an. Braunſtein, chon einmal im Feuer geweſen war, und nachher einige an der Luft gelegen hatte, gab auch mit Vitriolſaure keine rluft; auch Umrühren mit Waſſer vermehrte den Ertrag ; auch mit andern Zuſätzen gab er weniger, oder gar , oder eine ganz andere, z. B. mit Kohlenſtaub feſte , ohne einen Tropfen Waſſer. II. J. Julin Fortſetzung Tagebuchs über die Witterungsbeobachtungen zu Uhleu- von 1776 — 1787. S. 166 — 181. Die Zahl der Ta- geht hier von 20 — 29. Zu Uhleuborg iſt der Winter zween Monate länger, als zu Stockholm. III. A. J. ſtröm über die chirurgiſche Operation, welche perforatio eſſus mammillaris genannt wird, und über die Fälle, olche mit Nutzen angeſtellt werden kann. S. 181 — 194. kwürdig iſt der Fall, welcher den V. zum Gebrauche die- Mittels veranlaßte ſowohl, als derjenige, in welchem er lich Gebrauch davon machte; thieriſcher Magnetiſmus ein Vierteljahr lang bey einem tauben Knechte ohne allen lg gebraucht; eben ſo wenig fruchtete das Anbohren des ihuten proceſſus, und das Einſprützen darein; vielmehr tte es, ſo lange es dauerte, große Schmerzen und Ver- des Geſichts. IV. Ol. Acrel Bemerkungen über den ergehenden Gegenſtand. S. 195. 196. Zweymal ſah der ſ. völlige Taubheit mit ausnehmendem Kopfſchmerz und windel durch eine Knochenablöſung von den Zellen des ienförmigen Fortſatzes verſchwinden; nur wenn der Kno- angegriffen iſt, räth er zu dieſer Operation. V. Ab. rray anatomiſche Anmerkungen über die Durchbohrung apophyſeos maſtoideae, als ein Heilmittel gegen verſchie- Arten der Taubheit. S. 197 — 207. Der Verf. räth, einer genauen Beſchreibung dieſes proceſſus die Opera- mitten darauf, eher bey Alten, als bey Jungen vorzu- nehmen.

nehmen. VI. J. L. Odhelius von einer
ven, welche bey einer Brunnenkur von einem jun
zimmer abgetrieben ſind. S. 207 — 211. Es
ven einer Fliege (Muſca pendula), die in Unrein
deihen, und ſich ſogar im Weingeiſte drey Tage
ten. VII. J. Nordmark Integral des verände
in Keplers Aufgabe. S. 211 — 217. VIII. C.
von Inſekten, welche die Gerſte beſchädigen. S. 21
Es waren Larven von dergleichen Fliege, die er vor
Jahren in den Roggenhalmen angetroffen hatte.
Lolol's Beſchreibung von zween ausländiſchen
gebildeten) Fiſchen. S. 219 — 221. Es ſind
ten der Skorpione; die eine aus Amerika,
beſchrieben, die andere von Surate. X.
einem kalekutiſchen Hahn, der Hühner
221 — 223. Er brütete 28 Küchlein a
ſon Anmerkungen darzu. S. 224.

Das vierte Vierteljahr, S. 227 — 262.
Abhandlungen. I. Hjelm's Verſuch mit
der Reduction der Erde deſſelben. Zwote
227 — 243. Am eheſten gelang die Red
Kalk blos in Kohlenſtaub eingepackt, und
mit dieſem angefüllt, in ein recht ſtarkes
de; das Metall verſchlackt ſich auf der Obe
ſchmelzt nur dann mit Bläschen, wenn es fre
gemengt hat; in kochender ſtarker Vitriolſäure
II. M. J. Bergſten von Ausſchnitten der
Kreiſes, die der ganzen Fläche commenſurabel und
autiſentiſche Reihe machen, S. 244 — 260. III.
deer Beſchreibung der Gattung Seeblaſe (Phy
S. 261 — 277. Der V. rechnet zu dieſer Gattun
er die drey Forskäliſche Arten beſchrieben hat,
Meernesſel (Holothuria Phyſalis), welche er mit der
leriſchen Caravalla für einerley hält. IV. Ol.
Beſchreibung einer neuen Pflanzengattung, Stylo
S. 278 — 286. Der V. beſchreibt vier Arten, von
drey hier abgebildet ſind; ſie ſtunden bisher unter
Gattungen, zwo procumbens und viſcoſa, (dieſe als
derung von jener) unter dem Süsklee (Hedyſarum
tum), und zwo unter dem Klee (biflorum,
Aulidet beſchrieben giganteus). V. L

ver Gewächſe, welche im November 1789 in Greſböl's ammlung (?) blühten. S. 287 — 294. Einige blühten zum zweytenmale. VI. H. Nikander Beobachtung der bſinſterniß zu Stockholm den 3. Nov. 1789. S. 294. VII. A. Falck partiale Mondsfinſterniß den 3. Nov. Merkurs Durchgang durch die Sonne den 5. Nov. 1789. kara beobachtet. S. 296 — 298. VIII. A. Lidtgren urs Durchgang durch die Sonne den 5 Nov. zu Lund chtet. S. 299. 300. IX. G. v. Carlſon Bemerkungen Schwalben, S. 301 — 303. Aus Schweden ziehen ſie hnlich zwiſchen den 15ten und 31ſten des Erndtemonats; Schwalben nehmen, ohne zu wandern, ihr Winter- ier unter Waſſer. Der zehende Aufſatz erzählt die Ge- e, welche die Königliche Akademie erhalten hat.

Ew.

anken und Vorſchläge zur Verbeſſerung des olks durch Verbeſſerung ſeiner Lehrer. Eine elkſchrift, allen weiſen Fürſten, Staatsmännern d Menſchenfreunden zugeeignet. Leipzig, bey uſius. 1791. 200 S. 8.

Verfaſſer dieſer Schrift, wer er auch ſeyn mag, dennt nt hat er ſich nicht, iſt ein vernünftiger Mann, der ge- u werden verdient. Er iſt der Meynung, wenn es je- nöthig geweſen ſey, dem Volke durch zweckmäßigen Un- ht lfe kommen, und an ſeiner ſittlichen Bildung ren, ſie das in dem kritiſchen Zeitpuncte geſche- un we itzt leben. Der Geſichtspunct, aus wel- er unſer Zeitalter betrachtet, iſt ſo richtig, und verdient ſehr, fleißiger und allgemeiner ins Auge gefaßt zu wer- daß wir nicht umhin können, die eignen Worte des Verf. er Einleitung hierüber anzuführen, zumal da ſie auch Probe ſeiner Schreibart ſeyn können. „Wer dem Gan- ſagt er, den die ſtuffenweiſe Entwickelung und Ausbil- der Menſchen zu nehmen pflegt, nachgeſpürt hat, der vielleicht bemerkt haben, daß es einen gewiſſen Zu- des zweifelhaften Lichts giebt, der für ein Volk, wel- ihn erreicht hat, eben ſo gefährlich iſt, als für den ing die Zeit des erſten Gefühls ſeiner Mannskraft,

„wenn

„Sein Geiſt ſcheint dem Kreißen nahe zu ſeyn, und
„auf die Hülfe ankommen, die man ihm geben
„eine Mißgeburt, oder eine geſunde unverrenkte G
„Welt bringen wird.“ So weit der Verfaſſer;
zu ſeiner Behauptung nichts weiter hinzuzuſetzen,
Ohren hat zu hören, der höre!

Die Schrift ſelbſt enthält drey Stücke, oder
te. Der erſte handelt von der Verachtung de
chen Standes, als einem weſentlichen Stück
tigen Aufklärung, und ihren Folgen. Es i
nehm, daß der Verf. mit dem, was er die h
klärung nennt, einen ſo ſchwankenden Begriff
oder vielmehr nirgends deutlich ſagt, was er nicht

ndigkeit der Religion für den Staat bewiesen; es wird ge-
gt, daß der Predigerstand, welcher die Religion lehren,
s sie vornehmlich dem gemeinen Volke vortragen soll, der-
hren Aufklärung nicht im Wege stehe, wie man so oft vor-
eben pflege; es wird endlich daraus die Folge gezogen, daß
nicht nur bey seinem Ansehen gelassen werden müsse, son-
n daß es auch nützlich seyn würde, wenn man es, beson-
s in Beziehung auf den großen Haufen, noch vermehrte.
r Vers. ergießt sich bey der Ausführung dieser Sätze zwar
r und da in etwas wortreiche Declamationen; aber er sagt
lässbar viel Gutes, und sagt es mit Nachdruck. Sein
theil über die französische Staatsveränderung, an der er
en will, welche Folgen aus einer bis unter das Volk hin-
verbreiteten Religionsverachtung entspringen können, dürfte
wohl etwas zu hart seyn. Er betrachtet diese ganz merk-
ürdige Begebenheit viel zu einseitig, und was er von den
mit verknüpften Grausamkeiten sagt, ist nicht einmal der
wirklichen Wahrheit ganz gemäß.

Vorzügliche Aufmerksamkeit verdient das zweyte Stück, die Frage beantwortet wird: **wie kann der Schulstand f eine gründliche, und dem Bedürfniß der Welt gemessene Art verbessert werden?** Der Verf. versteht er dem Schulstande hauptsächlich die Schullehrer auf dem d, und sein Vorschlag geht dahin, das ganze itzige Perso-
e dieses Standes müsse aufgehoben werden, wenn eine ndliche Verbesserung möglich werden sollte. Er hält näm-
dafür, die Landschulen seyen künftig mit Candidaten s Predigtamtes zu besetzen; diese müsse man nach Vollen-
g ihrer akademischen Studien einige Jahre in diesem ande leben lassen, und sie dann zu Pfarrämtern befördern. sucht zu zeigen, daß und wie es möglich sey, solchen jun-
Männern, welche diese Zeit über noch unverheyrathet ben müßten, das nöthige Auskommen, und die erforderli-
Bequemlichkeiten zu verschaffen; er breitet sich endlich läufig über die Vortheile aus, die aus dieser Einrichtung springen würden. Recensent ist längst der Meynung ge-
n, anders als auf diese Art könne dem Schulwesen auf
Lande nicht gründlich geholfen werden; anders als so
e sich das äußerst schädliche oft mehrere Jahre dauernde
fliegen so vieler Candidaten nicht verhindern, die oft nicht
mal Gelegenheit finden können, sich nützlich zu machen,

wenn

dann gewonnen werden können, wenn die mancherl
Vortheile einer eignen Wirthſchaft zu Hülfe genom
den. Auf ſolche Stellen würde der Vorſchlag des
nicht anwendbar ſeyn. Doch zugegeben, es ſey mö
geforderte Einnahme überall herauszubringen, ſo tr
Schwierigkeiten ein, wenn der Schullehrer mit de
ger in die Verbindung geſetzt werden ſoll, welche
verlangt. Wie, wenn der Prediger eines Orts ſelt
heirathet iſt, und kein eignes Hausweſen führt? W
er ſich wegen Mangel des Raums in ſeiner Wohnu
andrer Urſachen wegen, mit einer ſolchen Haus-u
genoſſenſchaft nicht abgeben will? Wie, wenn be
ner nach ihrem Charakter und nach ihrer ſonſtigen D

rücke machen, und wie leicht ſelbſt in guten Menſchen
aubte Neigungen erwachen können, der wird mich ver-
, und dieſe Bedenklichkeit ſehr ernſthaft finden. Eben
nig hat der Vf. auf die großen Koſten Rückſicht genom-
welche die Gemeinen ſich gefallen laſſen müſſen, wenn
e drey bis vier Jahre einen neuen Schullehrer erhalten
. Man vermindre dieſe Unkoſten noch ſo ſehr, ſie wer-
lleicht l ächtlich genug ſeyn, um ſonderlich armen und
n nen bey einem ſolchen unaufhörlichen Wechſel
zu den. Die Schulmeiſter auf dem Lande ſind über-
Küſter; ſie ſind die Hochzeit- und Leichenbitter
ſie haben das Geläute, die Reinigung der Kir-
oder Kirchengefäße, und einer Menge andrer Dinge
orgen, zu denen ſich der ſtudirte Schullehrer nicht wohl
ließen kann, und die ſich von einem Unverheiratheten,
er keine Hausgenoſſen hat, die er zu Hülfe nehmen könn-
t einmal beſorgen laſſen. Alle dieſe Punkte hat der
t einmal berührt, und gleichwohl ſind ſie kein ge-
s Hin niß bey der Ausführung ſeiner Vorſchläge. Al-
ch eini das von ihm angegebene Mittel iſt und bleibt
s Er ns das wirkſamſte, welches zur Verbeſſerung
des auf dem Lande ergriffen werden kann. Aber
. die Sache modificirt hat, iſt ſie noch nicht
ar: wollen indeſſen die Regenten ſich derſelben nur
) annehmen, ſo werden ſich alle Schwierigkeiten heben
, ohne daß der Staat einen beſondern Aufwand dabey
hätte. —

Das letzte Stück betrifft die Frage: **wie kann der Predigerſtand verbeſſert werden?** Der Verf. iſt bey der Anfang dieſes ſchweren Problems viel zu kurz, und thut, wie er auch ſelbſt erinnert, hier blos allgemeine Vorſchläge; weitere mehr Ermunterung für dieſen Stand, und mehr Acht auf denſelben. Bey der letztern fiele, wenn ſeine Vorſchläge befolgt werden ſollten, eine ſehr große Laſt auf die Inſpektoren und Superintendenten. Der Vf. hat darauf bedacht zu haben, daß dieſe Männer gemeiniglich bey ihrer Stelle ein mühſames Predigtamt und eine beſchwerliche Seelſorge haben, und daß es ihnen alſo an Zeit und Kraft fehlen wird, neue, und zwar ſo verwickelte Geſchäfte, die ihnen hier zugemuthet werden, zu übernehmen. Der Vf. will ſeine Schrift fortſetzen, und wird ſich

unstreitig über diesen interessanten Gegenstand in der Folge noch ausführlicher erklären. Wir ermuntern ihn sehr, dies zu thun, und glauben einen Mann in ihm zu sehen, dem es weder an Einsicht und Erfahrung, noch an Eifer für die gute Sache mangelt, und den man der öffentlichen Aufmerksamkeit mit dem größten Rechte empfehlen kann.

Oz.

Unterricht für christliche Eheleute vom Stande, zur Beförderung ihrer Glückseligkeit. Verfaßt von einem Seelsorger. München, bey Lentner. 8½ Bogen, 8.

Ein katholischer Geistlicher liefert hier für den Mann eine kurze Anweisung, wie vor und in künftig und zweckmäßig verfahren werden soll, ausschweifenden Betragen beyder Geschlechter gegen der eigennützigen und verkehrten Standeswahl glücklichen Kinderzucht vorgebeuget werde. Mißkenntniß des Ehestandes, Unwissen der Pflichten, und Unvermögen am Kopfe und Herzen des Uebels sind, und schlägt vor, daß Kirche heit von jeder ledigen Person, die sich verheyrath Zeugniß des Seelsorgers fordern möchte, daß sie Kenntnisse von den Pflichten des Ehestandes bei und Herzensgaben genug habe, um die Absicht der Gesellschaft zu fördern, und darin nützlich und glücklich zu ben. Das klingt ganz fein. Theils aber kann man ohne viel größere Uebel zu verursachen, die Leute, mannbares Alter erreicht haben, nicht vom Ehestand zu weisen. Aber es würde auch nicht nur unzweckmäßig dern auch für den Staat bedenklich seyn, katholischen chen ein solches Examen anzuvertrauen. Diese Leute ehelos, und haben gemeiniglich gar keine richtige Begriffe Ehestand. Sie eignen der sogenannten jungfräulichen heit einen großen Vorzug vor dem Ehestande zu. Sie den gewiß manche Paare vom Ehestande zurück Mönche oder Nonnen aus ihnen machen. Am allerbes sten wäre aber ein solches Examen wohl, wegen des chen Einflusses, den die katholische Geistlichkeit aberm

dadurch erschleichen würde. Dies zu erschleichen, hl des Verf. Absicht seyn, so leise er auch tritt. Er r, nach seiner ganzen süßlichen Sprache, ein Jesuit zu der seinem Orden Anhänger unter allen Ständen schaf- ill. Die Jesuiten schlichen sich beständig in alle Stän- ichten alle Arten von Leuten kennen zu lernen, in allen ß zu haben. Besonders wußten sie durch Sodalitäten sonst trefflich zu bewirken. Da dieses (die noch immer uerenden Affiliationen ausgenommen) uns jetzt nicht angehet; so wenden sie sich mit meisterlicher Politik ie andere Seite. Die Pfarreyen zu erschnappen (son- in Baiern und Oesterreich), darauf verstehen sie sich rlich. Wenn nun junge Leute von ihnen einen Unter- über die Pflichten des Ehestandes erhalten müßten, rden sie die Pflicht die Mitglieder der Societät zu eh- schon ganz fein einzuschieben wissen, und würden nie ein Zeugniß geben, daß er zum Ehestande tüchtig wäre, cht einen Jesuiten zum Gewissensrathe annähme, und nach bsichten der Societät, ad majorem Dei gloriam, hey- e.

Der Verf. nimmt die Miene an, als ob er, um wenigstens Anweisung jedem Brautpaar von ihren Pflichten zu ge- diesen Plan zu seinem Privatgebrauch entworfen habe, auf Bitte eines Freundes drucken ließe. Man weiß ihr, wie viel eine solche Einkleidung bedeutet. Uebri- ist an sich die Anweisung recht gut, hat gar nicht den lschen Stempel, und zuweilen scheint es, als ob irgend estantischer Schriftsteller ausgeschrieben ist, wie dies geschieht. Also die Lectüre dieses Buchs ist den katholi- ungen Leuten wohl zu rathen. Nur ist ihnen ernstlich rhen, sich nicht von Geistlichen darüber examiniren zu ; sondern von guten verständigen Hausvätern und müttern. Am wenigsten möchte ihnen zu rathen seyn, m Ehestandsexamen der Jesuiten zu unterwerfen, und sie auch Sailer, Reiter und wie sie sonst hießen. Fi- dulce canit. Eine solche vernünftige Anweisung wird Aushängezeichen gebraucht. Hat man aber das junge erst in den Beichtstuhl der Jesuiten gebracht: so wird schon Alopsie und Herz-Jesu Andachten unterzuschieben

Ueber die physische und moralische Vers
heutigen Juden. Stimme eines
Germanien. 1791. 132 Seiten.

Der Verfasser dieser Schrift ist, laut der
Christ, nicht dem Namen nach, sagt er (aber
zu welcher Parthey er denn dem Namen
den Juden, oder zu den Muhamedanern,
hängern des Konfuzius, oder wozu sonst), sondern
rer Ueberzeugung." Er hat, laut eben dieser Vor
gehört, seinem Vaterlande als Bürger im Amte
seyn" (das ist merkwürdig, denn sonst pflegen nur
ihre Aemter zu verlassen oder daraus entfernt zu
ihrem Vaterlande in selbigen nicht nützen). Er
läut S. 61 seiner Schrift, „ein ehemaliger
nis", der itzt als Weltbürger keine andere
als der Wahrheit nützlich zu werden" (es
Priester der Themis habe er auch noch
gehabt, vielleicht unter andern auch, daß die
ihm nützlich werden, und so eine Hand
müsse). Außerdem ist er nun, wie sich
Aeußerungen ergiebt, ein gewaltiger Men
stenfreund, und — ein Feind der Juden,
noch keinen gehabt haben muß; besonders der zu
Berlin, (denn das ist unter seinem B** augens
meynt) und namentlich des sel. Mendelssohn.
Mühe werth, ihn in einer Kernstelle über dies
reden zu hören.

S. 2 f. „Kein Volk, auch selbst das unkultivir
hat solche abscheuliche Grundsätze der Moralität, als die
Sie haben den lächerlichen Glauben, sich für das a
te Volk Gottes, und alle andere für Ungläubige und
sene zu halten. Sie erlauben sich gegen die Beken
christlichen Namens alle Betrügereyen, und wei
Macht haben, die größten Laster und Grausamkeiten.
sie sich solche, nach ihrer Religion zum Verdienst an
Ihre Moral ist ein Gewebe von Lästerungen gegen
heit, dadurch sie alle natürliche Verbindung mit anoe
schöpfen muthwillig aufheben und das Band zerrei
der Schöpfer um alle Menschen, um sie glücklich zu
wand. Man darf nur die alte Geschichte beleuchten,

Volk andere Nazionen unterjochte, beraub
wo , wie es die gut geſinnten Egyptier aus
ren be[illegible], die Kananiter würgte und ſich ſelbſt zer-

Hiezu gehört folgende Note: „Kein Volk hatte eine
re Moral (und im Grunde hatten ſie gar keine), grau-
re Politik, abſcheulichere Sitten und elendere Denkungs-
wie die Juden. Aufruhr und Rebellion, Meuchelmord
Namen des Herrn durch Zeloten, Erwürgen und Blut-
ießen, Hurerey und Schaamloſigkeit, Verfolgung aufge-
er Männer, Geiſt- und Raubſucht, Betrug und boshafte
— in dieſen und in mehrern Laſtern beſtand der herr-
de riſt der Nazion. So beſchreiben ſie die Griechen
, ſo ſchildern ſie uns ihre eigene heilige Schriften,
— u [illegible] s dieſes entſprang aus ihrer Religion. — Ihr
er G [illegible] r grauſam und blutdürſtig, willkürlich und
los, [illegible] e immer ſiebenmal ärger als die Juden, mach-
n [illegible] a politiſches Regiment und bewaffnete dadurch
Ha xrt t rthanen, und durch Ruhmſucht die Hände
u R n, die nichts anders, als jüdiſche Bandi-
[illegible] gen und Blutvergießen war genehmigt
n, denn er [illegible] e es als Strafe gedroht, und jene Wü-
, jener Abſchaum der Nazionen, ſah ſich für das Mit-
der Hand Jehovahs an, dieſe Drohungen zu vollſtre-
* Hier citirt der Verfaſſer die Philoſophiſchen und
ſchen Unterſuchungen über das alte Teſtament.
don 1785.

würde zu nichts helfen, wenn man dem Verfaſſer zu
fü n wollte, daß alle Völker in ihrem rohen Zu-
e oder minder ſo ſind wie die Juden, und daß Ein
[illegible] r ſo bleibt, wenn auch ein Volk im Ganzen mil-
tren annimmt; daß jede Religionsparthey ſich als die
n des Herrn und ihren Glauben als den allein ſelig-
n t; daß jede Parthey die übrigen zu unter-
en ucht, und nach Gelegenheit verfolgt, ſchlachtet ꝛc.
ie te der Chriſten eben ſo viel Abſcheulichkeiten
[illegible] , als die der Juden; daß noch in den neue-
en u unter den kultivirteſten Völkern, z. B. den
n engländern (man denke hier unter andern an
s o guten Prieſtley wiederfuhr) die ſchrecklichſten
[illegible] llen, die unaufhörlich an die alten von der
t, an die Bluthochzeiten, Sicilianiſchen Ve-

ſtenz der Seele kann man ſich nur durch E
durch Erfahrung überzeugen; man kann
Seele muß ſeyn, nie (im eigentlichen Sin
ſie iſt, weil man ſie ſonſt wahrnehmen
Verf. etwa mit jenen Worten auf die Bel
Ausſagen von den Juden haben hinde

Km.

Geſchichte der menſchlichen Narrheit, oder
beſchreibungen berühmter Schwarzkünſtler,
macher, Teufelsbanner, Zeichen- und Lini
Schwärmer, Wahrſager, und anderer p
phiſcher Unholden. Siebenter Theil.
in der Weygandſchen Buchhandlung. 17
Seiten, 8.

In der merkwürdigen Gallerie, welche uns der Verf. dieſes Werkes aufſtellet, kommen dies Mal folgende neue Bilder zu ſtehen: Johann Dee, ein Kryſtallgucker. Die vornehmſte und beynahe einzige Quelle aller Nachrichten von dieſem Gaukler ſind ſeine eigene Schriften. Aus dieſen hat ſchon Thom. Smith ſein Leben in den vitis quorundam eruditiſſimorum et illuſtrium virorum (London 1707. 4.) umſtändlich zuſammen getragen. Niceron machte daraus einen Auszug, der in der Folge allen übrigen, welche des Dee gedachten, zur Quelle gedient hat. Andere Quellen giebt es nicht. Dee war 1527 den 3. Jul. zu London geboren, ſtudirte zu Cambridge mit vieler Wißbegierde, aber ohne Ordnung, und ſein Hang zum Wunderbaren trieb ihn zur Mathematik, wie ſie damals beſchaffen war, wo ſie ein abentheuerliches Gemiſch von wenig wirklich mathematiſchen Grundſätzen, und faſt mehr Aſtrologie, natürlicher Magie, und anderer Poſſen war. Nachdem er ein paar Monate bey den damals berühmten Holländiſchen Mathematikern zugebracht hatte, die ihn, wenn er Verſtand und Stätigkeit gehabt hätte, auf den rechten Weg gebracht haben würden, gieng er nach Cambridge zurück, und ſtellte mehrere Jahre hindurch ununterbrochen aſtronomiſche Beobachtungen an. Dieſe betrafen blos den Einfluß der Geſtirne auf die Erde und ihre Herrſchaft über die Schickſale der

der Menschen. Da das aber damals gangbare Münze war, so machte er sich dadurch sehr bald berühmt, so daß er eins der ersten Mitglieder des zu Cambridge gestifteten Dreyeinigkeitscollegii ward. Er sollte darin die griechische Sprache lehren; und bald darauf ward er 1548 Magister. Noch in demselben Jahre aber verließ er Cambrigde auf immer. Der Durst nach der geheimen Philosophie und höhern Weisheit trieb ihn nach Löwen, wo ihm, seiner Pralerey nach, viel Ehre wiederfahren seyn soll. 1550 gieng er nach Paris, und 1551 wieder nach England. Hier bekam er ein Jahrgeld von 100 Kronen, und eine kleine Pfarrpfründe zu Uploe. Unter der Regierung der Maria kam er in Verdacht, daß er diese durch zauberische Mittel habe aus der Welt schaffen wollen. Davon ward er nun zwar frey gesprochen; aber da er sich zugleich der Ketzerey verdächtig gemacht hatte, so wurde er dem geistlichen Gerichte des Bischofs von London übergeben. Er entgieng indessen der Gefahr glücklich. Bey der Aufhebung der Klöster unter Heinrich VIII. suchte er die Handschriften und Urkunden vom Untergange zu retten. Da aber sein Vermögen dazu nicht hinreichte, so machte er eine Vorstellung deshalb an die K. Maria, die jedoch leider nichts fruchtete. Weil Elisabeth seine Weisheit nicht schätzte, die er nunmehr unter dem Titel: Monas Hieroglyphica in ein System gebracht hatte: so gieng er 1563 zum Kaiser Maximilian nach Ungarn, und bot diesem seine Schätze an. Er war aber wohl nicht glücklich, weil er im Anfange des folgenden Jahres schon wieder in London erschien. Auf dem Rückwege ließ er seine Monas in Antwerpen drucken. Man erkennt ihn daraus als einen Kabbalisten von der tollesten Art. Er fieng darauf auch an, den Stein der Weisen zu suchen, und verlangte dazu Unterstützung. 1571 gieng er auf Kosten der Königin auf Reisen; man kann aber nicht ausfindig machen, welche Absichten dabey zum Grunde lagen. Durch ihre Intercession that er in der Folge auch eine reiche Heyrath. 1573 schrieb er zwey Schriften, um den Leuten die Furcht vor dem damals erschienenen berühmten Cometen zu benehmen. Man sieht daraus, daß er in der Astronomie wirklich etwas hätte leisten können, wenn die Hirngespinste der mystischen Weisheit ihm nicht immer in den Weg getreten wären. Zu seinem Unglücke ward er ums Jahr 1580 mit Eduard Kelley, einen in der Geschichte der Goldköche sehr berühmten Huben, bekannt, und stiftete mit demselben die

Michael Noſtradamus, ein Zeichendeuter.

je einem aſtrologiſchen Träumer gelungen, die Leichtgläubigkeit nicht allein bey ſeinen Lebzeiten, ſ
bis 200 Jahre nach ſeinem Tode zu äffen, ſo iſt es
gegenwärtige. Wie wenig aber auch dazu gehört,
Geſchichte. Er war den 15ten December 1503.
my in Provence geboren. Seine beyden G
ter ſchon gewaltige Stern- und Zeichendeuter, dayer er
rühmte, daß die Gabe der Prophezeihung in
erblich ſey. Nachdem er eine kurze Zeit zu M
dicin ſtudirt hatte, zog er vier Jahr an der Gar
übender Arzt umher, und ward darauf zu
ctor. Eine Zeit lang hielt er ſich zu Toulouſe un
auf, hernach zog er zehn bis zwölf Jahre, ver
Charlatan, in Frankreich und Italien herum.
er ſich 1543 oder 44. zu Salon in Provence
eine Zeit lang den Arzt, hieng aber nachher die
gänzlich an den Nagel, und brachte ſeine Zeit mit
ſtellen, Punctiren, Prophezeyen und Weiſſagen zu.
te Kalender mit aſtronomiſchen Vorherſagungen der
und merkwürdiger Begebenheiten, und gab 1555.
crains zuerſt heraus, worin er die wichtigſten
Frankreichs und des ganzen Europa weiſſagte.
und die Catharina von Medicis ließen ihn
kommen, und dem Königl. Hauſe wahrſagen.
hielt die Königin viel auf ihn. Sie machte
dentlichen Leibarzte und Aſtrologen des Köni
Aber er genoß die Ehre nicht lange, indem er den
1566. im 63ſten Jahre ſtarb. Die Nicht
Weiſſagungen, und die Thorheit ſeiner A
ger wird von dem Vf. ins gehörige Licht geſetzt.
ges prophetiſches Geheimniß beſtand darin, daß er
Begebenheiten durch ſehr gemeine Kunſtgriffe
machte, und ſie in dieſer Geſtalt als Weiſſagung
ausgab. Da ähnliche Begebenheiten unter ähnli
den gewöhnlich wieder kommen, ſo konnte er gewiß
ſich über kurz oder lang etwas zutragen würde, was
Prophezeyungen paſſen könnte, zumal da dieſe
ſo ſchwankend und unbeſtimmt ausgedrückt war
bey einer guten Einbildungskraft und Gabe des G
Alles gedeutet werden konnten. Dazu kam, daß
bare Leute fanden, welche, wenn ſich eine merk

leich einen Reim in seinem Geschmacke
ven für eine seiner Weissagungen ausga-
dies Handwerk sehr übel. Man kann
n n eine von den seltenen alten Ausgaben
rien hat, nicht wissen, was echt ist, oder nicht.
kaiser Joseph II. mit dem Römischen Hof zerfiel, sollte
uch das prophezeyet, und den völligen Untergang des
thums vorher gesagt haben. Der Römische Hof war
ch genug, deshalb die Weissagungen des M. am Pfingst-
1781. bey Strafe der Excommunication und der Galee-
n verbieten. Dieß machte die Begierde nach seinen Cen-
t groß; daß ein Exemplar derselben in einer Auction
auf 1823 Livres getrieben wurde. M. hinterließ
von der zweyte, Cäsar, ein, wo möglich, noch
ter , als sein Vater, wurde. Das prophetische
t n r sehr übel bekommen seyn.
or o Eichtel, ein Theosoph, 1638. den
ari bourg geboren. Schon in seinem 12ten
e er halbe Tage im Felde zu, um mit Gott zu
t te die Rechte, und ward Advocat in sei-
von da er in der Folge nach Speyer gieng.
ter au bot ihm ihre Hand an, und dies brachte
tschluß hervor, nach Amerika zu gehn, und
n ehren. Er gieng aber erst 1664. nach Zwoll,
n ten Breckling zu seiner neuen Mission
ist an rden. Von diesem erfuhr er, daß der Ba-
ons in Regensburg sey, und auch mit Religionsver-
und Heidenbekehrung umgienge. Mit diesem macho
inschaftliche Sache. Aber man nahm ihn sei-
reiche wegen zu Regensburg in Verhaft, con-
e rmögen, und verwieß ihn aus der Stadt. In
er Brecklings Vorsänger oder Küster, kam
gen , und ward aus Zwoll und ganz Overyssel
an schwärmte er in den Niederlanden herum,
ere besonders die Enthaltsamkeit in und außer dem
, d den Müssiggang. Er lebte zuletzt zu Amster-
rum, unbekannt und verachtet, bis er 1710. starb.
getreuester Anhänger war Johann Wilhelm Über-
ein ehemaliger Kaufmann zu Frankfurt am Main, der
e fortsetzte, so daß sie in manchen Gegenden noch
i o n ist. Unter diesem nahm die Secte den
Über an. U. starb erst 1731.

Theo-

der einen, und Urania an der andern Hand, durch das Leben wandle, bin ganz beschämt, dir das Daseyn gegeben zu haben, dir, der du weder der einen noch der andern dieser Göttinnen würdig bist.“ Der Vater (wer er auch sey) ist offenbar ungerecht gegen dieses Geisteskind; wenn es gleich nicht mit vorzüglichen Gaben ausgerüstet ist, so hat sich doch der Urheber desselben auf keine Weise zu schämen. — — Den größten Theil nimmt eine, noch nicht geendigte, Erzählung ein. S. Antonio macht in Venedig die Bekanntschaft eines reizenden Frauenzimmers, die ihm das Schönste der Stadt kennen zu lernen, Gelegenheit gab, und dies ist ein Sommerabend in den Lagunen. Diese Wasserfahrt ist sehr reizend geschildert. Während derselben läßt die Dame sich von ihrem Freunde eine schöne Stelle aus dem Adone des Marino vorlesen, die hier in einer nicht übelgerathenen Uebersetzung eingeschaltet ist. Sie sagt ihm hierauf von einem Araber, der physiognomische Vorlesungen angekündigt habe. Antonio sucht diesen Mann auf, und seine Vorträge füllen den Rest dieses Aufsatzes. Sie sind aber nicht, wie man erwartet, physischen, sondern moralischen Inhalts. Einige eingestreuete allegorische Mährchen und Apologen sind voll Sinn und sehr gut vorgetragen. Das Geschichtchen S. 48. ist so sinnreich und treffend, daß wir uns nicht enthalten können, es wenigstens — abgekürzt unsern Lesern mitzutheilen. „Der Kalife H. Alraschid verlangte einst von den Christen einen neuen Tribut. Diese zogen ihre Mönche zu Rathe, und einer erbot sich, ihre Sachen bey dem Kalifen zu führen. „Sire, redete er denselben an, wir verwilligen den verlangten Tribut, unter der Bedingung, daß du, deine Vezire oder Priester eine Frage beantworten, die ich ihnen vorlegen werde. Antwortet niemand, so wirst du erlauben, daß ich zurück kehre, ohne den Tribut zu bezahlen.“ Der K. war es zufrieden, ließ seine Vezire und Priester versammlen, und befahl dem Mönche, seine Frage vorzulegen. Dieser öffnete seine Hand, entfernte die Finger von einander, und zeigte die flache Hand, mit emporgehobenen Fingern. Dann hielt er die Hand unter sich, so daß die Fingerspitzen gegen die Erde gekehrt waren. „Errathet, sprach er sodann, was dieß bedeute?“ Alle Anwesende zerbrachen sich lange umsonst die Köpfe, bis endlich einer auftrat, und den Mönch aufforderte, seine Frage zu wiederholen. Der Mönch hielt dem Priester die offne Hand mit den ausgebreiteten Fingern vor. Dieser zeigte ihm dage-

gen

gen die Faust. Dann wandte jener die Finger gegen die Erde, und der Muselmann öffnete seine Hand, und streckte die Finger empor. Der Mönch war mit dieser Antwort zufrieden, nahm den Tribut und entfernte sich. Auf die Frage des K. was diese Zeichen bedeuteten, antwortete der Muphthi: o König! als mir der Mönch seine offne Hand darhielt, wollte er damit sagen: ich will dir eine Ohrfeige geben. Ich schlöß die Hand zu, um ihm zu sagen, daß, wenn er dirs thue, ich bereit sey, ihm einen Ribbenstoß zu versetzen. Hierauf drehte er seine Hand unterwärts, und zeigte mit den Fingern auf die Erde. Dies hieß: giebst du mir einen Ribbenstoß, so werfe ich dich an die Erde, und zertrete dich wie einen Wurm. Sogleich hob ich die Finger in die Höhe, ihm anzudeuten, wenn er sich das unterstehe, so werde ich ihn so hoch in die Luft werfen, daß ihn die Vögel des Himmels verzehren sollten, ehe er wieder die Erde berühre. So sprach der Christ durch Zeichen mit mir, und wir haben uns beyde recht gut verstanden." Man erstaunte über die Weisheit des Priesters, der K. lobte und beschenkte ihn reichlich, und gieng dann zu seiner Favorit-Sultanin, der er diesen sonderbaren Vorfall erzählte. Sie, eine sehr verständige Person, hörte ihm aufmerksam zu, und brach dann in ein lautes Gelächter aus. Das hatte ich mir vorgestellt, sagte der K., daß dieser Vorfall Sie würde zu lachen machen. Wohl muß ich lachen, erwiederte die Königin, denn dein Priester hat dich offenbar zum Besten gehabt. „Wie so? Gebieter, versetzte die Prinzessin, laß den Mönch holen, und du wirst mehr erfahren. Er erschien auf den Befehl des Kalifen, und die Sultanin bat ihn, seine Sache selbst zu erklären. „Königin, sagte der Mönch, als ich meine fünf getrennten Finger zeigte, wollte ich damit sagen: sind die fünf Gebete, die ihr Mahometaner täglich betet, euch von Gott befohlen? Euer Priester hielt mir die Faust vor, und wollte damit sagen: ja, sie sind von Gott befohlen, und ich bin bereit, dafür zu streiten. Hierauf wandte ich meine Finger gegen die Erde, und fragte hierdurch: zu welchem Zwecke fällt der Regen auf die Erde? Sehr scharfsinnig hat er mir hierauf geantwortet (indem er seine Finger in die Höhe hob,) damit die Kräuter und das Gras empor wachsen mögen! Und in der That findet man diese Antwort auch in eurem Alkoran." Der Mönch entfernte sich, und der Kalife stimmte in das Gelächter der Sultanin mit ein. Dieses, pflegte der weise Ildahub zu sagen, dieses ist

Capucinerkloster allhier. 400 Laternen sind zur Beleuchtung an den Häusern zwar befestigt, aber nicht gebraucht worden. 2) Ein Aufsatz, wie der Bauer Hohenlohischen sein Hornvieh erzieht, füttert und mästet, ist für Oekonomen lesenswürdig; da bekanntlich der Handel der Hohenloher mit Mastvieh sehr ansehnlich ꝛc.

Th.

Apologie des schönen Geschlechts, oder die Frauenzimmer Menschen sind. Aus dem Latinischen übersetzt von D. Heinrich [illegible] nigsberg, in der Hartungschen ꝛc 1791.

Diese drey Bogen voll unanständiger Zweydeutigkeiten, Schaamröthe erregender Anspielungen, schaalen Witzes und verunglückter Persiflage hätten immer sollen ungedruckt bleiben, denn sie sind in keinem Betracht ein Gewinn, gehören vielmehr zum Auskehrigt der deutschen Litteratur.

Rg.

Witzige Einfälle und Anekdoten, auch Erzählungen ernsthaftern Inhalts. Ersten Bandes zweytes Stück.

Und auch unter dem Titel:

Des neuen Bienenkorbs zweyte Sammlung. Wittenberg, bey Kühn. 1791. 7 Bogen, 8.

Sey ein Student, Kaufmannsdiener oder Unterofficier Herausgeber dieser Späße; genug daß sich die wenigsten in guter Gesellschaft produciren lassen, und so ziemlich der Wachtstubenton darinne herrscht. Leute von Erziehung sehen sich, wenn sie Aufmunterung bedürfen, nach besserm Witze um.

Lw.

Nach

Nachrichten.

In Venedig bey Graziosi ist eine Uebersetzung von des Sturms bekannten Betrachtungen über die Werke rres im Reiche der Natur, im J. 1791. in zwey Bän in 8. unter dem Titel erschienen: Considerazioni sopra Opere di Dio nel Regno della Natura e della providen per tutti i giorni dell' anno, scritto da C. C. Sturm.

Berichtigung im CVII. B. II. St. S. 539.

Unrichtig behauptet Rec., daß unsre Vorfahren unter dem men eines fahrenden Schülers ganz eigentlich en Teufelsbanner verstanden haben. Diese Benennung erten solche junge Leute, die aus Armuth und aus Mangel ordentlicher Unterstützung von einer Schule auf die andere . So besuchte der Chronist Burkard Zeng, von wel- uns Herr von Stetten d. j. in seinen Lebensbeschrei- ngen zur Erweckung und Erhaltung bürgerlicher Tugend 45 fgg. einige biographische Nachrichten mitgetheilt hat, h einander die Schulen zu Memmingen, Reutlingen, ain, Ehingen, Biberach, Balingen, Ulm und aber- Memmingen. Wohl mögen aber solche fahrende Schü- bisweilen, um ihr Unterkommen desto eher zu gewinnen, bey dem gemeinen Manne das Ansehen gegeben haben, eine Künste zu verstehen.

Druckfehler.

Im CVI. Band II. Stück.

605. Z. 38. statt Reitz lies Witz. S. 608. Z. 27. 1757 lies 1754.

Im CVII. Band I. und II. Stück.

S. 59. Z. 5 und 6. statt: Apologien und Lobreden des rs, lies: Apologien und Lobreden des Lasters. S. 123. Z. 2.

S. 2. v. u. ſtatt nur lies nun. S. 568. Z. 12. ſtatt ihn, lies ſein. S. 569. Z. 23. ſtatt 1759. lies 1760.

Im CVIII. Bande I. Stück.

S. 89. Z. 5. ſtatt verbindet lies verbreitet.
S. 7. v. u. ſtatt Rechts lies Reichs.

Im C[illegible] II.

Im [illegible]
fehlt nach d[illegible] prüfen d[illegible] ou[illegible]
folgender Titel:
Correſpondence de Frèderic II. avec [illegible] 589
Daſſelbe deutſch [illegible]

Im CXI. Bande I. und II. Stück.

S. 282. Z. 5. ſtatt Jnes Baggeſen lies Jens [illegible]
Daſ. Z. 15. v. unten: Cordillares lies Cordilleras. 263.
Z. 17. Chavade lies Charade. S. 287. Z. 2. [illegible]
ſtatt: dunkele Gegenſtände eines Gegenſtandes, [illegible]
Seiten eines Gegenſtandes. S. 312. Z. 18.
ſteller Heere, für: Schriftſtellerherren. S. 315. Z. 6.
von unten iſt zu leſen: beſonders der neuere Bearbeiter.
S. 317. Z. 24. Bartels für: Barthels. S. 320. Z. 2.
von unten: zur Sach für: Sache. S. 321. Z. 11.
Kommentar für: Kommentars. S. 323. Z. 10. denn
für: denn. S. 324. Z. 15. Freie für: Frein. S.
328. Z. 6. von unten; *Weiher* für: Weiber. S. 329.
Z. 5. von unten; *facetum* für: facetum. S. 330. Z. 7.
von unten; *dofturus* für: doctoros. S. 336. Z. 8. v. u.
muß das Wort Urheber in penultima accentuirt werden,
wie Ebendaſ. Z. 9. in demſelbigen Worte [illegible] ultima
centuirt ſeyn muß. Ebendaſ. Z. 2. von [illegible]
für: Oheim. S. 338. Z. 8. da zu für: [illegible]
352. ult. dieſelbigen für: derſelbigen. 354. Z. 10.
gefalle für: gefallen. S. 35[illegible] Z. 10. Kei
keines. S. 357. Z. 11. von unten: [illegible]
hergebeteten. S. 359. Z. 3. doppel für: [illegible]
daſ. Z. 5. Heyne's für: Heynens.

Allgemeine deutsche Bibliothek.

sechs hundert und zwölften Bandes
zweytes Stück.

Kiel,
verlegts Carl Ernst Bohn, 1793.

S. 2. v. u. ſtatt nur lies nun. S. 567. Z. [illegible] ſtatt da, lies ſein. S. 569. Z. 23. ſtatt 1759. lies 1760.

Im CVIII. Bande I. Stück.

S. 89. Z. 5. ſtatt verbindet lies verbreitet.
S. 7. v. u. ſtatt Rechts lies Reichs.

Im CX. II.

Im Inhal
fehlt nach den vier erſten den folgender Titel:

Correſpondence de Frèderic II. avec 589
Daſſelbe deutſch

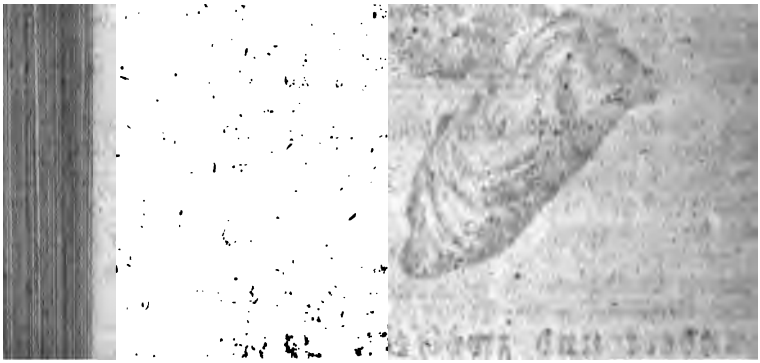
Im CXI. Bande I. und II.

S. 282. Z. 5. ſtatt Jnes Baggeſen lies Daſ. Z. 15. v. unten: Cordillares lies Cord[illeren]. S. 283. Z. 17. Chavade lies Charade. S. 287. Z. [illegible] ſtatt: dunkele Gegenſtände eines Gegenſtandes, Seiten eines Gegenſtandes. S. 312. Z. 18. ſteller Heere, für: Schriftſtellerherren. S. 315. Z. 6. von unten iſt zu leſen: beſonders der neuere Bearbeiter. S. 317. Z. 21. Barrels für: Barthels. S. 320. Z. 2. von unten: zur Sach für: Sache. S. 321. Z. 11. Kommentar für: Kommentars. S. 323. Z. 10. dann für: denn. S. 324. Z. 15. Freie für: Frein. S. 328. Z. 6. von unten; *Weiher* für: Weiber. S. 329. Z. 5. von unten; *facetum* für: facetum. S. 330. Z. 7. von unten; *dicturus* für: dicturos. S. 336. Z. 8. v. u. muß das Wort Urheber in penultima accentuirt werden, wie Ebendaſ. Z. 9. in demſelbigen Worte emepenulti centuirt ſeyn muß. Ebendaſ. Z. 2. von unten: für: Oheim. S. 338. Z. 8. da zu für: dazu. 352. ult. dieſelbigen für: derſelbigen. 354. Z. 10. gefalle für: gefallen. S. 356. Z. 10. keines. S. 357. Z. 11. von unten: der hergebeteten. S. 359. Z. 3. doppel für: [illegible]peu. daſ. Z. 5. Heyne's für: Heynens.

Allgemeine deutsche Bibliothek.

Sechshundert und zwölften Bandes
zweytes Stück.

Kiel,
verlegts Carl Ernst Bohn, 1793.



Verzeichniß

der im zweyten Stücke des hundert und zwölften Bandes recenſirten Bücher.

V. Einleitung in die chriſtliche Religions- und Kirchengeſchichte, von Royko, . . 311
Chriſtliche Religions- und Kirchengeſchichte von Royko, erſter, 2ter und 3ter Theil, . ebend.
V. Beobachtungen auf Reiſen nach dem Rieſengebirge, von Jiraſek, Haenke, Gruber und Gerſtner, 326

I. Proteſtantiſche Gottesgelahrheit.

Abhandlung von der Demuth des Menſchen gegen Gott, von D. S. F. N. Morus, aus dem Lateiniſchen, . 339
Drey Predigten über die Reformation, von J. C. Haefeli, 340
Unterredung zwiſchen einem Lehrer und ſeinem Zuhörer über die evangeliſche Glaubenslehre, . 348
Werth der Behauptungen Jeſu und ſeiner Apoſtel, von F. T. Rühl, ... ebend.
Die Beichte der Lutheraner, . 349
Morgen- und Abendopfer eines Chriſten, in einem kleinen Gebetbüchlein für Reiſende und andere Perſonen, 353
Lazarus von Bethanien, in drey Theilen, von J. E. Troſchel, . . 354

II. Rechtsgelahrheit.

De veteribus Canonum Collectionibus Diſſertationum Syllogę — collegit, recenſuit ac praefationem adiecit A. Gallandius, Tomus I. et II. . 360
Rechtliche Erörterung und Beantwortung der Frage: ob die Hochfürſtl. Osnabrückiſche Retraktverordnung vom 14ten

May 1771. auch bey römischen und deutschen Servi anwendbar sey? — von D. A. W. Meyer,
Von der Theorie des Rechts, deren Eintheilung und Be niß zur Praxis, von Ebend.
Warum werden so wenig Prozesse verglichen?
Ueber das Eigenthumsrecht der böhmischen Obrigkeiten die Gründe ihrer Unterthanen ꝛc.
Magna Charta von Gallizien,
Beyträge zum deutschen Recht, von D. J. C. Siebenkees 6ter Theil,
Anhang zu der im Anfang 1789 in Speyer gedruckt und legten Anleitung zur Kenntniß der Rechte, von A. Fabricius,

III. Arzneygelahrheit.

J. L. Bang medizinische Praxis, aus dem Lateinischen, D. K. A.
Beytrag zur Geschichte epidemischer Gallenfieber, von D. C. Eckner,
Patriotische Vorschläge zur Verbesserung der chirurgischen stalten und Verhütung des Einreißens der Epidemien den Armeen, von Beinkmann,
Marc. Herz Versuch über den Schwindel,
D. J. G. Essigs Vorbereitungslehre zum Krankenbette angehende Aerzte und Wundärzte,
Einige Bemerkungen über das diätetische Verhalten in kr lichen Umständen, von D. Falkoner, aus dem E schen,
Justamond's chirurgische Werke mit Anmerkungen und abachtungen von D. W. Houlston herausgegeben, deutscht von D. Michaelis,
D. M. Lange Rudimenta doctrinae de peste,
D. U. C. Salchows chirurgische Beobachtungen, welche Bestätigung der Wahrheit der vom Hrn. D. Bilg angegebenen unnöthigen Amputation, und des vom H Goulard gerühmten Nutzens der Bleymittel ange worden sind,
Hochfürstl. Fuldische neu revidirte Apothekertaxe,

Medicinische Beobachtungen, von D. F. C. Krebs, 2ter Band, ... 386
D. A. J. Teſta Bemerkungen über die periodiſchen Veränderungen und Erſcheinungen im kranken und geſunden Zuſtande des menſchlichen Körpers, ... ebend.
D. J. J. W. Dedekinds Curart der natürlichen Pocken, eine Monatsſchrift, ... 393
Deſcriptio anatom. nervorum lumbalium, ſacralium et extremitatum inferiorum, auctore D. *J. L. Fiſcher*, ... 395

IV. Schöne Wiſſenſchaften und Poeſien.

Beniefrüchte und komiſche Erzählungen des armen Mannes, ... 399
ööif Gedichte von *** 400
dichte von J. C. Fröbing, . . . 401
ie erſten Grundſätze der ſchönen Künſte überhaupt, und der ſchönen Schreibart insbeſondre, von E. Schneider, ... 403

V. Theater.

der Noot, oder geheime Geſchichte der Empörung Belgu , aus dem Franzöſ. von B. F. , . 405
Zwey Uhren und kein Geld im Sack, ein Luſtſpiel, von B. K er, ... 406
n Rabenswalde, ein Schauſpiel, von J. Niſſl, ebend.
es Indiens en Angleterre, Comédie en trois Actes, traduite de l'Allemand de Mr. *de Kotzebue*, . 407

VI. Muſik.

ey Clavierſonaten, von J. D. Herſtenberg, 2r Th. 408
ſtimmige lateiniſche und deutſche Chorgeſänge, 1r Theil, r der Modettenſammlung 6ter Theil, von J. A. Hiller, ... 409

May 1771. auch bey römischen und deutschen Servituten anwendbar sey? — von D. A. W. Meyer, 366
Von der Theorie des Rechts, deren Eintheilung und Verhältniß zur Praxis, von Ebend. 367
Warum werden so wenig Prozesse verglichen? 368
Ueber das Eigenthumsrecht der böhmischen Obrigkeiten auf die Gründe ihrer Unterthanen ꝛc. ebend.
Magna Charta von Gallizien, 369
Beyträge zum deutschen Recht, von D. J. C. Siebenkees, 6ter Theil, 372
Anhang zu der im Anfang 1789 in Speyer gedruckt und verlegten Anleitung zur Kenntniß der Rechte, von M. A. Fabricius, 373

III. Arzneygelahrheit.

J. L. Bang medizinische Praxis, aus dem L
D. F. A. 374
Beytrag zur Geschichte epidemischer Gallenfieber, von D. C. C. Eckner, 379
Patriotische Vorschläge zur Verbesserung der
stalten und Verhütung des Einreißens der
den Armeen, von Beinkmann, 380
Marc. Herz Versuch über den S
D. J. G. Essigs Vorberei
angehende Aerzte und Wu
Einige Bemerkungen über das v
lichen Umständen, von D.
schen,
Justamond's chirurgische Werke
obachtungen von D. W. H
deutscht von D. Michaelis,
D. *M. Lange* Rudimenta doctrin de
D. U. C. Salchows chirurgische
Bestätigung der Wahrheit der
angegebenen unnöthigen Ampu
Goulard gerühmten Nutze
worden sind,
Hochfürstl. Fuldische neu revidirte Apothekertaxe,

Medicinische Beobachtungen, von D. F. C. Krebs, 2ter Band, ... 386
D. A. J. Teſta Bemerkungen über die periodiſchen Veränderungen und Erſcheinungen im kranken und geſunden Zuſtande des menſchlichen Körpers, . . . ebend.
D. J. J. W. Dedekinds Curart der natürlichen Pocken, eine Monatsſchrift, . . . 393
Deſcriptio anatom. nervorum lumbalium, ſacralium et extremitatum inferiorum, auctore D. *I. L. Fiſcher*, 395

IV. Schöne Wiſſenſchaften und Poeſien.

Genieſrüchte und komiſche Erzählungen des armen Mannes, 399
Zwölf Gedichte von *** . . 400
Gedichte von J. C. Fröbing, . 401
Die erſten Grundſätze der ſchönen Künſte überhaupt, und der ſchönen Schreibart insbeſondre, von E. Schneider, 403

V. Theater.

Van der Noot, oder geheime Geſchichte der Empörung Belgiums, aus dem Franzöſ. von B. F. . . 405
Zwey Uhren und kein Geld im Sack, ein Luſtſpiel, von B. Meyer, . . . 406
Kunigunde von Rabenswalde, ein Schauſpiel, von J. Niſſl, ebend.
Les Indiens en Angleterre, Comédie en trois Actes, traduite de l'Allemand de Mr. *de Kotzebue*, 407

VI. Muſik.

Drey Clavierſonaten, von J. D. Gerſtenberg, 2r Th. 408
Vierſtimmige lateiniſche und deutſche Chorgeſänge, 1r Theil, oder der Modettenſammlung 6ter Theil, von J. A. Hiller, . . . 409

Drey Melodien zu Wir glauben all' an einen Gott, zwo neue und die alte verbeſſert, von J. A. Hiller, . 410
Anweiſung zum Klavierſpielen, für Lehrer und Lernende, 1ſter Jahrg. 2tes Quartal, . . ebend.
Das Saitenſpiel, in Muſik geſetzt von J. H. von Dalberg, . . . 411
Drey Sonatinen, oder vielmehr ſechs Clavier-Charakterſtücke, von E. A. Hartmann, . . ebend.
Muſikaliſcher Pot pourri, 3ter Heft, . ebend.
Sammlung leichter Orgelſtücke, von J. G. Pierling, 1ſter Theil, ... 412

VII. Romane.

Die Gewalt der Liebe in Erzählungen, von A. Lafontaine, 413
Alexander, Freyherr von Sind, und Victoria, Gräfin von Puthus; eine Begebenheit neuerer Zeit, . 417
Mariane Roſenthal, eine Geſchichte, . ebend.
Reiſen und Abentheuer der Brüder Robinſons, . 418
Launen des Schickſals, oder die bezauberten Knaben, 419
Philoſophiſche Träumereyen, weiſen und guten Menſchen gewidmet, ... 420

VIII. Weltweisheit.

Verſuch einer Kritik der Religion und aller religiöſen Dogmatik mit beſonderer Rückſicht auf das Chriſtenthum, 401
Rede von den aus Tugend und Menſchenliebe entſpringenden glücklichen Folgen für jeden Staat, von L. Freyherrn v. Hartmann, . . 427
D. U. Caſtinas analytiſcher Verſuch über das Mitleiden, aus dem Ital. von C. F. Pockels, . 429
Ueber den moraliſchen Beweis für das Daſeyn Gottes, von D. L. H. Jakob, . . . 432
Beyträge zur Beförderung der populären Philoſophie, 436

IX. Mathematik.

Theorie und Gebrauch des hydrometriſchen Flügels von A. Wolrmann, ... 439
Circulflächenberechnung oder Quadratur der Circul, von C. de H... 446

X. a) Chemie und Mineralogie.

Lehrbuch der Chemie, von D. F. A. Richter, 448
Orographie des Nordweſtlichen Mittelgebirgs in Böhmen, von D. F. A. Reuß, ... 449
Briefe über das Radeberger Bad, . . 454
Beſchreibung des neuentdeckten Stahlwaſſers bey Liebwerda im Königreich Böhmen, . . . 455

X. b) Botanik, Gartenkunſt u. Forſtwiſſenſchaft.

Forſtarchiv zur Erweiterung der Forſt- und Jagdwiſſenſchaft, und der Forſt- und Jagdlitteratur, von W. G. v. Moſer, 7ter und 8ter Band, . . . 456
Vorſchriftsmäßige Behandlung der Domainenwaldungen in der Churpfalz, eine Vorleſung — von J. P. Kling, 461
C. F. Seidels Blumengärtnerkalender, . 463
Hiſtoria Amaranthorum, auctore D. C. L. Wildenow, 464
Deſcriptio et Adumbratio Plantarum e claſſe cryptogamica Linnaei, auctore D. G. F. Hoffmann, Vol. I. 468. Vol. II. - - - 469
J. M. Sommers Anleitung, ausländiſche Weinſtöcke in Wirtemberg und andern Gegenden Deutſchlands vortheilhaft zu pflanzen, — 3te Auflage, . 470

XI. Haushaltungswiſſenſchaft.

Der ſächſiſche Landwirth in ſeiner Landwirthſchaft, — von C. B. M. G. fortgeſ. von A. F. Schmelz, 2r Band, 471

Die Landwirthſchaft in Gemeinheiten, — von M. J. E. Spitzner, . . . 475

XII. Mittlere u. neuere polit. u. Kirchengeſch.

Der enthüllte Deſpotismus der franzöſ. Regierung, aus dem Franzöſ. von Hochheimer, 1ſter und 2ter Theil, 478
Verſuch einer kurzen Geſchichte des freyen adlichen Magdalenenſtifts in Altenburg, von M. S. B. Reichel, 491
Kleine Biographien, auch Anekdoten und Charakterzüge, aus dem Leben meißniſch-ſächſ. Regenten, 1ſtes Heft, 492
Ueber Muhammed, aus dem Franzöſ. des Hrn. de Boulainvilliers, von F. Th. Rink, . . . 494
Anekdoten von König Friedrich II. von Preußen, und einigen Perſonen, die um ihn waren, von Fr. Nicolai, 5tes Heft, . . . ebend.

XIII. Erdbeſchreibung, Reiſebeſchreibung und Statiſtik.

Anweiſung für Reiſende, nebſt einer ſyſtematiſchen Sammlung zweckmäßiger Fragen, aus dem Engl. des Grafen Berchtold, von P. J. Bruns, . . . 496
E. Arzacs Betrachtungen über den Urſprung des Handels und der Macht der Holländer, 1 — 4ter Band, 499
Geſchichte des holländiſchen Handels, von A. H. Ludwig . . . 501
Beyträge zur hiſtoriſchen, geographiſch-ſtatiſtiſchen und ſittlichen Kenntniß verſchiedener Länder und ihrer Bewohner, 1ſten Bandes 1ſtes und 2tes Stück, . . . 502
Verſuch, die Staatsverfaſſung des Ruſſiſchen Reichs darzuſtellen, von A. W. Hupel, 1ſter Theil, . . . 505
Auswahl kleiner Reiſebeſchreibungen und anderer ſtatiſtiſchen und geographiſchen Nachrichten, 16ter Theil, und unter dem Titel: Neue Beyträge zur Völker- und Länderkunde, 4ter Theil, . . . 510

XIV. Gelehrtengeſchichte.

G. W. Zapfs älteſte Buchdruckergeſchichte Schwabens, 511
Grund-

Grundſätze einer allgemeinen Encyklopädie der Wiſſenſchaften, von J. G. Buhle, . . . 317

XV. Bibliſche, hebr. griech. und überhaupt oriental. Philologie, ꝛc.

XIII. Epiſtolarum Pauli Codex graecus cum verſione latina veteri vulgo Antehieronymiana, — editus a *C. F. Matthaei*, ... 525
Hebräiſche Sprachlehre, von L. H. S. Jehne, 526
Handbuch zur Erklärung des N. Teſt. für Ungelehrte, 1ſter Theil, ... 529
Nachrichten und Auszüge aus den Handſchriften der Königl. Bibliothek zu Paris, ins Deutſche überſetzt von J. M. Lobſtein, 1ſten Bandes 1ſte Abtheil. . ebend.

XVI. Klaſſiſche, griechiſche und lateiniſche Philologie, nebſt den dahin gehörigen Alterthümern.

Mythologie für Frauenzimmer in poetiſch-proſaiſchen Briefen, aus dem Franzöſ. von G. J. Schaller, 1r Theil, 531
Kritiſche Briefe über einige Gegenſtände der alten Litteratur, von J. A. G. W. . . . 533
De Proſodiae graecae accentus inclinatione ſcribebat *F. V. Reizius*, ... 535
P. Terentii Afri Comoediae, recenſuit, notasque ſuas et Gabrielis Faerni addidit *R. Bentleius*, . 536
Eutropii breviarium Hiſtoriae romanae, . 537

XVII. Erziehungsſchriften.

e deutſche Chreſtomathie zur Uebung im Ueberſetzen dem Deutſchen ins Franzöſiſche, . 539
o gekrönte Preisſchriften über die Verbeſſerung der öffentlichen Töchterſchulen der Stadt u. Republik St. Gallen, 540
Anleitung zu gründlicher Gotteskenntniß, von J. A. Goetſcher, ... 543
Auszüge aus den franzöſiſchen Claſſikern, zur allgemeinen Schulencyklopädie gehörig, von W. C. Trapp, dritter Theil, ... 544

XVIII. Handlungs- Finanz- u. Polizeyſchaft, nebſt Technologie.

Ueber die Bildung des Volks zur Induſtrie, von A. Ulmann, 1ſter Theil, 545
Gemeinnütziges praktiſches Handbuch der Land- und Stadtwirthſchaft, Polizey- und Cameralwiſſenſchaft, von D. C. F. Parrot, 548

XIX. Kriegswiſſenſchaft.

Die neuere Kriegsgeſchichte der Heſſen, 1ſtes Bändchen, 551
Patriotiſche militäriſche Fragmente, 556
Unterricht in der Feſtungsbaukunſt nach Gläſerſchen Grundſätzen von F. A. Aſter, 3tes Hrft, 557
Kurze Erläuterung aller Verſchanzungen, wo September 1787 in der Gegend von Münſter worden ꝛc. 558

XX. Vermiſchte Schriften.

D. C. F. Bahrdts Geſchichte ſeines Lebens, ſeiner Meynungen und Schickſale, von ihm ſelbſt geſchrieben, 4ter Theile, 559
Leben, Meynungen und Schickſale D. C. F. Urkunden gezogen von D. Pott, erſter Theil,
Beyträge und Erläuterungen zu Herrn D. C. F. Lebensbeſchreibung, von M. G. G. Vol
Beyträge und Berichtigungen zu Hrn. D. C. Lebensbeſchreibung, von einem Pfälzer,
Freymüthige Briefe über D. Bahrdts eigene bung,
D. C. F. Bahrdts unruhiges Leben, ſein Tod und niß,
Morceaux intéreſſants, propres à former le gout, le, tirés des plus celebres Auteurs —
Ruheſtunden, 2ter Theil,
Betrachtungen über die dermalige Verhältn
Rede am Geburtstage des Königes, im Gymnaſium gehalten, von Villaume,

IV.

Einleitung in die christliche Religions- und Kirchengeschichte von Royko. Mit dem Portrait des Verfassers. Prag, in der Widtmannischen Buchhandlung. 1788. 623 S. in gr. 8.

Christliche Religions- und Kirchengeschichte von Royko. Erster Theil. Mit Approbation der K. K. Wiener Hofcensur. 1789. 419 S. ohne Vorrede und Register. — Zweyter Theil. 1790. 704 S. — Dritter Theil. 1791. 575 S.

Frühere Schriften über die christliche Kirchenhistorie hatten dem Hrn. Verf. bereits den Ruhm einer nicht gemeinen Kenntniß derselben, und einer in seiner Kirche seltenen Wahrheitsliebe und Freymüthigkeit in ihrem Vortrage erworben: Berufs genug, ein allgemeines Werk über dieselbe zu schreiben. Doch würde er dasselbe nicht unternommen haben, wie er in der Vorrede zum ersten Theil gesteht, wenn es unter seinen Glaubensgenossen in diesem Fache nur einen Herrn v. Mosheim gäbe; oder wenn Schröckhs christliche Kirchengeschichte den Lehrbegriffen der R. Kathol. Kirche angemessen wäre. Freylich, setzt er hinzu, sollte man bey dem Gebrauch historischer Schriften, auf die Religion ihrer Verfasser keine

XVIII. Handlungs- Finanz- u. Polizeywiſſenſchaft, nebſt Technologie.

Ueber die Bildung des Volks zur Induſtrie, von A. Wagemann, 1ſter Theil, 545
Gemeinnütziges praktiſches Handbuch der Land- und Stadtwirthſchaft, Polizey- und Cameralwiſſenſchaft, von D. C. F. Parrot, 548

XIX. Kriegswiſſenſchaft.

Die neuere Kriegsgeſchichte der Heſſen, 1ſtes Bändchen, 551
Patriotiſche militäriſche Fragmente, 556
Unterricht in der Feſtungsbaukunſt nach Gläſerſchen Grundſätzen von F. A. Aſter, 3tes Hft, 557
Kurze Erläuterung aller Verſchanzungen, die C. September 1787 in der Gegend von Amberg worden ꝛc. 570

XX. Vermiſchte Schriften.

D. C. F. Bahrdts Geſchichte ſeines Lebens, ſeiner Meynungen und Schickſale, von ihm ſelbſt geſchrieben, 3ter Theile, 559
Leben, Meynungen und Schickſale D. C. F. Bahrdt Urkunden gezogen von D. Pott, erſter Theil,
Beyträge und Erläuterungen zu Herrn D. C. F. Lebensbeſchreibung, von M. G. G. Volland.
Beyträge und Berichtigungen zu Hrn. D. C. Lebensbeſchreibung, von einem Pfälzer,
Freymüthige Briefe über D. Bahrdts eigene bung,
D. C. F. Bahrdts unruhiges Leben, ſein niß,
Morceaux intéreſſants, propres à former le ge le, tirés des plus celebres Auteurs —
Ruheſtunden, 2ter Theil,
Betrachtungen über die dermalige Verhältni
Rede am Geburtstage des Königes, im Gymnaſium gehalten, von Villaume,

IV.

Einleitung in die christliche Religions- und Kirchengeschichte von Royko. Mit dem Portrait des Verfassers. Prag, in der Widtmannischen Buchhandlung. 1788. 623 S. in gr. 8.

Christliche Religions- und Kirchengeschichte von Royko. Erster Theil. Mit Approbation der K. K. Wiener Hofcensur. 1789. 419 S. ohne Vorrede und Register. — Zweyter Theil. 1790. 704 S. — Dritter Theil. 1791. 575 S.

Frühere Schriften über die christliche Kirchenhistorie hatten dem Hrn. Verf. bereits den Ruhm einer nicht gemeinen Kenntniß derselben, und einer in einer Kirche seltenen Wahrheitsliebe und Freymüthigkeit in ihrem Vortrage erworben: Berufs genug, ein allgemeines Werk über dieselbe zu schreiben. Doch würde er dasselbe nicht unternommen haben, wie er in der Vorrede zum ersten Theil gesteht, wenn es unter seinen Glaubensgenossen in diesem Fache nur einen Herrn v. Mosheim gäbe; oder wenn Schröckhs christliche Kirchengeschichte den Lehrbegriffen der R. Kathol. Kirche angemessen wäre. Freylich, setzt er hinzu, sollte man bey dem Gebrauch historischer Schriften, auf die Religion ihrer Verfasser keine

ihren Endzweck und Nutzen beſchrieben, ihre
lungen und Gattungen entwickelt, auch ſonſt
die Univerſalhiſtorie, als über ältere und neu
tionalgeſchichten, eine Menge Bücher an
darauf aber erſt von der Religion, dem Geg
ſeiner Geſchichte, zu reden angefangen. Alle
Grund beweiſt wohl zu viel. Nach demſelbe
auch jede deutſche Reichsgeſchichte, franzöſi
ſchichte, u. ſ. w. mit ſolchen weitläuftigen P
narien über die Hiſtorie überhaupt, den Anf
chen, die man beſſer aus den Handbüchern d

Rücksicht nehmen; allein „es giebt gewisse Menschen „unter uns, die, um Rechtgläubige zu heißen, sich „vor Protestantischen Schriften, wie vor giftigen „Schlangen hüten.“

Die Einleitung zu seinem Werke handelt in sechs Abschnitten von der Geschichte überhaupt, und der Kirchengeschichte insbesondere; vom Gebrauch und Nutzen der christlichen Kirchengeschichte; von den Quellen derselben, und ihrer Kritik; von den Kirchenhistorikern, und der dazu gehörigen Bücherkunde; von den Hülfsmitteln dieser Geschichte, und von der Methode ihrer Bearbeitung. Aus dem Grunde, weil man erst vom Ganzen sich einen Begriff machen müsse, ehe man dessen Theile zergliedern könne, hat der Verf. S. 1—19. die Geschichte überhaupt definirt, ihren Endzweck und Nutzen beschrieben, ihre Abtheilungen und Gattungen entwickelt, auch sowohl über die Universalhistorie, als über ältere und neuere Nationalgeschichten, eine Menge Bücher angeführt; darauf aber erst von der Religion, dem Gegenstande seiner Geschichte, zu reden angefangen. Allein jener Grund beweist wohl zu viel. Nach demselben müßte auch jede deutsche Reichsgeschichte, französische Geschichte, u. s. w. mit solchen weitläuftigen Präliminarien über die Historie überhaupt, den Anfang machen, die man besser aus den Handbüchern der allgemeinen Welthistorie voraussetzt, oder in einigen Zeilen berührt. Was der Verf. ferner über die Verbindung der jüdischen und christlichen Kirchengeschichte, über den Namen der letztern, über ihren Endzweck, und besonders S. 42. fg. über ihren vielbedeutenden Begriff und Umfang sagt, ist für seine bestimmten Leser ganz zweckmäßig. Er erklärt sich hier wider die schlechte

hte Wahl, welche Baronius und Berti in ihren
ern beobachtet haben. Ausführlich, und nicht
er gut über den mannichfaltigen Nutzen dieser
ichte, S. 53. fg. Die Mirakel, Erscheinun-
Offenbarungen u. s. w. späterer Zeiten, die in
egenden der Heiligen, besonders der Einsiedler
Mönche vorkommen, halten das Probefeuer der
isch-kritischen Prüfung von weitem nicht aus.
8. Die schleunige Ausbreitung der christlichen
ion durch die ganze Welt, ist kein eigentliches
derwerk; wenn gleich der göttliche Beystand da-
chtbar ist; ebendas. Wenn man die Kirchenge-
te auf der Kanzel nützt: so muß man ja nicht
eon den Säulenheiligen zum Muster der Tugend
pfehlen. S. 67. Das kanonische Recht ist
die Kirchengeschichte glücklich reformirt worden,
ine besondere Kanzel (Katheder) desselben ist in
n Tagen überflüßig, da man uns nicht mehr,
onst, in allen unsern Schulen die Prinzipien der
. Datarie häufiger als den Kindern die Pocken
ropft. S. 82. fg. Bey der jetzigen Verfassung
Wissenschaften wird der ehrwürdige Name eines
logen nicht mehr jenen Männern in langen
rzen, braunen, Elsterfärbigen Röcken, und mit
ornen Köpfen gegeben, die ihn zuvor mit einer
egenheit, über die ich annoch jetzo erstaune, an
erissen hatten, aus Ursache, weil sie alleinig mit
r Lunge über scholastische Spitzfindeleyen dispu-
konnten. Die Schooßmeynungen der Thomi-
Augustinianer, Molinisten u. s. w. gelten jetzt,
man die Religionsgeschichte zu Rathe gezogen
nichts mehr; die Unitas formalis a parte rei,
delectatio victrix, gratia versatilis, u. dgl. m.
ausgepfiffene Pedantereyen, theologischer Unsinn,

Quark, S. 91, 92. Indem der Verf.
die Quellen der christlichen Kirchengeschic
breitet er sich über die Hindernisse der
Wahrheit, über die Glaubwürdigkeit
über die historischen Quellen überhaupt,
mancherley Gattungen, über die kritis
bey ihrer Prüfung, und ähnliche Erörteru
nicht ohne erläuternde Beyspiele. Von
geschichtschreibern theilt er S. 192. fg. te
meistentheils treffende Nachrichten mit.
Verwechselung wird S. 198. Lessing z
büttelschen Fragmentenschreiber
sterniß der mittlern Jahrhunderte in der Kir
S. 217. weit fürchterlicher als die ägyptische
und aus ihren wahren Ursachen hergeleitet.
S. 231. gebührt der Ruhm der verbesserten
gie den Reformatoren, und S. 235. wird
daß die Protestanten auch in der Kirchens
wie in den übrigen Theilen der Wissenschaft
R. Katholischen es weit zuvor gethan hab
nii Annales könnte man fast mehr eine Ver
der päpstlichen Monarchie nennen. S. 240.
vius ist der niederträchtigste Schmeich
Stuhls. S. 241. Von der pragmati
der Kirchengeschichte hat es dem P. Berti kai
mal geträumt. S. 260. Daß das ka
Deutschland bis jetzt nicht einen einzigen, nur
mäßigen Kirchengeschichtschreiber hervorgebr
kommt von den Banden und Fesseln her, die
Hof unserm Fassungsgeiste angelegt hat; ebe
Mosheim wird der Klassiker unter den
Kirchengeschichtschreibern genannt. S. 277.
sich daher die Beschuldigung, S. 276. habe ei
chen können, daß ihm das sorgfältigere Qu

angelt habe, läßt sich nur aus Uebereilung
rei n erklären. Von Partikulärgeschicht-
n der Kirche aller Art werden S. 298. fg.
viele mit ihren Büchern angeführt; vornehm-
den Geschichtschreibern der christlichen Glau-
e, der Kirchenschriftsteller, der Hierarchie,
rc gebräuche, der Ketzergeschichte u. s. w.
Verf. hatte freylich darauf zu sehen, daß
thol. Leser Bücherkenntnisse erhielten, die
hnlich fehlen; allein dazu waren einige
er von jeder Gattung hinlänglich; Namen
Titel von einer Menge anderer, zumal mittelmäs-
ren in vollständige Anweisungen zur theo-
icherkunde. Es ist auch sonst manches
Nachrichten zu verbessern; z. B. der S. 353.
Actis SS. gerühmte kritische Fleiß könnte und
hl unendlich größer seyn; das S. 368. ge-
Compendium Antiquitt. eccles. ist zwar von
l herausgegeben worden; aber nicht seine
die angeblich zu Utrecht 1741. gedruckte Hist.
eux de la Comp. de Iesus, hat nicht, wie
agt wird, Peter Quesne, sondern Pe-
snel, mit dem Beynamen Benard, zum
er; sie besteht nicht aus 3, sondern nur aus
; drey Monate vor seinem Tode, der im
1774. im Haag erfolgte, hatte er das ganze
, das 20 Bände ausmachen sollte;
en letzten Augenblicken vermochten gewisse
viel über ihn, daß er seine Handschrift
e u. dgl. m. Du Pin ertheilt der Verf.
7. beynahe den ersten Platz unter allen R. Ka-
nhistorikern: eben nicht mit Unrecht; ob
Richer und Launoi den Weg sehr gebahnt

Als Hülfswissenschaften der christlichen

Religions- und Kirchengeschichte giebt der V. S. 412. fg. Kritik, Hermenevtik und Philosophie an. Er zeigt also zuerst, wie man ächte und unächte oder verfälschte Schriften von einander unterscheiden müsse; geht insonderheit Cavens sieben kritische Regeln, die hier nützlich sind, durch, beurtheilt und wendet sie nicht übel an; begleitet auch alles mit Beyspielen; worüber nur wenig zu erinnern seyn möchte. Unter der historischtheologischen Hermenevtik begreift er Sprachenkunde, Terminologie, (christliche Kirchensprache,) Chronologie und Geographie. Ephräms Schriften hält er S. 454. vor die ältesten syrischen; aber der syrischen Uebersetzung des N. Test. nicht zu gedenken, könnten auch wohl die beyden vom Wetstein ans Licht gestellten syrischen Briefe unter dem Namen des Röm. Clemens älter seyn. Vom Nutzen der Philosophie bey der Kirchengeschichte sind zwar S. 478. fg. einige geschickte Bemerkungen eingestreuet, wie z. B. vom Gebrauch der Naturlehre bey der Prüfung von Wunderwerken; es hätte aber dieser wichtige Gegenstand noch eine gewaurre Ausführung verdient. Endlich wird die Methode der christlichen Geschichtkunde S. 487. fg. untersucht. Die Ordnung nach Jahren und Jahrhunderten wird verworfen, und die Mosheimische Periodenmethode als die einzige brauchbare, aber ohne sie wieder mit ihm in Jahrhunderte abzutheilen, zum Grunde gelegt. Von jeder dieser Perioden giebt der Verf. einen vorläufigen Abriß, und sagt beym Anfange der vierten, S. 423. fg. „Die Kirchenreformation war „gewissermaaßen eine Erneuerung des erstern Chri„stenthums, und der ältern Kircheneinrichtung. Man „nahm der Kirche die schwülstige Gestalt des mittlern „Zeitalters ab, und führte sie näher zur ursprüngli-

chen

„chen Einfalt. Ihre vortrefflichen Früchte beweiſen „hinlänglich, was für eine groſſe Wohlthat der Welt „aus ſelber zugefloſſen ſey. Meinetwegen mögen ei„nige neuere Halbgelehrten mit noch ſo vieler Hitze „behaupten, daß ſie die Vortheile, welche die Reli„gion und Kirche aus D. Luthers Reformation zog, „nicht ſähen. Ich werde es dieſen Maulwürfen nie„mals verdenken, weil ich wohl weiß, daß man, „um ſehen zu können, Augen haben müſſe! — Man „wende mir nicht ein, daß das Gute, ſo die Refor„mation zuwege brachte, nur der Proteſtantiſchen „Kirche zugefloſſen ſey. Auch die R. Kathol. Kirche „partieipirte davon. In was vor dicken ägyptiſchen „Finſternissen würden wir annoch herumtappen, wenn „nicht Luther mit der hellbrennenden Fackel in der „Hand unſer Deutſchland beleuchtet hätte. — Wenn „nicht die Proteſtanten den Römiſchen Vatican er„ſchüttert hätten: würde man uns vielleicht ſchon vor„längſt befohlen haben, Ratten und Mäuſe anzube„ten; und wenn ihre Freyheit uns nicht die Schwere „der Feſſeln zu erkennen gegeben hätte: würden wir „vielleicht wohl auch ebenfalls ſo dumm geweſen ſeyn, „die Befehle anzunehmen. — Ich getraue mir es „zu behaupten, daß ohne dem vorgängigen Beyſpiele „der proteſtantiſchen und reformirten Fürſten, unſere „Monarchen es ſchwerlich gewagt haben würden, „Mönchsklöſter aufzuheben, die Geiſtlichkeit auf ih„re urſprünglichen Pflichten zurück zu führen,“ u. ſ. w. In Anſehung der Sachenordnung in einer jeden Periode, folgt der Verf. auch der bekannten Mosheimiſchen, nach welcher die Geſchichte in die äuſſerliche und innerliche abgetheilt wird, von welchen wieder jeder ihrer beſondern Beſtandtheile, z. B. Ausbreitung und Verfolgung des Chriſtenthums, Geſchichte

der Lehrer, der Lehrsätze, der Ketzereyen, u. s. w. hier ausführlich entwickelt werden. Hr. R. hatte nach diesem Plan schon seine Synopsin Hist. relig. et eccl. christ. geschrieben: einen wirklich kernhaften, mit Einsicht und Freyheit aufgesetzten Auszug; der aber etwas zu sehr Skelett ist, und, weil es ihm gänzlich an historischen Beweisen fehlt, für Vorlesungen weniger Brauchbarkeit hat. Zuletzt giebt er auch S. 593. fg. einen hinlänglichen Begriff von den Eigenschaften einer pragmatischen Geschichtbeschreibung.

Nach der eben beschriebenen Methode hat nun Hr. R. in den drey Bänden der eigentlichen Geschichte bereits einen beträchtlichen Theil des ersten Zeitraums beschrieben. Ein Jahrbuch desselben macht im Ersten Theil den Anfang, S. 3—165. worinne die Begebenheiten von Jahr zu Jahr neben einander gestellt, die Uebersicht der ganzen Periode erleichtern; doch hätte es viel kürzer zusammengezogen werden können. Vor der ausführlichen Geschichte geht noch ein Abriß des bürgerlichen und gottesdienstlichen Zustandes der Römer und Juden zur Zeit der Geburt Christi vorher, bis S. 283. in seiner Art gut gerathen. Daß sich Roms Macht von Indien an, bis in das Innere Germaniens nach S. 171. erstreckt haben soll, ist nicht erweislich; vom Euphrat bis an Indien hin, herrschten damals die Parther; auch die Besitzungen im innern Germanien waren neun Jahre nach C. G. wieder verloren. An Statt Platoniker, (S. 226. fg.) die um diese Zeit nicht mehr vorhanden waren, wäre hier erst der Ort gewesen, der Akademiker zu gedenken, die schon S. 218. vorkommen; wenn gleich Plato selbst nicht wegbleiben durfte.

Von

Von der ausführlichen Geschichte selbst, kommen in diesem Theil die Lebensgeschichte Jesu, ein Abriß seiner Lehre, die Beweise für ihre Göttlichkeit, ingleichen für die Zuverläßigkeit der Evangelischen Geschichte, vor. Man muß gestehen, daß die Vorstellung des Lehrbegriffs Jesu ganz bündig, und von den ungeheuren Zusätzen der folgenden Jahrhunderte frey ist. Auch ergreift der Verf. S. 375. fg. die Gelegenheit, das Ungereimte der alten Sagen von den Reliquien Jesu, z. B. von seinem Kreuze, anschauend darzustellen; so wie vorher S. 348. das Unglaubliche des Vorgebens, daß er Statthalter eingesetzt haben sollte, die Länder und Königreiche nach Willkühr austheilten, und S. 322. die vergebliche Berufung der Bettelmönche auf die Armuth Jesu, u. dgl. m.

Der zweyte Theil begreift die Geschichte der Ausbreitung des Christenthums, und der Verfolgungen seiner Anhänger, in diesem Zeitraum, sehr vollständig, und mit stark eingeflochtener Römischen Kaiser- auch Jüdischen Geschichte. Daß die Sprachenfertigkeit der Apostel nicht blos wunderbare Bestätigung ihrer Sendung, sondern auch Hülfsmittel ihrer Verkündigung des Evangelium, gewesen sey, wird S. 13. fg. behauptet. Petri Babylon wird S. 48. wahrscheinlich nach Assyrien gesetzt, und Petri Reise nach Rom, S. 55. unter die Regierung des Nero. Daß man nicht Simon von Cana, sondern Simon der Zelote übersetzen müsse, sucht der Verf. S. 125. fg. zu beweisen: richtig an sich; doch konnte er sich nur kurz auf Simonis Onomasi. N. T. p. 87. berufen, wo solches schon längst, auch nach anderer Vorgang, bewiesen ist: und dieser Fall ereig-

net sich mehrmals, daß er sich bey gewissen Erklärungen und Meynungen, die schon von andern hinlänglich erörtert sind, etwas länger aufhält. So weitläuftig übrigens der Verf. die Missionen der Apostel und ihrer Schüler erläutert hat; so hat er sich doch eben so sorgfältig gehütet, sie durch ehemals geglaubte fabelhafte Sagen zu erweitern. Eben diesen bedachtsamen Weg geht er auch in der Folge dieses Zeitraums. Die Untersuchung hingegen S. 238. fg. über die Fortdauer der Wundergaben in diesem Zeitraum sollte noch etwas schärfer seyn; man wird ihm z. B. nicht zugeben, daß die Dämonen beym leichtgläubigen Justin dem Märtyrer böse Geister seyn müssen. Prüfender ist sein Urtheil von der donnernden Legion, S. 248. fg. Ueber die Ursachen der abnehmenden Wundergaben sagt er zwar S. 272. fg. einiges; aber die Ursachen der zu leicht geglaubten Wunder sind noch leichter zu finden; am meisten wunderten wir uns, über Gregors des Wunderthäters seltsame Mirakel keine Kritik zu finden. Die Geschichte der Christenverfolgungen nimmt S. 331. ihren Anfang. Ueber die Ursachen der von den Juden gestifteten kurz und gut; sehr umständlich vom jüdischen Kriege, und hinreichend vom Geschichtschreiber Josephus; der aber öfters von dem Verf. unrichtig Josephus Flavius genannt wird. Daß der Verf. die Unzuverläßigkeit der allermeisten alten Märtyrergeschichten, und die übertriebene Anzahl der Märtyrer wohl eingesehen haben werde, erachtet man von selbst. Er zeigt auch geschickt, S. 603. fg. daß der vom Epiphanius erzählte Abfall des Origenes unwahrscheinlich sey.

Doch Hr. R. hat noch manche Erörterungen über die Verfolgungen der Christen in dem dritten Theil über-

ertragen müſſen. Zuerſt von ihren Urſachen; ſo-
n von den Vortheilen, welche ſie den Chriſten
chten: nicht nur das Bekannte wohl ausgeführt;
dern auch einige nicht ſo gewöhnliche Bemerkungen
r jene Vortheile in Abſicht auf die Beſſerung der
riſten, und ſelbſt für ihre Religion; z. B. daß ſie
ſer den Vorzug verſchafften, die einzige unter allen
ligionen zu ſeyn, die ohne Zwang eingeführt wur-

Aber von S. 44—145. hat der Verf. auch
ch von den Privatgegnern der Chriſten unter Ju-
n und Heyden Nachricht gegeben. Den ältern
linius und Quinctilianus hat er wohl nur, als
yden überhaupt betrachtet, darunter geſetzt; er-
nt auch, daß Apollonius von Tyana nur unei-
tlich dazu gerechnet werde. Gegen Mosheim be-
uptet er, daß Celſus, obgleich ein Epikuräer, doch
ne Urſachen gehabt habe, ſeine Philoſophie zu ver-
rgen; mit demſelben aber hat er den Schaden, den
e Philoſophie des Ammonius dem Chriſtenthum
gefügt haben ſoll, etwas zu groß angegeben; unter-
ſſen ſucht er auch die Vortheile auf, welche den
riſten von dieſer Seite zugewachſen wären.

Die Geſchichte des innern Zuſtandes der chriſt-
hen Religion und Kirche im erſten Zeitraum, folgt
147. und ihr erſtes Hauptſtück, die Geſchichte
r chriſtlichen Lehre, wird in dieſem Theil vollendet.
er Verf. weicht alſo hierinne von Mosheims Me-
ode ab, der in der innern Geſchichte zuerſt die Ge-
ſchichte der Lehrer vorträgt; und dieſes, wie wir
uben, mit Recht that. Denn auf die Lehrer kam
mer der ganze Zuſtand der Religionslehre an; ſie
ß man alſo vorher kennen, ehe man aus ihren
chriften die Geſchichte der Lehrſätze ziehen kann:

ſonſt

sonst läßt sich nicht beurtheilen, wie? ru
durch wen die christliche Religion nach
verschiedene Gestalten angenommen hat.
hat zwar in seiner Einleitung S. 548. fg.
änderte Ordnung dadurch gerechtfertigt, d
der Geschichte eines Staats zuerst die Ges
lernen müsse, nach welchen er regiert wird;
die Regenten, welche die Macht haben,
zufassen; allein selbst nach dieser für die fre
che Gesellschaft nicht passenden Ve
ten doch die Regenten zuerst beschrieben
daselbst hätte sich der Verf. darüber nicht wu
dürfen, daß Mosheim nicht auch die in
schichte der christlichen Kirche nach i
und widrigen Schicksalen abgehandelt
er zu jenen die Geschichte der Lehrer,
gierung, u. s. w. zu diesen aber die Rel
keiten, Concilien u. dgl. m. hätte re
An sich schon etwas gezwungen; aber
Lehrer war wahrhaftig kein Glück für
und Kirche, und noch weniger war die
chie; so wie hingegen Religionsstreitigkeit
lehrten und scharfsichtigen Männern ve
Christenthum vortheilhafter waren, d
tische Spinnengewebe Augustins und se
Uebrigens ist die hier enthaltene Geschichte der
lichen Lehre mit vorzüglichem Fleiße und
voll bearbeitet. Zuförderst wird die Ha
Religion, die Bibel, nach ihrem Zustande
Achtung unter den Christen beschrieben. Ei
Eingebung derselben verwirft er; zeigt,
würdig und unverfälscht die Bücher s
sind, und verweilt sich insonderheit
Schicksalen des biblischen Canon.

Jn

i Zeugnisse für die Aechtheit der Offenbarung
annes läßt er nicht gelten, weil sie Chiliasten
n. Vom Gebrauche der Bibel unter den Chri-
handelt er S. 223. fg. und beweiset, daß sie
Laien nicht allein empfohlen, sondern auch von
1 -nützt worden sey; wobey er sein Befremden
nlers und Lessings entgegengesetzte Meynung
für welche er bey ihnen gar keine Beweise
. Die Absichten dieses allgemeinen Bibellesens
elt er S. 245. fg. Die Tradition in Reli-
sh-hren will er zwar schon beym Paulus entdeckt
n, und hängt überhaupt etwas wörtlich am Wort
tio bey den Kirchenvätern, welches bekannter-
a wohl für die heil. Schrift gebraucht
; cht aber doch, daß die Traditionen mehr
mo als Geheimnißlehren betroffen haben.
60. Ueber die neuern Vertheidiger der Fabel,
ie Apostel das von ihnen genannte Symbolum
rtigt haben, einen Ducreux, Gazzaniga, u.
ert sich Hr. R. und setzt diese Sache in ihr
licht. Er nennt auch andere Glaubensbe-
se dieser Zeiten, und theilt darauf S. 288. fg.
ge Uebersicht von den Hauptlehrsätzen der
en mit. Diese sind: Einheit Gottes, und
nige Anbetung, ohne alle Spuren einer
den Verehrung der Märtyrer und
, S. 298. fg. göttliche Dreyeinigkeit, wel-
ch seiner Meynung, S. 306. die Juden nie-
laubt, und die Christen auch nicht ganz gleich-
ellt haben, Schöpfung, Vorsehung,
Christen nur im Allgemeinen, andere
Individuellen annahmen; vom Menschen
Bestandtheilen, wo manche drey Haupt-
n, auch über den Ursprung und die Fort-
pflan-

stimmung der Sache nichts ausgemacht war; und gleichen Eventuell sehr verschiedentlich; vom Sündenfall und dessen Folgen, ohne die Erlösung kennen: Glaube an Jesum Christum, [illegible] mariner, und sein Versöhnungswerk; [illegible] Hauptabsichten seiner Menschwerdung festgesetzt und dar: die Zerstörung des Reichs der Dämonen; die Belehrung der Menschen über göttliche Wahrheit und ihre Anführung zur Tugend; endlich die Auferstehung, daß sie nicht verwesen, sondern wieder auferstehen; ferner der Glaube von der Auferstehung, in der Art verschieden erklärt wurde; Hölle und Himmel, nebst einigen andern damit verwandten Lehren. Von Sacramenten hat der Verf. nichts finden gefunden, S. 405. Welche einfache Lehrart im Apostolischen Zeitalter geherrscht habe, wird S. 412. fg. beschrieben. Von den Schulen der alten Exegesen, besonders der Alexandrinischen. Ihrer Lehrmethode seit dem 2ten Jahrhunderte, und die Verfälschung der christlichen Lehre durch platonische Philosophie, S. 434. fg. in den Lehren von guten und bösen Engeln, vom Fall und Verderben des Menschen, vom Fegfeuer, (wenn hierüber die Ammonische Philosophie, Vorschub gethan habe,) gezeigt. Wie schädlich die unbestimmten Namen und Erklärungen der Dogmen durch Missbrauch wurden, wie z. B. bey der Lehre von der Dreyeinigkeit, gewesen sind, wird ausführlich erörtert, S. 445. fg. Daß insonderheit die Worte Person und drey Personen nicht zum Vorsichtigsten in jene Lehre aufgenommen worden sind, gesteht der Hr. Verf. S. 452. Er geht darauf zur Geschichte der christlichen Glaubenslehre über, S. 457. fg. die er durch Auszüge aus dem Clemens von Alex. Tertullianus und Cyprianus erläu-

uterr. In der Beschreibung der Sitten der da-
igen Christen, theilt er zwar Beyspiele ihrer Tu-
, unterſucht auch die Ursachen, warum
theils im ersten Jahrhunderte so fromm wa-
Hauptursache soll in ihrer geringen Anzahl
ht eben wahrscheinlich; vielmehr ist sie, so
Gottseeligkeit herrschend annehmen
in Neuheit des Christenthums, dessen noch
hten Einflusses und religiösen Begeiste-
leichen in den Verfolgungen der Christen,
ihr Wetteifer mit Heyden und Juden, zu su-
r aber auch hier und in der Folge nicht,
Münze udrehen. Die sogenannten Rath-
Christi, Armuth, Keuschheit und Ge-
betroff haben sollen, nennt er S. 533. eine
rre dung, von der keine Spur in Christi
vorhanden sey. Vielleicht, sagt er S. 535.
die (stlichen Asceten durch den blendenden
in r gnostischen Tugend verleitet worden, nach
rordentlichen Heiligkeit zu streben. Als be-
e Ursachen aber dieser neuen Lebensart giebt er
fg. den Hang der Menschen zu einer wahren
eingebildeten Vollkommenheit, die mystische
ologie und den Einfluß des Clima an; stellt auch
Ungleichförmigkeit mit der Sittenlehre Jesu und
Jünger dar.

ir können uns enthalten, ein Werk zu loben,
si selbst so sehr empfiehlt; und die rühmlichen
Gesinnungen des Verf. bemerkbar zu ma-
durch unsern ganzen Auszug durchgeschim-
ben. Sind gleich die historischen Wahrhei-
er vorgetragen hat, für Protestanten
werden sie doch dieselben mit großem
Ver-

Vergnügen von ihm erkannt finden; manc
nen können sogar einigen derselben dadurch gen
werden, daß auch er sie eingesehen, und b
kannt hat. Die unpartheyisch fleißige
protestantischer Schriftsteller, fällt zwar durc
in die Augen; doch ist auch der eigene Forsch
des Verf. aller Ehren werth. Für sei
gewissen kann es das wichtigste und fru
dieses Inhalts werden: denn nur auf di
schen Wege werden sie sich Vorurtheile
geschwindesten abgewöhnen lernen. Desto n
schen wir, daß sich der Verf., wenn er
Endzweck sicher erreichen will, vor der A tsch
keit künftig in Acht nehme, in welche er
fallen ist, damit nicht der lernbegier
schreckt, oder ermüdet von vielen dic
rück trete. Auch seine Schreibart
und edler werden: und man sieht
ses nicht schwer fallen könne.

Xyz.

V.

Beobachtungen auf Reisen nach dem E
birge von Johann Jirasek, Thad
Haenke, Abbe Gruber, Franz
ner. Veranstaltet und herausge
der königlich böhmischen Gesellschaft
senschaften. Mit Kupfern und ein
graphischen Charte. Dresden, in
therischen Buchhandlung. 1791. 3c

und XVIII Seiten ohne Inhalt und Beyl. in 4.

...e kö...lich böhmiſche Geſellſchaft, die ſich durch ... nißvolle und thätige Mitglieder ſo ſehr ...lich ... hat, nahm ſchon vor mehrern Jahren ... ſuch... g des Rieſengebirges und vorzüglich ... Punkte in der Gegend der Schneekup-..., u... die G...enſtände auf, über welche ſie meh-...ere... ...iß ...d Aufklärung zu verſchaffen wünſchte. ...ſ... ... J. 1786. den Schluß, eine Reiſe da-... ...ſtalten und ihre auf dem Titel genannten ... ...r wurden hierzu erwählt. Leider konnten ... dieſer Expedition nur acht Tage beſtimmen, ein ... der für die vielen bemerkungswürdigen Ge-...k... ...l zu eingeſchränkt war. Indeſſen wurde ...Un...llkommenheit dadurch einigermaaßen geho-... mit den Beobachtungen dieſer Reiſe die vor-...angenen ſowohl als wiederholten Bemerkungen ...rerer jener Reiſegefährten auf einzelnen Excurſio-... die ihren Unterſuchungen gewidmete Gegenden, ...üpft wurden. Und ſo ſind wirklich die hier ge-... Reſultate jener Reiſen ſo reichhaltig und ... ...t geworden, daß man ohne das eigne Ge-...dniß der Verf. kaum bemerken würde, daß ſie, ...nic... zu Berichtigungen, doch zu Nachträgen, ... anlaſſungen und Gegenſtände übrig gelaſſen

...ie hier geſammelten Beobachtungen ſind in vier ...nitte eingetheilt, von deren Inhalt wir einiges ...en wollen.

I. Mineralogiſche Bemerkungen auf einer Reiſe nach dem Rieſengebirge von Johann Jiraſek,

Landesingenieur (jetzt Fürstl. Salzl al
kammerrath und Oberwaldcommissar.) z.
zu gehört die mit Fleiß entworfene unterrichte
saubere Charte des von dem Verf. d se
gefährten durchstreiften Theils des ß
sengebirgs an der Schlesischen Grenze. —
Nicht weit von der Stadt Gitschin und n
ehemaligen berühmten von Albrecht von
Herzog von Friedland, gestifteten Kartha
der ganz frey in der Fläche ste e
Seine kegelförmige Gestalt macht it sehr
Er besteht aus einer schwarzen dicht
Steinart; die häufig mit durchsichti grü
solithähnlichen Schörlen von unbesti tem
eingemengt ist. Man geräth in Versu
Steinart für ein vulkanisches Produkt zu
An einigen Orten spaltet sie sich mit tief
fallenden Rissen. Uebrigens steht dieser
aller Verbindung mit basalt- sowohl, als
phyrartigen Bergen. Bimssteine und v
kanische Gegenden begleitende Steinarten,
man hier nicht. — S. 9. Der Theil des
gebirgs, den die Reisenden zu durchsuchen
ist ein Quadrat, 12000 niederösterreichische Kla
lang, 6000 breit, und schließt in sich die
von Heidelberg, gegen die Spiegelkappe
schwarzen Berg, sodann die große Sturmhau
Krkonosch bis Heidlberg zurück. — S.
höhern Gebirg, der Spiegelkappe, Fu
lebendes Geschöpf, als die Schneelerche, A
valis, die hier im Knieholz brütet: im Spä
stellen sich noch fringilla spinus und Loxia cauro
auf einige Tage ein. — S. 16. Schneeku
Sehr unwegsam zu besteigen. Ein

an manchen Stellen sehr gefährlich ist, wurde J. 1668. vom Grafen Schafgotsch, mit der auf Kuppe befindlichen kleinen Kapelle erbaut, zu her die Materialien sehr beschwerlich hieher zu ffen gewesen sind. Katholische Geistliche aus rienbad in Schlesien halten fünfmal im Jahr tesdienst daselbst. Vorzüglich ist der 15te Au ein Festtag, und heißt Koppentag. Die In ner der umliegenden Gegend besuchen ihn häufig. der Kuppe liegt den größten Theil des Jahrs , und daher tritt selten Genuß der Aussicht — S. 24. Bey dem Elbegrund große zerstreu Stücke von weißem Quarz mit inliegendem schön lisirten Stangenschörl von verschiedener Länge Dicke, dem gleich, der zu Konits in Ungarn nden und vom Hrn. von Born beschrieben wor ist. — Auf der nördlichen Seite der beschriebe Gegend macht, zufolge dieser Nachrichten und Charte, Granit, auf der südlichen, Gneuß die ptgebirgsarten aus. In dem letztern finden sich auch an niedriger liegenden Orten beträchtliche ikte von Glimmerschiefer und Thonschiefer: hier da Kalk.

II. Die botanischen Beobachtungen auf des se nach dem böhmischen Riesengebirge, von ddäus Haenke, (jetzt in Königlich Spanischen ten als Naturforscher auf einer Entdeckungs- Südamerika.) S. 51. Die Flora dieser ist außerordentlich reich und für botanische rsionen belohnender, als irgend eine andre. Auch was unser Verf. als Früchte seiner Bemühun hier aufstellt, ist sehr schätzbar. Außer der An aller aufgefundenen Pflanzen giebt er von meh-

rern zum Theil nicht genau
nen, zum Theil neu entdeckt
Nachrichten und Beſchreibun
ausführlicher beſchriebe
gleiteten Pflanzen,
andre Schrift. S. 36. Silene ce
nis ceraſtoides Scop.) S. 37. Rumex
L. S. 39. *Rumex virgatus.*
mum Bauh. welches Synonym bis
ritimus gezogen war.) S. 42. Cir
S. 45. Holcus odoratus L. — S. 47.
europaeus L. S. 57. Eine Abart der L
oica L. mit rothen Blumen. S. 59. Hy
quadrangulare L. S. 64. Phleum
S. 66. Hieracium aurantiacum L. —
Pinus pumilio. Knieholz. Die
Beobachtungen des Verf. ſetzen es
außer Streit, daß das Knieholz
nusarten und insbeſondre von
ſchiedene Art ſey. — S. 82. Agrotis
S. 84. Aira montana L. S. 83. Hie
num L. S. 99. Carduus helenioides L.
Carex atrata L. S. 103. Roſa pyre
S. 105. Achillea magna L. — S. 114.
rubens verſchieden von dem vormals im
aufgeſtellte Sedum rubens, welches nun
rubens klaſſificirt iſt. — S. 116. Veronica
dioides L. S. 118. *Poa laxa.* S. 120.
detica. — S. 123. Viola calcarata L.
Oſmunda criſpa L. — S. 127. Poa
S. 129. Allium Schoenopraſum L. —
Hieracium grandiflorum. Allion. —
Hieracium pyrenaicum auſtriacum L. —

lromeda polyfolia L. — S. 145. Sonchus
inus L. — S. 151. Rumex alpinus L. —

III. Physikalische und oryktologische auf dem
ngebirge gesammelte Bemerkungen von Abbe
r, (jetzt Kameralbaudirektor.) S. 161. Die-
ung ist ohnstreitig die reichhaltigste und wich-
des ganzen Werks, die Beobachtungen sind mit
in und Fleiß angestellt, und verglichen, und
p fruchtbare und merkwürdige Resultate sogleich
. — 1stes Kap. Von der Lage desselben.
ippe als höchster Gipfel liegt 50° 45′ 30″
d Breite, 33° 33′ 15″ Länge, nach den
ischen Messungen des Hrn. Prof. Gerstner.
Schlesien zu ist das Gebirge steiler: gegen
rhebt es sich stufenweise in höhern und hö-
Rücken. Auf der letztern sind auch mehrere
l als auf der erstern Seite. — Die Höhe
Sch pe über dem Meer = 837 Wiener
ern, gstens 163 Wiener Klaftern tiefer,
ugur in dem amerikanischen Gebirge den Auf-
pait des ewigen Schnees bestimmte. — 2. Kap.
n den Gebirgsarten. S. 166. Als Kern des
t birgs auf den höchsten Scheiteln und Rücken
t und Gneuß: tiefer herab Glimmerschiefer,
d Thonschiefer, und hier und da Ausbrüche von
em Kalkstein. Vorgebirge bestehen aus Flö-
ines gemischten und aus den höhern Gebirgsar-
entstandenen Stoffes. S. 168. fg. werden die
melten Gebirgsarten beschrieben. Sie sind
| von der Oberfläche: das Innre der Gebirge
rforschen, war nur selten Gelegenheit. — 3tes
ip. Von der geschichteten Anlage des Riesenge-
S. 187. Alle vorkommende Gebirgsarten

und ihre Uebergänge ſind in Schichten i
aufgeſetzt, und geben ihre Verflächung ob
Weltgegend, aller Orten, wo ſelbige en
abgebrochen, oder ſonſt entblößt erſche
lich zu erkennen. Dieſe Gebirgsverfläch
einander zu vergleichen, iſt von großer
um über die Bildung unſers Planeten lere
ſe aus den vorhandenen Beobachtung
können. Selbſt Granit und Gneuß fi
ſen Gebirgen in ordentlichen Lagen,
ſich gleichförmig in beträchtlichen Ferı ie
rigkeit der Granitſchichten gieng von
auf Eine Klaſter und drüber. Nur
Beobachtung der Schichten, nicht mit
Klüfte verwechſeln, die auch eine gewiſſe
ihrer Richtung beobachten. — 4tes K
den Rhomboidalſchnitten der Schichten.
Alle Schichten ſind mit parallelen Klüften,
aber ganz ſenkrecht auf ihre Flächen durc
durch ſie zu rautenförmigen Würfeln
ten. Unförmliche Verklüftungen kon
je ſchiefriger das Gelage wird, um ſo häufi
5tes Kap. Von den Wirkungen gr
ſchwemmungen, und des jetzigen atmo
Wechſels im Rieſengebirge. S. 196.
ner Waſſerrevolution findet man in Menge
Gneuß und Glimmer von aller Bedeckun
blößt. Noch jährlich ſtürzen die Früh
Felſenwände mit ſich herunter, und führen
Aber ſie allein können nicht die Urſache jener
ren Veränderungen ſeyn. — Ein Hauptgrun
Felſenſtürze ſind augenſcheinlich die Verklüftun
welche den Tagwaſſern den Eingang öffnen,
durch die Wärme und Kälte auf die Gebirge

ken können. — 6tes Kap. Anmerkungen über Anlage der Thäler, Flußbetten und Ebnen. 199. Gegen die Schlüsse, die Bouguer und ssai aus den in einander passenden Winkeln der irge und Thäler für die Entstehung der letztern ziteten. — 7tes Kap. Von den Erdarten, aus unsre Dammerde besteht. S. 208. Ihr ndstoff sind die uranfänglichen Gebirge, freylich h i ndliche Uebergänge, die man jedoch von t benheit herab, bis in die Fläche stufenweise h wahrnimmt. Das erste, was aus dem t erzeugt wird, ist Sand, der durch vielerley änderungen endlich zu einer Erde wird, die zu Thonerden gehört. — Aus Gneuß, Glimmer Thonschiefer auch zuerst Sand, dem aber etwas beygemischt ist. Endlich wird er ein Mergel, sich in Dammerde von ungleichem Thongehalt t. — Die in den Böhmischen Mittelgebirgen häufig vorkommende rothe Dammerde erlangt Farbe von dem Eisengehalt des Glimmers und schiefers, woraus sie größtentheils erzeugt wird. Tingirung von den aufgelößten Eisentheilchen leht aber entweder nur nach und nach, oder der gehalt mehrerer Thonarten reicht zur gänzlichen irung nicht hin, wie man aus den Schichten andrer Farbe schließen kann. — 8tes Kap. den Quellen des Riesengebirgs und dem Ein- utmosphärischer Modifikationen auf die Quel- eugung. S. 217. Die Lage der Gebirge und rtigen Quellen ist so beschaffen, daß die sonst menen unterirdischen Kunstwerke nach mecha- n und chemischen Prinzipien nicht wohl als ihre ehungsursache angesehn werden können, sondern diese allein in der Atmosphäre suchen muß. —

Aufhebung des Gleichgewichts T
theilchen muß in den höhern Re
der größern Wechsel von Kälte und A
und die Dunsttheilchen häufiger verdi
geschlagen werden. Vielleicht thut a
tige Aufhebung einiger Luftarten das
Alle Erhabenheiten der Erde thun
Widerstand, und je unförmiger und sp
stern sind, je tiefer und unförmiger die
Abgründe sind, um so mehr Unordnung
den Widerstand hervorgebracht, und um
kommen ganze Luftschichten aus dem Gl
Die Temperatur des Gesteins der
hier Granit u. s. w. muß auffallend
unterschieden seyn, da jenes so dicht
wenigstens 8000mal dichter als die
Ausgleichung beyder Temperaturen
langsam und spät, und bey dem beständi
der Lufttemperatur selten oder nie statt
Auch unterhält schon die Luftregion, in der
Gipfel der Berge befinden, einen der
nicht gleich, doch nahe kommenden
welchem die dahin kommenden Dünste noth
rinnen und in Gestalt von Nebeln niede
Dieses sieht man deutlich, wenn m
und die daran auf- und niederziehenden
trachtet. Thau ist auch in Gebirgen viel st
Luftelektrizität endlich wirkt gleichfalls viel, die Dün
ste zu versammeln, zu vereinigen und wieder aufzu
lösen. — Das Riesengebirge nun, das in der Mit
te des Zugs von der Schweiz zu den Karpathen hin
sich am höchsten in die Wolkenregion erhebt, muß
ein Hauptsammelplatz der Dünste seyn. Im Win
ter werden diese Dünste häufig als Schnee abgesetzt,

der

teljahre dauert. Dieſer Wintervorrath
nach durch Frühlingswärme, durch
n ausgeſpendet, und um die Zeit der
nde ganz erledigt. Im Sommer wirken
ange e Urſachen auf den Niederſchlag
ſte, rzi ich aber die dünne Luft. Das
T[mometer ſtieg auf dem Gipfel der
pe im kochenden Waſſer nur bis 74°;
wo der Verf. das Waſſer im leeren Raum
, auf 30 Grad — alſo ohngefähr 50°.
luft folglich um $\frac{1}{8}$ dünner als in Prag, daher
me htigkeiten zu liefern fähig, weil ſel-
erhältniß ihrer Dünnheit die Ver-
ng und Abſetzung der Dünſte befördert.
Hygrometrie bey der äußerſt abwei-
u len Abwechſelung der Feuchtigkeit
rſchiedenen Orten. — Dieſer Ab-
iſſe würde jedoch, wenn gleich nach allen
b tung hier zuſammen $\frac{1}{3}$ mehr Waſſer als
ich ausgeſchüttet werden, nicht zurei-
, e Quellen zu erzeugen, wenn nicht die
r b für die Anlage einer waſſerhaltenden Ma-
, die nur nach und nach ihren Vorrath ausſpen-
gt hätte. Statt der Dammerde, die groſ-
ſ mmungen den Gebirgen entführt haben,
e bis an den Fuß der höchſten Kuppen ein
r er inder mächtiges Torflager. Ueber deſſen
ehung aus Mooſen und andern in naher Ver-
bſchaft mit der Luftfeuchtigkeit ſtehenden Pflan-
Dieſe Lage iſt von $\frac{1}{2}$ Fuß bis $2\frac{1}{2}$ Klafter dick,
lockres Gewebe wird der Sammelplatz der
allenen Waſſer, und läßt ſolche nur nach
na ſo wie keine neue Regen fallen, abziehen.
im Sommer oft ganz trocken, und man

sollte alsdann kein Wasser unter der sanft zu betretenden Decke vermuthen: aber in den Tiefen, wo diese Flächen ihr versteckstes Wasser hinseigern, entdeckt man ihre versteckte Beschaffenheit bald. Weil jedoch diese Torfplätze ihre Wasser nur unbestimmt und nach Verhältniß der muldenförmigen Vertiefungen entlassen, so ist ihr Ausbruch und daher auch die Anzahl der Brunnen, die man für den Ursprung der Flüsse auszugeben pflegt, sehr unbestimmt und ungewiß. Eine beträchtliche Abnahme der Flüsse ist nicht zu vermuthen. Die Torfflächen enthalten wirklich ohngefähr den dritten Theil Wasser ihres kubischen Inhalts. Nimmt man aber auch nur den $\frac{2}{3}$ Theil derselben mit Wasser getränkt an, und giebt der Torffläche nur eine Dicke von Einem Fuß, so erhält man für den zur Elbe kontribuirenden Wasserbezirk eine Wassermasse von 1,925111 Kubikklaftern, und die zwey Hauptbrunnen der Elbe, der Elbbrunn und Weißbrunn, werden in jeder Sekunde 8 Kubikfuß Wasser entlassen können, und jener Vorrath dennoch erst in zwey Monaten erschöpft seyn. — Verschiedene Meynungen der Naturforscher über Entstehung der Quellen und ihre Prüfung. — — 9tes Kap. Verschiedene Anmerkungen. S. 255. Das Pflanzenreich richtet sich in seinem Wachsthum nach der Höhe, in welcher es der Region des ewigen Schnees näher kömmt. In den Thälern gedeihen vorzüglich Pflanzen, die die Feuchtigkeit lieben. Fichten und Tannen zwanzig Klaftern hoch und am untern Durchschnitt mit 3 — 400 Ringeln. Dies auf einem steinigen Grund, wo sie keine Herzwurzel treiben können. Auch die Dunkelheit der Thäler befördert das Streben der Bäume in die Höhe, wo sie Licht und Luft finden. Freylich sind sie bey dieser Höhe der Gewalt

der

ürme um so mehr ausgesetzt. Bey einem
im J. 1786. betrugen die Waldbrüche blos
g ch r zinischen Revieren hundert tausend
g Laubholz, größtentheils Nadel-
cht je höher sie kommen, werden krüp-
, verlieren sich endlich. Ihr Diameter
leich kleiner als in der untern Region.
Fi nwälder aufhören, fängt das Knieholz,
schon mit ihnen gemischt, an. Dieses
rt, indem es mit seinen Aesten fortwurzelt, manch-
fünf Klaftern weit vor. Die stärksten
den 8 Fuß hoch, und 120 Jahr alt. —
) nach der Aussage der Gebirgsbewohner
pr, und die Kälte täglich größer. Hierzu
Bevölkerungszunahme, daher das Aus-
Wälder, und, daß diese dadurch den Win-
g ier rden, vorzüglich beytragen. Der
h in einer Höhe von 550 Klaftern über
e gänzlich auf, und zwar ist die einzige
an der Grenze dieser Region gebaut
, ater. Dann folgen Wiesenfluren. Som-
e ist von der Hälfte des May bis zur Hälfte
s ats; vor und nachher Ein Monat Wech-
ung, das übrige Winter. In hohen Gegen-
h kein Heu gemacht, sondern das Gras abge-
t, und die guten Gräser und Kräuter gesam-
. Ein Theil des Viehs wird aus den untern
nden in die obern Weiden während des Som-
rracht. Keine Streue: aber dennoch große
inis it in den Ställen, mittelst einiger dahin
rtet Bäche. Viehzucht macht die meiste Nah-
ihre Produkte sind beträchtlich. Die
it füllt Spinnerey aus. In den untern
noch Leinenweben und Bleichen. — Lebens-
art

art ist einfach und liebenswürdig: die
ralisch gut. Arbeitsamkeit, Eint , ob
len und Zufriedenheit zeichnen ihren C er. Ge-
sundheit und hohes Alter von 90 — 1 ten. —
Nutzen der Wälder in Ansehung der
Gleichgewichts der Elektrizität; sie ge t et
bare Erde, hemmen die Gewalt der
befördern die Entstehung der Nebel und A n,
verhindern den hohen Grad der Wärme;
befördern sie das Gleichgewicht der Atmo

IV. Abtheilung. Beobachtungen üb
brauch der Barometer bey Höhenmessu r
Prof. Gerstner. S. 271. Alle Eigens
Luft, die auf Steigen und Fallen des Q
und folglich auf die daher geleiteten Re
fluß haben, untersucht der Verf. mit Fl
nauigkeit, und giebt die Formeln an, die
Schlüssen und Berechnungen und
durch die Barometer gesuchten Höhen si
Auszugs ist diese Abhandlung nicht fäh
hoffen auch schon durch das bis jetzt ge
dem schätzbaren Gehalt dieser Beobach
liche Beweise gegeben zu haben.

Fo.

Kurze

Kurze Nachrichten.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

Abhandlung von der Demuth des Menschen gegen Gott, von Dr. Sam. Fr. Nathan. Morus, aus dem Lateinischen übersetzt von G. J. Petsche, Leipzig, bey Crusius. 1791. 155 S. in 8.

Hr. Morus ist ganz in seinem Fache, wenn er biblische Begriffe durch exegetische Erläuterung entwickelt, und Anwendung auf das Leben und die Uebung der christlichen ...igkeit zeigt, welche davon gemacht werden kann. In er Abhandlung beschäfftigt er sich auf diese Art mit den ...uischen Ausdrücken, sich vor Gott erniedrigen, sich ...r ihm demüthigen, sich ihm unterwerfen. Er be... t, daß mit diesen Formeln in der Schrift drey Haupt... nken angezeigt werden; erstlich das Gefühl der Ab... n igkeit von Gottes Regierung, nach welchem man ... seinen Unternehmungen auf Gott sieht, und seines ... standes bedürftig zu seyn glaubt, bey allen Begegnissen ..., sie mögen erwünscht, oder traurig seyn, Gotte stille ...t, und damit zufrieden ist — hernach das Gefühl der ...abhängigkeit von den Gesetzen Gottes, nach welchem ... die Verbindlichkeit anerkennt, Gotte zu gehorchen, und ... freye Handlungen nach den Vorschriften desselben einzu... ...ch — zuletzt endlich das Gefühl, daß man gesün..., und Strafe verdiene, oder das, was man ...mit ...rkenntniß und Bekenntniß der Sünde nennt. Mit ...philologischen Beweis, daß nach dem Sprachgebrauche ...ist jene Redensarten diese Bedeutungen haben; ver... er ... Verf. so viel treffliche Erläuterungen der Sachen ... selber,

ſelber, und ſo viel heilſame Erinnerungen für die
Religion, wie ſie von dieſen Dingen ſprechen-
tiſch vortragen ſollen, daß man dieſe kleine
denen an einer ächten ſittlichen Bildung etw
nicht genug empfehlen kann. Sie iſt übrigens
akademiſchen Programmen unter dem Titel: de
mittente ſe Deo, herausgekommen,
Perſche, einem Schüler des Verfaſſers, ins
ſetzt worden. Der Ueberſetzer iſt ſeiner Arbeit
weſen. Man kann dieſes kleine Buch auch unter
Sammlung einiger akademiſcher Schrift
rus, erſte Sammlung, haben, weil Hr.
wen iſt, noch ein ſolches Bändchen nachfolgen

Drey Predigten über die Reformation,
kirche zu Wörlitz gehalten, und auf
ner Hochfürſtlichen Durchlaucht d
Fürſten, herausgegeben von Joh
feli, Anhalt Deſſauiſchen Hof-
ſau, in Commiſſion bey Cruſius in
186 S. in 8.

Wenn Rec. je eine auf die Kirchenverbeſſerung des
ten Jahrhunderts ſich beziehende größere oder kleinere
mit außnehmendem Wohlgefallen geleſen, und ſie mit
Hochachtung für den Verf. aus der Hand
es dieſe Predigten, welche hier mit einigen
im Druck erſcheinen. Der Verf. hat Re
daß billig jeder denkende Proteſtant richtige
von der Reformation haben, und mit den wich
Ereigniſſen derſelben bekannt ſeyn ſollte.
ihm, daß er von dem im angrenzenden Sachſen
Reformationsfeſt Anlaß nahm, an den nächſtfolgender
tagen auch ſeine Gemeine darüber zu belehren; und
dem vortrefflichen Fürſten, auf deſſen Befehl di
zum Nutzen und Vergnügen mehrerer Leſer, deren
recht viele wünſchen, ins Publikum gekommen ſind.
in aller Abſicht äußerſt intereſſant, und verdienen
es um ein richtiges Urtheil über die

Lektüre empfohlen zu werden. Es iſt nicht blos die gute
il und Zuſammenſtellung der merkwürdigſten Begeben-
en in gedrängter Kürze, wodurch der Vortrag des Verf.
h Zuhörer und Leſer ſo lehrreich und unterhaltend wird.
s l tſächlich ſeine richtigen Bemerkungen über den
l G , den das wichtige Reformationswerk in ſeinem
rau weiteren Fortſchritten nahm, und den Geiſt
s P l ismus; die ächten Grundſätze der Duldung
Ge ensfreyheit, worauf Hr. H. beſteht; die Mäßi-
ng Unpartheylichkeit, womit er die verſchiedenen Con-
l ten, ihre von einander abweichenden Mey-
l, nungen, Geſinnungen, Fehler und Schwachhei-
beurtheilt; die guten praktiſchen Lehren, die er überall
s der Geſchichte der Reformation herleitet, und den heuti-
i Proteſtanten zur Befolgung empfiehlt — dieſe ſind es,
lche Hrn. H. Predigten, oder vielmehr Abhandlungen, ei
i ausgezeichneten Werth geben.

r nur den Inhalt derſelben kurz anzeigen, ob-
l i ei : Stellen daraus abzuſchreiben, wobey uns die
r werden würde, in Hoffnung, daß recht viele ſie
iz en werden. Hr. H hat ſich i Kor. X, 15. zum Text
di So wie dort Paulus den korinthiſchen Chriſten
x ſtellungen nicht durch einen Machtſpruch aufdrang,
l ie von ihnen geprüft wiſſen wollte, ſo will auch der
r. mit ſeinen Zuhörern, als mit vernunftig nachdenkenden
l : en über die Reformation ſprechen, und ſeine Vor-
er eigenen Prüfung unterwerfen. In der erſten
p erzählt er ihnen kurz und pragmatiſch die Geſchichte
r- formation. Zuerſt zeigt er, wie die Verunſtaltung
einfachen, wohlthätigen Chriſtenthums mit dem Anfange
i Jahrhunderts angegangen und allmählich immer
r vorgeſchritten ſey; wie das Anſehn und die Macht des
ni Biſchofs ſo hoch geſtiegen, das Volk in Dummheit
l uben geſunken, der Heiligen-Reliquien- und Bil-
l au men, das Kloſterleben entſtanden ſey; wie
l ſten und Büßen zur Vergütung der Sünden, die
ſte, der Ablaßkram, das Meßopfer, der Cälibat
priester, das Bibelverbot und das Inquiſitionsgericht
worden. Alsdann gedenkt Hr. H. mit ein Paar
en. der einzelnen Männer, welche in jenen verderbten
Zeiten des Aberglaubens deſſen verwüſtenden
Strom

Strom zu hemmen, und der Kirche wieder eine beſſere Geſtalt zu geben ſuchten, eines Peter Waldus, Wiclef, Huß, Hieronymus von Prag u. ſ. w. Und nun geht er zu den näheren Veranlaſſungen der merkwürdigen und wohlthätigen Kirchenverbeſſerung des ſechzehnten Jahrhunderts über, welche durch Luthers, Zwinglis und ihrer Gehülfen Bemühungen, zur Befreyung der Chriſten von dem erdrückenden Joche des Pabſtes und der mit ihm verbundenen Prieſterſchaft, zur Reinigung des Chriſtenthums von verſchiedenen groben Verfälſchungen, abergläubiſchen Irrthümern und Misbräuchen der römiſch katholiſchen Kirche, zu Stande gebracht worden; fügt auch eine kurze Anzeige der Umſtände und Perſonen hinzu, durch welche die Reformation aus dem Sächſiſchen in die Anhaltiſchen Fürſtenthümer gedrungen ſey. Die abgekürzte und doch lichtvolle Darſtellung dieſer Geſchichte, aus der die Hauptfakta ausgehoben ſind, iſt wirklich meiſterhaft.

In der zwoten Predigt, lutheriſche und reformirte Konfeſſion überſchrieben, werden die Zuhörer mit der Entſtehung, der allmähligen Entwickelung und eigentlichen Beſchaffenheit beyder in der proteſtantiſchen Kirche eingeführten Konfeſſionen bekannt gemacht, und der Verf. ſucht die mangelhaften und irrigen Vorſtellungsarten davon zu ergänzen und zu berichtigen. Dies geſchieht mit einer ſo muſterhaften Unpartheylichkeit, als wir ſie bey Wenigen, die darüber urtheilten, gefunden haben. Der Eingang der Rede, in welchem Hr. H. 1 Kor. 1, 11. auf unſere kirchliche Differenzen anwendet, paßt genau zur Sache. Der Verf. zeigt, wie die Reformatoren in Deutſchland und der Schweiz, ohne einander im Anfange einmal zu kennen, doch einmüthig auf dieſelben Punkte, die ſie als ſchriftwidrig verwarfen, zuſammentrafen, und wie es ein Wunder geweſen ſeyn würde, wenn ſich bey näherer Entwickelung und Beſtimmung ihrer Begriffe nicht einige Verſchiedenheit geäußert hätte, welche eine natürliche und nothwendige Folge ihrer verſchiedenen Charaktere, Temperamente, Bildung, Erziehung, auch äußerlicher Verhältniſſe und Umſtände war, eine Verſchiedenheit, welche gar nicht die wichtigſten und weſentlichen Grundſätze der Religion — denn hierin waren ſie einig — ſondern nur die nähere Beſtimmung und individuelle Vorſtellungsart einzelner

Lehr-

nicht die Wirklichkeit und das Daseyn des Ob-
wondern vielmehr dessen Form und Farbe betraf, und
allem Schaden, den sie zufälliger Weise veranlaßte,
manches Gute unter Leitung der göttlichen Fürse-
rete. Und nunmehr setzt Hr. H. die drey Punkte,
Luther und Zwingli uneinig waren, nach den
en, die sich ein jeder davon machte, aus einander,
Lehre vom heiligen Abendmahl, die Prä-
und die äußere Kircheneinrichtung sammt
lichen Ceremonien. Was die beyden er-
te betrifft, so webt er auch die Geschichte des Ary-
nus nach Luthers Tode, und die noch spätere des
smus und der Dordrechter Synode seiner Ex-
mt ein. Hier hat abermals die genannte, unbeflech-
ahrheitsliebe dem Verf. die Feder geführt. Er urtheilt
Parthey zu Liebe oder zu Leide, und bedauert mit
lebhafter Empfindung die Trennungen, welche zu Ber-
urch die sogenannte Concordienformel, und zu Dord-
du die dortigen Beschlüsse der Versammlung auf lan-
schen den Protestanten veranlaßt worden. Die
bers Briefe an Fürsten Georg von Anhalt,
e zu glichkeit an alte Kirchengebräuche und hart-
ider it gegen zweckmäßige Neuerungen be-
Hr. H. ablas, hätte zum Beweise, wie frey
der große Mann darüber dachte, und wie sehr man
vem Geist abgewichen sey, nicht besser gewählt
konnen. — Hierauf folgt noch eine kurze Geschichte
reitung der reformierten Confession in
, und namentlich in der Pfalz durch Churfür-
rich III., und dem Fürstenthum Anhalt durch die
ristian und Johann Georg I. — Zuletzt em-
H. noch einige aus dem Gesagten hergeleitete Fol-
zur näheren Beherzigung. 1) „Lutherische und re-
Konfessionsverwandte haben alle mögliche Ursache,
Brüder anzusehen, und nicht die mindeste Ursache,
zwo verschiedene Religionspartheyen einander entge-
setzen, oder sich über ihren Lehrbegriff zu vereinigen.
Lutheraner und Reformirte in den wesentlichen Reli-
kten zusammenstimmen, so hat keiner nöthig, seine
n zu verändern. Jeder kann bey der seinigen ein
diger, rechtschaffener, gemeinnütziger Mensch
, und der Wohlthaten und Segnungen des Chri-

ſtenthums in dieſer und in der zukünftigen Welt
werden. 3) Die völlige Aufhebung der Trennung
teſtanten und die Vereinigung beyder Konfe
ſie je zu Stande kommen ſoll — wird ſchwer
politiſch theologiſcher Verſammlungen und la
Verordnungen; ſondern nur das Werk der Zeit
ſchreitenden Wachsthums in chriſtlicher Erkennt
ſeyn.“ (Dies zeigt ſich am ſichtbarſt in
Staaten, wo es lediglich hierdurch von
emplariſchen Eintracht beyder Kirchen
drich II. gediehen iſt.)

Die dritte Predigt iſt praktiſchen Leh
wendungen aus dem vorhergehenden
ihr Inhalt. 1) Die Reformatoren w
wie wir, und ihr Werk ein menſchli
Hrn. H. Gründe, worauf er dieſe Behau
ſehr entſcheidend. Sie waren doch immer
bare unvollkommene Menſchen, denſelben Be
Leidenſchaften, Schwachheiten, Mistrau
fen, wie wir — nicht Stifter, ſondern nur
Reiniger der chriſtlichen Religion — Sie hat
außerordentlichen Auftrag, keine poſitive
zu ihrem Geſchäfft, welches Zeit und Umſtände
und wozu innerer Trieb, Muth und Kraftgefühl
Sie waren keine durch höhere Einſichten
legitimirte Geſandte der Gottheit, keine
ſondern Menſchen mit zwar ausgezeichneten,
nicht übernatürlichen Fähigkeiten und Kräften. —
Meynungen ſind keine unfehlbaren Eingeb
Himmels, ihre Schriften keine göttlich autor
allgemein verbindlichen Glaubens- und Le
— ſondern Produkte ihrer, auf ganz menſchlic
durch vernünftiges Nachdenken und eifri
forſchen, erworbenen Kenntniſſe und Einſichten. —
ſo wenig dürfen wir ihren Charakter und ihr
ein Muſter und Ideal moraliſch religiöſer Rein
Vollkommenheit halten. — Bey allem Edel
aller Rechtſchaffenheit, Wahrheitsliebe und Lieb
treue, hatten ſie doch ihre Schwächen, Lieblin
gen und Temperamentsfehler, „die bey
„ſichtbarlich mitwirkten, und ſie hie uns da

kiteten, die freylich in ihrem Zeitalter eben so viel Nah-
g, als Entschuldigung und selbst Billigung fanden, die
doch ihr wärmster Bewunderer und Verehrer unmög-
von Stolz und Eigenliebe, von Trotz und Hartnäckig-
, von Unbedachtsamkeit und Hitze, von blöder Men-
nfurcht und politischer Menschengefälligkeit, von Härte
Gewaltthätigkeit frey sprechen, oder in die Klasse nach-
unswürdiger Tugenden setzen kann." (S. 121.) Sie
n sich auf keine höhere, als menschliche Stufe. —
os rühmen sie sich einer übernatürlichen Erleuchtung.
gends maßen sie sich eine persönliche Autorität in
sachen an. — Sie vertheidigen vielmehr mit dem
ten Eifer die allen Christen gemeinen Rechte des
denkens und der freyen Untersuchung; verweisen
hörer immer auf Vernunft und Schrift — und
auf nichts weniger, als auf Unfehlbarkeit und Voll-
eit Anspruch. — So richtig beurtheilt Hr. H. die
ten und ihr unternommenes wichtiges Werk. Der-
rde ihn wohl sehr schief beurtheilen, der daraus arg-
wollte, Hr. H. läugne damit, daß die göttliche Für-
sich in dies große Unternehmen gemischt habe, oder se-
ait den Charakter der Reformatoren herunter. Weder
e noch das andere läßt sich von so einem Mann, als
H. in diesen Vorträgen zeigt, denken. Die ganzen
en zeugen dawider. Er wollte blos, wie man leicht
, die Leute, welche eine äußerst übertriebene, un-
nftige, grundlose und abergläubische Verehrung
n Luthern und seine Gehülfen hegen, und sie für eine
übermenschlicher Wesen halten, sie Christs und den
n an die Seite, oder gar über diese hinaussetzen,
echten Gleis einer wahren, vernünftigen und wür-
Hochachtung dieser Männer, deren sich die göttliche
ie zu Werkzeugen einer großen Revolution in der
li bediente, zurückleiten.

2) Die Reformation ist kein vollendetes Werk,
ein abgeschlossenes Ganze, das keiner Fortsetzung und
ung fähig wäre; sondern sie ist ein angefan-
k, welches auch itzt noch fortgesetzt, erwei-
d vervollkommet werden kann und soll. — Eben
so ausgeführt, als das vorhergehende. Der Gang,
natoren bey ihrem Werke nahmen, und ihre

eigenen Aeußerungen beweisen dieses. Hätt
oder auch nur ruhiger gelebt: so hätten
Werk noch weiter fortgesetzt, und es der
her zu bringen gesucht. Aber die Kürze und
der beständige Kampf und heiße Drang ihres
fortwährende Streit mit ihren Widers
Bemühungen engere Grenzen, und gestattete
Niederreissen und Zerstören des Schlechten
viel weniger das Aufbauen und Ausbil
und Nützlichen. Sie hatten genug und m
thun, dem Feinde die Schlacht abzugewinnen.
tzung des Sieges, zur Kultur des wiederer
Feindes Herrschaft so übel verwüsteten Bodens,
weder Muße noch Raum. Dies mußten sie ruhig
und glücklicheren Umständen überlassen." —
kenntnißbücher der Reformatoren eigentlich
Darstellungen ihrer Ueberzeugungen und
Lehrsätze gegen die Beschuldigungen ihrer rei
unverbesserliche, bindende Glaub
schriften haben seyn sollen; daß Luth
Werth auf seine Schriften gelegt, sondern
weiser zur heiligen Schrift habe wollen
wird mit seinen eigenen Worten dargethan.
Es widerspricht auch der heil. Schrift,
für ein schlechterdings vollkommenes, und
und Verbesserung ausschließendes Werk zu h
— 141.) Wie übrigens Hr. H. von jener
besonnenen und zaumlosen Neuerun
ohne alle Rücksicht auf Zeiten, Umstände u
mit ihren neuen glänzenden Ideen allenthalben
und aus hohem Mitleid mit der blinden Men
sich lustigen Baum ihrer Erkenntniß in jeden
wider Willen seines Eigenthümers, pflanzen mö
hat er sich S. 148 erklärt. Von Leuten so
wünscht er die Reformation nicht fortgesetzt.

3) Denk- und Gewissensfreyheit ist
sentlichsten Vorrechte und liebevolle
Verträglichkeit eine der ersten und vornehm
ten protestantischer Christen. Alles wahr und
gesagt. Es wäre zu wünschen, daß die traur
derblichen Folgen des Gewissenszwanges, die

und hier ebenfalls vom Hrn. H. ſehr lebhaft dargeſtellt
doch einmal ernſtlich beherziget würden. „Tauſende,
er, werden dadurch Heuchler, die ihrer bürgerlichen
, Ruhe und Sicherheit, die Ueberzeugung ihres Ver-
s, das Gefühl ihres Herzens aufopfern, und mit ih-
Munde bekennen und ehren, was ihr Innres verwirft.
Andere werfen ſich, empört durch die tyranniſchen An-
aßungen r Glaubensdeſpoten, auf das andere Aeußer-
, glau n gar nichts mehr, weil ſie nicht unterſuchen
en, s ſie glauben ſollen, und mehr glauben ſollen,
uben können; zerreißen, hinter dem Aushänge-
politiſch verordneten Rechtgläubigkeit, alle
der Religion und Moralität, zertreten jedes feinere,
eit-erhöhende Gefühl, und überlaſſen ſich ohne Be-
en e Zuge jeder Neigung und Leidenſchaft, die ihren
nti llen Ehrenpunkt nicht verletzt, oder an die der
Arm der weltlichen Macht nicht reicht. — So
ein zarter jugendlicher Körper, der in freyer Natur,
er Behandlung und Pflege, zum ſchönſten Ebenmaas
cher Bildung aufwachſen würde, unter den Händen
ybrichten Mutter, oder einer neidiſchen Erzieherin,
zwängendes Eiſen und Stahl, und durch die Künſte
einer zur Verbergung natürlicher Mängel urſprünglich
e n Mode, zur elenden Misgeſtalt verdorben, vor
n Grauſen und Mitleid vorübergeht.“ (S. 160.
) Dem Einwurf: „daß aus einer uneingeſchränkten
anz, Denk- und Gewiſſensfreyheit heilloſe Unordnun-
und Verwirrungen entſtehen würden,“ begegnet der V.
162 — 170.) ſo, daß keine Beſorgniß eines daher zu fürch-
erwiegenden Schadens übrig bleibt. „Allem Miss
, ſagt er unter andern, „vorbeugen, heißt allen
brauch aufheben. Den menſchlichen Geiſt vor allen
den Verſuchen, vor allen Verirrungen und
rungen, allen Täuſchungen durch das gebietende
wort: Bis hieher und nicht weiter! — verwah-
en, heißt, ihm den Zugang zum Tempel der Wahr-
en, und ihn ſeiner Beſtimmung rauben.
wenn ſein Kind auf einem Fleck feſtbinden, da-
es bey ſeinen Verſuchen des Stehens und Gehens ja
, oder Schaden nehme? Ein vernünftiger guter
i nicht; nur etwa eine nachläßige, gewiſſenloſe
die lieber ihrem Vergnügen nachgeht, als ſich

„mit beschwerlicher Aufsicht und Pflege abgiebt:
„herrschsüchtiger, hämischer Vormund, dem
„halber daran gelegen ist, daß das Kind zum Krä
„und ja nicht fester stehen und schneller gehen le
„selbst es vermag.“ Luthers und Zwinglis zu
bestätigen abermals Hrn. H. Urtheile.

4) Die Reformation des Glaubens, und Gebräuche hat hauptsächlich die Re des Herzens und Lebens zum Zweck, d diese von keinem wahren Werth. Mit d tung schließt Hr H. seine Vorträge. Es sollte s wenn mehrere Protestanten, welche die ächten Grun Reformatoren itzt verkannt und verlassen zu hal durch diese Schrift erweckt würden, zu ihnen zur zu und künftig desto fester darauf zu bestehen.

Le

Unterredung zwischen einem Lehrer und rer über die evangelische Glaubenslehre. burg, bey Bohn. 1791. 80 S. in 8.

Die Fragen sind oft unbestimmt, die Verbindungen gen, und die vorgetragenen Wahrheiten nicht wickelt. Wenn nun auch gleich ein alter Lehrer ums in denselben von der ersten Jugend an seine rung und Beruhigung gefunden hat, wie auf dem Ti gesagt wird, so ist doch eigentlich von Brauchbark der die Rede.

Werth der Behauptungen Jesu und seiner Apostel von Fr. Traugott Kühl, Kand. Leipzig, bey Beer. 1791. 8 Bog. in 8.

Eine edelmüthige Gesinnung des Verf. gegen sein Geschwister bewog ihn zu dieser Arbeit, ob es ihm nicht dadurch vielleicht gelingen möchte, in eine demselben nützlichere Lage zu kommen. Rec. hat sich bey Durchlesung der Vorrede des Wunsches nicht erwehren können, daß sich ein Menschenfreund für die Versorgung eines Mannes thätig beweisen möchte, der derselben so würdig zu seyn scheinet.

Er

handelt von Jesu, was er von sich selbst und seine
von ihm sagen; daß die christliche Religion eine mit
anglichen Beweisen bestätigte Offenbarung sey, und von
Menschen angenommen werden müsse, wenn sie eine se-
de Lehre für sie werden solle. Und endlich will er
, daß wahre Seligkeit bey den gegenwärtigen Umstän-
Verhältnissen des Lebens ohne Offenbarung Gottes
nicht denken lasse. Gern vergeben wir dem Verf.
inkonsequenz, daß durch die vollkommnere Erklärung
rgesetzes allein die Menschen nicht glücklicher, son-
icklicher gemacht würden; denn sie lernten dabey ihr
einsehen, die nothwendigen Bedingungen zu ihrer
gen unter den jetzigen Umständen erfüllen zu können.
fortgesetztem Nachdenken, wird der Verf. auf dem halben
ge, den er zurück gelegt hat, weiter kommen, und einse-
, daß die vollkommenste Erklärung des Naturgesetzes ge-
die Sache des Christenthums sey, und zu ihrer höchsten
e gereiche, ohne daß man eine übernatürliche Verwen-
hierbey anzunehmen hätte. Dazu giebt uns die toleran-
nung des Verf, und der unter den Dornen der Dog-
aufkeimende gute Saame gegründete Hoffnung.

Kr.

chte der Lutheraner. Eine Erörterung über
unzuläßigen Gebrauch in der protestantischen
it Gründen der Vernunft und Stellen
ner Gottesgelehrten bewiesen. Bey Ver-
lassung der bis jetzt in Bremen gemachten Ver-
: stat (statt) oder neben der Privat- auch die
Beichte einzuführen. Dem Freyherrn
gge, Königl. und Churfürstl. Oberhaupt-
in Bremen, zugeeignet. 1791.

s ist der unförmliche, undeutliche und undeutsche Titel
Broschüre sine loco et consule, die, wenn man blos
hren innern Gehalt sehen will, kaum einer Anzeige werth,
tig auch der Gegenstand ist, der auf dem Titel ange-
n ist; da aber die in Bremen in der Lutherischen Dom-
e eingeführte allgemeine Beichte vor einiger Zeit mehrere

Zeitungsblätter beschäfftigte, ohne daß jedoch Rec. kann, zu wessen Nutz und Frommen, man al[illegible] und jener in Bremen, über diesen Gegenstand [illegible] sagte, vor das große auswärtige Publikum brau[illegible] auch bey jenem Geschreibsel dieser Broschüre gel[illegible] ist, so muß die A. d. B. wenigstens mit ein paar auch ihrer gedenken. Der Rec. der allgemeine [illegible] beichte in großen und kleinen Gemeinen (der [illegible] der Gemeine sollte allerdings dabey in [illegible] ra[illegible]ng werden) aus Erfahrung kennet, oft darüber viel darüber gelesen hat, ist der ohnmaßgebli[illegible] daß sich allerdings gegen die gewöhnliche H[illegible] Methode, nach welcher Prediger von gemeinem Beichtenden im Beichtstule behandeln, sehr viel mit Recht erinnern lasse, was zum Theil [illegible] und oft geschehen ist; aber von dem überwiegen der allgemeinen Beichte, die, wie er auch aus weiß, eben so wie die Privatbeichte sehr bald [illegible] werksgebrauch heraberniedriget werden kann, hat er [illegible] alles Geschreyes, das man darüber hie und da gem[illegible] doch nicht überzeugen können. Er zieht freylich ge[illegible] bus die allgemeine Beichte vor, aber er glaubt auch, Privatbeichte, richtig erklärt und gewissenhaft behandelt, wirklich nützlicher religiöser Gebrauch wenigstens seyn kön[illegible] (Journal für Prediger 1. B. 1. St.) daß sie es meisten Orten nicht ist, liegt gewiß nicht an der [illegible], dern an den Personen. (Der Rec. wird sich [illegible] in einem andern Journal erklären.) Es ist [illegible] sehr durch ein bon mot, die Sache selbst lächer[illegible] aber ein bon mot ist — ein bon mot, ni[illegible] al[illegible] weis, und Privatbeichte, wie Rec. sie sich denkt, würde dergleichen bon mots aushalten können, ohne erschüttert werden. Da übrigens der Rec. in einer Lage ist, in [illegible] bis jezt auch nicht einen einzigen Kreuzer von [illegible] n schriftlichen Beichtgelde einzunehmen gehabt hat, m[illegible] je nehmen wird, so ist er ja wohl von dem Verdachte frey, [illegible] er, wenn er vielleicht eben etwas zu Gunsten der Pri[illegible] b te schrieb, pro domo sua geschrieben habe. Bey so v[illegible] ten Umständen mußte es ihm allerdings auffallend seyn, Schrift zu erhalten, deren Titel einen Beweis verspr[illegible] die Beichte der Lutheraner (also nicht etwa b[illegible] die P[illegible] vatbeichte, sondern auch die allgemeine; denn beyde si[illegible]

utherischen Kirche im Gange,) ein unzulässiger Ge-
ich sey. Hätte der Verf. gesagt, er wolle zeigen, daß
rivatbeichte ein unzweckmäßiger oder auch über-
ger Gebrauch, hingegen die allgemeine Beichte ein un-
nützlicherer und dem Zweck, warum überhaupt eine sol-
perliche Vorbereitung eingeführt werden, angemessener
auch sey, so hätte der Rec. nichts mehr erwartet, als
was er schon oft gelesen, und selbst durchgedacht hat,
von neuem vorgestellt zu finden; aber daß die Beichte,
t auch, man verstünde darunter blos die sogenannte Pri-
chte, ein unzulässiger, d. h. nach dem allgemeinen
uchgebrauch doch wohl nichts anders, als ein politisch oder
lisch unerlaubter und folglich strafbarer Gebrauch sey,
ar dem Rec. noch nie im Traume eingefallen. Aber der
dieser Schrift versprach, es zu zeigen. Des Rec. Er-
ung war also aufs höchste gespannt, und er dachte: quid
feret hic promissor hiatu? Mit dieser gespannten Er-
ung nahm er die Schrift, las sie, nicht einmal, sondern
iederholtenmalen, und fand den Beweis — nirgends,
immer nichts, als die trivialsten Dinge und unverdau-
rocken aus 99 Schriften und Schriftchen hier zum hun-
tenmal gegen die Privatbeichte, ohne Ordnung und Deut-
it in einer fehlerhaften Sprache unter einander geworfen.
, er hatte seine Zeit auf die bedauernswürdigste Weise
endet, und er findet sich gedrungen, die Leser der Biblio-
, denen ihre Zeit edel und werth ist, zu warnen, damit
icht aus Neugierde zum Lesen einer Schrift verführt wer-
die der Rec. aus Recensentenpflicht lesen mußte. Um
h dem Dinge einen Schein von Ordnung zu geben, ver-
t der ungenannte Verf. folgende Punkte zu beantworten:
Wenn und warum ist die Beichte (S. 15. steht: die al-
eine Beichte, man sieht aber bald, daß der Verf. die
atbeichte meynt. Wir wollen also, um ihn nicht allzu
Nonsens sagen zu lassen, glauben, daß es ein Schreib-
Druckfehler sey,) eingeführt, und bis jetzt noch beybe-
n worden? 2) Was könnte als Nutzen der Beichte über-
(der Verf. nennt immer die Privatbeichte, die Beichte
ἐξοχήν: man muß sich durch das Wörtchen überhaupt
verführen lassen, zu glauben, er schließe die allgemeine
chte mit ein) angeben (angegeben) werden, und welcher
theil kann daraus für die Beichtenden erwachsen? 3)
die Beichte überhaupt abzuschaffen, oder statt der bisheri-

gen Privatbeichte die allgemeine einzuführen? Man
leicht, daß sich über alle diese Punkte sehr viel L
Nützliches, und, wo es, wie bey des Verf. Schrift,
calumstände ankommt, sehr viel Treffendes, wenn
nichts Neues würde haben sagen lassen; aber um es
können, gehört gute Kenntniß der Kirchen- ichte,
Bekanntschaft mit den Bedürfnissen der riste
und Einsicht in die Natur, den Gang, die
Behandlungsart menschlicher Seelen, aber anen
hat unser Verf. auch nicht die leiseste Ah
nes und neues hat er gar nicht; doch das re noch
hen; aber auch nicht einmal das schon lä t hundert
gesagte findet man hier geordnet und neben einander
sondern der Verf. hat aus Leß, Hermes, den
braunen Mannes, Jacobi u. a. m. zusammengetra
er gelesen, aber wie der Augenschein lehrt, nicht
hatte Seine Haupträstkammer aber findet er — in
telnschen theologischen Annalen. Rec. weiß in der
in welche Klasse von Menschen er den Verf.
der einen Seite ist alles so schüler- und stüm
oberflächlich, daß man sich zum Mitleiden gene
der Voraussetzung, daß es ein Versuch eines unre
maners sey, der durch Critik etwa noch zur Erk
Schwäche zu bringen wäre, oder daß es die Erz
überstudirten Laien sey, der auch gern an dem
der Aufklärung mit helfen wollte; auf der ande
wieder offenbar hämische und boshafte Ausfä
digerstand vor, die sogar hie und da Local
scheinen, und daher um so unartiger sind, daß
Verachtung fühlen kann. Was und wer er a
mag, so hat er doch immer invita Minerva gesch
es fehlt ihm an allen, auch den ersten und no
Erfordernissen eines Schriftstellers. Unmögli
bestimmt gedacht haben, was er wohl eigentlich
wie könnte sonst alles so bunt und kauderwelsch,
viel Aberwitz verbrämt, unter einander da lie
z. E. von einer Beichtrevolution (?) in Bre
auf die Revolution in Frankreich, (oder wie er
— in Paris) auf Laternenpfäle, auf Brabant,
der Noot, und was dergleichen mehr ist. Wenn
lutionen nicht mehr auf sich haben, als die Bei
in Bremen, so können wir ruhig schlafen. Zum

ar Proben ſeiner Schreibart: „es iſt höchſt wahrſchein-
ıy, ı dieſes die Motiven geweſen, ſo bey viele die rich-
e Jore erzeugten u. ſ. w. Dies iſt nicht Druckfehler, ſon-
:n ein gewöhnlicher Sprachfehler in Niederſachſen. Er
I von vornehmen Beichtenden ſprechen, und nennt ſie
iger, ſtatt, authentiſchen Angaben zufolge, ſchreibt er:
nren; Suplikanten für Supplikanten, ſimboliſche Bücher
ſymboliſche; der auf eine Verſorgung Jahrelang gehoffte
at, für, koffende. Doch Rec. iſt es herzlich müde,
ı ı rere Beweiſe der Stupidität des Verf. abzuſchreiben.
roar contraſtirt mit dem alten die gut geſchriebene De-
an den Hrn. von Knigge, die offenbar einen andern
ſ. :, als die Schrift ſelbſt.

Be.

und ent opfer eines Chriſten, in einem
Kle betbüchlein für Reiſende und andere
ı Stuttgart, bey Cotta. 1791. 9 Bo-
ı in 8.

:s Buch iſt eines der ſchlechten proteſtantiſchen Andachts-
er. Der Verf. vermiſcht theologiſche Spitzfindigkeiten
chriſtlichen Ideen, und kleidet dieſe noch über das in die
ſtamentliche Bilderſprache ein, damit ja der gemeine
nn nicht verſteht, was er betet. Ueberhaupt mangelt es
Verf. durchgängig an geläuterten Religionsbegriffen.
es mögen ein paar Stellen aus dem Vorbericht beweiſen:
t iſt die höchſte Majeſtät, ein verzehrend Feuer, das
vild der vollkommenſten Heiligkeit und Reinigkeit, für
n die Seraphim ihre Angeſichte bedecken, und niederfal-
en; dahero kann es dem Menſchen, der Staub und Aſche
der ganz mangelhaft, unheilig, unrein, und überall
r Unwürdigkeit iſt, nicht gleichgültig ſeyn, wenn er ſich
ı t zu Gott nahen will. Das Gebet vermag viel,
ın es ernſtlich iſt. Es muß alſo ein Ernſt beym Beten
ı So lang Moſe ſeine Hände aufhub zu Gott, ſo lang
ı : Iſrael, und ſo bald er ſeine Hände ſinken ließ, ſiege-
ı eine Feinde die Amalekiter. Abraham konnte in ſeinem
ıD n Gebet, oder vielmehr Geſpräch mit Gott, die
ober ı tern zuerkannte Strafe bis auf ein Geringes
ol unter banoeln, und was haben nicht die Gebete Davids,

Elia,

„Elia, Hiskia und Daniels für eine Wirkung gehabt?“ So wie in diesen wenigen Zeilen Wahres und Falsches, Theologie und Christenthum, und wir dürfen wohl hinzusetzen, Gotteslasterung und Gottesverehrung, unter einander gemengt sind; so trifft man es auch in den Gebeten selbst an. Nur selten stößt man auf eine aufgeklärte christliche Idee; und selbst diese ist unter dem Pomp metaphorischer Ausdrücke kaum zu erkennen. Dieses Gebetbuch hat drey Abschnitte. Der erste Abschnitt enthält Morgengebete: tägliches Morgengebet, Morgenandacht in gesunden Tagen, wenn man sich in glücklichen und gesegneten Umständen befindet, wenn man wichtige Geschäffte auszurichten hat, wenn man eine Reise zu machen hat, an Sonn- und Festtägen, in kränklichen Tagen, in schweren Krankheiten, wenn man in der Nacht ein Unglück gehabt hat, wenn man in der Nacht hat wachen müssen, an Bußtägen, wenn man sich in mangelhaften Nahrungsumständen befindet. Der zweyte Abschnitt enthält Abendgebete. Tägliches Abendgebet, Abendandacht, wenn man sich in glücklichen und gesegneten Umständen befindet, wenn man in seinen Verrichtungen, oder auf andere Weise besonders glücklich gewesen, wenn man einem nahe gewesten Unglück entgangen, wenn man sich auf Reisen befindet, an Sonn- und Festtägen, in kränklichen Tagen, wenn man Unglück erlitten, wenn man sich in dürftigen Umständen befindet. Der dritte Abschnitt enthält Beygebete. Der Verf. nennt sie so, weil er will, daß man sie mit den vorangegangenen Morgen- oder Abendgebeten beten soll. Es sind Gebete, um wahre Furcht Gottes, um die Gnade Gottes, um Weisheit, um Demuth, Sanftmuth und Geduld, um Buße und Vergebung der Sünden, um Heiligkeit des Herzens, um Abwendung der Versuchungen, um Erhaltung und Vermehrung christlicher Tugenden, Danksagung für alle Wohlthaten Gottes, Gebet um den Schutz der heiligen Engel, um eine seelige Bereitschaft zum Tode.

Nb.

Lazarus von Bethanien. Ein rein christliches Lesebuch für Leidende und Unzufriedene; für Zweifelnde und Unzufriedene; für diejenigen, denen der Gedanke der Religion Kummer macht; und die sich

solchen zu Hülfe kommen wollen. In dreyen Theilen. Von Jakob Elias Troschel. Prediger der Petrikirche in Berlin. Erster Band. Erster und zweyter Theil, 364 Seiten. Zweyter Band. Dritter Theil, 280 S. in 8. Berlin, bey Himburg. 1791.

chon l ausführliche Titel zeigt den Umfang der in dieser ba hrift enthaltenen Betrachtungen an. Bereits 782. rf. Betrachtungen über die Geschichte des rus thanien heraus, welche auch im 59sten Ban- er Bibliothek mit Beyfall angezeigt sind. Sie ma- ienet den ersten Theil des ersten Bandes aus; und an sie j eine beträchtliche Anzahl verwandte Betrach- n , n u jene Geschichte eine nähere oder entferntere ang gab. Da die erste Auflage sich bald vergriff, Verf. eine Menge von Erfahrungen gesammelt hatte, manchen Leidenden und Theilnehmern in freunden den zum Nutzen waren gelesen worden: so entschloß er sich nur zu einer neuen verbesserten Auflage, sondern er fügte y mehrere Betrachtungen über verwandte Materien hinzu, s seinem Werke einen höhern Grad allgemeinerer Brauch- keit zu geben. Er nennt diese Betrachtungen rein christ- , in sofern sie theils philosophischen Abhandlungen entge- , theils nach richtigen Auslegungsregeln des wirkli- n Sinnes der Reden Jesu und der Schriften der Apostel eilig sind. Die Grundsätze, welche der Verf. bey dieser Bear- beitung äußert, verdienen allen Beyfall, und zeichnen einen denkenden Theologen aus, der sich eben so weit von verirriebener Neuerungssucht, als steifer Anhänglichkeit an das hergebrachte Kirchensystem, entfernt. Seine Schrift zeigt auch, daß er diesen Grundsätzen treu geblieben ist. — Die zu gleicher Zeit über eben diesen Gegenstand erschie- nen Betrachtungen Ewalds, nehmen einen so verschiede- nen Gang, daß sie gar wohl beyde neben einander bestehen kön l. e werden beyde nach den so sehr verschiedenen Gemüthsstim igen und Geistesbedürfnissen ihre Leser finden und trösten können.

Um die Leser in den Stand zu setzen, selbst zu urtheilen, was sie in diesem Erbauungsbuche finden, und auf wie manche nicht

nichfaltige Art der Verf. die in der Geſchichte des
liegenden Winke benutzt hat, um die Claſſe von
terhalten, für welche es zunächſt beſtimmt
den Inhalt in gedrängter Kürze darſtellen. — Der
Theil iſt zunächſt der Geſchichte des Lazarus und ſo
trachtungen gewidmet, wozu ſie eine nähere Ve
giebt. — Erſte Betrachtung. Ueber unbegre
Leiden mancher ſehr guten Menſchen. Ei
praktiſche Materie, welche der Verf. unſerm
gut entwickelt, manche Zweifel glücklich geho
beruhigende Folgen daraus gezogen hat. —
Ueber die einzigen gründlich be
gen bey dem Abſterben der Unſrig
die Frage, welche ſo oft ſchon aufgeworfen
wortet: Warum läßt Gott manche Menſchen ſo
Was hierauf geantwortet wird, iſt zwar das
und Bekannte, aber doch gut auseinander g
bleibt feſtes und ruhiges Zutrauen auf die weis
der göttlichen Regierung, deren Plan wir hien
überſchauen können, der beſte Beruhigungsgru
te Betr. Chriſtliches Verhalten g
Verf. klaſſificirt die Kranken nach ih
müthslagen und äußern Umſtänden, und ze
kenntniß und Paſtoralklugheit. Wir empfehlen
ſchnitt insbeſondere jungen Predigern zu ihrer
die ſo leicht entweder zu viel oder zu wenig thun.
lich könnten nicht die Krankenbeſuche der Prediger
wenn die Behandlungsart des Verf. allgemeiner
An dieſe Betrachtungen ſchließt ſich die vierte an, na
Chriſtliches Verhalten gegen Sterbende. Auch
ein guter Beytrag zur Paſtoralklugheit. Der Verf.
daß es nicht leicht ſey, mit Sterbenden
und zeigt ſehr gut, was hier noch mit N
indem er auf Erfahrung und Menſchenkenntniß
Regeln giebt, wie man mit Sterbenden nach Ver
ihres moraliſchen, innern und äußern Zuſtandes,
müſſe. — Fünfte Betr. Chriſtliches Verhalt
Verſtorbene. Man muß ſich an das getro
Lebens erinnern, ihr Andenken ehren, ihren
folgen, den Hinterbliebenen Liebe und Tre
gerechten, oder unſchädlichen letzten Willen
ſich durch ihr Andenken im eigenen himmli

rzüglich wird hier auf die Selbſtprüfung gedrungen; ob
an auch jede Pflicht gegen ſie, ſo erfüllt habe, als man nur
nſcht, gethan zu haben? — Die fünfte Betr. beſchäff-
t ſich mit den verſchiedenen Würkungen der größten
weiſe eines Lebens nach dem Tode auf die Gemü-
er der Menſchen nach Maaßgabe ihrer ſonſtigen
emüthsfaſſung. Hier wird die Frage unterſucht: Warum
bt Gott nicht augenſcheinlichere Beweiſe davon? und mit
nſicht auf die Geſchichte des Lazarus ſowohl als Jeſu ſelbſt,
riedigend für jeden beantwortet, der nicht aus bloßer Zwei-
ucht, ſondern mit dem aufrichtigen Verlangen fragt, ſich
rüber zu beruhigen.

In dem zweyten Theile des erſten Bandes nimmt
Verf. keine nähere Rückſicht mehr auf die Geſchichte des
arus, ſondern ſtellt frevere Betrachtungen über Sterblich-
: und über die verſchiedenen Gemüthsfaſſungen der Men-
n in Anſehung des Todes an. Hier mußte er die Furcht
r dem Tode vornehmlich entwickeln. Sie fließt aus den
leiteten Vorſtellungen des Verſtandes und der Einbil-
skraft, aus den mannichfaltigen Verhältniſſen, in wel-
n ſich der Menſch hier befindet, und die ihn für eine gröſ-
e oder mindere Todesfurcht empfänglich machen, und aus
moraliſchen B.ſchaffenheit. So ſehr ſich viele Men-
en vor dem Tode ängſtlich fürchten; ſo fehlt es doch auch
ht an ſolchen, die eine äußere ordentliche Gleichgültigkeit
) der Annäherung des Todes zeigen. Dies wird nicht nur
t gut gewählten Beyſpielen belegt, ſondern es werden auch
Quellen angegeben, warum ſo manche Menſchen gleich-
ig gegen den Tod ſind. Es wäre ein ſehr unrichtiger
ßluß, wenn man daraus auf die gebeſſerte Geſinnung und
chriſtliche Hoffnung ſolcher Menſchen ſchließen wollte. Die
reitwilligkeit zu ſterben beſteht darin, daß man es ſich ge-
len läßt, zu ſterben, weil uns alles abgeſtorben iſt, weil
n ſeine Wünſche erfüllt ſiehet, die Beſchwerden des Alters
lt, große Schmerzen leidet u. ſ. w. Oder man iſt aus
gefühl und für die Wahrheit bereit zu ſterben. Nur
reine Gewiſſen macht bereitwillig zu ſterben; alle andere
egungsgründe werden dieſe Bereitwilligkeit eher nieder-
agen, als hervorbringen. Gern ſterben iſt aber noch
hr, als ſich es gefallen laſſen, zu ſterben. Hier werden
allgemeinen und beſondern Urſachen bey Jünglingen und
Män-

Männern angegeben. — Mit dieser Bereitwilligkeit zu
ben contrastirt nun sehr, der ungeduldige Haß des
bens, und der Vorsatz zu sterben. Diese eines Chr
so unwürdigen Gesinnungen entspringen theils aus allzu
ser Empfindlichkeit gegen alles Unangenehme, theils aus
Gefühlen schmerzhafter Krankheiten ohne Hoffnung.
hat der Verf. interessante Betrachtungen eingewebt, die
Beherzigung verdienen. Vorzüglich nimmt er hier Ve
lassung von dem Selbstmorde zu reden, und zeigt, wi
durch Schwäche der Seele, durch große moralische Verd
niß, durch körperliche Krankheit veranlaßt werde; und
daraus selbst ein Beweis für die Unsterblichkeit der S
hergenommen werden könne. — Eine Beleuchtung über
Sehnsucht nach dem Tode beschließt diesen Band.
derjenige sehnt sich auf eine erlaubte Weise nach dem T
wer seinen gegenwärtigen Zustand mit dem künftigen vergle
nach reiner Wahrheit dürstet, die vollkommene R
und Kraft des Geistes zu schätzen weiß, und die Unvoll
menheit alles menschlichen Glücks tief empfindet. Diese S
sucht richtet sich nach den verschiedenen Begriffen der V
von dem Zustande der Seele nach dem Tode. Dies veran
den Verf. von dem Nachtheile zu reden, welchen poetische
mythologische Beschreibungen von diesem Zustande unter
Christen verursachen; wodurch bey vielen Menschen der r
re Gesichtspunkt verrückt wird, aus welchem sie jenen kü
gen Zustand betrachten sollen. Ein Wink, den sich ma
Prediger merken möchten, die immer in sinnlichen und
genländischen Bildern reden, und die Phantasie ihrer Zuh
erhitzen, ohne ihren Verstand zu belehren. Hiermit ver
det der Verf. die Darstellung der reinern Begriffe, w
uns die Schrift von der Seeligkeit macht; und zeigt end
wie man sich ohne Selbsttäuschung nach dem Tode seh
könne.

Der zweyte Band oder der dritte Theil enthält
weniger gemeinnützige Betrachtungen, wobey sich aber
um nicht zu weitläuftig zu werden, kürzer fassen muß.
Zuerst beschäfftiget sich der Verf. mit der Bekehrung
Sterbenden. Bey einer schon so oft behandelten Ma
läßt sich freylich wohl nichts Neues erwarten. Indessen
die bekannten Gründe gut und eindringend vorgetragen.
Bekehrungsgeschichte des Schächers wird angeführt, und

nur daraus folge, und welche falsche und schädliche
e man gewöhnlich aus ihr zu ziehen pflege. — Die
Abhandlung stellt die zeitlichen Leiden rechtschaffener
n und ihre Erwartungen in der Ewigkeit gegen einan-
rzüglich hat uns gefallen, wie sich der Verf. über
nrichten aus dem Geisterreiche erklärt; und wie er
den schildert, welchen poetische Beschreibungen von
stande des künftigen Lebens machen. — Was wird
rab seyn? ist der Gegenstand der dritten Abhand-
— In der vierten wird der Tod von zwey Seiten
tet, und dargethan, wie er in dieser Hinsicht betrach-
r diejenigen nicht traurig seyn könne, welche ein gutes
en besitzen. — Die fünfte enthält Bewegungsgrün-
en eines zwiefachen Kummers über das Absterben schätz-
Personen. — In der sechsten wird zuförderst von
ande der Seele nach dem Tode geredet. Hierüber,
n die Lehre von einer jener und unpartheyisch ange-
n Vergeltung austimmt, läßt sich nun freylich mehr
ntes sagen. Wir müssen uns blos an einige analogi-
lüsse, aus der Natur und Bestimmung der menschli-
abgezogen, und an einige Winke in der Bibel hal-
en so unbestimmt bleibt es auch wohl, was sich von
enken der Verstorbenen an die Lebenden sagen läßt.
gefallen hat es uns indessen, daß der Verf. diese Veran-
benützt, um zu zeigen, wie leicht sich unaufgeklärte
hen bereden lassen, daß ein sichtbarer oder hörbarer
z mit den Verstorbenen möglich sey; und wie
zu n Zeiten diese Schwäche der Menschen zu nutz
pt habe. Rec. hätte aus mehr als Einem Grunde ge-
bt, daß der Verf. dies mit speciellerer Rücksicht auf so
nenere Ereignisse genützt, uns für die Betrügereyen
p rseher unserer Tage gewarnt hätte. — Endlich
s ganze Werk mit allgemeinen Beruhigungsgründen
rmunterungen bey dem Andenken an den Tod aus der
ehrung Jesu, beschlossen. — Rec. hofft durch die
hrlichere Darstellung des Inhalts dieser Schrift die Le-
den Stand gesetzt zu haben, den Ideengang des Verf.
en Werth seiner Arbeit zu beurtheilen. Nach dem Ur-
des Rec. kann diese Schrift unter die vorzüglichen Er-
gsbücher für gebildete Leser gerechnet werden. Der
ist rein, deutlich, zuweilen blühend, ohne mit Schmuck
aden zu seyn. Nur wünschte er, daß der Verf. manche

tiam adducuntur. Accedit V. C. Augustini (Augustini) Archiepiscopi Cantuariensis, de emendatione G rum libri duo. Collegit, recensuit fationem adjecit *Andreas Gallandius*, ter congregationis oratorii. Editio mania prima, variis dissertatio *Tomus Primus.* Mogontiaci, sumtatis typographicae. 1790. 882 *Tomus Secundus.* 954 S.

Es ist zwar das Werk des Gallandi den

VIII. Hierauf folgen zwo Vorreden, von welchen die
: von Gallandi herrührt, und von S. IX. bis S. XVI.
: Er giebt hier Rechenschaft von den Werken, die er
Sylloge einverleiben wollte. Unter denselben ist der
r. *re Coustant*, presbyter et Monachus ordinis S.
iedicti e congregatione S. Mauri, dem wir eine vortref-
e, aber nicht leicht zu findende Ausgabe der Epistolarum
nanorum Pontificum zu danken haben, Paris 1721. in
Coustant lieferte uns die Briefe der ältesten Päbste oder
nischer Bischöfe von Clemens I. an bis zum Sixtus III.
bis zum Jahr 437. denn bis zu Innocentius III. konnte
ach seinem ersten Plane die Arbeit nicht fortsetzen, weil er
J. 1721. starb, als kaum der erste Band vollendet war.
gelehrte Benedictiner beginnt gleich damit, daß er in
vorangesetzten Dissertation den ersten Theil dem Be-
dauet, wie sehr zu ihrem Unglücke die Protestanten
n der Gemeinschaft des Römischen Stuhls getrennt ha-
Gallandi hätte dies bequem den Polemikern überlassen
ten, hat also weit zweckmäßiger gehandelt, daß er den
ten Theil, wo Coustant untersucht, was bisher in den
der Päbstlichen Briefe geleistet worden, und was
ist in der Seinigen geleistet habe, nicht abgeschnitten
. Indessen ist es immer bedauerlich, daß das Werk des
ant ein unvollendetes Werk ist. Der zweyte, dessen
de veteribus canonum collectionibus dem Gallandi-
e einverleibt worden, ist Petrus de Marca,
von Paris, aber auch dieses Werk ist unvollendet.
hat es Baluzius unter den Opusculis des de Marca
ris 1681. herausgegeben, es hat aber den Fehler, daß
n nur einen fehlerhaften Text der breviationis canonum
randi diaconi befolgt, sondern auch sich fast allein mit
Afrikanischen Concilien aufhält. Weit gründlicher und
r umfassender ist das Werk der Brüder Petrus und Hie-
us Ballerini de antiquis tum editis tum ineditis
nibus et collectoribus canonum ad Gratianum us-
vas sie dem Anhange zu den Werken Leo des Großen
ckt haben, in der Ausgabe desselben, die im Jahr
7. in
dig herauskam. Gallandi konnte diese gelehrte
ame Arbeit unmöglich übergehen.

Eben so vorzügliche Verdienste um ächtes kanonisches
t hat sich Carl Sebastian Berardi, ein Priester von

Meglia, durch sein sehr schätzbares Werk in 2 Q
das er im J. 1752. in Turin herausgegeben hat,
Kennern erworben. Gallandi hat aber von
Dissertatio de variis canonum collectionibus
num eingerückt, folglich wird dadurch Berardi
behrlich. Vom Paschasius Quesnel hat Gallandi
sertationen in seine Sammlung aufgenommen,
die erste de codice canonum ecclesiae Rom
ben ist. Die kritische Anmerkungen der
fügt, und man wird überzeugt, daß der
nicht der Römischen Kirche zugehört hat, sondern
lieri veranstaltete Privatsammlung gewesen ist.
Quesnellische Dissertation de variis fidei libellis
Romanae ecclesiae codice contentis schreibt al
libellum fälschlich dem Augustino zu, da es
von Toleto herrührt. Die dritte de primo usu
nonum Dionysii Exigui bemerkt unter andern,
Sammlung des Dionysius Exiguus schon vor den
des Großen angenommen gewesen sey.

Der Commentarius de collectione canon
Mercatoris, den der gelehrte Carl Blasco im J.
Neapel hat drucken lassen, hat es wohl verdient,
die Gallandische Sammlung aufgenommen
hat in der That diesem Gelehrten manche neue
vom falschen Isidor zu danken, welche wohl,
vielen Untersuchungen älterer Gelehrten, nicht
ren. Aus den Werken des Franziscus Florenz,
jat im J. 1679. in Paris herausgegeben hat,
nur die beyden Stücke seiner Sammlung einverleibt,
erstlich dessen Abhandlung de methodo atque
collectionis Gratiani et reliquarum omnium coll
Decretalium post Gratianum; und hernach auch
tio de recta iuris canonici discendi ratione, ubi
me in Gratiani collectione sint cavenda, ostendu
hat sie aber mit Gewinn geliefert, indem er alle
gen und Zusätze des Verfassers, der seine Werke
neuen Ausgabe zubereitet hatte, mit einschalten
welcher aufgeklärte Canonist hätte es dem Gallandi
können, wenn er sich nicht auch um die dialogorum
emendatione Gratiani libros duos des großen Mi
tenius Augustinus verdient gemacht hätte? Der

ino ſchrieb gerade zu der Zeit, da man in Rom es den eſten Männern aufgetragen hatte, die Sammlung ans nach den Quellen zu verbeſſern. G. hat ſich hiebey pariſer Ausgabe vom J. 1607. bedient, weil die Balu- iſche Paris 1672. welche Maſtricht im J. 1677. in Duis- mit Anmerkungen, und Riegger in Wien 1762. (1764.) usgegeben haben, im J. 1674. in das Verzeichniß der ɔtenen Bücher in Rom geſetzt worden iſt.

Nun folgt die zwote Vorrede der Mainzer typographi- Geſellſchaft, in welcher ſie von ihrer eigenen Arbeit und den Zuſätzen zu Gallandi Rechenſchaft giebt. Eben da-), daß G. bey dem Auguſtino de Gratiani emendatio- ur die Ausgabe von 1607. zu Grunde gelegt hat, fan- dieſe Gelehrte berechtigt, die Rieggeriſche Wiener e von 1764. deſto mehr zu Grunde zu legen, und ab- en zu laſſen, weil man bey dieſer auch die Baluziſche- n hat, und weil bereits dieſe Ausgabe ſich ſelten zu ma- beginnt. Dieſer Plan hat dann wirklich dieſer ihrer Ausgabe einige nicht unbeträchtliche Vorzüge gewährt, e er ſich von Ultramontaniſchen Grundſätzen nach ächter cher Aufklärung weit entfernt, und ſich über den es Aguirre, Fontanini, Lupus und anderer Curia- it hinwegſetzt.

ſ[illegible]ſätze aber, die ſie zu Gallandi gemacht haben, genden: 1) In des Stephani Baluzii Diſſer- ne de tularium regum Francorum nomine, digni- ſtorum et uſu tam in rebus eccleſiaſticis, quam cis, nec non de eorundem collectionibus et editio- , die er ſeiner Pariſer Ausgabe von 1677. als Vorrede t hat.

2) In des Exjeſuiten und jetzigen Hoftheologen Franz . Zaccaria, eines der rüſtigſten Schriftſteller unſers- ters, zwo Diſſertationen de duabus antiquis canonum tionibus, ſcilicet de quadam collectione canonum ſi, et de collectione Cardinalis Deusdedit, alte- u ta canonum collectione a Cardinale Laborans o compoſita. Die erſte haben die Herren der typogra- n Geſellſchaft aus dem 2ten Band der diſſertationi va- liane a ſtoria eccleſiaſtica appartenenti von Zaccaria ommen, welche in Rom im J. 1780. in 8v. im Drucke nen ſind. Da ſie aber urſprünglich Italiäniſch geſchrie-

ctionis origine et fortuna disseritur, deq[ue] ac praecipue conlectoris proposito inquiritur, tra[ns] impostoris deteguntur, ex eoque ortam occasio[nem] gendae fabulae de Ioanna Papissa solidis indi[ces] unde verum eiusdem impostoris nomen et [pa]

Aber gerade von der Hypothese, die Blasko gleich Titel anführt, ist Rec. noch lange nicht überzeugt, sie ohne Beweise hinwirft. Auf den Commentar folgen die zwo Dissertationen des Rechtsgelehrt auf diese aber Antonii Augustini Archiepiscopi Tar sis de emendatione Gratiani dialogorum libri du Stephani Baluzii et Gerh. Maastricht notis curante Ant. de Riegger, ganz rein bis auf die Leichenrede chengedichte abgedruckt. Die Zusätze geben mit N. [...] und begreifen die Dissertationem de Capitularium F Francorum nomine, dignitate, auctoritate et usu rebus ecclesiasticis, quam politicis; als Vorrede phannus Baluzius zum größern Werke. N. XII. Zaccaria diss. de duabus antiquis Canon[um] Col[lectionibus] ineditis, welche auch dem Geschichtforscher Bemerkungen über den Geist jener Zeit geben ganze Werk schließt sich mit N. XII. also mit le[ge] spuriis in Gratiani Canonibus. Ein gutes das ganze Werk vermißt Rec. desto mehr, je Gebrauch desselben im Nachschlagen würde e[r]

Rechtliche Erörterung und Beantwortung [der] Frage: ob die Hochfürstlich-Osnabrückische Retraktsordnung von dem 14ten Nov. 1771. auch bey römischen und deutschen Servituten anwendbar sey? Nebst einer Theorie 1) von römischen und deutschen Servituten; 2) von der ausdehnenden Erklärung eines Gesetzes; wie auch einem Resoluto derer hochlöblichen Stiftsstände und zwar völlig gleichlautender von Hochfürstlich-Osnabrückischer Justizkanzley und der Leipziger Juristenfakultät gesprochener Urtheile, von August Wilhelm Meyer, bey,

beyder Rechten Doktor, — Rinteln, bey Böſendahl, 1788. 3 Bog. in 8.

Der Fall war: ein Meyer A. hatte einen zu ſeinem Gut gehörigen Kotten, von dem nicht er, ſondern ein in der Nachbarſchaft wohnender Meyer B. dem Landesherrn den Monatſchatz bezahlte. Dies hatte bisher auch nicht nur dieſer B. ſondern ſchon die vorigen Beſitzer der Stätte ſeit geraumer Zeit, und ununterbrochen gethan, und die Frage war, ob A. dem Beſitz der Freyheit zu ſchützen, und B. den Schatz ferner bezahlen müſſe. B. wollte dieſes nicht thun, weil er wußte, daß ihn die Retraktsverordnung davon befreye. Der Verf., Advokat des A. verneint aber dieſes, und ſein Client erhielt zwey obſiegliche Urtheile. In der Theorie von Servituten und Geſetzerklärung wird der Kenner eben nichts neues finden.

Ueber Theorie des Rechts, deren Eintheilung und Verhältniß zur Praxis, nebſt einigen nützlichen Dingen zu ſtudiren, vorzüglich in Rückſicht derer praktiſchen Theile der Rechtsgelehrſamkeit betreffenden Bemerkungen für angehende Rechtsgelehrte, von Auguſt Wilhelm Meyer, der Rechten Doktor, bey Hochfürſtlicher Osnabrückiſcher Juſtizcanzley immatriculirter Advocat u. ſ. w.

Abermals ein Produkt aus der geläufigen Feder des Hrn. Doktor Meyer, worin er ganz gute, aber ſehr bekannte Dinge mit vieler Weitſchweifigkeit vorträgt, was Theorie und Praxis ſey, wie ſie ſich von einander unterſcheiden, in welcher Ordnung, und wie man die Theorie ſtudiren, und ſich durch Beſuchung der praktiſchen Lehrſtunden einige Fertigkeit in der Anwendung des Rechts erwerben ſolle.

Um ſich die praktiſche Kenntniſſe zu erwerben, ſoll man die Rechtsfälle eines Pütters, eines Beckmanns und die Ausführungen eines Eiſenharts (!) leſen, wenn man aber dieſe Bücher nicht haben könne (?) ſolle man den etwas unſichern Weg (?) einſchlagen, und gutgeſchriebene Akten leſen. Wir dächten, das Leſen gedruckter Rechtsfälle und geſchriebener Akten hätte einen ſehr verſchiedenen Zweck und Nutzen.

Nach S. 55. soll ein Jurist vor allen Dingen, ehe er sich an das Studium der positiven Rechte macht, das Naturrecht lernen. Da die historische Kenntniß vor der philosophischen billig vorausgeht, so halten wir diese, freylich gewöhnliche Methode, für sehr zweckwidrig.

Warum werden so wenig Prozesse verglichen? Frankfurt und Leipzig, in der Fleischerischen Buchhandl. 1788. 56 S. in 8.

Der Verf., der wahrscheinlich in der Gegend des Rheins lebt, da er seine Schrift dem Churfürsten von Mainz widmet, stellt zuerst das Uebel, welches Prozesse über Familien bringen, ziemlich stark und declamatorisch in der Manier Carls von Carlsberg dar; er klagt über die deutsche Legislation, und insonderheit die Prozeßordnungen. In den Richtern, Advokaten und Unterthanen liege die Ursache, warum so wenig Prozesse verglichen würden. Die Unterthanen kennten ihren wahren Vortheil nicht, die Richter und Advokaten hätten ein Interesse, keine Vergleiche zu stiften. Man müßte also den Richtern und Advokaten ein solches Interesse verschaffen. Vorschläge aber wie dieses anzufangen sey, ohne daß man auf der andern Seite die Unterthanen zu Vergleichen zwinge, sucht man vergebens in dieser Schrift. Der Verf. begnügt sich, (S. 50.) damit, „jeden Regenten, Minister und einsichtsvollen Mann zu bitten, die Ursachen, die den Vergleichen entgegen stehen, auf eine thunliche Art zu heben.“

Ueber das Eigenthumsrecht der Böhmischen Obrigkeiten auf die Gründe ihrer Unterthanen, und über die Gerechtigkeit der hieraus entstehenden Frohn- oder Robotschuldigkeit. Ein Wort zu seiner Zeit. Gedruckt in Deutschland. 1788. 2 Bog. in 8.

Wir haben diese kleine Schrift mit Vergnügen gelesen. Der Verf. zeigt, daß die Aufhebung der Böhmischen Robot ungerecht sey, und der Kaiser dadurch die wohlerworbene Rechte kränkte, indem diese Frohndienste sich auf das den Gutsherren zustehende Grundeigenthum gründeten, und durch

deren

Aufhebung alle ärmere Güterbesitzer in das Verderben, die Gläubiger, die ihr Geld auf jenen Gütern sicher ge um das Ihrige gebracht würden. Ob dieses Grund- m ursprünglich auf eine gerechte Art erworben wor- p, will der Verf. nicht entscheiden, er glaubt aber, daß etzige, an der allenfalls verübten Usurpation ganz uldige Besitzer für die Fehler ihrer so entfernten ähren nicht büßen dürfen, und daß die jetzigen rbauen, die mit denen, von welchen man usur- bat, keinen Zusammenhang haben, nicht verlan- h mit fremdem Gut bemüht zu werden. l n sagen, das allgemeine Wohl erfordere, daß alle- n, welche bisher nur Erbpachter waren, ächte und Eigenthümer würden, so müßten wenigstens die ten entschädigt werden, welches denn zu bewirken. s drey Wege vorschlägt.

Am.

C rta von Galizien oder Untersuchung der des Galizischen Adels polnischer Na- r die Oesterreichische Regierung. Paſſy. g.) 1790. 349 S. in 8.

Veranlassung zu gegenwärtiger Schrift war folgende: Joseph hatte durch eine neue Steuerregulirung allge- Unzufriedenheit des Adels seiner Länder erregt, und andere des Galizischen, den eine solche Neuerung dop- rückte, weil ihm die Sache selbst und ihre Behandlungs- Rücksicht auf seine ehemaligen republikanischen Verhält- etwas Unerhörtes war, und weil er noch schwere Ka- zu anwenden mußte, um etwas zu Stande zu bringen, verabscheute. Die Vernünftigsten unterwarfen sich Vorschrift mit der Geduld, die man bey einer chirurgi- Operation erzwingt, von der die Folgen sehr unsicher zu hoffen sind; aber Galizien mußte auch ohne dies rgnügt seyn, und war es schon vorher: Josephs Ent- , die meistens nur theoretisch überdacht waren, sollten ausgeführt werden, und wenn sich Hindernisse zeigten, den die neuen Verordnungen mitten in der Ausführung ndert, aufgehoben und oft den ersten ganz entgegenge- Neuerungen eingeführt. Da dieses meistens vielen

Ein-

Einfluß auf die Specialökonomie der Grundbesitzer hatte, so konnte am Ende niemand mehr einen sichern Plan mit seinem Eigenthume machen, oder seine Einkünfte wirthschaftlich berechnen, und die Leute, müde Versuche mit sich anstellen zu lassen, wurden ungeduldig, mißtrauisch gegen jede landesherrliche Anstalt, und zum Theil ganz taubstumig. In dieser Zeit starb Joseph. Die späte Reue, die er noch auf seinem Todtbette dokumentirte, gebahr Folgen die er selbst gewiß nicht erwartet hätte, und unter andern auch die, daß sie den Galizier aus seinem Stumpfsinne weckte. Einige Champions unter dem Adel fiengen sich an ihrer Geduld zu schämen, das Beyspiel der Brabanter machte ihnen Muth, und sie wählten sich so wie jene einen Bischof zum Oberhaupt, und einen Advokaten *) zum Präsidenten. Ihre Matadors warben unter diesem galizischen van der Noot, mehrere, größere und kleinere Edelleute durch den Weg der Unterzeichnung, schossen Geld zusammen, und eben, da sie ihre Tonne am heftigsten welzten, vereitelte der Abschluß der Reichenbacher Konvention ihre Aussichten zu eigenmächtiger Abschüttelung ihres Jochs. Nun versuchten sie den Weg der Gnade, doch nicht eben ganz, im bittenden Tone; sie ließen ihre Beschwerden durch Deputirte an den Thron des neuen Königs Leopold gelangen, und überreichten ihm den Entwurf einer Landeseinrichtung, so wie sie sie wünschten, und die also ziemlich olgargisch aussieht. Diese Schrift nennt der Verf. des angezeigten Buchs Magna charta, wegen der Aehnlichkeit ihrer Entstehung mit der englischen Magna charta.

Man muß dem Verf. zwey wichtige Autortugenden zugestehen; Deutlichkeit und Unpartheylichkeit. Er läßt den Galiziern Recht wiederfahren, da, wo sie es verdienen, und weicht ganz von dem Tone gedungener Staatsschriftsteller ab, die alles bey den Haaren herbeyziehen, was die Handlungen ihres Hofs in einem vortheilhaften Lichte zeigen soll, und die alle,

*) Der Verf. sagt uns bey dieser Gelegenheit, daß ein Advokat in Wohlen Maecenas betitelt werde. Rec. hat gefunden, daß es kein Sobriquet ist, sondern daß es selber in den Titularbüchern steht: „Dem Herrn N. vornehmen Maecenas in N.“ Wollte man aus dem Worte ein Logogryph machen und es also in zwey Worte theilen me oenas, so könnte allenfalls ein verblümter Sinn herauskommen, der zur Sache paßt.

uch gerechte Klagen des Mindern als unstatthaft, pflichtsg und geringfügig behandeln. Das thut unser Verf. er giebt zu z. B. daß sich der Hof Eingriffe in das rrecht des Adels erlaubt hat, und läßt dem neuen nen Gerechtigkeit wiederfahren, wenn er auf baldige ige dieser Beschwerden zählt. Denn so viel wir gehört , hat Leopold bald eine reichlichere Vergütung der den thümern der Salzquellen als ein Regale abgenommenen ren, verordnet; und die drückende Doppelsteuer aufge, die sonst jeder in Galizien angesessene Grundherr beumußte, wenn er nicht selbst da wohnte.

Daß die Postulata des Adels in dieser sogenannten ta magna zum Theil überspannt, zum Theil unüberlegt ohne Sachkenntniß abgefaßt sind, ist unverkennbar, aber d andre Stellen, wo sie billige Dinge fordern, welches der Verf. ehrlich, mit vieler Deutlichkeit, und ohne sich iner oder der andern Parthey zu scheuen, aus einander S. 30. u. fg. macht er eine sehr gute Definition, von was Nation ist, was der Adel für Ansprüche an diese nnung machen kann, und wie er sich als ein bloßes an diesem Körper derselben nicht ausschließlich anmaßen auch hat er S. 55 den vortrefflichen Gedanken bey legislation „den Gesetzmacher" von dem „Gesetzge" zu unterscheiden.

Da sich übrigens dieses Buch nur auf die angezeigte nheit gründet, so können wir keinen weitern dem Leständlichen Auszug daraus machen, obgleich viele gute en darinne vorkommen, die nicht nur den Verf. als ei philosophischen Kopf zeigen, der seinem Gegenstande ge ist, sondern die auch gründliche kameralische, statisti no ökonomische Kenntnisse verrathen, nur glauben wir Styl für eine solche Schrift zu didaktisch und hier und da s gekünstelt zu finden. Selbst der Verf. entschuldigt in Vorrede die Ungleichheit der Schreibart, und sagt: die hiedenheit der Natur und Wichtigkeit der Materien u. wird mir vielleicht nicht gestatten, einen völlig gleichen in meiner Schreibart zu beobachten. Wo der Gegen Theilnehmung und Gefühl des Verf. und Lesers voraus muß nothwendig ein andrer Rhythmus und ein ande Zeitmaas, wenn ich so sagen darf, gewählt werden, als wo es nur um trockene Erzählung oder kaltblütige De

duktion

„duktion zu thun ist," und da mag er Recht haben, wenn das Buch nur für Leser geschrieben ist, die wirklich sensitiv daran Theil nehmen können. An dem nämlichen Orte sagt er auch, gleich darauf, daß sein Name zwar keine Sünde sey, daß er ihn aber doch nicht mit Buchstaben ausschreiben wolle. Wir glauben also auch nicht zu sündigen, wenn wir sagen, daß, sichern Nachrichten zu folge, die Galizischen Deputirten in Wien den Gubernialrath Hrn. Korrum in Lemberg als den Verf. angegeben, sich über diese Schrift bey dem Kaiser beklagt, und die Resolution erhalten haben: daß ihnen frey stünde das Buch durch ein anderes zu widerlegen, welches aber noch nicht erschienen ist. Man sieht übrigens der Schrift ganz deutlich an, daß sie nur privatim und nicht auf Befehl des Hofes abgefaßt ist, und also kommen die Folgen, die sie allenfalls nach sich gezogen hat, nur auf Privatrechnung des Verfassers.

Fi.

Beyträge zum deutschen Recht, herausgegeben von Dr. Johann Christian Siebenkees, Professor der Rechte zu Altdorf. Sechster Theil. Nürnberg und Altdorf, bey Monath und Kußler. 1790. 272 S. in 8.

Dieser Theil enthält 1) Etwas über die Standeserhöhung der deutschen Reichsländer, vom Freyherrn von Dalwigk zu Mainz. 2) Bedmanns Abhandlung von der Mackel der Bastarden, und dem Rechte des Fiscus, falls sie unbeerbt versterben, derselben Verlassenschaft nach deutschen Rechten an sich zu ziehen. 3) Nachtrag zu der im Vten Theil abgedruckten Revisionsordnung für das Kurfürstl. Köllnische Oberappell. Gerichte. 4) Von Freyheiten und Immunitäten in fremdem Gebiete. 5) Eichstädtische Zehendordnung. N. I. ist etwas mager, N. II. mittelmäßig, N. IV. aber sehr gut ausgeführt.

Pl.

Anhang zu der im Anfang des 1789sten Jahrs in Speyer gedruckt und verlegten Anleitung zur Kenntniß

niß der Rechte, mit Rücksicht auf die Stadtspeyerische Statute für solche, die keine Rechtsgelehrte sind. Verfaßt von Maximilian Arnold Fabricius, Stadtspeyerischen Rathsschreiber. Speyer, 1790. 128 S. in 8.

ie von uns im XCVIIsten B. 1stem St. angezeigte Anlei-ung, von welcher Hr. F. mit aller gebührenden Achtung und eſcheidenheit ſpricht, erhält durch denſelben hier mehrere uſätze, Erläuterungen, auch jedoch nur ſelten Berichtigung ad Widerlegung, nach der Ordnung der §§. des erſten Werks. rläutert werden z. B. §. 12. und 13. wobey der Fall eines pi i Bodenzinſes von einem Schinkenbein an ein Predigter zu ſehr ins kleinliche ausgeführt iſt; §. 31. §. 40. wo r ausgenommene Fall, in welchem beym Verkauf der unbeeglichen Güter eines Minderjährigen die Verſteigerung un- i riben kann, gut ausgeführt wird; §. 103. vom Widereiner Schenkung von Todes wegen; §. 123. von der ſtill- i den Wiedervermiethung eines Guts; §. 144. von fal , in welchen der Erbzinsbeſtänder ſeines Rechts uri wird; §. 178. von der Verbindlichkeit der Eheweiber i rzahlung der während der Ehe gemachten Schulden, nur letzte Satz iſt hier unrichtig, oder wenigſtens unrichtig ausckt, wenn S. 64. geſagt wird, daß da, wo eine Genſchaft der Errungenſchaft unter den Eheleuten eingeführt die Ehefrau ſich der weiblichen Rechtswohlthaten nur auſr denjenigen Theil bedienen könne, welchen ſie an der Erngenſchaft zu nehmen hat. S. 209. von den Rechten des uſtpfandes im Concurs, §. 303. von Einwilligung der Elrn in Eheverlöbniſſe der Kinder, §. 403. von Berechnung s Pflichttheils in Hinſicht auf den Erbtheil des Ehegatten, ſ. w.

Die wichtigſten Zuſätze ſind z. B. S. 24. u. ff. von dem i dem Kaufſchilling unbedungenen Geld, und von Ver- u ungen; §. 100. von Geſchenken an den zweyten Ehe- ten, (nicht an Stiefältern, wie der Verf. unrichtig ausckt) §. 221. vom Entſtehen des Concurſes und Verfahren y demſelben; §. 256. vom Sequeſter, §. 302. von der Nothendigkeit der obrigkeitlichen Einwilligung in Eheverſprechunn der Untergebenen, vorzüglich aber zum §. 473. von Rechtsitteln gegen ein Urthel, wo uns nur aufgefallen iſt, daß

der

der Rath ein von Rechtsgelehrten eingeholtes Urthel abändern kann, und zuvor gutheißen muß, ehe es eröffnet wird. Widerlegungen finden sich z. B. §. 25. über den Unterschied zwischen ausdrücklichen Bedingungen, und wesentlichen Erfordernissen des Contrakts; und von der Freyheit, von einem Contrakt abzugehen; §. 49. über die angeschraubte Sachen in einem Hause, daß sie nicht Zugehörden seyen; §. 222. daß die Faustpfandgläubiger nicht in der dritten, sondern vielmehr in der ersten Classe, als Gläubiger der Masse zu locirt seyen. Einige Unrichtigkeiten sind auch diesem Verf. entwischt; z. B. §. 67. S. 22. bey dem Kaufkontrakt: denn wer Eigenthümer ist, den trifft der Schaden. In §. 161. Unter väterlicher Gewalt stehen heißet: unmündig oder minderjährig seyn, und zugleich ohne eigenen Nahrungsstand auf Kosten der Eltern leben. In §. 162. wird bey Darlehen an eine Stadt oder Gemeinheit als die nothwendigste Behutsamkeit angegeben, daß der Ausflucht des nicht in gemeinen Nutzen verwendeten Gelds entsagt werde; die Entsagung wird niemals viel helfen, sondern der Gläubiger sehe sich vor, daß er die Verwendung beweisen könne. Nach §. 219. muß der Schuldner davon wissen und einwilligen, wenn sich ein Dritter gegen Bezahlung der Schuld an den Gläubiger von diesem sein Unterpfand abtreten lassen will. Die Sprache des Verf. ist nicht immer gut; derer und denen, sagt er oft, wo nur der Artikel stehen soll. S. 24. ist noch folgendes ohnzuvergessen. S. 64. heißt es: an denenjenigen deutschen Plätzen, wo eine ehliche allgemeine Gütergemeinschaft eingeführt u. s. w.

Fb.

III. Arzneygelahrheit.

Friedrich Ludwig Bang — medizinische Praxis, systematisch erklärt und mit ausgewählten Krankengeschichten aus dem Tagebuche des Friedrichshospitals erläutert. Aus dem Lateinischen übersetzt und mit einem Register versehen von Dr. Fried. Adolph

Adolph Heinze. Koppenhagen, bey Prost. 1791, ohne das Register 762 S. in 8.

Der Verf. hat Recht, es ist schwer unsere Kunst auszuüben, al schwerer aber noch eine gute Beschreibung davon geben! Dies Lehrbuch ist vorzüglich denen gewidmet, die praktische Medizin, unter des Verf. Anführung, Friedrichshospital lernen wollen, damit sie die Lehrsätze Theile dieser Wissenschaft, welche sie bey den klinischen hin und wieder, unvollkommen und ohne Zu- hören, in systematischer Form gesammlet haben ren, und für diese mag es denn auch seinen vorzüglichsten en; die geübteren Aerzte werden ihre Mühe weni- hören achten, wenn sie des Verf. Auswahl aus den ern u. s. w. als wenn sie dieses Buch lesen. Die en hat der Verf. nach Sauvage eingetheilt; aber so viel Eintheilungen machen als die verschiede- rt erfordert. Warum nicht lieber Cullens Ein- olgt ist, die doch vor der Sauvagischen of- e hat, ist nicht angezeigt, Cullens ist nicht Bey der Heilungsart hat der Verf. auch die n Medikaments, die beste Form desselben, andern Heilmitteln, die gelegenste Zeit er jenes Gebrauchs zu bestimmen gesucht. Er n keinen geringen Beweis für die Gewißheit sei- daß gegenwärtiges praktisches System auf eine Erfahrung gebaut, und ein Auszug aus wo- 20000 Krankengeschichten ist, so daß er nichts gesagt e, ist sich blos auf fremde Auktorität stützte, sondern er sehr oft erfahren habe. (??) Wahr ist es, bey der aufmerksamen Durchlesung dieses Lehrbuchs genommen, daß auf die Beobachtungen und en anderer berühmten Schriftsteller selten Rücksicht worden, und ihm dünkt dies desto schlimmer! es , daß der Verf. die neuen Vervollkommungen der gie nicht genutzt, sondern das was er sah durch das ere ältern Pathologie angeschaut und beurtheilt hat. ktische Theil dieses Werks ist unstreitig der meisten it würdig, denn für dessen Gewißheit kann der ings seine 20000 Krankengeschichten als Bürgen aber für seine Pathologie sind sie ungültig. Die ucht Rec. hier wohl nicht erst anzuführen.

Der Verf. macht in der Vorrede auf richtige
ſtändigkeit, Kürze und befriedigende Beweiſe An
gen die richtige Ordnung ſcheint es dem Rec., ver
nicht zwiſchen dem anhaltenden (continua) und na
Fieber (remittens) unterſcheidet, daß er das
als eine Klaſſe des Faulfiebers aufſtellt, daß, da er
zenentzündung unter den Phlegmaſien aufführt,
entzündung (chemosis) unter den fieberloſen Schl
Schwämmchen blos als Zufall des Fa bers und
des beſchwerlichen Schluckens, und der arbeit
dern unter Odontalgia gedenkt, daß er
(dyspepsia) und die infarctus hepatis unter e
ohne Fieber, den Schlagfluß und die Engbri
den Kraftloſigkeiten, den Magenhuſten und den
ſten unter den Krämpfen, die Waſſerſcheu unter d
ſinne, den Scharbock und die Luſtſeuche unter
tionen anführt. Unter den fehlerhaften Ausleeru
den Maſtdarm iſt das Brechen die er
Vollſtändigkeit heißt hier doch wohl wenigſtens
chung, wo nicht aller, doch der bekannteſten Kra
in dieſem oder jenem Lehrbuch der Therapie oder
Leben als beſondere Krankheiten genannt werden,
fehlen ſogar die Wörter Peſt, ſchwarze Krankheit,
blaſenſteine, Rothlauf, Scropheln, Grindkopf,
Ausſatz, Mitteſſer, Kriebelkrankheit, Gehirnka
ſucht, Schlafloſigkeit, Nieſen, Schluchſen, Blind
heit, Doppelſehen, Nacht- oder Tagblindheit,
Hypochondrie, Mutterwuth u. ſ. w. Was der
Pemphigus, von Petetſchen, und auf 8 Zeilen von
luna des tollen Hundebiſſes ſagt, iſt ſo wenig und ſo
ſtimmt, daß es für ſeine Schriftſtellerehre faſt beſſer
wäre, er hätte ganz davon geſchwiegen. Auch ein
ſpiele von unſers Verf. Nologie und Pathologie:
Fieberhitze iſt die egale proportionirte Friktion, die vor
und beſtändige Urſache; das Geſchäfft der Criſe wird
einen Excretionsweg ſelten durch mehrere zugleich
die nächſte Urſache der Wechſelfieber beſteht aus zwey
die mit einander zuſammentreffen, die wirkende
beſteht in einer gewiſſen Reizbarkeit und in einer Re
Nervenſyſtems zu den Bewegungen, die das Faulfi
machen, und die reizende Urſache iſt die Materie oder
durch deren Einfluß und Wirkung die Nerven, die

sind, gereizt oder angetrieben werden, Fieberbe-
gen zu äußern, und dieser Reitz ist entweder zufällig
esentlich: ein zufälliger kann jede reitzende Ursache seyn,
zum Fieber geneigten Nerven in Bewegung setzt, als
uft; starke Fleischspeisen, ein Purgiermittel, Affekt
di kann man einen solchen Reitz nur den ersten Fie-
us zuschreiben; der wesentliche Fieberreitz ist wahr-
ey verdorbene oder gesunde Galle. Die Apyrexie die-
ber kommt daher, weil der gallichte Reitz durch Schweiß
in ausgeleert ist, die Rückkehr des Paroxysmus, weil
den ersten Wegen wieder so viel Galle angehäuft hat,
ist die Nerven in Bewegung zu setzen; die Ursa-
: rtzündungen setzt der Verf. noch in eine widernatür-
Anhäufung des Bluts und eine langsamere Bewegung
in den kleinen Gefäßen; Paraphrenitis ist hier noch
ng des Zwergfells; die nächste Ursache der Gicht
rscheinlich seine lymphatische Feuchtigkeiten, die mit
E geschwängert und dadurch verderbt werden;
: ursache der Bleycolik sey ein Reitz der Intestinal-
von einer ihnen fest anhängenden Schärfe. Die nächs-
des Schwindels scheint dem Verf. eine zitternde
im Gehirn zu seyn, die ihre vorzüglichste und er-
rung an den empfindlichsten Nerven des Gesichts und
retina äußert. In den mehrsten Fällen sey die wir-
Ursache des Schlagflusses ein offenbares Extravasat.
erie sey eine mannichfaltige, schnell vorübergehende
rung der Empfindungen und Bewegungen, die eine
ig aufhört und leicht wieder kömmt. Hiermit wird man
rth des theoretischen Theils dieses Lehrbuchs einiger-
beurtheilen können, und gewiß mit dem Rec. wün-
der Verf hätte bey der Ausarbeitung nicht blos seine
, sondern auch die seiner Vorgänger um Rath ge-
Der praktische Theil ist dem Verf. ehrenveller und
Lesern nützlicher; freylich scheint auch hie und da die
rschaft mit den besten neuern praktischen Schriften
aber dafür erhalten wir auch keine bloßen Nachbe-
n; Rec. will nicht das, was er vermißt, anzeigen,
h einiges anführen, was ihm Aufmerksamkeit zu ver-
scheint. Chinaessenz und Extrakt haben keine fieber-
Kraft Wenn beym reichlichen Gebrauch der China
s Fi doch mit weniger Stärke zurückkehrt, so sind
de die China wirksamer zu machen. Die

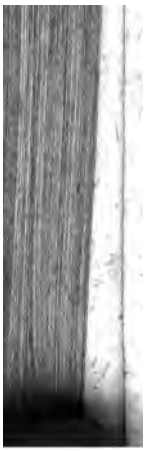
Nelkenwurzel hilft selten, und veranlaßt, in g
gegeben, Verstopfungen der Eingeweide. er
hektische Fieberkranke aus Mangel an
ber sterben sehen. Der Liquor nervin
unc. dimid. camphor. Scrup. duos m.) zu bey k
Zufällen des Schlundes im Faulfieber beynahe ein
kum. Der Verf. hat Malernfieber ohne Ausschlag
(wodurch unterscheiden sich diese vom Katarrh
weiße Frieseln macht keine eigne Krankheit aus, und
maaßen spezifisch dagegen, wirkt, wenn er
bern erscheint, der liquor nervinus. Wo alle
die Gicht nichts helfen wollen, solle man,
der mindeste Verdacht auf Lustseuchengift
versüßtes Queckstlber bis zum Speichelfluß ve
einem gichtischen Augenschmerz von
sich unter der tunica adnata viel
den Augenliedern hervorragendes B
öffnete das Bläschen, ließ die
Quittenschleim baden, legte
so diesen Zufall. Ein 50jähriger
gra, es entstand hierauf eine hartnäckige
den Auges, mit einer Röthe der Augenlieder
haut, Blutigel, ein camphorirtes Augenwasser,
Auflösung des weißen Vitriols in Rosenwasser
innerlich Liquor nervinus, Moschus und Quaj
Gichtanomalie. In der convulsivischen Engbrüstig
der Verf. Pulver aus Moschus mit Mineralker
Mutzelsche Mixtur hat dem Lob gegen die W
entsprochen. Gegen habituellen Durchlauf
die Nelkenwurzel mit arabischem Gummi
und Simarubarinde. Eine Harnruhr heilte der
einer Mixtur aus zwey Theilen Rhabarbertinktur
Theil zerflossnen Weinsteinöl alle Stunden zu
abwechselnd mit einem Pulver aus gleichen Theilen
Spießglanz und Krebssteinen. Ammoniacmilch
unserm Verf., zu den vorzüglichsten Mitteln gegen
versucht, besonders wenn die Brust mit leidet. Dem
ist noch kein Beyspiel vorgekommen, wo die Lungensucht
gesteckt hatte! Asphaltöl verdient den ersten Platz unter
wirklichen Mitteln wider die Lungensucht. Es
durch vielfältige Versuche des Prof. Winslow
sche Geschwüre und Hautausschläge aller Art,

venerische Zufälle und Schmerzen folgende Heilmethode
ohlen: statt aller andern Speisen ißt der Kranke Mit-
s und Abends zwey Unzen gekochtes oder gebratenes mage-
res Fleisch, und eben so viel Brod, eben so trinkt er statt
alles :tränks alle 24 Stunden aus 2 Unzen China- oder
rillwurzel mit 5 Pfund Wasser auf die Hälfte einge-
h ., und endlich nimmt er des Morgens und Abends sechs
an Schierlingsextrakt, binnen sechs Wochen ist die Cur
ndet. (!!!) Die erläuternden Krankengeschichten aus
i Tagebüchern des Friedrichshospitals sind nicht wörtlich
ngeführt, sondern es wird nur darauf hingewiesen. Am
ide dieses Werks sind die zu diesem System gehörigen Vor-
ilften beygefügt, die fast alle das Lob der wirksamen Ein-
t verdienen. Doch wollen dem Rec. die Latwerge ge-
en das Blutspeyen aus Salpeter, armenischen Bolus und
fenconserve, das so sehr zusammengesetzte infusum vinosum
rum, und die pilulae aperientes cum marte nicht ge-
Die Uebersetzung läßt sich ziemlich gut lesen, aber so
: nicht als die Inglerische von der Auswahl aus den
ebüchern u. s. w., ob sie allenthalben treu ist, kann
., da er die Urschrift nicht damit vergleichen konnte, nicht
den, Beweise eines nicht völlig getroffenen Sinnes der
ast oder einer Eilfertigkeit des Uebersetzers glaubt er in
: rede S. 6. und im Werk selbst S. 94. und 109. ge-
l : zu haben.

Nr.

eytrag zur Geschichte epidemischer Gallenfieber, nebst beygefügter Beschreibung eines medicinisch gerichtlichen Falles, wo ein gefährliches gallicht schleimichtes Fieber nach erlittener Gewaltthätigkeit u. s. w. entstanden war. Herausgegeben von Dr. Carl Christoph Eckner, Fürstl. Schwarzburg-Rudolstädtischen Stadt- und Landphysikus u. s. w. Leipzig, bey Böhme. 1790.

n neuer schätzbarer Beytrag zur Geschichte dieser Fieber.
er medicinisch gerichtliche Fall ist folgender. Eine Frau
ei nach erlittenem Stoß am Kopfe und auf die Magenge-
einen über vier Stunden lang anhaltenden Schein-



te umgeänderte und vermehrte Auflage in der Voßiſchen Buchhandlung. 17 und 448 S. in 8.

Die erſte Auflage dieſes Buchs erſchien 1786. Verlage, und wurde im 73ſten B. der Allg. d. D angezeigt. Rec. hat daſſelbe abermals mit A geleſen, und den Vortrag verbeſſert und reichh den. — So lange Verfaſſer und Leſer die Gege Prüfungen nicht aus einem und demſelben Geſi trachten, ſo lange werden freylich abſeiten des le einige Zweifel und Einwendungen gegen die Er und die Wageſätze des erſtern Statt finden. S im vorliegenden Falle die Recenſion der erſten ſes Buches, und würde auch durch dieſe Anz werden, wenn die Gränzen, die der Anzeige

die Entſtehung desjenigen Schwindels, der auf ſchnel-
umdrehen bey verſchloſſenen Augen anwandelt, dadurch,
er ihn für eine Folge der durch Erfahrung erworbenen
kellung der ſchnellen Abwechſelung der Gegenſtände um
hält, welche Vorſtellung eben die Wirkung hervorbringe,
venn wir dieſe Gegenſtände wirklich ſchnell abwechſeln
: demnach könnte kein Blindgebohrner vom Umdrehen
ndlich werden, weil er zu dieſer Erfahrung nie gelangen
te, und es wäre ein großer Beweis für die Richtigkeit
: Theorie, wenn ſich das wirklich ſo verhielte. Rec. er-
daher alle Aerzte, die Gelegenheit haben, dieſen Ver-
zu machen, ihn nicht aus der Acht zu laſſen, und über
Erfolg Auskunft zu geben.

Ueber die Behandlung der Nervenkrankheiten überhaupt
des Schwindels insbeſondere findet man im 4ten Haupt-
viel fein- und richtige Bemerkungen, wie denn über-
t in dem ganzen Buche viel Stoff zur Erweiterung unſe-
ſychologiſchen Kenntniſſe verbreitet iſt.

Geb.

**H. Eſſig, der Arzneywiſſenſchaft Doktors, und
litglieds des mediciniſchen Collegiums in Augs-
rg, Vorbereitungslehre zum Krankenbette für
ngehende Aerzte und Wundärzte. Sammt ei-
em Anhange ein und anderer auserleſener Hülfs-
mit Nach Herrn Dr. Stolls Heilungsmetho-
earbeitet. Augsburg, bey Riegers Söhnen.
. 288 S. in 8.**

eſes Buch iſt ganz in der, unſern Leſern aus den vorher-
nden Schriften des Verf. bekannten Manier gearbeitet.
nthält eine geſchmackloſe Zuſammenſtellung einiger bekann-
hier nicht einmal gehörig beſtimmter Grundſätze und
n der Diätetik, Pathologie und Semiotik. — Die
hängten Arzneyformeln ſind zum Theil freylich ganz gut
rmengeſetzt, denn die mehrſten unter ihnen ſind aus den
ern angeſehener Aerzte entlehnt; demohngeachtet müſſen
e doch, ſo wie ſie hier ſtehn, für ganz zwecklos erklären,
viele derſelben viel zu heroiſch ſind, als daß ſie den
in der Medicin dürften in die Hände gegeben werden;

und die Aerzte ſie in ihren Pharmacopöen beſchrieben finden.

Einige Bemerkungen über das diätetiſche in kränklichen Umſtänden, von M. Fa der Arzney Doktor zu Bath, und itgli Königl. Geſellſchaft der Aerzte zu Lo dem Engliſchen überſetzt und mit einig lichen) Anmerkungen begleitet. Leipzig, ſchels Witwe. 1791. 6½ Bog. in 8.

Die hier mitgetheilten Bemerkungen des Verf. Schädliche oder Unſchädliche einiger diätetiſcher Gebra als z. B. der ſtrengen Enthaltſamkeit von Speiſen wierigen Krankheiten, des mäßigen oder unmäßigen der Getränke, des Brandweins oder Rums mit miſcht, ſtatt des Biers, des Zuckers, der Butter ſind zu unbedeutend und unbeſtimmt, als daß Schrift für würdig erklären konnten, unſern Lan her bekannt zu werden.

J. D. Juſtamond's, der Königl. gliedes und Wundarztes am Weſ tale zu London, chirurgiſche Werke mit A kungen und Beobachtungen vermehrt hera gegeben von W. Houlſton, Mitgliede londoner Societät der Aerzte, verdeutſcht Ch. F. Michaelis, Arzt am Johannishoſpi zu Leipzig. Leipzig, bey Fritſch. 1791. 567 S. in gr. 8.

Nur ein Theil der hier gelieferten Aufſätze haben Hrn. J. zum Verf., und auch dieſer Theil enthält nicht viel Erhebl ches. Beynahe die Hälfte dieſes dicken Buches (220 Seiten nämlich) füllen zwey Abhandlungen des Hrn. Davids in Rouen an, welche Hr. J. aus großer Zuneigung zu ihrem Verf. ins Engliſche übertrogen, und der deutſche Ueberſetzer denn auch hier richtig mit verdeutſcht hat. — Bey der großen Men-

telmäßiger und ſchlechter Bü
ir una e ym, daß einzelne Ueberſetzungs-
ir , zur Befriedigung ihres Privatintereſſes, das
nach mit ſolchen ausländiſchen Produkten
u, ye auf ihrem eigenen Grund und Boden
mal recht fortkommen konnten. — Das hier anzu-
nde ſ) dürfen wir billig zu jener Klaſſe der überflüßi-
ählen; es enthält 1) eine (höchſt unvoll-
e der Wundarzneykunſt, 2) eine oberfläch-
der moraliſchen und phyſiſchen Eigenſchaften
ztes; 3) Verſuch über die Entzündungen,
e e Ausgänge, und das Eitergeſchwür. — Ein
uns gleichfalls nicht befriedigen konnte. —
ueber die Würkungen der Bewegung und Ruhe bey chi-
ſen Krankheiten; — dieſe Abhandlung ließ Hr. David
antwortung einer Preisfrage der Akademie der Wund-
in Paris, drucken. — 5) Erklärung der Würkungen,
egenſtöße (contre-coups) auf verſchiedne Theile des
hen Körpers, den Kopf ausgenommen, äußern, und
ſ ten; — ebenfalls eine franzöſiſche Preisſchrift des
ben Verfaſſers. — Und endlich 6) über die Heilarten
. ebsgeſchwüre und ſcirrhöſen Verhärtungen; — enthält
ſultate Hrn. J. praktiſcher Bemerkungen über dieſe
unheilbaren Uebel, und hat Recenſ. unter den dem
igenthümlichen Abhandlungen, noch am beſten gefallen.
erhaltenen Erfahrungen fand auch der Verf. den in-
ll Gebrauch des Arſeniks ſehr gefährlich, ſchlägt die
Sa ialis ammoniaci martiales in hohen Gaben, und äuſ-
ll zu Heilung der krebsartigen Verhärtungen, eine ſehr
ſetzte Tinktur aus Salmiak, Eiſen, Weingeiſt,
u. ſ. w. vor, welche von einem Wiener Arzt Xavo
ge Mare 1767. in einem eignen Traktat empfohlen
de. Zur Vertheilung der in den Brüſten ſtockenden Milch
der Verf. eine Auflöſung des Salmiaks in Waſſer, mit
ſt oder ungariſchem Waſſer vermiſcht, und zuweilen
einen ß von Mohnköpfen ſchmerzſtillender gemacht.

Martini Lange, Med. D. Comitatus Haromszeſienſis in Tranſilvania phyſici, — Rudimen-

ta doctrinae de peste, quibus additae sunt servationes pestis Transilvanicae Anni 17 Editio altera priori auctior, emendatior. fenbach, apud Weiis et Brede. 1791. 8 gen in 8.

Die Pest, welche der Verf. im Jahr 1786. zu Gelegenheit hatte, vermochte ihn seine im Jahr 1783. herausgegebene — mit Ordnung und Bestimm mengetragene — Compilation über diese Krar drucken zu lassen, sie mit einigen wenigen, über gemachten, Reflektionen, und die Mortalitätslisten Würkungskreises während derselben, zu bereichern.

Da unsre Leser das Buch selber, aus der ersten schon kennen: so brauchen wir, da es in dieser zw tion ganz unverändert geblieben ist, von demselben tere Rechenschaft hier zu geben, sondern wollen Vorschlag des Verf. aus der neu hinzugekommenen kurz bemerken. Der Verf. glaubt nämlich, daß der Belladonna zur Austreibung des Krankheitszu den äußeren Theilen des Körpers, in der Pest könnten. — In welcher Art der Krankheit, in wel riode derselben, und unter welchen Umständen dieses sey, wird gar nicht bemerkt. Er sagt nur, daß er 5 kranken, täglich 2mal 2 Gran pulvis foliorum bellado (neben dem Gebrauch der Chinarinde)! gegeben habe. daß diese alle genesen wären. — Daß die Thiere, Hausthiere, welche mit den Pestkranken die genaue meinschaft hatten, von dieser Seuche nicht angesteckt haben auch dem Verf. wiederholte Erfahrungen bestät

Ulrich Christoph Salchow, der Arzneygel Doktors u. s. w. chirurgische Beobachtu che zur Bestätigung der Wahrheit der v Herrn Dr. Bilguer angegebenen unnöthi putation, und des von dem Hrn. Goulard ge ten Nutzens der Bleymittel angestellt

Di

lte und vermehrte Auflage. Leipzig, bey neidern. 1791. 162 S. in 8.

im Jahre 1784. war von dieser Schrift die dritte orte Auflage veranstaltet worden und erschienen. Wir die gegenwärtige mit dieser verglichen, und gefunden, beyde durchgängig übereinkommen. Die gegenwärtige ein ganz unveränderter neuer Abdruck von jener, oder ur blos einen neuen Titelbogen erhalten. Dieses sey wie es wolle; wir haben darüber nichts weiter zu sagen: üssen wir vor dem in dieser Schrift so kühn empfohlnerlichen Gebrauche der Bleymittel nochmals ernstlich n.

fürstlich-Fuldische neu revidirte Apothekertaxe. rankfurt, bey Brönner. 1791. 103 S. in 8.

Apothekertaxe ist nach der gegenwärtig neuesten Aus- Fuldischen Apothekerbuchs eingerichtet. Und, da die ver im Fuldischen ihre rohen Materialien gewöhnlich ankfurt beziehen, so ist der Preis nach dem dasigen Ge- und Preiskurenten, jedoch so angeschlagen, daß den kern 25 auf das hundert zu Gute gerechnet sind, wobey noch am Ende Vergütungen der Mühe und Arbeiten, Apotheker hat und anwenden muß, ausgesetzt sind. Werth ist durchgängig nach dem 24ger Conventionsmünzausgeworfen. Dieser Taxe müssen wir die Gerechtigkeit erfahren lassen, daß ihre Einrichtung und die Bestimder Preise so gemacht worden, daß von keinem Theile werde oder Klage dagegen erhoben werden kann. Jedes Lande ist Glück zu wünschen, deren Regenten auch für Gesundheitswohl ihrer Unterthanen besorgt sind, und da- Bedacht nehmen, wozu allerdings auch eine gute Verag in den Apotheken, und was davon abhanget, mit ge- Rec. ist freylich noch manches Land bekannt, worinne daran noch nicht gedacht hat: worinne zwar wohl manheilsame, die medicinische Polizey betreffende, Befehl höchsten Orte aus ergangen ist; wo aber die ersten unumlich nöthigen Vorkehrungen, welche vorzüglich die Apt, noch nicht getroffen worden sind. Möchten

doch

doch die guten Beyspiele, wozu gegenwärtige Apothek
mit gehört, zur Nachfolge reitzen. Om.

Medicinische Beobachtungen, von Dr. Fri
Christian Krebs, Land- und Stadtphysi
Blankenburg. Zweyter Band, besteh
vier Heften. Quedlinburg, bey Ernst.
30 S. in 8. (Auch unter dem Titel: M
sche Beobachtungen viertes Heft.)

Es sind fünf Beobachtungen von keinem sonderl
lang, wodurch unser voriges Urtheil bestätigt wird.

A. Joseph Testa, der W. und A. Doktor,
Lehrer am großen Krankenhause zu Ferr
merkungen über die periodischen Verä
und Erscheinungen im kranken und ge
stande des menschlichen Körpers. Ein
bersetzung aus dem Lateinischen. Leip
Weygandschen Buchhandlung. 1790.
ten in 8.

Das Original dieser interessanten Schrift ersch
Titel: *A. I. Testa* De vitalibus periodis ae
sanorum: seu Elementa Dynamicae animali
Londin. 1787. 8. Der Verf. sucht das Leb
Reihen von Bewegungen, prüft deren Ges
und Ursachen im gesunden und kranken Zusta
dadurch neue Aufschlüsse über die Hippokratisch
gen vom regelmäßigen Gange der Krankheiten
sis und den kritischen Tagen, von den periodi
gen, von den Lebensstufen u. s. w. Man er
sen über den gesetzmäßigen Lauf der Ding
sich, wie die Weltweisen und Aerzte aller Ja
die Wirklichkeit abläugnen, und die Richt
abstrahirten Heilregeln bezweifeln können.
Verf. ist also einzig in seiner Art, wenn m

schen Tage entlehnt, wird hier gut aufgeklärt, nach Pythagoräischen Grundsätzen die nach 4 vierten und dritten Zahl in den Anfällen und d Krankheiten sich richtenden Perioden sehr ge an, man sieht aus allem, daß er eigentlich schrieb, 1 s ohne sich an ein System zu binden, oder bli ben. (Gesetzt aber, er sey dadurch auf t kritischen Tagen aufmerksam geworden, so verdient d weiter keinen Vorwurf. Die Gelehrten borgen einander, ohne den Gewährsmann zu nennen. du che richtig gefaßt, und vor dem Krankenbette wahr dings, folglich bleibt Hipp. immer Genie, der freunde in sein Naturſyſtem zu verweben wußte. 8) Von genannten Einfachheit der Hipp. Heilart. stimmt den allgemeinen Glauben ziemlich herab; naue Erfolg der Krisen davon herrühren ſolle, einzelnen Beyspielen, daß er, außer der dünnen wirksame Mittel brauchte, wenn ſie auch nicht bey Receptbändlern, aufgezeichnet ſind. (nen die Bücher, worinnen es von Recepten ſo unächt zu ſeyn.) — Im zweyten Theile ches kömmt der Verf. dem Zwecke näher, und ver die Art und Weise der periodischen Wirkungen der Le in Krankheiten aus einander zu ſetzen. 1) Von der rechnung der Tage in den Krankheiten und der eines Krankheitstages. Mit gehöriger Beſti macht der Verf. nun die Anwendung von den obigen ſätzen, und ſetzt nun die Fragen aus einander: Wie die Tage in den Krankheiten rechnen? Wie ſoll man den gentlichen Krankheits- oder Medicinaltag berechnen? ſah auf die Anfälle im Ganzen, und deren einzelne derungen, und richtete darnach die Prognoſe ein. Der dicinaltag richtet ſich nach dem Zeitraume des natürli Tages. (Wenn jedes hitzige Fieber nichts weiter iſt, eine Anzahl fieberhafter Tage; ſo muß an jedem Tage erſte Periode auf 24 Stunden einſchränken, die uni e a auf mehrere Tage, worunter ſich einige merklich von den andern auszeichnen. Dies war wohl auch der Grund von den glei chen und ungleichen Tagen des Hipp. und der dabey ein tretenden halben oder ganzen Abänderung.) 2) Von den allgemeinen Perioden einer jeden Krankheit, und dem Verhältniſſe, in dem ſie unter einander ſtehen. Eine

H 1 ſtimmung der Zeiträume der ganzen Krankheit
men Anfälle, eine Erklärung der drey Stadien
ham, und deren Verhältniſſe gegen einander, mit
en erläutert, und eine aus Beobachtung abgezogene
errung, daß das Zunehmen der Fieber einen Tag um
ndern, und das Vorrucken der Krankheit an ungleichen
von gewiſſen alle drey Tage erfolgenden Bewegungen
ebenskraft abhängt, und folglich kommen alle Krankhei
mit den drey- oder viertägigen Fiebern in Betreff der
den ſehr überein, folglich ſind dieſelben, als die vorzüg
n und ordentlichſten Bewegungen der Lebenskraft, als
mu e aller andern, anzuſehen. 3) Von den be
Perioden, welche denjenigen Krankheiten
ymo, die mit einem ſogenannten Krankheitsſtoff
bunden ſind, als ein Beweis, daß auch hier
mläufe ſo, wie ſie Hipp. angab, eintreffen. Der
hält hier die glückliche Mittelſtraße zwiſchen den Mate
en und Solidiſten, vertheidigt den Krankheitsſtoff, ob
immer und allenthalben, als wirkſam, anzunehmen,
digt die Unmöglichkeit einer Krankheit ohne Materie,
ſetzt folgende Begriffe von Krankheit, Geſundheit
kritiſchen Perioden feſt. Jene iſt eine Veränd rung
wöhnlichen Lebensbewegungen, und daher erfolgte Auf
g des Gleichgewichts in den Wirkungen und Gegenwir
Geſundheit beruhet alſo in der Regelmäßigkeit
egungen und Wirkungen, und die kritiſchen Be
n ſind gewiſſe zwiſchen Krankheit und Geſundheit
1 ſtehende Bewegungen, abhängig von der inertia
oder dem Reize der Krankheitsurſache (Wir denken —
gefaßt, und haben uns die Sache nie anders vorge
folglich nie das Syſtem der Solidiſten oder Nervenpa
en, als das einzige, annehmen können. In einem
en Körper muß eine ſtete Wirkung und Gegenwirkung
den und flüßigen Theile ſtatt haben. Das Uebermaas
nen macht Krankheit, und die Reſiſtenz der übrigen
durch ihre Gegenwirkung diejenige Revolution, die
ritiſch nennet.) Der Verf. nimmt ſogar in la gwieri
rankheiten gewiſſe Entſcheidungspunkte an, und bedienet
haupt des inſtruktiven Mittels der Ueberzeugung —
ſpiele hitziger und langwieriger Krankheiten. 4)
den eigenen feſtgeſetzten Perioden der Krankhei
liche von einer widernatürlichen Beſchaffenheit
der

der festen Theile allein abhängen, als ein Beweis, daß bey diesen die Umläufe, wie sie Hipp. angab, eben so richtig, wie bey den vorhergehenden, eintreffen. Auch hier gehet der Unterricht durch Beyspiele, daß selbst Krankheiten sich an gewissen Tagen ändern, und man sieht mit Vergnügen, wie gut der Verf. den Hipp. studirt hat, wie sehr er die Kunst versteht, alte und neue Erfahrungen, besonders chirurgische, mit einander zu vergleichen. 5) Untersuchung, in wie ferne manche Krankheiten Krisen haben, und warum sie dergleichen nicht haben. Der Verf. zeigt, daß es dergleichen giebt, und findet die Ursache in verschiedenen Zufälligkeiten und Irregularitäten, in den Lazarethen den Grund der langsamen und unordentlichen Krisen in dem steten Daseyn eines dort vorhandenen ansteckenden Stoffes. (Sollte nicht auch Unglaube, Flüchtigkeit und Unbachten und unzeitige Thätigkeit am Mangel der Krisen mit Schuld haben? Die Alten sahen vieles gut und genau: und sie es glaubten, die Neuern sehen nichts, weil sie alles für leeren Tand der Humoralpathologen halten. Es ist eine ungewisse Sache um das Wiedersehen solcher Thatsachen, und blindes Nachbeten leichter, als Nachahmen und Wiederfinden. Lavoisier kann hier einen guten Führer abgeben.) 6) Beweis, daß die Perioden in den Krankheiten unter allen Modificationen einerley Gang hatten. Ein schwerer Beweis, und dennoch gut geführt — aus der Erfahrung. Die größten und besten Aerzte, welche ihren Hipp. studirt hatten, sahen immer Krisen, die Zweifler und Ungläubige keine, und liegt also wohl die Quelle des Nichtsehens in dem relativen Mangel an Kenntniß. Hipp. Zeichenlehre ist noch jetzt vollkommen brauchbar. Der Verlauf der Krankheiten ist noch immer der nämliche. Dies zeigen die epidemischen Katarrhe, die Petechialische Influenza mit eingeschlossen. 7) Beweis, daß die Wirkungen der Arzneymittel den periodischen Wirkungen der Lebenskraft im kranken Körper wenig oder gar keinen Eintrag thun. Dieser Beweis ist schwer zu führen, indessen hat der Verf. auch hier einige Belege für sich. —

Nach dieser guten Grundlage kommt der Verf. im 2. Th. 1. der Hauptsache naher, um die periodischen Wirkungen der Lebenskraft im kranken und gesunden Zustande anschaulich zu machen. 1) Von einigen alltäglichen Be-

wohn-

gewohnheiten, an welche die Menschen gebunden sind, gründet sich ganz auf Erfahrung, wie auch hier alles nach der einmal angenommenen Gewohnheit erfolgt und erfolgen muß, mit der Anwendung auf das regelmäßige Wiederkehren der Krankheiten. 2) Von den Zeiten, an welche die kritischen Absonderungen gebunden sind. Auch hier geht der Verf. seinen alten Gang durch Beyspiele, und es bleibt wohl kein Zweifel übrig, daß selbst Krankheiten und Tod sich öfters erst den dritten Tag nach der Vergehung einfinden, manchmal heilsame Ausleerungen, die den Kranken retteten. Jeden Tag erfolgen die Ab- und Aussonderungen in einer beständigen Ordnung, und in einem gleichmäßigen Umlaufe auf einander. Die Veränderung wird der Anfang zur Krankheit. 3) Von den monatlichen Gewohnheiten der Weiber. Das regelmäßige Eintreten, das frühe Eintreten und frühe Vergehen des Monatlichen, setzt etwas Periodisches voraus, wozu Gewohnheit und andere Umstände etwas beytragen mögen. 4) Von den monatlichen Gewohnheiten der Männer. Die Weibermänner sind weichlich, wie die Weiber, folglich ähnlichen Veränderungen unterworfen. Z. B. Blutbrechen, Blutharnen, güldene Ader u. s. w. Dergleichen Blutflüsse dauern gewöhnlich drey Tage, und auf die Wahl der Mittel nach Zeit und Umständen kommt sehr viel an. Eben daher ist die freywillige oder künstliche Wiederherstellung der Ausleerungen von Wichtigkeit für den Denker und Beobachter. (Wie viele Klugheitsregeln lassen sich daher abstrahiren!) 5) Von den alljährigen periodischen Wirkungen des Lebens. Die veränderte Jahreszeiten geben dem Menschen die veränderte Stimmung, veränderte Witterung plötzliche Veränderungen in den Krankheiten. Krankheiten und Tod fallen auf gewisse Tage. 6) Von den Stufenjahren. Jedes siebende und neunte Jahr soll ein Stufenjahr seyn. Gewisse Veränderungen des menschlichen Lebens erfolgen allemal mit dem 18ten Jahre. Die nämlichen wiederkehrenden Krankheiten hängen mit der gesetzten Witterung zusammen. Die Sterbelisten bestätigen das Daseyn der Stufenjahre. Die Sterblichkeit nimmt vom 48sten Jahre an immer zu, und richtet sich zum Theil nach dem Beschlusse und Anfange der siebenjährigen Perioden. Es giebt gemeine und Familienstufenjahre. (Die Sache selbst läßt sich wohl nicht bezweifeln, da die Erfahrung zu laut spricht. Auch ganze Familien haben ihr bestimmtes Todesjahr,

besonders Frauenzimmer, in der Verabschiedung des Monatlichen. Der periodische Gang aller Dinge, aller Krankheiten, aller natürlichen und krankhaften Ausleerungen u. dgl. läßt das Daseyn der Stufenjahre vermuthen, nur scheint die Ursache nicht in einem bestimmten Einflusse der Gestirne, sondern in den natürlichen und widernatürlichen Revolutionen des Körpers zu liegen.) 7) **Von der allgemeinen Uebereinstimmung aller Menschen in der Art und Dauer ihres Lebens.** Eigentlich wird der Beweis geführt, daß die Menschen zu des Hipp. Zeiten den jetzigen Menschen gleich gewesen, und dann folgen einige Bemerkungen über die angebohrne Verschiedenheit der Menschen. An der Hand der Geschichte zeigt der Verf. wie ähnlich wir noch jetzt den ehemaligen Menschenkindern sind. Der Mensch ist allenthalben Mensch. — Im B. 2. Th. 2. holet der Verf. nach, was zur Aufspürung der Ursachen solcher periodischen Veränderungen dienen kann. 1) **Von der Uebereinstimmung der periodischen Veränderungen im gesunden und kranken Körper mit den Abwechselungen zwischen Tag und Nacht.** Es giebt eine gewisse Harmonie der Krankheiten und Tageszeiten. Die Morgendämmerung ist der Befruchtung und dem Hervorkeimen der Pflanzen dienlich. Frühe wird der Begattungstrieb rege, und Befleckungen, so wie Schweiße, erfolgen fast immer des Morgens. Das Podagra und die Engbrüstigkeit kommt nach Mitternacht. Krebsgeschwüre werden an heitern Tagen allemal hochrother und schlimmer, hingegen minder bösartige Geschwüre werden gutfarbiger. Andere Krankheiten, z. B. dreytägige Fieber, machen ihre Anfälle meistens zu Mittage u. dgl. Die Lebensbewegungen verändern zweymal des Tages ihre Richtungen, bey Tage vom Herzen nach den äußern Theilen, in der Nacht nach innen. Daher der wichtige Einfluß des Lichts auf das thierische Leben. 2) **Untersuchung, in wie ferne der Mond auf die periodischen Veränderungen in lebenden Körpern Einfluß habe.** Das strittige Kap. von dem Einflusse des Mondes ist bekannt. Hier einige neue Aufschlüsse, wie viel die Luft, folglich auch der Mond, auf den Gang der Krankheit vermag. Die Perioden der meisten Krankheiten gehen nach gedritteten und gevierten Perioden, und dann fallen sie so ziemlich auf den vierten Tag vor und nach dem Neumonde, vor und nach dem Vollmonde. (Wir sahen sehr oft um die Zeit das Monatliche regelmäßig wieder kom-

in den nämlichen Zeitpunkt die Schwängerung
kunft fallen.) 3) Von den festgesetzten Perio-
b d ganze Leben eines Menschen umän-
gen Ursachen derselben, oder von den
en, die mit jedem Alter in dem Menschen
auch hier gehet alles nach festgesetzten Monaten
en in den Lebensstufen des Menschen. Jedes Alter
eiten nach den Veränderungen im Körper.
ver denen Zeitperioden des Lebens stehen mit dem
Umfange der Gefäße im Verhältniße u. s. w. —
n ab, und begnügen uns an der Skizze der
hrift, übergehen manches, wobey wir gerne
, was wir weiter verfolgen oder berichtigen
l. r ornken und prüfen kann, wird hier vielen
Verbindung alter und neuer Ideen finden,
bemerken, daß gute Erfahrungssätze in
ten und bey allen Menschen gleich wahr blei-
vieles, was die Neuern für Unsinn der Alten
immer die Probe hält, wenn man nur den
tei jalschen Sinn unterlegt, und ehe man urtheilt
, erst die Erfahrung zu Rathe ziehet. – Dann erst
unklüglich zu zweifeln, und läßt sich nicht von jedem
e e irre führen, prüfet das Neue und Alte, und

Hf.

**W. Dedekinds, Dr. und Phys. zu Holzmin-
der natürlichen Pocken. Eine Mo-
st. Holzminden, gedruckt bey Bohn.
8.**

Monatsschrift hat Rec. 4 Blätter, die 4½ Bo-
, vor sich, an deren Schluß eine Fortsetzung ver-
; von dieser ist ihm aber nie etwas zu Gesichte
Der Verf. hat zu Königslutter 20 Jahre lang,
1709. 1 1789. prakticirt, daselbst mehrere Pockenepi-
n und wie er sagt, durch seine Curart, die Sterb-
aber in den Pocken so sehr vermindert, daß von
n, die in jenem Zeitraum zu Königslutter geboh-
, nur 41 an den natürlichen Pocken starben.
41, meynt der Verf. wären auch nicht gestorben,

plicationen derſelben mit anderen Uebeln. —

Dieſen gewiß höchſt geringfügigen weſentl
ſeiner Schrift hat der Verf. in einem Dialog e
mit einem andern Arzte, Celſus hält. Beyde
einander, und C. frägt wie ein Kind, z. B. wa
ſton? u. dgl. Der Verf. ſpricht mit ſeinem C. ü
über die Uebereinſtimmung der Vernunft mit de
macht ihm eine poetiſche Beſchreibung von
ſchöner Lage, hält eine Vorleſung über Phlogiſt
arten, die ſehr erbaulich iſt, und bemerkt zul
debrand, daß die Pockenmaterie kein ſchädli
wofür es dieſer erklärt hatte. Nur einige Pro
ſeichten Kenntniſſen des Verf. — Er verw
entzündbare und phlogiſtiſirte Luft; — er meynt ol
re beſtehe aus Phlogiſton und dephlogiſtiſirter Luft
Luftſäure ſey faſt ſo ſchwer als Gold; — fixe Luft

Würkung deſſelben, wenn unſere Säfte damit überladen — S. 59. „Da nun das Waſſer der Lutterquelle s iſt, als eine Auflöſung der Kalkerde in einem er reiſt angefüllten Waſſer: ſo folget (??) — daß die- r ein ſehr geſundes Getränk ſeyn müſſe.“ — Nich- aus dieſer Schrift, daß ſich der Verf. erſt beſſer ſtſteller bilden müſſe, wenn er einmal mit Ehren als ſolcher auftreten will.

Ns.

ſcript anatom. nervorum lumbalium, ſa- et extremitatum inferiorum, cum tabul. linearibus et adumbratis, auct. *Leonardo Fiſcher*, M. et Phil. D. in ro. anatom. Lipſienſi profect. et Socier. membro honorar. Lipſiae, apud n. 1791. 57 S. in Imperialfol.

iſt mit typographiſcher Schönheit, die man ſchon klagshandlung gewohnt iſt, gedruckt, und dem f. Haaſe zugeeignet. Es macht ohnſtreitig dem ge- des Verf. und ſeinen Kunſttalenten gleiche Eh- viel mehr, als hier der Verf. ein ſchon öfter bear- ich noch mit Gewinn betritt. Seine Vorgänger noch etwas zu wünſchen übrig. So verkennt er e der neueſten unter ihnen, Seyr und Jördens bey erſterm fehlen die hintern Schenkelnerven, in den Abbildungen zu ſehr von der natürlichen genſtände ab, und beyder Zeichnungen findet er fein und nett genug. Zuweilen war er ganz ohne bey den Hautnerven, davon er die feinſten Ne- Knötchen, auf der Schenkelbinde beobachtet ha- ſich nicht getraute, ſie auch zu zeichnen. Er , daß er ohnedem ſchon einige Nerven habe ſtärker vorſtellen müſſen, als ſie in der Na- und glaubt, daß dies dem Leſer eben keinen Se zu bringen werde. Und dies wird nun t zu befürchten ſeyn, weil ja der Leſer darauf merkſam gemacht wird! Der Verf wollte lie- ungen vermehren, als die Theile verzerrt und

Figur, in der natürlichen Lage,
genden ganz weg, oder werden, au
de Weiſe, etwas auf die Seite geſt
genden zur Anſicht zu bringen. Auch
w. ſind nicht vernachläßigt, ſelbſt,
zuweilen, in den Umriſſen, noch du
gedeutet, und die verſchiedenen Theil-
ſtaben und Zahlen unterſchieden
ſchreibung iſt ganz anatomiſch,
mediciniſch-praktiſcher Beobachtun
Der Verf. iſt dabey vorzüglich und
folgt, um ſich nicht, wie er ſagt,
chungen zu verwirren, und in
auszuſchweifen. Aber, wie
überall die vorzüglichſten Neurogr
nur die von ihnen beliebten Eintheil
ziemlich ausführlich, eingerückt,
Abweichungen, in der Beſchreibung
bracht. Unverkennbar iſt der emſige
Verf., womit er dieſe Nerven bis zu
ckelt und dargeſtellt hat, ſo daß man
teres Feld, und vollſtändiger, als b
überſieht, was man z. B. gleich bey b
tiget finden wird. Den Urſprung der
leitet er aus dem 2ten, 3ten und 4ten
beſchreibt, auch hier abgebildete, über
vor ſeinen Theilungen, an den größe
und den Darmbeinmuskel giebt. Als
mes giebt er nur 6 bis 7 an, und ſchr
Eintheilung dieſer Aeſte, mit Styr,
öfters Zweige hier vorkommen, die

außer der natürlichen Lage vorstellen, was denn freylich
nur fürs Auge angenehmer, sondern auch belehrender
So bleiben denn die Theile, welche schon in einer vorgä
Figur, in der natürlichen Lage, vorgestellt sind, in
genden ganz weg, oder werden, auf eine eben nicht
de Weise, etwas auf die Seite gerückt, um die
genden zur Ansicht zu bringen. Auch Muskeln,
w. sind nicht vernachläßigt, selbst weggenommene
zuweilen, in den Umrissen, noch durch punktirte Li
gedeutet, und die verschiedenen Theile sorgfältig durch
staben und Zahlen unterschieden und bezeichnet.
schreibung ist ganz anatomisch, und darum das Ei
medicinisch-praktischer Beobachtungen gestissentlich ve
Der Verf. ist dabey vorzüglich und fast allein Wal
folgt, um sich nicht, wie er sagt, in die mancherley
chungen zu verwirren, und in den kleinern Zwei
auszuschweifen. Aber, wie leicht zu erwarten ist,
überall die vorzüglichsten Neurographen verglichen, und
nur die von ihnen beliebten Eintheilungen dieser Ner
ziemlich ausführlich, eingerückt, sondern dann die
Abweichungen, in der Beschreibung, noch besonders
bracht. Unverkennbar ist der emsige und geduldige
Verf., womit er diese Nerven bis zumal in die Ha
ckelt und dargestellt hat, so daß man hier allerdings ei
teres Feld, und vollständiger, als bey seinen Vorg
übersieht, was man z. B. gleich bey den Lendenne
tiget finden wird. Den Ursprung der großen Schenk
leitet er aus dem 2ten, 3ten und 4ten Lendennerven
beschreibt, auch hier abgebildete, überaus feine Netze,
vor seinen Theilungen, an den großen runden Lende
und den Darmbeinmuskel giebt. Als Hauptäste dieses
mes giebt er nur 6 bis 7 an, und schreibt die so ver
Eintheilung dieser Aeste, mit Styr, dem Umstande zu
öfters Zweige hier vorkommen, die zuweilen wieder
Aeste ausmachen, der aus diesem Stamme entspring
Nerven sind bey dem Verf. 18, worin er mit keinem
Neurographen ganz übereinstimmt. Aber darüber
freylich hier gerade am wenigsten zu wundern. In de
theilung des großen ischiadischen Nerven nähert e
Winslow. Doch machte die hier vorgestellte größere
von Zerästelungen wieder Abweichungen nothwendig.
hält die Theilung dieses Nerven mitten im Oberschenkel

oder darunter, für die gewöhnliche, falls nicht
deutlich getheilte, oder durch Zellstoff eine
emigte, Stämme, gleich vom Ursprunge an, da
nur einem Stamme, sey die höhere Theilung für
iche des Messers zu achten. — Wir wollen
entscheiden und noch der Kupfertafeln erwähnen.
ab. 1. ist Fig. I. ihrer Vortrefflichkeit wegen, aus Cam-
aufgenommen. Sie stellt die Hälfte eines männli-
ns mit ihren Bändern und den drey letzten Lenden-
, und darin den Ursprung des ischiadischen Nerven
rbindungen mit dem großen sympathischen Ner-
Fig. II. eine ähnliche Vorstellung ohne Hüftbein,
weiblichen Leiche, ganz nach Walters nerv. thor.
T. I. F. 2. Nur erscheint hier noch der 3te und
winkel, der 3te und 4te Lendenknoten des großen
uchen rven, und der 2ten und 3ten Lendennerven,
mit großer Deutlichkeit, der Ursprung und die
ver Lenden- und Kreuznerven sowohl unter sich,
großen sympathischen Nerven und dessen Ende,
ste der Lenden- und Kreuznerven zu den Anfängen
kelnerven, Hüftbeinlochnerven und ischiadi-
nerven. — Diese Figur steht, nach Schatten und
, verkehrt. Wir können allenfalls den Grund davon
r doch nicht bergen, daß dadurch das Auge et-
wird. — Tab. II. das rechte Bein eines
nes mit dem halben Becken, F. I. von der vordern, F.
hintern Seite. Die Haut ist, der Länge nach,
Seiten zurückgelegt, und dann mühsam eine
ls gleich unter der Haut liegender, theils in sie
tgenter Nerven aufgetragen. Bey dieser Verkleine-
konnten sie freylich nicht mehr ganz in ihrer natürlichen
eit vorgestellt werden. Den Vorfuß hat der Verf. eben
egen mit Haut bedeckt gelassen. F. I. der folgenden
n Tafeln zeigt, auf der vordern Seite des rechten Beins,
ertheilungen des großen Schenkelnerven, und, am Un-
enkel, die vordern Zweige des ischiadischen Nerven, und
T. III. auf der äußern Muskellage, T. IV. nach Weg-
e einiger Muskeln, die tiefer liegenden Nerven, mit
n des Hüftbeinlochnerven. In F. II. sieht man die Zer-
ungen des ischiadischen Nerven auf der hintern Seite des
Beins, T. III. in der ersten, T. IV. in der zweyten
dritten Muskellage. F. III. stellt die Fußsohle besonders

vor, in T. III. nach abgenommener Haut, mit
lichern Nerven, T. IV. nach Wegnahme der
der Fußsohle und der mehrsten Muskeln, mit
genden Nerven. In diesen Tafeln sind die
sehr sichtlich, daß der Verf. auch sein
und den Grabstichel mit eben so vieler Ge
nauigkeit als Feinheit zu führen weiß. — Aber
tern Tafeln scheint uns doch der Stam
kelnerven gegen den ischiadischen zu
ste Nerven des Körpers verhältnißmäßig ein
Auch hätten vielleicht die Blutsgefäße
die abgeschnittenen Nervenäste und
Merkmal mehr ausgezeichnet werden
unterscheidet man sogleich, ohne die Be
in die Muskeln hineingehen oder nur abgeschnit
liegen? — Im Texte kommen einige,
bessernde, Druckfehler vor. Nur in den
was beschwerlicher. In den bezifferten
man dagegen nicht leicht einen Verstoß
steht einmal 54. statt 45. unter 484.,
IV. F. 1. die Nervenzweige 362. 363. 304.
net, als ob sie von 361. kämen, die aber S. 32.
abgeleitet, und in der schattirten Figur auch richtig
stellt sind. — Die drey Philosophen auf der Titelvig
scheinen sich über Geist und Körper, und deren
vermittelst des Nervensystems zu unterhalten.
giebt die angenehme Hoffnung zur Fortsetzung dieser Arbeiten,
und will zunächst die Vertheilung einiger rückständiger Lend
nerven und des Hüftbeinlochnerven liefern, wozu wir ihm
Muße und Gesundheit wünschen.

As.

IV. Schöne

IV. Schöne Wiſſenſchaften und Poeſien.

und komiſche Erzählungen des armen , nebſt einigen richtigen Bemerkungen uerey. Frankfurt und Leipzig. 1791. 11 8.

, dem Vorberichte zu Folge, von einem n, und in Dürftigkeit und Elend leben- rühren.

, aber dieſe ſogenannten Genieſtreiche , daß der Herausgeber ſich ſehr irrt, wenn das Publikum werde daraus einen Grund für die Talente des Verf. ſchöpfen.

einige Belege dieſes Urtheils. Den Anfang dichte, in allen Gattungen, eins hoch ſchlechter andere. So heißt es S. 8. in einer Ode an den Leopold:

Heil dem erhabenen Leopold!
Lang fühle Er des Lebens Freuden,
Es muß um ſeinen Kaiſerthron
Olympus Klarheit ſich verbreiten.

n Liede an das Veilchen S. 11.

Dein Gewandt ſtrahlt nicht
Goldbeſäumt ins Auge,
Demuth aber ſpricht
Lieb zu dir ins Herze.

einer ganz ſinnloſen Ode: Bittt beym Aſchenkrug ihres edon. S. 19.:

Gräbernacht der ſtummen Geiſtertrauer
Biegt Geſpenſter in mein banges Herz
Ha — zerfällts in Todesſchauer —
In des Heilgen Staub! Heil'g ſey dirs Schmerz.

Dann folgen zwanzig sogenannte k
die aus Kalendern zusammen gestoppelt zu seyn
Unter andern die bekannte wahre oder
vom K. v. Pr. da er einen Supplikanten,
werden wollte, zum Wagenrath ernannte.
Am Ende eine langweilige Rede eines sterbenden
maurers.
Und das alles heißen Geniefrüchte!
Menschen sich unter Genie denken mögen?

Se.

Zwölf Gedichte von ***. Bern,
phischen Gesellschaft. 1791. 3

Gedichte wie wir sie schon in Menge hal
von wahrem Dichtergeist zu verrathen,
nicht zu gedankenlosen Reimereyen herab,
zwölfe sind, darf die Kritik so strenge nicht
te sie wohl an Strophen wie folgende:

S. 4. Z. 1. v. u.
„Da stand der König auf und heulte!“

S. 6. Z. 7.
„Der Fürstin, die indem sie mit der
„Und das Serail erschüttert,
ke (n.) u.

S. 21. Z. 2. v. u.
„Auf dem Gipfel des Vergnügens stunde!“

S. 28. Z. 4.
„— ich hör ihn schon in meiner trunknen Leyer:“

S. 40. Z. 3. v. u.
„Ich will mich, neben dir, an das Clavier hinnie
gen,“

und einigen zu prosaischen Versen, wie S. 32. V. 2. und S. 33. V. 5. wie auch an harten Reimen als: winkt — schwingt, fliesset — misset, wiesen — rissen, bis — entfliehn, Rose — Schooße, schaffen — schlafen, vernehmen — strömen, Schlusse — Fusse, und mehrern

ern keinen Gefallen finden. S. 31. Z. 4. v. u. iſt ein Druck-
er ſtehen geblieben, ſtatt in muß es ich heißen.

Dh.

Gedichte von Johann Chriſtoph Fröbing. Leipzig, in der Weidmanniſchen Buchhandlung. 1791. 276 S. in 8.

Faſt ſcheint man in Deutſchland zu glauben, es könne nicht anders ſeyn; alles was aus der Feder eines deutſchen Autors gefloſſen, müſſe, wenn ſich nur ein Verleger fände, (und wenn fände ſich der nicht?) gedruckt, und alles, was für einen kleinen Zirkel von Freunden, für beſondere lokale Verhältniſſe gedruckt worden, müſſe nun auch geſammlet dem ganzen Publikum vorgelegt werden. Daher die zahlloſen Sammlungen unbedeutender Abhandlungen, Streitſchriften, Predigten, Gedichte, die oft kaum für die Gelegenheit, die ſie hervorbrachte, gut genug waren, die meiſt nur äußerſt wenige Perſonen, außer den Verf. vielleicht keinen Menſchen intereſſiren, und die, den Setzer und Cenſor abgerechnet, Niemand lieſt. Hr. Fröbing iſt als Verf. einiger ſogenannten Volksſchriften bekannt, die man rühmt — ſehr wohl! — er hat zu ſeiner Erbauung ein paar geiſtliche Lieder gereimt; wer könnte etwas dawider haben? — Er hat zum Zeitvertreib ein paar Erzählungen und andere Kleinigkeiten zu Papier gebracht — eine rühmliche Erhohlung von ernſtern Geſchäfften! Er hat bey den Hochzeiten, Geburtstagen u. ſ. w. einiger Freunde ihnen ſeine guten Wünſche gedruckt vorgelegt, auch dieſe Sitte iſt ganz unſchuldig, wenn ſie gleich eben nicht dient, die Poeſie bey einer Nation in Achtung zu ſetzen — — aber daß Hr. F. nun alle dieſe durchaus unbedeutende Dinge, zum erſten und zweyten Male drucken läßt, und ohne Beruf ſich in den Chor der vaterländiſchen Dichter miſcht, das verdient die Ahndung der Kritik, und ſeine, in einem andern Fach erworbenen Verdienſte können ihm hier auf keine Weiſe zu Statten kommen. Der gänzliche Mangel an poetiſchem Talent, an Sinn für die Verſchiedenheit des poetiſchen und proſaiſchen Ausdrucks, und ein hoher Grad von Geſchmackloſigkeit offenbart ſich faſt auf jeder Seite. So ſind z. B. von den Hochzeitcarmen u. ſ. w. die langen Titel in extenſo abgedruckt.

gedruckt. So ungern wir den Raum durch schlechte Verse engen, so können wir uns doch nicht entschließen, ein Urtheil, zumal ein ungünstiges, den Lesern ohne allen Beweis vorzulegen. Wir setzen also den Anfang einer Erzählung her:

In einem großen Dorf am Rhein —
Wie's heißt, fällt mir sogleich nicht ein —
War ein gewisser Bauer, Siegmund Hagen,
Dem gieng es noch vor wenig Tagen,
Wie's dem gemeiniglich zu gehen pflegt,
Der wenig Hirn im Kopfe trägt.
„Wie giengs ihm denn?“ Geduld! erst muß ich sagen:
Es kommandirte Siegmund Hagen
Die schönste, größte Flur am Rhein,
Voll Aecker, Wälder, (eine Flur voll Wälder?
voll Wein,
Und so viel Geld dazu, daß er — ich wette
Mit manchem Grafen sich nicht leicht —

(Dieser Vers sagt just das Gegentheil von d
gen soll.)

Und gleichwohl war — Ihr selber wißt,
Daß Habsucht oft des Reichthums Schooßkind ist —
Der Mann dem Geize so ergeben,
Daß er seit seinem Knabenleben
Nichts als Kartoffelnklös und alten Hering aß,
Daß er beym Kohlentopf im strengsten Winter saß;
Daß er für seines Weibes Haare,
Die er unausgesetzt zweymal im Jahre
Zum Juden Moses Levi trug,
Sich frey in alten Kleidern trug;
Daß er den Schoß nie anders bis die Vögte
Ihn exequirten, abzutragen pflegte,
Daß er im Tempel, wenn der Klingelbeutel kam,
Den Heller, den er gab, vom Nachbar nahm,
Ihn aber nie bezahlte u. s. w.

Das ist eine Erzählung! Man sollte schwören, sie sey aus dem Nachlaß der sel. Frau Quickly, die Shakspeare in einem seiner Stücke auftreten läßt. Eine Kunst, von welcher der Verf. auch nicht die ersten Begriffe zu haben scheint, ist die

Kunst

— aufzuhören. Zum Beweis aller Beweise kann das ...rtagsgedicht: Amors neuer Raritätenkasten S. 222—234. dienen. Das ist ein Gewitzel, das selbst die Geduld ines Heiligen erschöpfen könnte! Wir verschonen unsre Leser amit, und sprechen nur noch über den, der den Druck sol- her Verse billigen kann, mit den eignen Worten des Verf. en poetischen Fluch aus:

Nie ertön seinem Ohre je wieder Thaliens Geliszel,
Nie Melpomenens Gesang, und nie die Leyer Apollos!
Krähen- und Eulengeächz' und Fledermäuselegezirpe
Und der Frösche Gequax nur soll der Geschmacklose hören!!

Nw.

...ersten ...undsätze der schönen Künste überhaupt, ...önen Schreibart insbesondere. Heraus- ... von Eulogius Schneider, Professor zu ...nn. — Bonn, verlegt von der löbl. Schul- ...mmission. 1790. 19 Bog. in 8.

...sollte d... der ästhetischen Lehrbücher zu viel werden, ... die Anz... derselben mehr als hinreichen, die wir schon ... und ne... lich seit etwa zehn Jahren erhalten ha- ... selben hat der Beyfall des Publikums so ...im... ...en, daß nur ihre immer größere Vervoll- ...mit jedem neuen Abdrucke ein Bedürfniß zu seyn ...s, ...t aber ihre Vervielfältigung und Umschmelzung ...form. Denn in der That sind doch mehrere neuere ... ...r Art offenbar nicht viel mehr, als dergleі- ...gen.

...Verf. des gegenwärtigen geschah der Auftrag, solch ...n L... ...h zum Besten der zu Bonn studirenden Jugend ...en; aber vorher schon hatte er den größten Theil ...zu seinem Privatgebrauche verfertigt. Wenige Lehr- ..., meint er, welche auf protestantischen Schulen ge- ...t werden, ließen sich auf katholischen anwenden; nicht ... weil Ketzereyen darin vorkommen möchten; sondern ...ie gewöhnlich bey den Schülern mehr voraussetzen, als ...ausgesetzt werden darf. Durch den Plan, den der

Verf.

Verf. wählte, suchte er seiner Arbeit etwas Unterscheidendes zu geben. Sein erster Grundsatz im Unterrichte ist, wie er sagt, vom Allgemeinen zum Speciellen fortzuschreiten; so, daß das Folgende immer aus den Vorhergehenden Licht und Bestätigung erhält. Deswegen setzte er zuerst die allgemeinen Grundsätze der schönen Künste fest, und ließ darauf nicht gleich die Dichtkunst und Redekunst, sondern eine besondre Abhandlung von den allgemeinen Grundsätzen des Styls, folgen, die er, der Kürze wegen, die ästhetische Sprachlehre nannte. Dieser Idee können wir nicht anders als beystimmen, und glauben allerdings, daß dadurch der Uebergang zu den beyden Hauptgattungen der durch Rede wirkenden Künste besser gebahnt und vorbereitet werde. Ob aber die zum Theil abstrakten ästhetischen Lehrsätze und psychologischen Zergliederungen, wie auch hier geschieht, gerade den Anfang der Geschmackstheorie und des Unterrichts in den schönen Wissenschaften machen sollten, daran möchten wir doch fast zweifeln. Vielleicht ist es hier, wo die Gegenstände gerade das Sinnliche und Individuelle zum Hauptcharakter haben, doch noch rathsamer vom Einzelnen zum Allgemeinen fortzuschreiten, und folglich des Verf. Methode lieber umzukehren.

Für diesmal liefert er nur noch die Aesthetik und die ästhetische Sprachlehre, denen in einem künftigen zweyten Bande die Poetik und Rhetorik folgen sollen. Wer mit den bisherigen bessern Lehrbüchern nur einigermaßen bekannt ist, der wird bald gewahr, daß der Verf. fast durchgehends sie benutzt, und bald aus diesem, bald aus einem andern nicht nur seine Gedanken, sondern oft sogar seinen Vortrag entlehnt habe. Um nur Ein Beyspiel davon zu geben, vergleiche man folgende Erklärung der Einbildungskraft mit dem, was in Eschenburgs Theorie darüber gesagt wird:

Eschenburg.

— — Die Einbildungskraft, oder das Vermögen, sich abwesende Gegenstände, deren Andenken das Gedächtniß erneuert hat, lebhaft und deutlich vorzustellen. Sie ist — — die eigentliche Schöpferin aller schönen Kunstwerke.

Unser Verfasser.

Die Einbildungskraft, oder das Vermögen, sich abwesende Gegenstände, sie mögen nun wirklich oder erdichtet seyn, klar und lebhaft vorzustellen. Die Einbildungskraft ist die Schöpferin aller Kunstwerke. Der Anlage nach ist sie

re nothwendigſten Eiten ſind: Leichtigkeit, gkeit und Reichthum. Der Anlage nach iſt higkeit Naturgabe — kann aber durch öfte- ung, Nahrung und ung gar ſehr geſtärkt, t und bereichert wer- ſ. f.

ſie Naturgabe; ſie kann und muß aber durch Uebung, Anfriſchung und Nahrung geſtärkt werden. Nicht allein der Künſtler, auch der bloße Kenner und Liebhaber bedarf ihrer, um recht zu genießen. Ihre Führerin iſt die Vernunft; ſonſt ſchweifet ſie aus. Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Stärke und Reichthum ſind ihre weſentlichſten Vorzüge.

ließen ſich mehrere, und zum Theil noch auffallendeellen anführen, in welchen der Verf. dieſes, oder anbücher, z. B. von Sulzer, Steinbart, Eberhard, g, u. a. m. faſt wörtlich kopirte. Bey dem allen aber wir ſeiner Arbeit ihren Nutzen nicht abſprechen. Sie elmehr in den Gegenden, für welche ſie zunächſt beiſt, manches Gute wirken, und manche dort noch fremund Kenntniſſe mehr in Gang und Umlauf bringen. önnen denn auch die hie und da eingeſtreuten, und ganz zweckmäßig gewählten, Beyſpiele noch mehr lich ſeyn.

Dm.

V. Theater.

er Noot, oder geheime Geſchichte der Empög Belgiums, (Belgiens) dramatiſch bearbeivon D. B. und aus dem Franzöſiſchen übervon Fr. B. Frankfurt und Leipzig. 1791. Bog. in 8.

ühlt keinen Beruf, hier zu unterſuchen, ob der Verf. olitiſchen Schauſpiels die Perſonen, welche bey der ng Belgiens die erſten Rollen geſpielt haben, mit it ſchildert, und die Begebenheiten mit ihren geheimen

Quel-

Quellen richtig darstellt. Hier ist nur der Ort, dies Produkt, als Kunstwerk betrachtet, zu beurtheilen, und da ist es von sehr geringem Werthe. Schon die dramatische Form ist ihm mit Gewalt aufgezwungen, und der ohnehin äußerst schleppende Dialog durch Einschiebung von langen Reden, Deklarationen, und verlesenen Aktenstücken unterbrochen. Die Katastrophe des Schauspiels ist nicht etwa die würkliche Katastrophe der Revolution, sondern das Stück endigt sich damit, daß van der Noot zum Herzoge von Brabant erklärt wird. Endlich ist die Uebersetzung äußerst undeutsch und elend gerathen; das Ganze ist in dem Styl geschrieben, wie die alten Gespräche im Reiche der Todten.

Zwey Uhren und kein Geld im Sack, ein Lustspiel in fünf Aufzügen von B. Meyer. Duisburg, bey Helwing. 1791. 8 Bog. in 8.

So platt, wie der Titel, den der Verf. noch obendrein bey den Haaren herbeygezogen hat, ist das ganze Stück. Der Plan ist armselig, und in der Ausführung und Behandlung der Charaktere ist nicht die geringste Rücksicht auf das genommen, was Anständigkeit, Feinheit und Schicklichkeit fordern.

Jz.

Kunigunde von Rabenswalde, ein Schauspiel in fünf Aufzügen, nach der Geschichte gleichen Namens für die Schaubühne bearbeitet von (dem) Licentiat Joseph Rissl, Stadtgerichtsschreiber zu Wasserburg. Augsburg, bey Stage. 1791. 6 Bog. in 8.

Der Verf. sagt in der Vorrede: er wisse die Kritik seines Stücks zum voraus; habe es aber auch nur geschrieben, um sich die Langeweile zu vertreiben. Das ist curios, daß er sich auf unsre Unkosten die Langeweile vertreiben will. Aus einem mittelmäßigen Roman hat er ein sehr elendes Schauspiel zusammengeflickt. Man braucht übrigens nur die Zueignungsschrift an den Stadtmagistrat zu Landsberg — welch' ein

Einfall!

— zu lesen; so sieht man, daß dieser Mensch nicht ne Zeile ohne die gröbsten Sprachfehler schreiben kann: „Für alle Wohlthaten," sagt er, „will ich mich befleissen, meiner Vaterstadt Achtung zu verdienen, und ich darf mir schmeicheln, ihr selber allgemein beliebt gewesen zu seyn, doch nicht wegen seiner Talente?) „welches Bewußtseyn mir „von jeher einen Trost verschuf." Er hofft: „man werde „das Stück so aufnehmen, wie er es aufgenommen zu „werden wünscht u. s. w." —

Hg.

Les Indiens en Angleterre. Comédie en trois Actes; traduite de l'Allemand de Mr. le President de *Kotzebue*. a Berlin. 1791. 10 Bog. in gr. 8.

Der ungenannte Uebersetzer dieses Schauspiels hatte die patriotische Absicht, de laver sa nation de l'injure qu'on lui *faits d'être incapable d'avoir de l'esprit*. Er ist also ein Entschuldiger; und vielleicht verrieth das auch schon die Wortfügung dieser letzten Redensart. Er beschwert sich noch umständlicher über die Ungerechtigkeit dieses Vorwurfs, und die stolze Anmaßlichkeit der Franzosen, deren einige, bey Einführung der Berliner Regie, übermüthig und unverschämt genug waren zu sagen: qu'ils venoient dans le Brandebourg, pour donner de l'esprit aux sujets. Der Beyfall, den das Kotzebuesche Schauspiel, die Indianer in England, auf der deutschen Bühne fand, und der Werth desselben, besonders der naiven Rolle der Gurli, veranlaßten den Verf. dieser Uebersetzung zu der Idee, auch die Franzosen damit bekannt zu machen; und er verspricht mehrere Stücke eben des Verf. auf eben die Art zu liefern, wenn gegenwärtiger Versuch Beyfall findet. Sollte er das nicht, so möchten leicht die oft mit unterlaufenden Germanismen daran Schuld seyn, die schon einem Deutschen auffallen, wie viel mehr dem ungünstig eingenommenen Franzosen!

Dm.

VI. Musik.

Drey Klavierſonaten, geſetzt von ſtenberg. Zweyter Theil. mer. 1790. 5½ Bog. in

Hr. Gerſtenberg ſetzt leicht und angenehm. nate aus F dur iſt vorzüglich gut gerathen viel Aehnlichkeit bey ihm mit Sterkel, iſt. Warnen ihn auch deshalb, Einförmigkeit, und bis zum Eckel vor lung verleiten zu laſſen. Sonderl S. 4. in der dritten Linie, wo er dem nem Wohlbehagen läſtig wird, und den, wenn ſie auch herausge Geraſſel erweckt. Ferner verla ler möglichſt mit unerwarteten Sprü 2ten Linie, und S. 18. in der drit bleibe er am Schluſſe mit Baſſenhauern der dritten Sonate mit: Ich klage dir u. berough s'en va-t-en querre etc. geſchehen iſt, kommt uns gerade ſo vor, als wenn Jemand, übrigens ſehr gut geſpielt hat, mit einem F ſchied nehmen will. Aber dies wird leider halben mehr Mode. Der Rec hat vor einen trefflichen Violinſpieler, in ein einer erlauchten Verſammlung, gehört, ponirt zu ſeyn dünkte. Er ſpielte ein gutes Stu darauf ein franzöſiſches langſames Liedchen, Romance, welches er zweymal wiederholte. nigſtens edle Muſik. Nun aber fieng er Bogen piano zu ſpielen: Geſtern Michel da, welches denn en plein orchest ſehnlichen Verſammlung wiederholt, und dieſe lodie in weitläuftigen Variationen bis zum Eckel ward. Den Bogen und Fingern des Spielers dabey alle Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. gar nichts auf die Empfindung und den Geſ

wohlgezogener Leute gerechnet werden? Dergleichen hört man ſo oft am Ende der Concerte ten, und leider werden ſie wohl noch gar beklatſcht. in aber, Gaſſenhauer gehörten auf die Gaſſe für , und in kultivirte Verſammlung gehörte beſſere Muſik.

Qz.

ge lateiniſche und deutſche Chorgeſänge, ebrauch der Singchöre in Kirchen und l. Erſter Theil. Oder: der Motettenung Sechſter Theil. Von Joh. Adam , Herzogl. Curl. Kapellmeiſter, Cantor der asſchule, und Muſikdirektor der beyden Kirchen zu Leipzig. Leipzig, in der Dykiſchen Buchhandl. 1791. 46 S. in gr. 4.

n bey Leichenbegängniſſen ſind zweckmäßig geſetzt, n allenthalben, wo man ihren Ausdruck nicht verre Wirkung thun. Der Hymnus nach Stabat mater lec. vorzüglich gefallen; er iſt geſchickt bey der Comre Andacht zu erhöhen. Der lateiniſche Text aber ſtatt, wenn bey dem Volk Andacht gewirkt wert Volk muß verſtehen was beym Gottesdienſt viro. Hrn. Hillers Schutzrede für den lateiniſchen nur alsdann Beyfall, wenn man blos die Ab- Vokal- und Inſtrumentalmuſik zu beluſtigen, da möchte wohl die Bequemlichkeit des Sängers, Verlangen des Komponiſten, ſeine Arbeiten auch ſchen Landen zu verbreiten, mehr Einfluß haben, andere. Das Motett: Ecce quomodo moritur welches über 200 Jahre alt iſt, hat der Verf. hier laſſen, und damit den Freunden deſſelben einen befallen gethan, hat es aber aus einem Allabreve verwandelt, welches nach unſerm Urtheil natürlicher ſo glücklich iſt die kleine Veränderung, die der V. obulation vorgenommen, und die Abänderung des reyklangs der Septime minor kurz vor dem Schluß. niſche Eintritt der Stimmen gegen das Ende nimmt

ſich nicht übel aus, auch iſt an den Reſponſorien zu den
pſalm Deus in adiutorium meum intende Nichts e
den. Wir erſuchen Hrn. Hiller um mehrere A
gottesdienſtlichen Gebrauch, weil bisher daran M
ſen iſt.

**Drey Melodien zu Wir glauben all' an e
zwo neue, und die alte verbeſſert von J
Hiller. Leipzig, bey Böhme. 1790.
in kl. 4.**

Wenn man vorausſetzt, daß dies ſeit 200
benslied des guten Luthers, noch immer beli
iſt es doch gut, wenn wenigſtens die N
ob wohl vorher zu ſehen iſt, daß auch de
bey der Einführung Unruhe erwecken wird, w
rigkeit kommt, daß die Gemeine immer wieder an
Melodie einfallen wird. Die Vorurtheile ſind ſo
Rec., der in einer Geſellſchaft alter Bürger ſich über
traurige Melodie einsmals beſchwerte, vernahm
Erſtaunen, daß die in fünf Tönen gezerrte Wiede
erſten Worts: Wir ihnen ſammt und ſonders w
beinen an am erbaulichſten geweſen. Hr. H
alſo mit ſeinen Verbeſſerungen nicht viel A
Erſte, wobey die alte Melodie größtentl
gefällt Rec. am beſten. In der Erſten ne
bey; Von Maria u. ſ. w. zu hart. Di
nigſten Harmonie. Bey: Ich weiß
wird ſich die Gemeine überſchreyen. Auf, auf
mit Freuden u. ſ. w. hat die wohlklingende
ein Kirchenlied haben muß. Von: Wer w
mir mein Ende; und: Alles iſt an Gottes
wollen wir lieber die alte Melodie behalten.
herrſcht zu viel Kunſt und zu wenig Natur.

**Anweiſung zum Klavierſpielen, für Lehrer
nende. Eine muſikaliſche Monatsſchrift.
Jahrgang, 2tes Quartal. 1790. H
Verlage der Hendelſchen Druckerey. 6 B.**

te Blatt eines jeden Bogens enthält eine Fortsetzung
isung zum Klavierspielen, womit wenigen Käufern
yn wird. Einige in diesem Heft enthaltene Hand-
wohl gerathen, andere sehr mittelmäßig. Liebe
ie hier die Nachbarin, sollten aus Arbeiten, die
Jugend beyderley Geschlechts in die Hände giebt,
rnt bleiben. Die Märsche und englischen Tänze
ziemlich.

ytenspiel. Cantate von Herder. In Mu-
etzt von J. H. v. Dalberg. Dresden und
g, in der Breitkopfischen Buchhandlung.
og. Partitur. Fol.

te nimmt sich gut aus, und ist gar nicht schwer.
ige, zwey Hörner, zwey Flöten, Fagott und Vio-
ien, den Gesang meisterhaft. Das Tutti: In
verschlungen, macht am Ende einen guten

onatinen, oder vielmehr sechs Clavier-Cha-
Stücke mit willkührlicher Begleitung einer
e benebst dreyen Gesangstücken aus dem
Schauspiel: Das Denkmal in Arka-
kon nirt von Christoph Heinrich Hartz
rganist in Einbeck. Rinteln, bey Bö-
1790. 25 S. in 4.

n scheint ganz gut zu wissen, was für Sachen
m Musik gefallen, und sie zum Fleis ermun-
diese Stücke mit Vergnügen gespielt, und
alische Familie auch.

Ak.

Pot pourri. Oder Sammlung neuer
onaten mit und ohne Begleitung, Sinfo-
kleinen Kantaten, Arien, Liedern und andern

kleinen Klavierstücken von verschiedenen beliebten Komponisten. Zweyter Heft. Leipzig, Dresden und Budißin, bey Breitkopf. Ohne Jahrzahl. 45 S. Querfolio.

Dieser zweyte Heft enthält 1) eine Klaviersonate ohne Begleitung von Dalberg. Besonders hat dem Rec. das Allegro gefallen. Nicht so sehr das darauf folgende Lento dieser Sonate. Es herrscht zu viel Künsteley, und zu wenig Melodie in den Veränderungen des Hauptsatzes. 2) Eine Sinfonie von Rosetti, ganz in seinem bekannten, gefälligen Styl gearbeitet. Besonders zeichnet sich in dieser Rücksicht das Allegro aus. 3) Die bekannte Naumannische Arie, aus der Oper Medea: Ah se perdo il caro etc. im Klavierauszuge. 4) Drey Lieder mit Melodien, von J. Gottfr. Krebs und M. Hausius. Sehr mittelmäßig. 5) Ein divertiment, von Krebs, voll abgedroschener Alltagsgedanken. 6) Zwey ganz artige Rondos von Schmidt, und endlich macht 7) eine höchst mittelmäßige Sonatine von Krebs den Beschluß. Rec. wünscht, daß der Herausgeber dieses Pot pourri in der Auswahl seiner Blumen und Kräuter künftig strenger zu Werke gehen möge.

Qs.

Sammlung leichter Orgelstücke, nebst einer Anleitung zu Zwischenspielen bey dem Choral von Joh. Gottfried Vierling, Organist in Schmalkalden. Erster Theil. Leipzig, bey Breitkopf, ohne Jahrzahl. 7 Bog. Fol.

Die Orgelstücke sind durchgängig zu loben und aller Empfehlung werth; die Anweisung zu Zwischenspielen aber entspricht weder dem richtigen Lehrvortrage der Harmonie, noch schickt sich für diese Sammlung. Zu einer Sammlung leichter Orgelstücke gehört auch eine Anleitung zu leichten Zwischenspielen, welche diese nicht ist.

Bard.

VII. Romane.

Die Gewalt der Liebe in Erzählungen von August Lafontaine. Berlin, bey Matzdorf. 1791. 256 Seiten in 8.

Die kürzere prosaische Erzählung, diese Gattung, in der die Franzosen so reich sind, und so viel Meisterstücke besitzen, wird nun auch seit einigen Jahren von deutschen Schriftstellern mehr bearbeitet. Da praktische, nicht blos aus Büchern entlehnte Kenntniß der Welt und des menschlichen Herzens, und ein angenehmer, hinreißender Vortrag nun aber just die seltensten Talente unter ihnen, gleichwohl aber die ersten Erfordernisse dieser Gattung sind, so konnten die meisten Versuche nicht anders, als mislingen. Kaum drey bis vier haben sich über die Mittelmäßigkeit erhoben, und können ihr Jahrhundert zu überleben hoffen. Der Verf. gegenwärtiger Sammlung, der noch ein junger Mann zu seyn scheint, hat vielleicht Kraft, sie alle hinter sich zu lassen, und er wird es gewiß, wenn er mit gleichen Schritten auf der so rühmlich betretenen Bahn fortschreitet. Studium der Natur, Simplicität des Ausdrucks verfolgt. Das ist alles, was wir diesem jungen Mann von Genie zuzurufen für nöthig erachten. Er hat Augen zu sehen, und Ohren zu hören; haben diese seine Versuche noch diesen und jenen Fehler, so liegt die Schuld blos daran, daß er noch nicht lange, noch nicht genug gesehen und beobachtet hat. Unläugbar hat der Verf. Charaktere im wirklichen Leben mit festem Blick verfolgt, und ist tief in sie eingedrungen; eben so sichtbar aber ist es auch, daß sich in einigen Bemerkungen noch Lücken fanden, die er durch Materialien der Phantasie auszufüllen versuchte, und dies mußte natürlich seinen Schilderungen bisweilen etwas Schwankendes, Unsicheres geben. Dies ist vorzüglich in der ersten Erzählung **Liebe und Eifersucht** sichtbar. Die Charaktere Roberts und Minoens haben einzelne treffliche Züge, die ganze Anlage scheint aber doch nicht aus der Natur, sondern aus andern Dichterprodukten und der Phantasie genommen. Gab es einen Robert, wie er hier geschildert wird, mit dieser Festig-

keit in diesen Jahren dieser Bestimmtheit
und doch einer so feurigen Leidenschaft fähig,
ein Spiel der Natur, wie sie vielleicht in hun
keines aufstellt. Mit einer solchen Festigkeit u
Ausnahme eine große Kälte und Besonnenheit
die diesem jungen Mann aber, besonders in der Katastr
seiner Geschichte, ganz fehlt. — Ueb
als sein Leben. Eine Geschichte aus
Armgart hat die Grille nur dem Liebhaber
ben, der einen Beweis abgelegt habe, daß
als sein Leben. Ludwig hat ihr Her
erst die Probe bestehen. Dies geschi
ziemlich abentheuerliche Art. Durch Erz
rer Erscheinungen am Grabe der Mutter Arn
Neugier des Ritters gereizt, es einst um Mitter
suchen. Eine furchtbare Erscheinung zeigt ihm
Grabe der Mutter einen Sarg mit der Aufschrift
Ludewig, lispelt ein Schatten, „deine Gelie
„Tagen des Todes, wenn du den Becher nim
„du in ihrem Kloster finden wirst!“ Er kämpft
mit sich selbst, die Liebe zum Leben aber siegt.
er den Becher an, aber immer sinkt er wieder
Lippen. Armgart, deren Werk dies alles war, stirbt
freylich nicht, ihre Leidenschaft wird jedoch, wie man
Ritter, mächtig abgekühlt. Unterdessen meldet sich ein
junger Ritter, der um ihr Herz wirbt. Armgart
durch einen Zufall in Gefahr zu ertrinken, und er
mit eigner Lebensgefahr. Hierdurch wähnt sie selbst
ihn gebunden zu seyn, ihn, und nur allein ihn zu
Ihr Vater, der sich in eine Verschwörung gegen den
eingelassen hat, wird in die Acht erklärt, alle seine Fr
ziehen sich von ihm zurück, selbst Georg, so heißt der Junge
verläßt ihn und seine Tochter. Nun aber tritt Ludwig wieder
auf, und giebt den untrüglichsten Beweis seiner Liebe. Er
theilt ihr Schicksal, läßt seine Güter verheeren, sich selbst ächten, und rettet sie glücklich durch die Flucht. „Sein Leben
„für die Geliebte wagen, heißt noch nicht, sie mehr lieben,
„als sein Leben.“ Freylich, denn das kann eben sowohl aus einem natürlichen Muth, und romantischen Schwung der Denkungsart, als aus wahrer Leidenschaft geschehen. Manche schwärmerische Schöne verliert so ihr Herz durch einen Irrthum, den sie oft theuer genug büßen muß. III. Kunigunde.

. Erster Gesang. In achtzeiligen Strophen. Ein
e glückliche Verse, aber auch viel matte, prosaische Füll
n, und zu sichtbare Nachahmung der Bürgerschen Ma
. Dies fällt neben dem, dem Verf. eigenen, Ton in den
ischen Erzählungen desto mehr auf.

Jetzt reichte sie die weiße Hand
Dem marmorstarren Ritter.
Er sah, er hörte nicht; er stand
Als schlüge ein Gewitter
Den schnellen Blitz auf ihn herab;
Als öffnete sich ihm das Grab,
Ihn schleunig einzuschließen,
Ganz nah vor seinen Füßen.

Doch endlich kehrte Leben ihm
Und Lieb' und Treue wieder,
Er sank mit raschem Ungestüm
Zu ihren Füßen nieder,
Der Zauber schwand, die Liebe schwieg,
Die Treue hatte jetzt den Sieg
Und Siegmunds Huldigungen
Der Liebe abgerungen.

: dunkel und unvollständig ist hier die Erzählung: wie wi
prechend! Der wahre Sinn erräth sich nur mit Mühe.
r Reim ist unserm Verf. kein Blumenband, sondern eine
ckende Fessel, und wir können daher nicht wünschen, daß
seinen freyen Gang oft durch ihn hemmen lassen möge.
Die Harfe. Dankbarkeit ist nicht Liebe, aber nur zu
täuscht sich ein edles Herz selbst, hält für Liebe, was nur
verwandte Empfindung war, und macht sich und ein an
s Wesen unglücklich. Eine alte Sage, die Emma von
m Fischer hört, öffnet ihr noch zu rechter Zeit die Augen,
r die wahre Lage ihres Herzens. Sie zieht ihre Hand
der Hand eines edlen Jünglings, dem sie die Rettung
s Lebens verdankt, und den sie von diesem Augenblick an
lieben geglaubt hatte. — V. **Liebe und Edelmuth.**
l Beyspiel von Selbstüberwindung und großmüthiger
fopferung, die das Herz erhebt, und gewiß jetzt nur darum
elten in der Welt ist, weil über dem wissenschaftlichen Un
icht, und der Unterweisung in den Lehren der Religion,

geschrieben, (welch ein geschwätziger Titel!) Anspach, bey Haueisen. 1791. 12 Bog. in 8.

Wenn wir dem glauben dürfen, was in der Vorrede gesagt wird, (die aber eher aus der Feder eines alten Dorfschulmeisters, als eines jungen Mädchens geflossen zu seyn scheint) so ist ein Frauenzimmer die Verfasserin dieses schlechten Romans. Sie sagt in jener Vorrede: sie wolle sich unter der Hand erkundigen, ob ihr Buch gefallen habe, und ob sie also mehr schreiben dürfe. Wir können ihr aus der ersten Hand die Versicherung geben, daß ein solcher, ohne Menschen- und Sprachkenntniß geschriebener, überhaupt an allem, was ein Buch interessant machen kann, leerer Roman, keinem Leser von Geschmack gefallen, und daß sie ihre Zeit besser anwenden wird, wenn sie, wie es die Bestimmung ihres Geschlechts ist, sich mit der Nadel und andern häuslichen Arbeiten beschäfftigt. Dann werden auch die schwarzen Vorstellungen von der Bösartigkeit der Menschen ausbleiben, wovon sie, wie sie behauptet, so mannichfaltige Erfahrungen gemacht hat, die mit dem Vorgeben, daß sie ein junges Mädchen sey, sonderbar contrastiren.

Hs.

Reisen und Abentheuer der Brüder Robinsons. Zur Unterhaltung für allerley Leser. Auf Kosten des Herausgebers, und Bern in Commission bey der typographischen Gesellschaft. 1791.

Der Herausgeber hat in seinem Vorberichte den Gesichtspunkt angegeben, aus welchem er beurtheilt werden will. Der Zweck, sagt er, gieng vorzüglich dahin, durch diese Herausgabe dem Handwerksmann, und gemeinen Arbeiter in seinen Ruhestunden etwas zu seinem angenehmen Zeitvertreib anzubieten, und alle Temperamente finden in solchen Unglücksfällen und wunderbaren Ereignissen, etwas, das sie leicht Zufriedenheit mit ihrem Stande lehrt. Also glaubte ich, die Arbeit sey nicht ganz verdienstlos: da ich aber keinen Verleger dazu finden konnte, so habe ich auch selbst die Kosten dazu hergeschossen, und überlasse es nun der Moralität eines jeden, ob er mich für diese Unternehmung Dank oder

Schmach

Schmach geben will. — Das ist nun freylich eine starke Nothwehr gegen die Anfälle der Critik. Im Vorberichte folgt eine kurze Uebersicht der Geschichte der Schifffahrt, welche der Classe seiner Leser nützlich werden kann. Aber sie ist nicht bis auf unsre Zeiten fortgeführt. Die Erzählungen der Seefahrenden Abentheuer, sind aus den Journalen und aus den Reisebeschreibungen aller Zeiten und Nationen entlehnt, und sind weder ganz gut noch ganz schlecht ausgefallen. Der Mann von Gelehrsamkeit und Geschmack kann seine Rechnung dabey nicht im Geringsten finden. Der Classe von Lesern hingegen, welche der Herausgeber im Sinne hatte, kann sie schon dadurch nützlich werden, daß sie ihn vor manchen unnützern Zerstreuungen und Unterhaltungen abhält. Die Frage ist nur, ob ein Buch wie dieses von fünf hundert und 70 Seiten sich schmeicheln darf in die Hände dieser Leser zu kommen.

RL.

nnen des Schicksals oder die bezauberten Knoten. Eine Feengeschichte aus der neueren Zeit. Rom, in der päbstlichen Druckerey. (Berlin, bey Unger) ohne Jahrzahl. 237 S. in 8.

Auf der letzten Seite dieser Schrift fand Rec. seine, durch manche Bemerkungen über Pariser Theater, Pariser Sitten, u. dgl. erregte Muthmaßung, bestätigt, daß sie eigentlich französischen Ursprungs sey. Gern läßt er dem Uebersetzer der vielmehr Umarbeiter derselben die Gerechtigkeit wiederfahren, daß seine Arbeit nicht gewöhnliche Fabrikwaare, sondern mit Fleiß und Kenntniß gemacht sey, aber eben deswegen kann er auch den Wunsch nicht bergen, daß er eine andre Wahl getroffen haben möchte, weil das gegenwärtige Original keine Uebertragung zu verdienen scheint, denn seine Incorrecten werden nicht durch den Geist und die Laune eines Rebillons einigermaaßen verschönert. Dazu kömmt noch, daß die häufigen höchst beleidigenden Ausfälle, auf die auch unsre ruhmlichst bekannte Gräfin Genlis, hernachmalige Marq. Sillery, jetzige Mad. Brûlart, den äußersten Unwillen erwecken müssen, da nach glaubwürdigen Nachrichten, er moralische Charakter dieses Frauenzimmers, eben so vor-

zug-

Hierüber wird nun manches Wahre aber auch desto mehr E
fes, Unbestimmtes, Uebertriebenes, Schwärmerisches i
nem überaus bunten und burlesken Tone, nicht ohne gra
tische Machtsprüche hergeplaudert, daß man ein Buch s
ben müßte, wenn man seinen Sätzen, die richtige Be
mung und Stellung geben wollte. Nach diesen Gespr
folgen noch einige Artikel in dem nämlichen Geiste abge
Z. B. die Dreyeinigkeitslehre. Unumstößlicher Be
derselben. Man hat in Paris den seltnen Fund eine
mokratischen Monarchie gemacht. Ich kann nicht mehr
len, als etwa ein Feuerländer, oder, das heißt gera
viel, als eine — Zwölfhunderteinigkeit. Und nun we
der glauben kann, der sollte doch wohl gegen eine Drey
keit, — — — nicht viel einzuwenden haben. Welch eine f
Pläsanterie! Wahrlich, den Orthodoxen ein Aergerniß
den Heterodoxen eine Thorheit. Sonderbar ists, daß de
sich nicht nur über alle kirchliche Lehren hinwegsetzt, sor
auch die durchgängig anerkannten Fesseln der Vernunf
wirft, und demohngeachtet pöbelhafte und hämische A
thut, auf Männer welchen die gesunde Vernunft
mehr zu danken hat, als ihm. Was soll es heißen, w
sagt, „es ist höchst tolerant zu verhindern, daß eine
voll philosophischer Pfaffen, (wer sind diese?) sic
Herren über religiöse Meynungen und über öffentlichen G
aufwerfen (wo ist dies geschehn?) Auch diese Wichte
artig) fordern zwar mit Recht Toleranz — — — —
nun geht auch zu, daß wir dem philosophischen, oder
schen, oder atheistischen Banditen, der mit dem Dolch
Verstellung (oder wie es kurz vorher heißt) heimlich mit
Dolche der Theologie unterm bunten Rocke (sich in der K
der christlichen Kirche auf unsere Kanzeln, oder Lehrs
stehlen will,) eben so behandeln. Das höchste Gesetz der
leranz ist nach dem Verf. das Suum cuique. Es sey.
wie gilt denn dies gegen die von dem Pöbel von G
so oft verschrieenen Aufklärer und die von dem Verf. ge
Verfolgung derselben? Sind denn etwa schon hier
Gemeinden klagbar eingekommen, welche ihr Suum ve
ten? So lange dies nicht geschieht, so lange hat der
nicht einmal nach allen seinen verworrenen Begriffen von
leranz, Recht. Von der Urbanität des Verf. mag
vielen folgende Stelle zeugen. Sie betrifft die von dem
sogenannte Seyboldische Motion, daß der Rec. sich ne

n

Dieſer Wunſch, ſagt er, iſt ſehr gerecht, denn wenn e. hinter ſeinem Incognito hervor ihm etwa die Zähn — hämiſch in die — polteriora geſetzt hat. Bravo!

Rſ.

VIII. Weltweisheit.

Verſuch einer Kritik der Religion und aller religiöſen Dogmatik mit beſonderer Rückſicht auf das Chriſtenthum, vom Verfaſſer des einzigmöglichen Zwecks Jeſu. Berlin. 1790. 15 Bogen in kl. 8v.

Die Kantiſche Kritik der reinen Vernunft hat nicht nur überhaupt in der Philoſophie eine große Revolution veranlaßt, ſondern es auch nothwendig gemacht, die Begriffe und Lehrſätze der Religion näher zu beſtimmen, und die Beweiſe für das Daſeyn Gottes, Vorſehung, und Unſterblichkeit anders zu führen als ſie bisher geführet worden ſind. Deren haben wir nun ſchon manche einzelne glückliche und unglückliche Verſuche erhalten. Aber noch niemand hat es gewagt, eine eigentliche Kritik der Religion zu ſchreiben, als der Verf. dieſer Schrift, die er indeſſen auch nur einen Verſuch nennt. Sie beſteht eigentlich aus zwey Theilen, obgleich der Verf. [illegible] mitte gemacht, und dieſe Hauptabtheilung nicht [illegible] hat. Der erſte enthält die Kritik der Religion ſelbſt, [illegible] die Anwendung derſelben auf das Chriſtenthum, den Beweis, daß das Chriſtenthum mit dieſer Religion übereinſtimme.

[illegible] et von dem Satz aus, daß Religioſität allgemein [illegible] rationalen Grund in dem Charakter des Menſchen [illegible] Dieſer Charakter (fährt er fort) iſt zwiefach, [illegible] geiſtig. In ſofern der Menſch ſinnlich iſt, hat er [illegible], und in ſofern er geiſtig iſt, ſittliche Geſetze. Die [illegible] weit iſt leidend, und der Verſtand ſelbſtthätig. Der [illegible] Charakter iſt ſpekulativ und praktiſch; zu jenem [illegible] Denken und zu dieſem das Wollen. Das Denk-

züglich als ihre Talente seyn soll. Eben so wenig sind die beygefügten hämischen Anspielungen auf den Verf. Manch Hermäon (Hrn. Hermes in Breßlau) S. 135. wie auf Hrn. v. Dalberg S. 137. zu billigen. Auch scheint Rec. die ganze Deklamation vor der alten Sultanin, besonders unter den Umständen, höchst widernatürlich. S. 81. und einigemale nachher ist es wohl ein Druckfehler, wenn statt Julim, Julma steht.

Am.

Philosophische Träumereyen. Weisen guten Menschen gewidmet. 1791. 172 S.

Der Titel dieses Werkchens hält Wort, so wenig es auch sonst die Gewohnheit der Bücher ist, es sind wahre Träumereyen. Nur sollten es nicht philosophische heißen, welches schon an und für sich, noch mehr aber in diesem Büchelchen einen beständigen Widerspruch ausmacht. Es ist zwar nichts seltenes, aber doch immer etwas unangenehmes Schriftsteller zu sehn, welche nur dann erst recht philosophiren zu können glauben, wenn sie vorher alle Gesetze einer gesunden Philosophie abgeworfen haben, welche die heftigen Deklamationen gegen die prüfende Vernunft nicht nöthig hätten, deswegen, weil der Leser an jeder Zeile schon gewahr wird, daß die Vernunft ihre Gabe nicht sey, welche manches richtige und auch bey einer Menge schiefer, übertriebener einseitiger Behauptungen sagen, kurz, welche als Kraftphilosophen, mit kahlen Machtsprüchen verwerfen, was sie zu verstehn, oder durchzudenken sich keine Mühe gaben, mit neuen Entdeckungen prahlen, ohne zu wissen, daß sie schon längst da waren, ohne seine Laune zu haben, in der Manier Asmus läppisch empfindeln, und so endlich etwas zur Welt bringen, was Horaz schon mit dem richtigen Namen getauft hat — aegri somnia. Der Verf. hat uns über die Composition seines Werkchens selbst die beste Auskunft gegeben. S. 98. Der Asmus ist doch ein trefflicher Gesell auf der Lebenswallfahrt. Er gehört unter die vier heimlichen Käthe, die ich mir erwählt habe, wenns mit mir allein nicht recht fort will. Ich muß dies wohl ein wenig erläutern. Ich will damit so viel sagen: Wenn mir recht wohl um Herz und Sinn werden soll, lese ich in aller Stille den freundlichen Liebe athmenden

Johan-

ines (den Evangelisten.) Wenn ich die Welt prügeln und mich dazu (als wozu wahrlich mehr Mannskraft , als mancher meynen sollte, der entweder nicht weiß, eine Schande es sey, aus dem Sattel gehoben zu wer- oder sich auch allenfalls aus der Schande nichts macht) ich Doktor Luthers Tischreden. Wenn ich hochschwel- oll, ohne die Gerichte zu dem intrikaten Feste, das zwey Augen gefeyert werden muß, aus dem Lande ver- er Phantasie herüberzuhohlen, das ist, wenn ich mich will, an reiner gesunder Hausmannskost, in der ei- h meine Schwelgerey besteht, wiewohl ich weiß, daß meinen eigenen Geschmack habe; so trage ich meinen s in irgend ein heimlich Winkelchen meines Hauses, h nehm ihn mit mir in ein einsam stilles Thal, oder nen unserer hohen Berge, wo man hinüber athmen ins unermeßliche Himmelblau, und — schwelge Wenn ich eine deutsche Hand brauche, die meine zu schlagen, nehme ich Göthes Götz von Berchli- en u. s. w. Dies sind nun die vier heimlichen Kä- rasche dem Verf. wenns mit ihm nicht recht fort will, uthlich kein seltener Fall) mit ihrem Rathe beystehn sol- über gemeiniglich nur zum Besten haben. Der größte des Werkchens besteht in einem Dialogen, in welchem as Geschmeidige und Eingreifende, was Dialogen em- , größtentheils vermißt und dagegen oft auf eine schlep- Weitläuftigkeit stößt. In diesem Gespräch eines Ma- it einem Blinden breitet er sich über die wichtigsten ystände der Philosophie, über Gott, Religion, Tugend Glückseligkeit aus, und zwar so, daß er alle hier aufstos- Knoten mit seinem Ritterschwerde ohne Umstande, et. Das Hauptsächlichste kömmt darauf hinaus. Gott, unendliches Wesen, kann von keinem Endlichen ge- und begriffen werden, alle Kenntniß a priori ist nichts, rnunft ist eine irrige oder blinde Führerin. Das Em- ngsvermögen ist das einzige, was den Menschen sicher kann und soll. Es giebt also keinen denkbaren, keinen physischen Gott, sondern nur einen empfindbaren, elchem es uns so wohl wird. Dies ist der unbekannte welchen Paulus den Athenern predigte, und welchen mit Händen fühlen und greifen kann. Dieser Gott ist iebe. Eben diese Liebe ist die Religion, so wie Selbst- as höchste Princip unserer Tugend und Glückseeligkeit.

Hier-

wirft, und demohngeachtet pobelhafte und hamische
thut, auf Männer welchen die gesunde Vernunft
mehr zu danken hat, als ihm. Was soll es heißen,
sagt, „es ist höchst tolerant zu verhindern, daß ei
voll philosophischer Pfaffen, (wer sind diese?
Herren über religiöse Meynungen und über öffentlich
aufwerfen (wo ist dies geschehn?) Auch diese Wi
artig) fordern zwar mit Recht Toleranz — — —
nun gebt auch zu, daß wir dem philosophischen, s
schen, oder atheistischen Banditen, der mit dem T
Verstellung (oder wie es kurz vorher heißt) heimlich
Dolche der Theologie unterm bunten Rocke (sich in
der christlichen Kirche auf unsere Kanzeln, oder
stehlen will,) eben so behandeln. Das höchste Gese
leranz ist nach dem Verf. das Suum cuique. Es s
wie gilt denn dies gegen die von dem Pöbel von
so oft verschrieenen Aufklärer und die von dem Verf.

müſſe. Dieſer Wunſch, ſagt er, iſt ſehr gerecht, denn wenn der Rec. hinter ſeinem Incognito hervor ihm etwa die Zähne — hämiſch in die — polteriora geſetzt hat. Bravo!

Kſ.

VIII. Weltweisheit.

Verſuch einer Kritik der Religion und aller religiöſen Dogmatik mit beſonderer Rückſicht auf das Chriſtenthum, vom Verfaſſer des einzigmöglichen Zwecks Jeſu. Berlin. 1790. 15 Bogen in kl. 8v.

Die Kantiſche Kritik der reinen Vernunft hat nicht nur überhaupt in der Philoſophie eine große Revolution veranlaßt, ſondern es auch nothwendig gemacht, die Begriffe und Lehrſätze der Religion näher zu beſtimmen, und die Beweiſe für das Daſeyn Gottes, Vorſehung, und Unſterblichkeit anders zu führen als ſie bisher geführet worden ſind. Deren haben wir nun ſchon manche einzelne glückliche und unglückliche Verſuche erhalten. Aber noch niemand hat es gewagt, eine eigentliche Kritik der Religion zu ſchreiben, als der Verf. dieſer Schrift, die er indeſſen auch nur einen Verſuch nennt. Sie beſteht eigentlich aus zwey Theilen, obgleich der Verf. gar viele Abſchnitte gemacht, und dieſe Hauptabtheilung nicht angegeben hat. Der erſte enthält die Kritik der Religion ſelbſt, und der zweyte, die Anwendung derſelben auf das Chriſtenthum, oder den Beweis, daß das Chriſtenthum mit dieſer Religionskritik übereinſtimme.

Er gehet von dem Satz aus, daß Religioſität allgemein ſey, und ihren rationalen Grund in dem Charakter des Menſchen habe. Dieſer Charakter (fährt er fort) iſt zwiefach, ſinnlich und geiſtig. In ſofern der Menſch ſinnlich iſt, hat er Naturgeſetze, und in ſofern er geiſtig iſt, ſittliche Geſetze. Die Sinnlichkeit iſt leidend, und der Verſtand ſelbſtthätig. Der geiſtige Charakter iſt ſpekulativ und praktiſch; zu jenem gehöret das Denken und zu dieſem das Wollen. Das Denk-

Hierüber wird nun manches Wahre aber auch desto mehr Schiefes, Unbestimmtes, Uebertriebenes, Schwarmerisches in einem überaus bunten und burlesken Tone, nicht ohne enthusiastische Machtsprüche herzeplaudert, daß man ein Buch schreiben müßte, wenn man seinen Sätzen, die richtige Bestimmung und Stellung geben wollte. Nach diesen Gesetzen folgen noch einige Artikel in dem nämlichen Geiste abgefaßt. Z. B. die **Dreyeinigkeitslehre**. Unumstößlicher Beweis derselben. Man hat in Paris den seltnen Fund einer demokratischen Monarchie gemacht. Ich kann nicht mehr thun, als etwa ein Feuerländer, oder, das heißt gerade so viel, als eine — Zwölfhunderteinigkeit. Und wem wer an der glauben kann, der sollte doch wohl gegen eine Dreyeinigkeit, — — nicht viel einzuwenden haben. Welch eine Pläsanterie! Wahrlich, den Orthodoxen ein Aergerniß und den Heterodoxen eine Thorheit. Sonderbar ists, daß der V. sich nicht nur über alle kirchliche Lehren hinwegsetzt, sondern auch die durchgängig anerkannten Fesseln der Vernunft abwirft, und demohngeachtet pöbelhafte und hämische Ausfälle thut, auf Männer welchen die gesunde Vernunft unendlich mehr zu danken hat, als ihm. Was soll es heißen, wenn er sagt, „es ist höchst tolerant zu verhindern, daß eine Horde voll **philosophischer Pfaffen**, (wer sind diese?) sich zu Herren über religiöse Meynungen und über öffentliche Gesetze aufwerfen (wo ist dies geschehen?) Auch diese Wichte (Ohrfeigen) fordern zwar mit Recht Toleranz — — — — aber nun geht auch zu, daß wir dem philosophischen, oder katholischen, oder atheistischen Banditen, der mit dem Dolche der Verstellung (oder wie es kurz vorher heißt) heimlich mit dem Dolche der Theologie unterm bunten Rocke (sich in den Leib der christlichen Kirche auf unsere Kanzeln, oder Lehrstühle stehlen will,) eben so behandeln. Das höchste Gesetz der Toleranz ist nach dem Verf. das Suum cuique. Es sey. Aber wie gilt denn dies gegen die von dem Pöbel oder Geistlichen so oft verschrienen Aufklärer und die von dem Verf. selbst so Verfolgung derselben? Sind denn etwa schon hier und da Gemeinden klagbar eingekommen, welche ihr Suum forderten? So lange dies nicht geschieht, so lange hat der Verf. nicht einmal nach allen seinen verwogenen Begriffen von Toleranz, Recht. Von der Urbanität des Verf. mag unter vielen folgende Stelle zeugen. Sie betrifft die von dem Verf. sogenannte Seybaldische Motion, daß der Rec. sich [illegible]

von Gott, ſondern auch den fruchtbarſten Begriff
ihm an; ſeine ganze Abſicht ſey auf praktiſche Vervollkomn
gerichtet, ſey vernunftmäßig und wolle und könne auch
durch Vernunft wirken; ſein ganzes Anſehn ſtehe und
mit der Vernunft; es erlaube nicht nur und begünſtige,
dern es fordere reine und freye Vernunftthätigkeit; g
alſo die Kultur des Erkenntnißvermögens; bringe nichts
des in den Menſchen hinein, ſondern erleichtere nur die
wickelung der urſprünglichen Anlagen, und begünſtige e
keine Schwärmerey.

Man kann wohl nicht läugnen, daß der Verf. bey
Unterſuchung großen Scharfſinn bewieſen hat, und de
genſcheln lehret, daß er ziemlich genau den Grundſätze
Königsbergſchen Philoſophen folgt. Indeſſen iſt es dem
doch ſo vorgekommen, als ob der Verf., ſonderlich im A
ge, theils bey bekannten Sachen zu weitläuftig wäre,
aber auch Unterſuchungen in ſeinen Plan hinein gezogen
te, die nicht nothwendig hieher gehören. Das letztere
offenbar den Nachtheil, daß es die Aufmerkſamkeit des
oft von der Hauptſache abzieht, und die Ueberſicht
zen erſchweret.

Was nun den zweyten Theil oder den Beweis
daß das Chriſtenthum mit dieſer Kritik der Religion
ſtimme: ſo hat es damit freylich eine ganz eigne B
In ſofern nämlich die Kritik der Religion blos ein
ment über die Berichtigung der Hauptbegriffe, Hauptre
und Beweiſe deſſen, was überhaupt Religion iſt,
muß ſie freylich auch auf die chriſtliche, in ſofern ſie
ſitiv iſt, paſſen. Denn auch in der chriſtlichen, wie in
jeden, kommen ja die Begriffe und Lehrſätze von Gott,
ſehung und Unſterblichkeit vor, und die Beweiſe für
Lehrſätze können alſo auch in der chriſtlichen Dogmatik
ſo geführet werden, wie ſie hier in der Religionskritik g
ret worden ſind. Aber eine ganz andere Frage iſt es, o
Grundſätze und Beweiſe der gegenwärtigen Kritik der
gion auch die Grundſätze und Beweiſe Jeſu und der A
waren? Das ſcheint der Verf. behaupten zu wollen,
das läßt ſich doch nach der Meynung des Rec. ſchlechte
nicht mit Grund behaupten. Er ſagt z. B. der G
Kants handle ſo, daß du wollen kannſt, daß deine
des Verhaltens ein allgemeines Geſetz ſey, heiße nichts

d

als liebe deinen Nächsten, als dich selbst, und sey
s anders, als das reine formale Vernunftgesetz (S.
populär ausgedrückt. Darin widerspricht er nun selbst
großen Lehrer dem Kant, der ausdrücklich behauptet,
ie Regel Jesu: alles was ihr wollt, daß euch die Leute
ollen u. s. w. bey weitem noch nicht sein Grund-
ey, und der von der andern gleichbedeutenden Regel:
einen Nächsten als dich selbst u. s. w. gewiß eben so ur-
wird. Der Verf. sagt ferner, (S. 271.) das Chri-
um leitet alle Religionslehren aus dem praktischen Ge-
es Geistes ab, und (S. 275.) Christus und seine ächte
folger handelten sehr konsequent, daß sie nicht metaphy-
Beweise für das Daseyn Gottes und die Unsterblichkeit
Menschen aufführten, sondern diese Sätze als unmittel-
Folgen mit der sittlichen Unterweisung verbanden. Bey-
t nun offenbar unrichtig, wenn es gleich wahr ist, daß
keine metaphysische Beweise geführet hat. Jesus bauet
ar die Religion nicht auf die Moral, sondern er gehet
den entgegen gesetzten Gang, und bauet die Moral
e Religion, und vornehmlich auf den Begriff von Gott,
nen jetzigen Vater aller Menschen, und dann auch frey-
uf den Begriff von Unsterblichkeit, den er aber noch
edrungen in so viele sinnliche Bilder einhüllen muß, daß
Glückseeligkeit des Geistes kaum durchschimmert. Wie
man also sagen, Jesus leite seine Religionslehren aus
praktischen Gesetze des Geistes ab? Man darf ja nur
genannte Bergpredigt lesen, um sich vom Gegentheil zu
eugen. Im Grunde kann man also immer nur behau-
daß Jesus Religion und Moral mit einander verbun-
at, und das ist die Hauptsache.

El.

von den aus Tugend und Menschenliebe ent-
ringenden glücklichen Folgen für jeden Staat.
n dem höchst erfreulichen Namensfeste des Durch-
uchtigsten Churfürsten, Karl Theodor, Pfalz-
afen bey Rhein, Herzoges in Ober- und Nieder-
iern u. s. w. Bey gehaltener Hauptversamm-
ng zu Burghausen, abgelesen von Leopold, Frey-

Das ganze Werk (denn wir müssen unser Urtheil noch bestätigen) besteht aus zweyen Theilen. Im ersten Theil wird die Natur des Mitleidens überhaupt analytisch untersucht, dasselbe aus der Selbstliebe abgeleitet, und alle Arten davon sind das Mitleiden mit wirklichen und mit nachgeahmten Uebeln angegeben worden. Der zweyte Theil handelt aber vom Einfluß des Mitleidens auf das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft und auf die Tugend; und es wird in demselben behauptet, daß das Mitleiden ein unentbehrliches Beförderungsmittel der Ausübung der Pflichten sey. — Unsers Bedünkens nach hätte nun wohl in einer Erörterung des Mitleidens theils über die Sympathie überhaupt, oder über das Vermögen des Menschen, die Zustände, welche er an andern Dingen außer sich gewahrnimmt, auch in sich selbst entstehen zu lassen, wovon das Mitleiden nur einen Zweig ausmacht, theils über die Ursachen, warum wir mit den unglücklichen Zuständen mancher Menschen sehr viel, mit den unglücklichen Zuständen anderer aber wenig, oder wohl gar kein Mitleiden haben, zum wenigsten etwas gesagt werden sollen, welches aber in diesem Werke nicht geschehen ist. — Der Satz, daß das Mitleiden allezeit nur nach einer Ideenverbindung erfolge, und daß der Mensch immer nur in eben dem Grade des Mitleidens fähig sey, als er selbst in schmerzhaften Zuständen sich befunden hat; auf den der Verf. in der Erklärung der Natur des Mitleidens so viel bauet, ist zum Theil falsch, zum Theil so unbestimmt angegeben, daß sich daraus gar nichts mit Gewißheit erklären läßt. Wollüstlinge z. B. die wenig Schmerzen ausgestanden haben, sind oft sehr zum Mitleiden gegen jeden Elenden geneigt; Kinder weinen mit dem Weinenden, ohne daß sie sich dabey irgend eines selbst empfundenen Schmerzes bewußt sind, und blos nach mechanischen Antrieben. — S. 55. wird Cicero verbessert, welcher sagt, misericordia est aegritudo ex miseria alterius iniuria laborantis, und der Verf. meynt, es komme bey dem Mitleiden, das wir gegen einen Unglücklichen beweisen, gar nichts darauf an, ob derselbe nach unserer Einsicht sein Unglück verdient habe, oder nicht. Wie schlecht hat der Verf. die Aeußerungen des Mitleidens beobachtet! Als der Meuchelmörder Heinrichs des IVten zu Todte gemartert wurde, so war dies ein Freudenfest für die Pariser. Sie wünschten, daß die Martern so lange, wie möglich, verlängert würden, und ein junger Mensch, der beym Anblick derselben einige Mi-

blicken ließ, wäre beynahe ein Opfer der aufgewuth geworden. — S. 65. sagt der Verf.: Vergleichung unsers glücklichen Zustandes mit dem eines Andern entspränge ein sehr großes Vergnügen, sey daher vollkommen richtig, was Lukrez im Anes IIten Buchs singt, suave mari magno etc. So ig ist doch der Mensch äußerst selten. Der Anblick bruchs ist für uns reitzend, nicht weil wir dabey unsers eigenen Glücks erhalten, sondern weil menschlicher Kräfte gegen Widerwärtigkeiten das ste ausmacht, was wir überall nur beobachten auch ist das Bewußtseyn der Aeußerungen des Mitiner Kraft, die zu den Vollkommenheiten unse, angenehm, und der Wunsch nach dem Gebtseyns treibt uns an, Scenen des Elends deren Veranlassungen wir übrigens verabscheuen. so. d das Wohlgefallen am Mitleiden mit nachbeln (z. B. im Theater) daraus erklärt, daß die in der wir uns befinden, unterbrochen wird, uspieler durch irgend einen begangenen Fehler on überzeugt, wie das Uebel, so wir bemitleis wirkliches sey. Wer bewundert nicht die dungen dieser Erklärung des Wohlgefallens an dem so wir bey nachgeahmten Uebeln empfinden? — n Theile sucht der Verf. zu beweisen, daß das eine Aeußerung der Selbstliebe, wie er im ersten isen sucht,) uns gerecht und tugendhaft mache. begriffe mag er wohl von der Tugend haben? ja aus der Erfahrung schon sattsam bekannt, daß welche jeden Unglücklichen bemitleiden, oftmals nigsten entschließen können, etwas zum Besten jen zu thun.

setzung läßt sich ganz gut lesen; aber wozu uebersetzung nöthig, da das ganze Werk nichts im enthält, als was man beynahe in jedem endio über Psychologie, Aesthetik und Moral und richtiger gesagt finden kann?

Ru.

Ueber den moralischen Beweis für das Daseyn Gottes, von Ludwig Heinrich Jakob, Doktor und Professor der Philosophie. Liebau, bey Friedrich. 1791. 196 S. in 8.

Die Schwierigkeit des Eingangs vom moralischen Beweis scheint dem Verf. darin vornehmlich zu liegen, daß man den richtigen Gesichtspunkt verfehlt; darum ist gut die Sache auf so mannichfaltige Art zu drehen und zu wenden, daß sie zuletzt von allen Seiten die Klarheit erhält, wo aller Mißverstand unmöglich wird, und die Entscheidung, wenigstens von dieser Seite, keine Einwürfe mehr zu fürchten hat. Hierhin zu gelangen muß der neuen Philosophie äußerst schwer seyn, weil nach so manchen Bemühungen, dennoch der Vorwurf des Mißverstandes nicht verschwindet, und demunerachtet sollen man meynen, es müßte nicht so mühsam seyn dahin zu kommen, weil doch die gewöhnliche Sprache und Vorstellungsart den Anhängern der kritischen Philosophie bekannt ist, mithin sie darnach die Abweichungen leicht bestimmen könnten. Rec. besorgt daher nicht ohne Grund auch hier des Mißverstehens, wiewohl ohne seine Schuld, bezüchtigt zu werden: er unterwirft sich aber diesem allgemeinen Loos aller Nichtkritiker gern in der Hoffnung dadurch etwas zu Verminderung der Mißverständnisse beyzutragen. Der erste Theil vorliegender Schrift beschäftigt sich mit einer Prüfung möglicher Arten Gottes Daseyn zu beweisen. „Alle Beweise für das Daseyn einer Sache werden entweder aus der Empfindung oder aus der Vernunft genommen; die letzteren stützen sich auf den Satz, wenn etwas gegeben ist: so müssen auch die Bedingungen da seyn, ohne welche jenes gegebene Etwas gar nicht möglich ist (wenn sie auch gleich nicht mit in der Anschauung gegeben seyn sollten, oder nicht gegeben werden könnten.) Dieses Gesetz muß von allen Objekten der Vernunft gelten. (S. 4.) Einen andern diesen ähnlich scheinenden Satz; nämlich, wenn etwas gegeben ist, so müssen auch alle seine Bedingungen, in der Anschauung oder in unserm Verstande, gegeben seyn, hat Kant, und zwar mit Recht bestritten. (S. 6.) Hier wünschten wir, daß der Verf uns über den Unterschied beyder Sätze nähere Auskunft gegeben hätte; worauf es doch, um die kritische Philosophie richtig zu verstehen, wesentlich ankommt. Soll er darin etwa liegen, daß der erste Satz das

Daseyn

Bedingungen aussagt, ohne ihr Gegebenseyn
n, der letzte hingegen das Gegebenseyn leugnet?
hebt die Parenthese diesen Unterschied schon, weil
icklich das Gegebenseyn ausnimmt. Oder soll die
ese blos die Erläuterung nach Kantischem Sinne ent-
? Dann fallen am Ende wieder beyde Bedeutungen
n. Wenn alle Bedingungen da sind: so sind sie auch
Anschauung, irgend einem Verstande gegeben,
s keiner Anschauung und keinem Verstande gegeben
e am Ende gar nicht da seyn; mithin berechtigte
undsatz immer, auf das Daseyn der Gottheit
, wenn gleich nicht zu folgern, daß sie in unserm
mungskreise liegen muß. Sollte aber etwan der
, daß alle Bedingungen in der Vernunft Da-
müssen, darum aber nicht außer der Vernunft
müßten wir um Belehrung über den Unter-
des Daseyns in der Vernunft und außer der Vernunft

möge dieses Grundsatzes, fährt der Verf. fort, sind-
berechtigt, auf ein von dem gegebenen Dinge ver-
nes Daseyn überhaupt zu schließen, und die Beschaffen-
des Dinges, das als Bedingung dem Gegebenen zum
de liegt, zu suchen. Aber die Prädikate dieses Dinges
können wir nur entweder durch Erfahrung, oder a priori
ien. Durch Erfahrung lassen sich die Prädikate des
es, welches aller Erscheinungen Grund enthält, nicht
achen, und a priori ist es eben so unmöglich; weil wir
iner Ursache in der Sinnenwelt schlechterdings a priori
weiter erkennen, als daß sie in der Zeit, nach einer
Regel vor ihrer Wirkung hergehen muß; ihre übrige
mmungen muß allein die Erfahrung lehren. (S. 14.)
ist denn die Regel so ganz und vollkommen bestimmt,
e Ursache allein aus dem beständigen Vorhergehen er-
wird? Gehört nicht auch, und zwar besonders dazu,
nter den vorhergehenden eins Kraft besitze die Wirkung
stellen? Und folgt nicht hieraus, daß wir befugt sind,
als Ursache anerkannten alles beyzulegen, was zur Her-
ingung der Wirkung unumgänglich erfordert wird?

Hieraus erwartet man die Folgerung, daß die Vernunft
den Eigenschaften der Weltursache gar nichts erkennen
, allein diese vermeidet der Verf., und räumt ihr das

Ver-

Vermögen ein, aus dem Zweckmäßigen in der Natur, zu ſchließen, daß ein großer Verſtand die mechaniſchen Geſetze, den Naturzwecken gemäß, ſo weit es die Materie zuläßt, geordnet habe. Nachdem er die übrigen Beweisarten a poſteriori mit Recht verworfen hat: ſo erinnert er nun auch gegen dieſe, es könne hierdurch nicht ausgemacht werden, daß alle Zwecke und alle Mittel von dieſem verſtändigen Weſen abhängen, und die ganze Materie ebenfalls von ihm hervorgebracht worden ſey. (S. 33.) Das kann es freylich nicht; ſollte aber auch dies zur Gotteskenntniß und Verehrung weſentlich gehören? Sollte es nicht genügen, Gott als Weltbaumeiſter zu erkennen? Er erinnert ferner, nach Zierlein, es könne hieraus nur gefolgert werden, daß Gott eine ſehr große Macht, ein ſehr großer Verſtand zukommen muß; aber von Allmacht, Allweisheit, Allgüte enthalte er nichts. (S. 34.) Ein Verſtand, der dieſen unabſehbaren Weltplan entworfen hat, ſollte der nicht jeden andern auch entwerfen, alſo nicht alle Möglichkeiten überſehen können? Eine Macht, die dies unermeßliche Gebäude aufgeführt hat, ſollte ſie nicht alle andere aus demſelben Stoffe mögliche auch aufführen können? Wir ſehen alſo noch nicht, daß dieſer Beweis ſo unbeträchtlich iſt, als ihn der Verfaſſer gegen ſeinen moraliſchen darſtellt.

Dieſen moraliſchen, als den einzig gültig erklärten Beweis, trägt der Verf. in mehreren Geſtalten vor, deren eine folgende iſt: die Weltbetrachtung lehrt, daß in der Welt Zwecke vorhanden ſind. Dieſe alle müſſen, der Vernunft zufolge, unter einem einzigen oberſten Zwecke ſtehen, nun aber iſt Moralität der einzige oberſte Zweck, bey welchem nach einem Warum weiter nicht kann gefragt werden; alſo muß die Welturſach eine ſolche ſeyn, welche alles dem moraliſchen Zwecke gemäß eingerichtet hat. Das konnte ſie nicht, wenn nicht der Stoff ſowohl, als die Ordnung von ihr abhienge, alſo muß die Welturſache, als Welturheber gedacht werden. (S. 35.) Von aller petitione principii ſcheint uns dieſer Schluß nicht frey zu ſeyn; die Zwecke müſſen einem einzigen untergeordnet ſeyn; warum? Blos darum, daß das ſie bewirkende Weſen Vernunft beſitzt, und zwar höchſte Vernunft; ſobald das nicht iſt, fällt dieſe Nothwendigkeit dahin; alſo das zu Beweiſende wird ſchon als bewieſen vorausgeſetzt. Ohne dies wird zwar unſre Vernunft den letzten Zweck ſuchen,

aber

durch nichts berechtigt seyn, ihn zu finden. Auch folgt
us nicht, daß die Weltursache, Welturheberin seyn muß,
es wird die Uebereinstimmung mit einem letzten Zwecke
o weit gefordert, als sie möglich ist, mithin ist vorher
machen, ob eine Hervorbringung des Stoffs aus Nichts,
lichkeit hat.

Die andere Gestalt welche der Verf. dem Beweise giebt,
se: wir haben Gründe genug die uns vollkommen von
rbindlichkeit überzeugen, den moralischen Gesetzen Fol-
sten. Wäre nun nicht alles in der Welt so eingerich-
bar diese moralische Ordnung befolgt wird: so könnte
Ueberzeugung nicht statt haben. Demnach muß ein We-
n, welches alles in der Welt der Moralität gemäß ein-
ret hat. (S. 50.) Wir gestehen die Kraft dieses Be-
s weniger als die des vorhergehenden zu empfinden, weil
r Kette einige Glieder fehlen, die sie fühlbar machen
t. Vielleicht ist folgendes des Verf. Meynung: wir
überzeugt, die moralischen Gesetze erfüllen zu müssen;
en wir das seyn oder bleiben, könnten wir die Vortref-
der Tugend so lebhaft empfinden, wenn in der Welt
unglücklich machte? wenn kein Oberaufseher der
setze vorhanden wäre? Hier wird also vorausgesetzt,
re Ueberzeugung von der Verbindlichkeit dem Sittenge-
lge zu leisten, und das Sittengesetz selbst aus ganz
n Quellen als der Betrachtung unsrer eignen Natur,
es allgemeinen Naturganges geflossen ist. Denn wäre
so dürfte der Beweis in einem Kreise uns herumführen,
s schien, als folgeten wir der moralischen Zweckmäßig-
ganzen Natur aus dem Sittengesetz, und wir gelang-
nach zu diesem Sittengesetze aus der Erwägung der
richtung. Hier also wäre vorläufig zu erweisen, daß
e gung von unsrer Verbindlichkeit zur Tugend von
Naturbetrachtung unabhängig entsteht, und das dürfte
ein sehr schweres Unternehmen seyn. Sagt man auch,
Würde der Tugend, und unsern eignen Werth,
ngig aller andern Rücksicht: so gewinnt man da-
lig. Dieser Werth, diese Würde, was sind sie an
ders als unsre eigene Vollkommenheit? als unsre
erhöhte Kraft? Also wir erkennen den Werth der Tu-
, weil wir durch sie uns vervollkommnet fühlen; wir lei-
ie Verbindlichkeit zur Tugend daher ab, daß wir nicht
umhin

umhin können, unsre Vervollkommnung zu wünschen, und daß wir in der Natur Mittel und Anstalten zu unsrer Vervollkommnung vorfinden. Am Ende geht demnach dieser Beweis auf Naturbetrachtung wieder hinaus.

Von diesem Beweise ist der Verf. am Ende so billig einzuräumen, daß er für die spekulative Vernunft nie befriedigend seyn werde, noch seyn könne; daß er mehr eine Erklärung unsers Glaubens an Gott, als ein eigentlicher Beweis ist.

Zb.

Beyträge zur Beförderung der populären Philosophie. Allen weisen Gottes- und Menschenfreunden gewidmet. Halberstadt, bey den Grossischen Erben. 1791. 188 S. in 8.

Jede Vorrede, fast jede, die man jetzt durchläuft, um die etwa vorkommenden Nachrichten und Winke, welche zur Beurtheilung des Buchs dienen möchten, aufzusuchen — wimmelt von Klagen und Verwahrungen über und gegen die Mishandlungen und das leidenschaftliche partheyische Absprechen der Recensenten. Nur freylich: daß jeder Recensent ein gesitteter und gerechter Mann, und seines Fachs durchaus fähig sey; — daß jeder Recensent sich bemühe, den Gesichtspunkt und das System seines Schriftstellers aufzusuchen, und aus diesem Gesichtspunkte die Verhältnisse aller Theile zum Ganzen, so wie das Ganze und den Gesichtspunkt selbst zu schätzen; — daß jeder Recensent sein Werk ganz durchlese; — daß jeder Recensent in jedem Falle frey von Leidenschaft und Partheylichkeit gegen die Person oder die Grundsätze des Schriftstellers verfahre, nur treuer Referent sey; — wer möchte davon die Behauptung übernehmen? — wer aber auch die Möglichkeit und — — bey der jetzt herrschenden Wuth der Bücherschmierery — — nur die Billigkeit jeder dieser Voraussetzungen zeigen? Aber, bey den meisten Büchermachern sind auch obenerwähnte Klagen und Verwahrungen nichts weiter als — Grimasse des bösen Bewußtseyns. Und der rechtliche, seines Werths, seines Zwecks und seines gewissenhaft verwandten Fleißes sich bewußte Schriftsteller

geht

geht unbekümmert und ungekränkt durch dergleichen unvermeidliche Anomaliem beym Recenſirweſen ſeinen Gang mit Würde fort, und kömmt immer ſicher zum Ziele.

Auch der Verf. dieſer Beyträge hatte es in keinem Betrachte nöthig, in ſeiner Vorrede wie in ſeinem Werke ſo ängſtliche Seitenblicke auf Recenſenten, auf die und die Meiſter vom Stuhle, und auf gewiſſe Herren aus dem hohen Rathe der Selbſtdenker zu werfen. Das iſt wahrlich die einzige Schwäche, welche nach dem Gefühle des Rec. dieſe Beyträge haben. Der Verf. meynt es übrigens, wie er verſichert, mit ſeiner kleinen Rüge ſo böſe eben nicht. Die Recenſenten, meynt er, werden doch ferner thun, was ſie wollen — warum denkt und ſagt er nicht lieber, was ſie können? Nun, und der Verfaſſer? — ſollen wir ihm rathen? **Er mache**; und **laſſe machen**! — — Der Mann weis übrigens, um auf ſeine Arbeit zu kommen, ſehr gut, was populäre Philoſophie ſeyn und beabſichtigen ſoll, iſt dabey ein ordnungsliebender, unbefangener und ruhiger Denker, und betrachtet ſeinen Gegenſtand gern von allen ihm ſich zeigenden Seiten. Seine Aufſätze ſind eigentlich 8 Vorleſungen in einer — wie es ſcheint, **halberſtädtiſchen** würdigen — Geſellſchaft von Freunden der Litteratur und Philoſophie über **Menſchennoth** — über den **Menſchenſtreit** — über **Menſchenverderbung** — über die **Neueren** — über und für **Populärphiloſophie**. Er iſt ſo beſcheiden, dieſe Aufſätze für bloße Verſuche auszugeben, und bringt dadurch Recenſenten, der das bey unſerm Verfaſſer für ernſtliches Gefühl und für glückliches Streben nach Vollkommenheit hält, den Wunſch ab, daß er ſein Publikum, d. h. alle diejenigen, welchen **Menſchenwohl und was daſſelbe befördern oder hindern kann**, wichtig iſt — recht oft mit ähnlichen Verſuchen beſchenke.

In der erſten Vorleſung über **Menſchennoth** äußert ſich der Verf. S. 10. über den Selbſtmord auf eine Art, daß es ihm vielleicht ſelbſt, nach einer öfters wiederholten und langern Beherzigung und Vergleichung, mit den Grundſätzen der Billigkeit und einer reinern Gottes- und Menſchenkenntniß unvereinbar vorkommen dürfte; — „daher jene gewaltſamen Lebensverkürzungen **ſchwermüthiger und beängſtigter** Perſonen, welche, wenige Fälle ausgenommen, eben ſowohl wie die höchſt ſeltenen ſtarrſinnige Kato-

„Katonen, von der chriſtlichen Moral aus guten Gründen „unter die Verbrechen wider die Gottheit und Menſchheit, „von der philoſophiſchen aber blos, weil ſie wo möglich durch „phyſiſche und moraliſche Mittel nicht verhütet werden, un„ter die tadelnswürdigſten Schwachheiten gerechnet werden.“ — Die vorbereitenden Urſachen zum Selbſtmorde ſcheinen doch wohl nur einzig einer moraliſchen Würdigung unterworfen zu ſeyn; und Selbſtmord als Exploſion entweder nie oder nur in äußerſt ſeltenen kaum gedenkbaren Fällen. Die Wahrheiten dieſer Art bleiben indeß immer ein Heiligthum, welches mit ehrerbietigſter Scheue behandelt ſeyn will. Was Kato betrifft, ſo mag Rec. nicht mit einſtimmen. — — S. 11. finden wir eben ſo wenig der Natur gemäß, wenn der Verf. meynt: — „die Menge der Unglücklichen vergiſ„ſert allerdings die Noth. Wenn Einer Hunger leidet, das „iſt ſchon ſchlimm genug; ſchlimmer, wenn eine Familie „darbt; welch ein Elend, wenn ganze Oerter und Gegenden „nach Brodt ſchreyen! Man ſage nicht: das ſey Täuſchung. „Jeder einzelne Leidende empfinde darum nicht mehr Schmerz, „weil er mit Mehreren leidet.“ — Unſtreitig leidet das Individuum weniger, wenn Mehrere leiden. Die Alten ſagten ſchon nach ihrer Erfahrung: ſolamen miſeris, ſocios habuiſſe malorum; und wir erfahren eben das. Beym rohern Theile der Leidenden ſchwindet, wie das Licht der Lampe vor dem Sonnenlichte, beym Anblicke fremder Noth, das eigene Gefühl deſto vollkommener, je allgemeiner jene iſt, und es entſteht wohl gar bewußtloſe Stumpfheit und Gefühlloſigkeit. Beym edleren Theile der Leidenden iſt, letzteres abgerechnet, doch auch Uebergang zur Ruhe, ſogar zu theilnehmender Vergleichung mit Andern.

In der Abhandlung über den Menſchenſtreit zeichnet der Verf., ganz der Pſychologie gemäß, einen beſondern Zweig der Selbſtliebe aus, mit dem Namen — des Streitriebes. Die erſten 4 Vorleſungen erſchöpfen ihren Gegenſtand am meiſten, und haben uns nebſt der letzten über und für populäre Philoſophie, wenn ſie auch noch unvollendet befunden würde, am meiſten befriediget. Den Bedenklichkeiten, welche der Verf. gegen das Leben und Weben in Speculation hier nur beyläufig macht, wünſcht Rec. durch die Erinnerung noch mehr Gewicht zu geben: wie wenig man durch Kants Reſultate, welche an ſich doch aber groß-

Erkenn-

ntlichkeit verdienen, zu gröſſen Erwartungen von
d ihungen der reinen Vernunft berechtiget

Recenſent hatte beym Durchleſen noch manches ange-
t, welches er aber aus Furcht zu weitläuftig zu werden
de t. Er fordert indeß den würdigen Verf. recht ange-
uch auf, dem Gegenſtande der Erziehung, welcher S.
33. nur als ein untergeordneter Theil behandelt, und dem
Heine nach viel zu flüchtig beſtimmt und behandelt wurde,
gene Unterſuchung zu widmen. Dieſe, wobey er wahr-
nlich den langſamſtillen Gang der Natur in der Bearbei-
ihrer Werke, die ſinnlichgeiſtige Beſtimmung des Men-
in dieſer Lebensperiode, und die Forderungen dieſer Be-
ung, auch einen Freund der Phyſiolog iſt, ſorgfältig
unbefangen zu Rathe ziehen wird, — wünſchen wir nach
Hauptreſultaten, in eine Abhandlung zuſammengedrängt,
de von unſerm Verfaſſer. Auch Flecken, ſo unbedeu-
e: unſerer Geſundheit und (— unſerm) Leben —
dem gegebenen Begriff (e —) — jeder Selbſtiſche
— Ibſtiſche, das von Jeruſalem nazionaliſirte —) —
: frage den, die, wie ihnen zu Muthe iſt (ſey —) —
raunend viel (erſtaunlich —) — Vorſicht ſtatt Vor-
chtigkeit (letzteres iſt Fertigkeit oder Gemüthsbeſchaffenheit,
ſteres einzelne Aeuſſerung oder Handlung —) — — auch
lche Flecken verwiſcht man gern von einem ſolchen Werke.

Gb.

IX. Mathematik.

Theorie und Gebrauch des hydrometriſchen Flügels, oder eine zuverläßige Methode die Geſchwindigkeit der Winde und ſtröhmenden Gewäſſer zu beobachten, von Reinhard Woltmann, Conducteur beym Waſſerbauweſen zu Ritzebüttel. Hamburg, bey Hoffmann. 1790. 9 Bogen in 4. mit 3 Kupfern.

Dieſes ſehr einfache, wohl ausgedachte, auf [illegible] ie Erfahrung gegründete ſehr bequeme Werkzeug, denen, die ſich entweder mit meteorologiſchen Beob beſchäfftigen, oder doch ſonſt bey ihren Geſchäfften, er ſchwindigkeit des Windes und der Ströme zu [illegible] ſen haben, ein angenehmes Geſchenk ſeyn. Ein j [illegible] hier leicht einen Begriff machen können, was [illegible] triſche Flügel ſey, und wie durch denſelben die [illegible] keit flüßiger Maſſen etwa gefunden werden könne, nur, an unſre gewöhnlichen Windmühlen denkt, von dem zuſtrömenden Winde in Bewegung [illegible] und ſich deſto ſchneller bewegen, je ſtärker der [illegible] ab würkt. Was hier der Wind thut, das kann [illegible] che Art ein fließendes Waſſer thun, wenn es eine entgegengeſtellte ähnliche Maſchine ſtößt. Es [illegible] rd del in die Runde bewegen, und zwar [illegible] ſchneller es ſelbſt fließt. Das allgemeine dieſes [illegible] ſehen Flügels, er ſey nun Wind- oder Waſſer [illegible] in folgendem.

An einer dünnen, leicht beweglichen Axe ſind an dem einen Ende ein paar leichte, doch proportionirlich ſtarke Ruthen rechtwinklicht angebracht. An dieſe Ruthen iſt eine Fläche befeſtigt, die mit der Axe einen ſchiefen Winkel macht. Die Axe iſt mit Schraubengängen verſehen, die in ein gezahntes Rad eingreifen, ſo, daß bey jedem Umgang ein Zahn des Rades fortgeſchoben wird, und ein Zeiger bemerkt zugleich, wie viel Zähne in einer gewiſſen Zeit ausgelöſet ſind. Damit aber dies Auslöſen genau mit dem Anfange der Zeit der Beobachtung zutreffe, und mit dem Ende derſelben aufhöre, ſo ruhet das Rad in einem beweglichen Lager, das durch eine Schnur aufgezogen und wieder nieder gelaſſen werden kann. Wird es aufgezogen, ſo greift die Schraube in die Zähne des Rades ein und bewegt daſſelbe, ſobald es aber nieder gelaſſen wird, hört die Bewegung auf, und das Rad bleibt bey dem Zeiger ſtehen.

Durch dies Inſtrument, das eigentlich eine allgemeine Anwendung des Schoberſchen Windmeſſers iſt, findet man nun unmittelbar die Geſchwindigkeit der ſtrömenden Maſſe, denn wenn man den Weg, den der Flügel in einem Umlauf macht, in Fußmaas ausgedrückt = w, die Zahl der Umläufe = m und die Sekundenzeit = n ſetzt, ſo iſt die Geſchwindigkeit

keit der flüßigen Maſſe $= \frac{m}{n} w$, mithin eine ſehr leichte Rechnung. Wie nun aber das Inſtrument gehörig einzurichten ſey, damit man aus dem Umlauf die Geſchwindigkeit der flüßigen Maſſe ſo zuverläßig als möglich erhalte, dazu hat der Verf. die Theorie voran geſchickt. Es kommt hier vorzüglich auf die Größe des Halbmeſſers der Umlaufsbewegung an, wie auch auf den Winkel, den die Flügel mit der Axe machen. Wenn man die ganze Länge der Ruthe $= a$, die Länge derſelben von der Axe bis zum Anfang des Flügels $= b$, und den Halbmeſſer der Umlaufsbewegung $= z$ ſetzt, ſo ergiebt die Rechnung, daß $z > \frac{a \times b}{2}$ ſey. Doch iſt die Verſchiedenheit nicht ſehr groß, ſo lange b nicht viel kleiner als a iſt. In einer Tabelle hat der Verf. für $a = 10$ die Werthe von z für die eilf Fälle, wenn b von 10 bis 0 abnimmt, berechnet, und zwar ſowohl nach der Hypotheſe, daß der ſchiefe Stoß dem Quadrat der relativen Geſchwindigkeit, als auch, daß er der einfachen Geſchwindigkeit proportional ſey. Aus dieſer Tabelle erhellet, daß in den dreyen Fällen, wo b entweder 10, oder 9, oder 8 iſt, man immer ohne merklichen Fehler $z = \frac{a \times b}{2}$ annehmen könne. Bey den übrigen Fällen aber, wo z mehr von dieſem arithmetiſchen Mittel abweicht, räth der Verf. zwiſchen den beyden Werthen von z, den die beyden gedachten verſchiedenen Hypotheſen geben, das Mittel zu nehmen.

In Abſicht des Neigungswinkels zeigt der Verf. daß er wenigſtens etwas größer als $45°$ ſeyn müſſe, wie viel aber, hängt von der Beſchaffenheit des Werkzeuges ab, und läßt ſich durch keine Rechnung beſtimmen. Wie man aber zu verfahren habe, das Inſtrument in dieſer Abſicht zu a uſtiren, lehret der Verf. im 33ſten §. Je vollkommener das Inſtrument gemacht iſt, deſto näher kommt dieſer Winkel dem Winkel von $45°$.

Bey dem Winkelmeſſer des Verf. iſt das Verhältniß $a : b = 20,35 : 17,38$ Zoll, und da bey dieſem Verhältniß gar füglich $z = \frac{a \times b}{2}$ genommen werden kann, ſo iſt der Weg des Flügels für jeden Umlauf $= 10$ Fuß zu rechnen. Die Flügel ſtehen auf $48°$. Die Axe iſt von Stahl, rund

und glatt pollirt, die Ruthen, deren hier vier ſind, ſind nahe bey der Axe zwo, und nahe am Flügel ohngefähr eine Linie ſtark. Die Axe liegt in einer metallenen Gabel, die unten ſo gebogen iſt, daß die metallene Scheibe, 6 Zoll im Durchmeſſer, in ihrem beweglichen Lager frey umgehen kann. Das Ganze wird ſodann auf ein hölzernes Geſtelle, 6 Fuß hoch, geſtellt. Dies ſo zugerichtete Werkzeug koſtet etwa acht Thaler Hamb. Cour.

Um nun die Geſchwindigkeit des Windes zu beobachten, muß der Beobachtungsort einen freyen Horizont haben, und allenfalls etwas über die Ebene der umliegenden Gegend erhaben ſeyn. An einer vorhandenen Windfahne, (zur großen Bequemlichkeit des Werkzeuges würde es gereichen, wenn es mit einer Windfahne verſehen werden könnte,) oder auch nach einer Methode, die der Verf. im 31ſten §. beſchrieben hat, erkennt man die Richtung des Windes und ſetzt die Axe des Anemometers genau in den Wind. Alsdann ſtellt man die Scheibe ſo, daß der Index auf Null weiſet; während dieſes laufen die Flügel beſtändig um. Man nimmt darauf eine Sekundenuhr oder auch ein Halbminutenglas in der einen, und den Faden des Windmeſſers in der andern Hand, und in dem Augenblick, da die halbe Minute anfängt, zieht man den Faden an, wodurch die Scheibe in Bewegung kommt. Man hält das Auge beſtändig auf die Uhr oder das Glas gerichtet, und hält mit der Hand den Faden ſtraff angezogen, bis die halbe Minute verfloſſen iſt, wo man ihn plötzlich fahren läßt. Man ſieht dann nach dem Zeiger der Scheibe, und bemerkt die Zahl der Umläufe. Dann ſtellt man die Scheibe wieder auf Null, und wiederholt die Beobachtung noch ein- oder zweymal; aus allen dreyen Reſultaten nimmt man das Mittel = m, ſo iſt die Geſchwindigkeit in einer Sekunde = ½ m Fuß. Eine Perſon kann die Beobachtung bey dieſem Inſtrument ſelbſt im Sturm bequem genug bewerkſtelligen, dahingegen die Windſtoßmeſſer nicht ſelten zwo bis drey Perſonen zur Beobachtung erfordern. Man ſieht auch aus der Art des Verfahrens, daß hier die Trägheit beym Anfang und Ende der Bewegung keinen Einfluß haben könne, indem die Scheibe im vollen Gange des Flügels an- und abgelaſſen wird.

Bey dem Strommeſſer des Verf. iſt das Verhältniß a : b = 7 : 5 und nach der beygefügten Tabelle findet ſich hieraus

s der proportionirte Werth von z = 6, 05 Zoll. Mithin t jeder Umlauf 3, 165 Fuß und für m Umläufe in n Se-

nden hat man $\frac{m}{n}$ 3, 165 Fuß, als die Geſchwindigkeit des troms. Das Inſtrument hat nur zween Flügel. Die Axe d die bewegliche Scheibe umfaſſet ein Rahm von rundem t, der an dem hinterſten Rahmſtück zwo Klauen hat, lchem das Inſtrument auf ſeine Geſtelle befeſtiget wird. ies Inſtrument, ohne die dazu gehörigen Stangen koſtet va einen Louisd'or. Die Ajuſtirung der Flügel geſchieht, e beym Windmeſſer.

Bey dem Gebrauch werden ſo viele Stangen zuſammen chrobeu, als die Tiefe des Waſſers erfordert, ſo, daß ſie ten auf dem Grund ſtehen und oben über die Oberfläche des es noch hervorragen. Alsdann wird der Rahm in einer iebigen Tiefe an die Stangen befeſtigt, und man läßt das ſtrument neben einer Schalupe, Brücke oder Schleuſe im n Strom hinab, und ſtellt es genau in der Richtung des troms. Wenn das Inſtrument auf die Art richtig geſtellt d alles zur Beobachtung fertig iſt, ſo zieht man den Faden aff an, und nachdem man ihn etwa eine halbe oder ganze inute lang gehalten, läßt man ihn los, hebt das Inſtrument hervor, und zählt die Umläufe, aus welchen man die ſchwindigkeit findet.

Dieſer Strommeſſer iſt nur für große und tiefe Ströme gerichtet. In kleinen Bächen und Waſſerleitungen dürfte Durchmeſſer des Inſtruments von ein Fuß auf etwa einen ben Fuß herabzuſetzen ſeyn. Auch müſſen Rathen und igel kleiner ſeyn, wenn in den Waſſerrinnen bey Mühlen bachtet werden ſoll, wo man überdem vielleicht genöthiget n wird, eine größere Scheibe mit mehreren Zähnen auf der tipherie zu nehmen, damit man in der beſtimmten Zeit hr Umläufe zählen könne, ohne daß die Scheibe eine oder hreremale ganz umlaufe, wodurch leicht Irrthum entſtehen nte. Wenn das Waſſer an einer ſchiefen Fläche, wie im rinne, herunter fließt, ſo muß der Stab mit dem an demn befeſtigten Inſtrument ſenkrecht auf dem Boden des rinnes ſtehen, damit die Axe mit dem Waſſerſtrahl parallel liegt.

Da bekanntlich die Fahrt eines Schiffes zu meſſen das liche Log ſo trüglich iſt, daß einige Schiffer es ſogar

eben so sicher halten, dieselbe nach einer ungefähren der Windstärke, oder nach dem Schaum auf dem finden, so glaubt der Verf. daß dies neue Instr wohl in der Schifffahrt nützlich seyn, und sich als gebrauchen lassen würde, und giebt zu dem leitung, wie es wohl am bequemsten zu diesem richten und anzubringen sey. Nach seiner es nämlich, wenn auch nicht für entfernte Welttheile, doch für die europäische Schifff Meer, im Nordmeer, im Ocean, längst und Spanischen Küsten, und im mittel unverwerfliches Instrument seyn, zum Behandlung nur einen Mann, hinge bis drey Personen erfordert. Rec. sei auch gern, daß diz Instrument, da es die nicht durch Druck und Stoß, sondern unmittelbar einem solchen Fahrtmesser geschickter seyn könne, die Herren Bouget, Valkis, Ximenes, zur der Fahrtmesser angegeben haben. Auch hat kommen Recht, wenn er behauptet, daß der dem Seefahrer einen zuverläßigen Fal gäbe, und richtig zu gebrauchen lehrte, um die Schifffahrt verdient machen würde, Männer, Hadley, Mayer und Harrisen nur ist es noch immer sehr zu bezweifeln, ob be lich starken Bewegung des Meers und des beständigen Auf- und Absteigen des Schiffes, wo es auch ohne Sturm hohe Wellen giebt, so ganz zuverläßig seyn kann, indem es unse Bewegung des Schiffes bald geschwinder bald hen, bald wohl gar still stehen wird.

Diesem allen hat nun nach der Verf. eine ziemlich umständliche Nachricht eines kürzlich in Holland erfundenen Strommessers beygefüget, und mit einer Kupfertafel erläutert. Dies von Brünning, Generalinspektor der Flüsse in Holland und Westfriesland erfundene und in einer Schrift: Verhandelingen over de Snelheid van Strömend Water, welche von der Holländischen Gesellschaft der Wissenschaften mit der goldenen Medaille gekrönt worden, beschriebene Werkzeug ist eigentlich ein Stoßmesser, wo eine kupferne Platte von sechs Zoll im Quadrat rechtwinklicht gegen den Strom steht, und

durch denſelben, doch in unverändert ſich ſelbſt parallel
nder Lage zurückgeſtoßen wird, und wo nach mancher
richen Einrichtung ein Gegengewicht an einer Wage die
aft beſtimmt, mit welcher die Platte zurückgeſtoßen wird.
s Inſtrument iſt allerdings ſinnreich genug ausgedacht,
man kann es wohl unter allen bisher erfundenen ſeiner
t für das beſte halten. Allein da es doch immer ſehr zu-
nengeſetzt und in ſeiner Behandlung ziemlich umſtändlich
, und da überdies die Regeln: aus dem Druck und Stoß
ſchwindigkeit zu berechnen, noch nicht ſo ins Reine ge-
ſind, ſo behält doch wohl der Strommeſſer des Hrn.
mann den Vorzug.

Noch hat der Verf. mit ſeinem Strommeſſer Verſuche
die Geſchwindigkeit in verſchiedenen Tiefen eines und
ſelben Stroms angeſtellt, und mit eben ſolchen Ver-
n Hrn. Brünings verglichen. Aus beyden folgt:
Geſchwindigkeit unleugbar mit der Tiefe abnimmt,
nahe am Grunde nicht ganz aufhört, wie gleichfalls
en Verſuchen des berühmten Ximenes auf dem Arno
iebt. Weil nun beyde, des X. und Br. Verſuche in
n Strömen angeſtellt ſind, ſo findet der Verf. dar-
: hrſcheinlich für die Scale: eine auf dem Scheitel
e Parabol. Die paraboliſche Scale zunehmender Ge-
nigkeiten des Gurkirlein fällt nun gänzlich weg.

S auch die natürlichen Ströme nicht allein von der
e gegen den Grund, ſondern auch von der Mitte
ie Ufer mit abnehmenden Geſchwindigkeiten fließen,
welchem allen die eigentliche mittlere Geſchwindigkeit
tiſch zu beſtimmen, ſobald noch keine Hoffnung da iſt:
eiget der Verf. wie man aus vielfältigen Beobachtungen
einem guten Strommeſſer in verſchiedenen Tiefen unter
er e und in verſchiedenen Entfernungen vom Ufer,
gewiſſen Profil des Stroms deſſen mittlere Geſchwin-
inden könne.

Im Nachtrage hat der Verf. noch Verſuche über den
des Windes und des Waſſers angeführt. Die Reſul-
einer Beobachtungen ſind:

1) Der ſenkrechte Stoß des Windes auf eine ebene Flä-
verurſacht einen Druck, einer Luftſäule gleich, deren
fläche die Stoßfläche, und deren ſenkrechte Höhe = $\frac{1}{2}$
der Geſchwindigkeit zugehörigen Höhe iſt.

2) Der senkrechte Stoß des Waſſers
Fläche, iſt dem Druck einer Waſſerſäule
fläche die Stoßfläche, deren Höhe aber =
digkeit zugehörigen Höhe iſt.

3) Bey allen Arten des ſchiefen Drucks,
eigentlichen ſchiefen oder diagonalen, dem late
leten Druck beſtätigen die Verſuche die Th
veſand angenommen, nämlich, wenn der
= P. iſt, ſo iſt der ſchiefe Druck = P. ſin ×;
= P. ſin ×. coſ ×, und der parallele bey
= P. ſin ×².

Da das erſte ſo ſehr von der
weicht, und das letzte gegen die Lehren e
bert, Käſtner u. ſ. w. iſt, ſo wäre es
Verf. die Werkzeuge: womit, und die
tet hat, zur Prüfung ſeiner Verſuche mit
Indeſſen darf man wohl nicht an der
Wahrheitsliebe des gelehrten Verf. zweif
er; dieſes noch gelegentlich in der Folge
Rec. an ſeinem Theil wünſcht dies
erfüllt zu ſehen.

Hr.

Circulflächenberechnung oder Quadratur der Circul, mit beygefügten Figuren entworfen von Chriſtian de H****. Amſterdam, verlegt von Rüter. 1791. 2 Bog. in 8. 1 Kupferplatte.

Des Durchmeſſers Quadrat iſt größer als die Kreisfläche, und der Sehne von 90 Gr. ihres kleiner; alſo giebt es eine Sehne deren Quadrat genau ſo groß iſt. Wie iſt nun die zu finden? Wenn zwey Priſmen gleiche Höhe und gleiche Grundfläche haben, ſo iſt ihr Inhalt gleich, und umgekehrt gleich hohe Priſmen gleichen Inhalts, haben gleiche Grundfläche. Man ſchneide alſo aus einer gleich dicken Metallplatte ein Parallelepipedum, und eine cylindriſche Scheibe, mache beyde Körper aufs genaueſte gleich ſchwer, ſo haben Circul des Cylinders, und Quadrat, des Parallelepipedi Grundfläche, gleichen Flächeninhalt. Man trage dieſes Quadrats Seite,

als

ne in den Kreis des Cylinders, sie macht mit dem
sser einen Winkel von 27½ Grad, den man angu-
qui naturae nennen kann, und die Sehne chordam
naturae circuli. Diese Anweisung ist nicht wie die ge-
liche Vorschrift der Circulberechnungen, so weitläuftig
och nur beynahe erstlich durch angenommene Verhält-
des Diameters zur Peripherie und dann durch triangu-
e Berechnung, da die Theorie selbst nicht weiter als
ufs beynahe geht, die hier ausgeführte aber, deren rich-
Inhalt der Circul ganz kurz findet, und nicht aufs
he geht. Quoad praxin ist sie wie alle geometrische
rbeitungen unter dem Voraussetzen, daß man verfahre
nan verfahren soll. Ob nun gleich die unumstößlichen
de dieser Abhandlung selbst genugsam überzeugend sind,
selbige doch erst nach gefundenen Gutachten bewährter
ematiker zum Drucke befördert worden.

Also wiederum eine Quadratur, von einem der durch
igung finden will, was man aus Begriffen herleiten
und nicht weiß, wie unsäglich der Mathematiker bey
die Schärfe der feinsten Wage übertrifft. Mühe muß
h angewandt haben, mit einiger Richtigkeit seine Kör-
i bilden und zu wiegen. Wenn 1 : π die Verhältnisse
Durchmessers zum Umkreise bedeutet, und im Kreise des-
lbmesser = r; die Sehne X dieses Kreises Fläche gleich
mit dem Durchmesser den Winkel φ macht, also X. X =
; so ist cos φ = $\frac{X}{2.r}$ = ½ r π; die Rechnung giebt
) Winkel = 27° 35′ 50″, das ⅛ also das Hr. de H.
bt, ist ein ungeheuer viel schlechteres beynahe als nur
der ersten Ziffern Ludolphs von Cöln geben. Zu
n hat man dem Hrn. de H. daß er sich kurz und deutlich
drückt hat, wenn die meisten Cirkulquadrirer ihren Un-
in dunkle Weitläuftigkeit hüllen. Die bewährten Ma-
er hätten doch dem Erfinder viel Arbeit, und selbst
n ersparen können, wenn sie ihn belehrt hätten, daß
große Absicht zu erreichen zulänglich war, aus einer gleich
Metallplatte, ein Parallelepipedum zu schneiden, dessen
= a. a; und einen Cylinder dessen Grundfläche
. messer hat, a und c sind willkührlich; verhalten
beyden Körper Gewichte = m : n; so ist π =
— ge also vorhin gebrauchte $\frac{X.X}{r}$ und daher φ.

Vielleicht aber haben ſie dem Hrn. Chriſtian de H. ſo ſchwere Rechnungen nicht zumuthen wollen. Bey ſeinem Namen könnte einem wohl Chriſtian Hugenius und deſſen de magnitudine circuli inventa, einfallen.

Hz.

X a.) Chemie und Mineralogie.

Lehrbuch der Chemie, von Dr. Friedrich Adolph Richter, der Arzeneygelahrheit ordentlichem Lehrer auf der Univerſität zu Halle. — Halle, bey Hemmerde und Schwetſchke. 1791. 465 Seiten in 8v.

Der Verf. ſagt in der Vorrede: „Nichts erleichtert den Unterricht in einer Wiſſenſchaft mehr, als wenn der Lehrer beym „Vortrage derſelben ſeinem eigenen Plane folgen kann. Dies „war auch mein Wunſch, er allein bewegt mich, die Anzahl „der Lehrbücher über die Scheidekunſt zu vermehren, unter „denen einige von ſo vorzüglicher Güte ſind, daß ich wünſchte, ihnen dieſes Buch an die Seite ſetzen zu können.“ Wir finden wirklich alles was der Hr. Verf. von ſeinem Buche ſelbſt, ſo wie von der Güte andrer vorhandenen chemiſchen Lehrbücher ſagt, ſo wahr und richtig, daß wir zu dieſer eignen Recenſion, die er von ſeinem Buche macht, weder etwas abzunehmen noch zuzuſetzen haben. Denn die Lehrbücher eines Gren, Succow, Wiegleb, u. a. m. ſind Meiſterſtücke ihrer Art, mit denen ſich das vor uns habende freylich nicht meſſen kann und darf; demohngeachtet iſt das Buch aber auch nicht zur Verdammniß reif, es gehört wirklich zu den guten, nur wünſchte Rec. etwas mehr Plan und Ordnung, etwas weniger Kürze und etwas mehr Beſtimmtheit im Ausdrucke, darin gefunden zu haben. Alles dieſes hätte füglich beobachtet werden können, ohne eben die Bogenzahl zu vermehren, wenn ſich der Hr. Verf. nur etwas kürzer beym Unbedeutenden, und dafür etwas länger beym Wichtigen aufgehalten hätte. Ein jeder hat aber ſo ſeine eigne Art. — Wir würden eine andere Methode befolgt haben.

Außer

Außer einer 14 Seiten langen Geſchichte der Chemie, ihrer erſten Entſtehung an, (die für den Zuhörer, der Auge und Ohr zugleich erquickt haben will, einſchläfe ſeyn muß) folgt noch eine beſondere Einleitung S. 15. 33. in welcher der Begriff der Chemie erläutert, und ihr Unterſchied von Phyſik und Naturlehre beſtimmt, und zuletzt von den vorzüglichſten Eigenſchaften der Körper, ſo wie von der chemiſchen Wahlanziehung gehandelt wird. Das übrige des Werks zerfällt in zwey Theile, und jeder Theil wieder in mehrere Kapitel. Im erſten Theil werden in drey Kapiteln 1) die chemiſchen Hülfsmittel, 2) die Operationen, 3) die Körper, worunter auch die Erden, das Waſſer u. ſ. w. in ihrem reinſten Zuſtande mit begriffen ſind; und im zweyten Theile in fünf Kapiteln werden 1) die Salze, 2) die brennbaren Körper, 3) die Erden, 4) die waſſerichten Flüßigkeiten, und 5) die Metalle abgehandelt. Eine ſolche Eintheilung iſt keinesweges zweckmäßig, ſie macht Wiederholungen nöthig, und kann den Zuhörer verirren. An das Syſtematiſche iſt dabey nicht zu denken.

Au.

Topographie des Nordweſtlichen Mittelgebirgs in Böhmen. Ein Beytrag zur Beantwortung der Frage: iſt der Baſalt vulkaniſch oder nicht? von Fr. Ambr. Reuß, der Weltweisheit und Arzneykunſt Doktor u. ſ. w. Dresden, in der Waltheriſchen Buchhandlung. 1790. 176 S. in 8.

Die Hauptabſicht dieſer Schrift iſt, wie der Schluß zeigt, die Theorie des Hrn. Inſp. Werners zu beſtätigen und den vulkaniſchen Urſprung der Baſalte zu beſtreiten. Zu dem Ende werden funfzehn dahin abzweckende Folgerungen aus der Beſchreibung des Mittelgebirgs gezogen:

1ſter und 2ter. Die meiſte Baſaltberge dieſes Gebirgs ſind zwar kegelförmig, aber theils zugeſpitzt, theils abgeſtumpft, und der Porphyrſchiefer, Mergel und Sandſtein bilden ähnliche iſolirte Berge und Hügel. Man möchte hier wohl fragen: iſt auch vollkommenſte Ueberzeugung verhanden, daß die den Baſaltbergen ähnliche Berge von Porphyrſchiefer u. ſ. w. durch und durch aus dieſer Steinart beſtehen. Kann nicht

Baſalt

Basalt der Kern, und die andere Gebirgsart nur Bedeckung seyn, welche so die Bildung des Basalts annahm?

3te. Dichtigkeit, Schwere und Homogeneität nimmt zu, jemehr sich der Basalt dem Säulenförmigen nähert. 4te. Auch der Porphyrschiefer ist in Säulen zerklüftet u. s. w. 5te. Man findet flötzartig geschichteten Basalt, so wie auch von großkuglich abgesonderten Stücken. 6te. Kein Krater. Die Vertiefungen und Einbüge haben ihr Daseyn meistens zufälligen Ursachen zu danken. (Meistens, wem haben es aber die andern zu verdanken?) 7) Kein Bimsstein, keine vulkanische Asche finden sich da. (waren sie aber auch nie da?) 8) Der Basalt macht ganze Züge von Bergen und Hügeln. 9) Er liegt meist auf Mergel und Thon, seltner auf Sand. (Sollten unsere Orographen nicht oft irren, wenn sie bestimmt angeben: dies liegt auf jenem? es gehört in der That ohne Bergbau viel dazu, hierin alle Täuschung zu meiden. Als Fichtel den Granit auf dem Steinsalz fand, legte man es ihm bald für einen Irrthum aus, weil es zu unerwartet war.) 10) Er kommt als Gang im Gneuß vor. 11) Als Dach der Steinkohlen, folglich in Verbindung mit Gebirgsarten, deren Entstehung auf dem nassen Weg zuverläßig ist. (Was folgt aber daraus? können nicht jetzt noch Lavaströme sich über Flötzgebirge ergießen, und in Klüften eindringen?) 12) Die Basaltberge stehen unter einander, und mit den tiefer liegenden Flötzgebirgen in solchem Verhältniß, daß sich mit größter Wahrscheinlichkeit vermuthen läßt, sie seyen von einer Entstehung. 13) Berge deren Basalte säulenförmige Struktur haben, feiner Korn, mehr Antheil an Kieselerde und Eisen erhalten sich besser als die deren Gebirgsart sich dem Mandelstein und der Wacke nähern. (Wie wenn letzteres so wie auch die geschichtete Basalte regenerirte Basalte wären, eben so wie es regenerirte Granite giebt?) 14) Die Höhe der Berge dieses Gebirgs hat gegen Südost und Nordwest eine progressive Abnahme. 15) Die Basaltkugel (soll wohl Kegel heißen) seyen zu nahe und zu zahlreich, als daß jeder ein besonderer Vulkan gewesen seyn könnte, und für einen Feuerschlund sey das Gebirg zu ausgedehnt, (wie wenig können wir uns doch die Gestalt einer Berggegend jenseit einer großen Revolution hinausdenken!)

Dieses sind die Gründe welche den Verf. für die Entstehung des Basalts im nassen Weg einnehmen. Rec. kann sich dadurch noch nicht überzeugen. Hier ist aber der Ort nicht

cht darüber ausführlich zu seyn, deswegen hat er nur einige
innerungen eingestreut. Feuer, Wasser, Uebergänge müs-
wir wohl zusammen zu Hülfe nehmen, wenn wir uns
Entstehung solcher basaltischen Berggegend einigermaaßen
klären wollen, mit einem allein ist immer schwerlich auszu-

Orographie selbst ist eigentlich eine Erweiterung
werf. 1787. in die Abhandl. der böhmischen Gesellsch.
senschaften eingerückten Oryktographie der Gegend um
Der sorgfältigsten Untersuchungen ohngeachtet fande
nds Merkmale von Schmelzung, Durchglüung u. s. w.
fand er was Werner pseudovulkanisch nennt, und
auch der Verf. glaubt, daß es Produkte der Erdbrän-

21. Beträchtliche Gneußgeschiebe am Abhang eines
lbergs, fern von Gneußgebirgen, zeugt doch von größeren
tionen als einzelnen Erdbränden.

25. Porphyrschiefer mit Hornblende und Feldspath
am
berg deutlich in Basalt über, und dient ihm
U

41. wird das Kutterschützer Steinkohlenwerk beschrie-
Gneuß scheint desselben Grundgebirg zu seyn; die be-
arten Berge bestehen aus Basalt; das Dach ist Schie-
; das Kohlenflötz ist über 8 sächsische Lachter mächtig —
n dem des Gebirgs entgegen, und wahrscheinlich ver-
es sich unter dem Stirbitzer Basaltberg. Nicht selten
sich
inöses Holz darin; die Söhle ist ein grauer
er aber vielleicht noch ein Kohlenflötz liegt.
igenoen Wettern weiß man hier nichts. Die Be-
dieses überaus wichtigen Werks ist sehr vollständig
n Betracht vortrefflich. Wenn die Erdbrände in
den geherrscht haben sollen, so ist sehr zu bewun-
, die dieses mächtige Kohlenflötz verschonten.

§. 68. Merkwürdige Auswitterung einer Menge mi-
alischen Laugensalzes aus verwittertem Gneuß. Es scheint
rf. mit Osburg und Lorgna, daß die Bittersalzerde
mers durch zugetretenes Brennbares salzartig werde.

70. 71. Abdrücke von Pflanzen zwischen Lagen eines
ippels, auch ein Fischabdruck, und Holzversteinerungen.
Verf. folgert daraus, daß der Trippel nicht allezeit ein

vul-

vulkaniſch oder pſeudovulkaniſches Produkt ſey. [illegible] doch wenigſtens daraus nicht: man darf nur an [illegible] er nicht auf der Stelle entſtanden, ſondern [illegible] hitzte Flüthen dahin geführt worden ſey. [illegible] baſaltartig ſäulenförmigen Stücken. Daß [illegible] ſtein, Thonarten, auch ſäulenförmige Geſt[illegible] iſt eine ausgemachte Sache. Ob man aber [illegible] chen gefunden habe, welche wie viele B[illegible] einander ſitzen, erinnert ſich Rec. ſo eben ni[illegible] Schieferkohle unter Baſalt. S. 88. Schiefer[illegible] zellainjaspis. Pflanzenabdrücke in beyden [illegible] Umſtänden, worunter ſie vorkommen, ihren [illegible] Urſprung außer Zweifel ſetzen. Rec. könnte hier [illegible] innern, was er bey S. 70. und 71. erinnert hat. [illegible] in der Anmerkung, werden Voigts Gründe für [illegible] die des Porphyrſchiefers widerlegt. Daß die mit [illegible] falt ganz gleichen Urſprungs ſeyn müſſe; [illegible] zeugend dargethan. Annäherung und Ueber[illegible] darin nicht entſcheiden. Man denke ſich nur [illegible] Lavaſtröme, kochende Schlammmaſſen, die andern nicht ganz erhärtete Lagen überziehen, ſo werden [illegible] und Annäherungen begreiflich. S. 118. M[illegible] dem Baſalt ein Ganzes ausmacht, ſo daß [illegible] einen Hammerſchlag nicht trennen kann. S. 123. [illegible] ten am Stiefelberg werden wegen ihrer Höhe von Goldarbeitern zum Faſſen geſucht. S. 127. [illegible] geſchichteter durch ſenkrechte Klüfte getrennter Baſalt, Kalkſpathſtreifen, ſitzt auf Mergel (wird wahrſcheinlich gelößter dahin geſchwemmter regenerirter Baſalt ſeyn.) 130. 131. fg. Pſeudovulkanen unweit Laun. Sch[illegible] fen von Steinkohlen, die durch einen Thon ſetzen, ne[illegible] ferthon ſind Zeichen eines tiefer liegenden Kohlenflötzes, [illegible] ches ſich entzündet, die oberſten Lagen durchbrochen [illegible] daſigen Gebirge aufgethürmt hat.

S. 133. fg. giebt der Verf. ein Verzeichniß der pſeudovulkaniſchen Produkte, die er im Mittelgebirg gefunden hat: ſie beſtehen in halbgebranntem Thone und porzellainem Jaspis verſchiedener Farbe — in Eroſchlacken, hierunter ein vermuthlich durch das Feuer umgeänderter Baſalt ziemlich leichte Schlacken mit ſehr großen Blaſen, welche mit Farben des gehärteten Stahls angelaufen ſind — Schlacken, davon jedes

Stück

, wenn es nicht zu groß iſt, vom Magnet angezogen
— Schlacken mit Schwefelkies — desgleichen mit
und ſchwarzen Körnern, vermuthlich ehemalige Quarz
rathe — mit Quarzkörnern, deren man im Anfang
elzung deutlich bemerket — andere Quarzkörner
en Glanz verlohren haben. Zuletzt folgen verſchiedene
erungen eines dem Müllerischen Glas ähnlichen Foſſils,
liche thonartige Eiſenſteine. S. 141. wird Ferber
am Berg Hoblik findet ſich keine Porzellainerde,
erthon. S. 144. fg. giebt der Verf. eben ſo ſchätz-
vollſtändige Nachrichten von den Granitgruben, als
dem Steinkohlenwerk mittheilte. Eine ſchwärzlich
hlich aus aufgelößtem Baſalt entſtandene Dämm-
ilen ein Mergelflötz. Dieſes Lager bedeckt
es; es iſt zuweilen 12 — 14, aber auch ein an-
nur 1 — 2 Fuß mächtig. Mit der Mächtigkeit nimmt
enge der darin befindlichen Granaten ab. Die einbre-
n Foßilien beſtehen in **Granaten**, wovon die lichtblau-
für Rubine ausgegeben werden; **Hyazinthen**,
te Stücke kommen in allen äußeren Kennzeichen mit
iſchen ſo überein, daß ſie der Kenner nicht unter-
n kann; **Kryſolithe**, zuweilen mit einer Spur von
on, was man unter dem Namen Aquamarin ver-
ſt, iſt wohl blos berggrüner Kryſolith; **Saphire**,
diſation kommt mit der des orientaliſchen und deſſen
Velay überein; **Schmaragd**, davon wurde ein
nes Geſchiebe gefunden; **Quarz**, **ſchwarze**
erwärmt Aſche anzieht; **magnetiſcher Eiſen-**
ujas de Saint Fond's Beſchreibung des magneti-
nds zu Ricupezzoulion, bezeichnet ſo deutlich den
iſchen Eiſenſand, daß der Verf. an der Identität bey-
len nicht zweifelt, nur kann er ihn nicht mit jenem
eines vulkaniſchen Email's halten, weil er von der
kanität aller von ihm beſchriebenen Foßilien überzeugt
wohl er ihn noch nicht als ein Gemengtheil des Ba-
gefunden hat. Werner fand oft in der Scheibenberger
magnetiſche Eiſenſandkörner. (Dieſer Eiſenſand nebſt
arin befindlichen Granaten, Hyazinthen u. ſ. w. mag
elleicht noch in vielen ſolchen baſaltiſchen Berggegenden,
eiſt mit einer mächtigen Thonlage überdeckt finden, wie
aus einer eigenen Erfahrung ſchließt. Beobachtungen
r an mehreren verſchiedenen Orten könnten vielleicht

vielen

vielen auf das Ganze ſich beziehenden Aufſchluß geben.) Endlich fanden ſich noch Petrefacten, Trochiten, Turbiniten, Kariophiliten, Portunailiten, Pectiniten und Atomien in dieſem Lager.

Die Art der Einſammlung der Granaten, der Verkauf derſelben, und die einſchlägige Geſetze, geben dem Verf. Stoff ſich auch demjenigen Leſer, dem die Entſtehung des Baſalts ſo ſehr nicht intereſſirt, ſehr verbindlich zu machen. Außer den Anfangs angeführten Folgerungen ſind zuletzt noch ſämmtliche Foßilien dieſes Gebirgs nach dem Wernerischen Syſtem eingetheilt verzeichnet.

Hk.

Briefe über das Radeberger Bad, enthaltend: die Beſchreibung der Gebäude, des Bades Entſtehung, Beſtandtheile, Kräfte, Wirkung, Gebrauch, Oekonomie, Promenaden, Vergnügungen und Environs. Mit einem Kupfer. Dresden, bey Meinhold. 1791. 86 S. in 8.

Das Bad eine halbe Stunde von Radeberg gehört dem Grafen von Wallwitz. Der an ſich angenehme Ort in gebirgiger Gegend ſcheint der Beſchreibung nach mit vieler Kunſt und mit Geſchmack verſchönert zu ſeyn, und ein ſo hübſches Bad, welches nur zwey Stunden von Dresden entfernt iſt, kann nicht anders als ſehr beſucht ſeyn. Erſt 1716. kam dieſes Waſſer, bey einer des Bergbaues halber geſchehenen Eröffnung des Gebirges, zum Vorſchein, und kurz nachher ward eine Badeanſtalt angelegt. Seitdem ſind noch ein Paar andre Quellen entdeckt. Man giebt in dem Waſſer etwas Luftſäure, Eiſen, Mittel- und Laugenſalz an. Ein ſanftes, auflöſendes und etwas ſtärkendes Badwaſſer ſcheint es zu ſeyn, man trinkt es auch. Allemal iſt ein gutes Bad in der Nähe einer großen Stadt viel werth, wenn es auch keins der erſten Bäder iſt. Es macht manchem minder Vermögenden Hülfe möglich, die er in der Ferne nicht ſuchen kann. Mit 10 Rthlrn. ſoll man hier mit Mann und Frau und zwey Dienſtbothen wöchentlich gut leben können. Das wäre äußerſt wenig, wenn es nicht verrechnet iſt; aber das Eſſen für alle 4 Perſonen wird auch täglich nur auf 20 gute Groſchen angeſchla-

schreibung der Promenaden, Anlagen und Gebäude. Hierauf folgt die Schrift. Aeltere Schriften über dieses Bad sind angeführt, man findet sie aber in Zückerts, von der Gesellschaft Böhmischer

[illegible]

elbung des neuentdeckten Stahlwaſſers bey rba im Königreich Böhmen. 1790. 3½ , in 8. (Unter der Zueignungsſchrift nennt r Hr. Verf. Dr. Hanſa.)

hier beſchriebene Waſſer ſey unter dem Namen des Neuns ſchon bekannt, und deſſen Gehalt vom Hrn. Dr. in deſſen Unterſuchung des Lichwerder Sauerbrunnen ait angeführt und zergliedert. Die fixen Beſtandtheile hier aber viel größer angegeben als von jenem geſche Hr. M. hat in 40 Pfunden Waſſers nur 3½ Gran Eis indern; Hr. H. will aus 22 Medicinalpfunden 15 reines Eiſen! erhalten haben. Es kann ſeyn, daß erſten Verſuchen etwas zu wenig angegeben ſey, aber erſcheinlich iſt in dem letzten noch mehr Irrthum. as Waſſer würklich in 22 Medicinalpfunden 15 Gran Eiſen hält, ſo gehört es unter die allerſtärkſten Stahl- , und das laſſen die Verſuche mit den Reagentien, und b geringere Menge der Luftſäure, nicht vermu- ns müßte es noch erſt durch neue Verſuche von in der Chymie beſtätigt werden. Der Verf. ſchließt tungen über den mediciniſchen Gebrauch dieſes hier müſſen wir erinnern, daß dieſes Waſſer, wenn ei eben genſchaften würklich hat, unmöglich ein unſchädliches Mittel bey ſolchen Bruſtbe- konne, die der Verf. hier nennt, und die ſich ei . Sonſt ſind dem Verf. Talente nuſſe ſprechen.

Ld.

VI. Vermischte Nachrichten und Neuigkeiten in Forst- und Jagdsachen, nebst allerley kleinen Bemerkungen. 1) Von einigen merkwürdigen Bäumen, worunter eine Eiche welche pyramidalisch wie eine Italiänische Pappel gewachsen, und an welcher alle Aeste, welche sie in horizontaler Lage getrieben, abgestorben sind. Ein Platanus, 80 bis 90 Fuß hoch. Eine Schottische Fichte, 4½ Fuß im Durchmesser, und eine gemeine im Wernigerodischen, welche auf 20 Fuß Höhe, und 34 Zoll im Durchmesser hatte, woran man 125 Jahrringe zählte, erwähnt wird. Ferner eine Buche, 18 Fuß 6 Zoll im Umkreise, und am Zopf auf 80 Fuß Länge, 9 Fuß 6 Zoll im Umkreis, sie hatte 272 Jahrringe. 2) Nassauische Weilburgische Holztaxe. 3) Sonderbare Jägeraz im Russianischen. Az, ist eine Verbindlichkeit, den Jägern eine Mahlzeit, und den Hunden und Pferden Futter bey gewissen Gelegenheiten zu geben. 4) Wald- Wild- und Mastordnung Kaiser Carl des Großen, auf seinen Kammergütern. 5) Verordnung Kaiser Carl des Großen, wegen der Wolfsjagd auf seinen Kammergütern.

Achter Band.

Fängt mit einem lesenswerthen Aufsatz an, worin der Verf. die irrige Meynung verschiedener Forstmänner widerlegen will, daß die Forstwissenschaft auf keinen festen unumstößlichen Grundsätzen beruhe. Man muß hier nur nicht das Wort Grundsätze im strengen mathematischen Verstande nehmen, der Verf. verstehet hierunter nur Hauptstücke, welche bey Erlernung der Forstwissenschaft nothwendig sind. Denn an und für sich ist die Forstwissenschaft keine Grundwissenschaft, sondern sie wird nur durch Hülfswissenschaft, welche auf unumstößlichen Grundsätzen beruhet, zu dieser Würde erhoben. In dem Schreiben an einen Freund, welches dieser Abhandlung vorgesetzt ist, beschwert sich der Verf. daß sich mancher Vorgesetzte des Forstwesens mit diesen Hülfswissenschaften nicht den Kopf zerbrechen wollen, und deshalb nur Praktika, Praktika! rufen. (S. 6.) Leider ist es zu beklagen, daß die so nöthige Praktika nur zu oft der Rückhalt stolzer Dummköpfe wird, welche ihrer Unwissenheit dadurch ein Ansehen geben, und durch das Geschrey ihrer vieljährigen Erfahrung andern Sand in die Augen werfen wollen. Verstünden sie, in wieferne Erfahrung nur Regeln geben, und

Anwen-

wendung finden kann, und konnten sie sich selbst prüfen, wenn auch die nothwendigen Fähigkeiten eigen sind, weil Erfahrungen dieser Art erfordert werden, sie würden Recensenten mit ihrer Praktika betrogen.

Die sogenannten unumstößlichen Grundsätze, worauf der [illegible] die Forstwissenschaft gründet, sind folgende. 1) Genaue Vermessung der Forsten. 2) Abtheilung des Holzbestandes in Classen, als: a) Waldungen von hohem Laub- und Nadelholz, b) Buchensteckausschlag, c) melirte oder Schlagholz, d) Eichenbaumwaldung. 3) Eintheilung der drey Classen nach. a) Lage, b) Klima, c) Grund und Boden. 4) Eine genaue Kenntniß dieser drey Stücke. 5) Forstgeschichte und Forstbotanik der unter Händen habenden Forsten. 6) Genaue Kenntniß derjenigen Mittel, wodurch die Waldungen in Stand zu setzen. 7) Technologische Kenntniß. 8) Mittel die Waldungen auf das Beste zu benutzen. 9) Mittel der verschwenderischen Holzconsumtion zu steuern. 10) Kenntnisse vom Verkohlen. Dieses sind die Grundsätze des Verf. oder vielmehr einige nicht eben systematisch geordnete Hangstücke zu Erlernung der Forstwissenschaft. Über diese Abhandlung hat der Hr. Herausgeb. einige Anmerkungen beygefügt, unter welchen Rec. die auf der 18 Seite befindet hat, wo derselbe glaubt, daß man bey Herausnehmung der Holzbestände in einer verhauenen Forst sich gewöhnen werde, jeden Viertel Morgen besonders zu messen, und in Riß zu bringen. Eben in der Art ist die Frage des Hrn. ob es nicht besser, Distrikte, welche jetzt nur 20 Klafter auf Morgen geben, und im zweyten Turnus bey gutem Anbau 40 geben können, gleich abzutreiben? Wo sollen aber die nothwendigen Landesbedürfnisse hergenommen werden, bis das angebaute Holz wieder haubar wird? Dieses ist wohl unter solchen Gegend möglich, wo sich die Bedürfnisse nach [illegible] was aus jedem Schlag geholzet werden kann, regulieren lassen. (S. 22.)

II. Gedanken über die Grenzen der landesherrlichen [illegible]te, in Ansehung des Forst- und Jagdeigenthums. Das Recht des Staats mit der möglichst größesten Freyheit der Unterthanen zu vereinigen, ist der Grundsatz, wornach diese Gerechtigkeit bestimmt wird.

III. Vergleich zwischen Churpfalz und dem Herzogl. Haus Würtenberg wegen Forst-Jagdgrenzirungen.

dann zu dem verbeſſerten Ackerbau, dem zunehmenden Wohlſtand der Einwohner, und der anwachſenden Volksmenge in der Pfalz über. Wenn Hr. K. behauptet, daß ſich die Anzahl der Einwohner in der Pfalz ſeit zehn Jahren um 6879 Familien oder 26302 Seelen vermehrt habe; ſo möchte dieſe Angabe wohl manchen befremden, der ſich an die noch immer fortdauernden häufigen Auswanderungen in jenen Gegenden erinnert. Als Urſachen dieſer Größe und Wachsthum, führt Hr. K. hauptſächlich die Errichtungen der Akademien und Geſellſchaften an, denen es der Landesherr zur Pflicht machte, an Verbeſſerung und Aufklärung der Einwohner zu arbeiten, die dadurch entſtandene Verbeſſerung des Ackerbaues, Urbarmachung wüſter Flecken, Einführung des Futterbaues, u. dgl. „Doch, (fährt er fort, und Rez. ſetzt des Verf. eigene Worte her, damit man zugleich eine kleine Probe ſeiner Schreibart habe,) unter den Schickſalen welche ihren Urkeim in dem „Plane des Weltgebäudes haben, liegen auch dieſe: daß es „wo Verbeſſerung hervorkeimt, Verſchlimmerung heranwächſt, „und der entſtehende Ueberfluß bald fühlbaren Mangel zur „Folge hat, und wirklich dörfte (dürfte) dieſes der Fall in „der Pfalz werden." — Es zeigt ſich nämlich bey vermehrter Volksmenge und größerer Induſtrie aller Art, bald Mangel am benöthigten Holz, und es wird daher zur Pflicht, auf die Aufnahme und wirthſchaftliche Behandlung der Waldungen Bedacht zu nehmen.

Hr. K. redet zu Folge ſeines Plans hier nur von der Domainenwaldung, die nach ſeiner Angabe ⅓ aller Waldungen der Pfalz ausmacht. Alles was er nun ferner von den Vorkehrungen, die man zu dieſem Behufe bereits in der Pfalz gemacht hat, oder zu Folge ſeiner Vorſchriften noch machen müſſe, ſagt, iſt theils ganz lokal, theils in andern Ländern ſchon längſt, und oft beſſer ausgeführt worden; ſo, daß für auswärtige Forſtverſtändige in dieſer vorſchriftsmäßigen Behandlung nichts Neues zu finden ſeyn möchte. Die beygefügte Generaltabelle über den Zuſtand, und Erträglichkeit des Domainenwaldes N. N. und der kurze Entwurf eines Idealforſtplans, ſind zwar ganz gut, aber gewiß haben wir bereits beſſere und brauchbarere Anweiſungen zu dergleichen Tabellen und Planen in den Schriften unſerer berühmten Forſtmänner.

Bm.

C. F.

F. Seidels Blumen-Gärtner-Kalender, in welchem etliche 100 Gewächſe mit ihrer botaniſchen Beſchreibung enthalten ſind, und dabey gezeigt wird, nicht allein, welche Verrichtungen in einem jeden Monate an denſelben geſchehen müſſen, ſondern auch, wie ſolche durch Saamen, Brut und Ableger vermehret, und im Sommer, ſowohl als im Winter gewartet werden müſſen. Alles auf eigene vieljährige Erfahrung gegründet. Erſtes Heft, enthaltend die Nelken, Aurikel und Primel. Wetzlar. 1790. 70 S. in 8.

genz auch die Methode, Unterricht in der Gärtnerey nach Kalender zu ertheilen, nicht ſchon an und für ſich den ächtlichen Fehler hätte, daß ſie bey dem ſo ſehr veränder- n Clima nur für einen gewiſſen Bezirk, und meiſt dieje- Gegenden, worinne ſich ein Verfaſſer aufhält, brauch- und anwendbar iſt: ſo käme doch dieſer Verf. mit ſeinen ertheilten Kenntniſſen und Erfahrungen um zwanzig Jah- u ſpät, da man alles, was er in dieſer Schrift von den Pflanzen, der Nelke, der Aurikel und der Primel ſagt, gegenwärtig weit beſſer weiß, und in vielen Büchern voll- diger und richtiger finden kann. Zum Beyſpiel will Rec. die Schönheitsregeln für die Aurikel auf S. 50. anführen. e gute Aurikel muß

) große und viele Blumen, und an den Blocken kurze Stiele haben.

) Die Blume muß ſchön rund ſeyn, und ſich weit aufthun.

) Der Stengel gerade, aufrecht ſtehen, und wenn noch ſo viele Blumen daran ſind, ſich nicht biegen.

) Das weiſſe oder gelbe Auge nicht offen ſtehen, ſondern von den Staubfäden geſchloſſen ſeyn.

) Darf ſie keinen Knopf oder Piſtille ſtatt des Auges haben.

: zwey letztern Erforderniſſe ſind ganz unverſtändlich, weil Verf. die Oeffnung der Blumenröhre mit dem Auge ver- hſelt hat, außerdem, daß die heutigen Blumiſten noch

Dann folgen 29 Arten, die, nachdem ſie 5 oder 5 Staubfäden haben, wie bey Linne, abgeſondert ſind. Zu jenen gehören:

1.	A.	graecizans	T. IV.	F. 7.
2.	A.	albus	I.	2.
3.	—	deflexus	X.	20.
4.	—	polygonoides	VI.	12. a. b.
5.	—	polygamus †.		
6.	—	mangoſtanus	XII.	
7.	—	inamoenus	VII.	14.
8.	—	melancholicus	IX.	18.
9.	—	gangeticus	VI.	11.
10.	—	oleraceus	V.	8.
11.	—	viridis	VIII.	16.
12.	—	tricolor	—	—
13.	—	lividus	I.	1.
14.	—	triſtis	V.	10.
15.	—	Blitum	—	—
16.	—	ſcandens †	—	—

Hr. Thunberg hat dem Verf. die Abbildung mitgetheilt.

Zu denen mit 5 Staubfäden.

* 17.	A.	hecticus	T. VII.	F. 13.
		et	XI.	22.
18.	—	hybridus	IX.	17.
* 19.	—	ſtrictus	III.	5.
* 20.	—	lactus	VIII.	15.

Accepi, ſagt der Verf. ſub titulo *A. lucidi*, H. R. Perif. ſed quum nil lucidi obſervaverim, nomen mutavi. —

21.	—	cruentus	—	—
22.	—	hypochondriacus	—	—
23.	—	ſanguineus	II.	3.
24.	—	paniculatus	—	4.
25.	—	retroflexus	XI.	21.
* 26.	—	chloroſtachys	X.	19.
27.	—	flavus	III.	6.
28.	—	caudatus	—	—
29.	—	ſpinoſus	IV.	8.

Die

Die in unſrer Aufzählung (nicht im Texte) mit einem
nchen bezeichneten ſind Arten, die der Verf. für neu
wenigſtens ſo lange bis das Gegentheil bewieſen iſt;
mit † bezeichneten hat er nicht friſch geſehen. Beym hybri-
vermuthet er, daß mehrere wahre Arten unter dieſem Na-
von den verſchiednen Schriftſtellern zuſammengeworfen
mögen, die äußerſt ſchwer zu unterſcheiden ſind. —
rhaupt ſind faſt alle, die der Verf. aus eigner Unterſu-
beſchreibt, in Töpfen gezogen, und bey einigen giebt
ſbſt den ſehr merklichen Unterſchied an, wenn ſie im
en gewachſen ſind. Daher denn einige Abbildungen noth-
ig zu klein werden mußten, in Vergleichung mit Pflan-
erſelben Art, die im Lande gezogen waren. — Die
erung des Namens *20. hätten wir doch lieber abgera-
denn wer nun außer ihm die Saamen der männlichen
nze mit jener Benennung A. lucidus erhalten hat, und
aus dieſer Monographie die geſchehene Umänderung
, wird 2 Arten lucidus und laetus annehmen, wo nur
iſt.

Die Synonymie iſt ſehr vollſtändig, da wo ſie möglich
am reichſten bey 25. Amaranthus Blitum, bey deſſen
erſchiedenheiten (mit der Hauptpflanze) nicht weniger als
Schriftſteller angegeben werden, und mit denen um Ber-
achſenden verglichen ſind! — wodurch denn der Verf.
ynahe zur Gewißheit bringt, daß der von ſo vielen als
uropa wachſend angenommene A. viridis nichts anders
A. Blitum ſey.

Sollte des Verf. A. inamoenus wohl hinlänglich vom
ſtli verſchieden ſeyn? wenigſtens finden wir keinen ein-
beträchtlichen Unterſchied, als daß in jenem die Blatt-
merklich kürzer, in dieſem merklich länger als das Blatt
ſind.

Wir überlaſſen dem Hrn. Verf. die Auflöſung der Auf-
(wenn ſie überhaupt möglich iſt) obwohl aus Amar.
aineus und triſtis erſt A. melancholicus, dann lividus,
aus dieſen wieder des Verf. hectieus möchte entſtanden
? Zwar da der Verf. den Grundſatz nicht annimmt, daß
us den Saamen hervorgehende Pflanze eine Art, und
Spielart, ſey, wenn ſie der Mutterpflanze auch ähnlich
ſ. die Vorrede): ſo möchte die Entſcheidung noch ſchwerer
Denn ſonſt hat man doch, wegen der Kölreuterſchen

Ver-

ner fremden Sorten von Weinſtöcken, welche derſelbe in ſeinem eigenen Weinberg gepflanzt hat. Nebſt einer Tabelle derjenigen Reben und Stöcke, die bey ihm um beygeſetzten Preis zu haben ſind. Dritte, ſehr vermehrte Auflage. Stuttgart, in Commiſſion bey Erhard und Löflund. 1792. 102 Seiten in 8.

Schon die vermehrte Seitenzahl iſt ein Beweis, daß dieſe dritte Auflage mit wichtigen Bemerkungen über die Pflanzung und Art eines der nützlichſten Gewächſe angefüllet, Sommerabende Schrift beträchtliche Zuſätze erhalten habe. Denn die zweyte Ausgabe beſtande nur aus 79 Seiten. Aber auch bey der weiteren Vergleichung wird man auf viele Zuſätze treffen, womit dieſe dritte Ausgabe bereichert worden iſt, die theils in Bekanntmachung neuer Traubenſorten, theils in Berichtigung einiger in der zweyten Ausgabe vorkommender Angaben, theils in dem hinzugefügten fünften Kapitel, von einigen gewöhnlichen Krankheiten der Weinſtöcke, und den Mitteln dawider, beſtehen. Von dem Rißling aus dem Breisgau Nr. 43. wird aus einer neuen Erfahrung, die der Verf. gemacht hat, angeführt, daß er eher für magern überkieſigten Boden, als für fette taugt, indem ihm einmal ein ganzer Graben von vielem Düngen gelb worden und abgegangen ſey. S. 96. wird in einem Anhang das Verzeichniß der Traubenſorten, die der Verf. erſt ſeit 1788. erhalten hat, mit vielen neuen Sorten vermehrt. Nach der Preistabelle ſind die mehreſten Sorten im Preis heruntergeſetzt worden. Das wohlthätigſte Verdienſt, welches der Verf. ſich um den Weinberg erworben hat, beſteht darin, daß er durch vielfältige Verſuche ausgefunden hat, welche Traubenſorten auf Bögen gepflanzt oder nur auf Zapfen geſchnitten werden müſſen, worauf mehr ankommt, als die gemeinen Weingärtner glauben wollen. Doch werden ſie durch den rothen Veltliner immer mehr von der Richtigkeit dieſes Vortheils überzeugt, der auf Zapfen geſchnitten nicht nur reichlicher trägt, ſondern auch die Trauben mehr röther und früher zur Zeitigung bringt.

XI. Haushaltungswiſſenſchaft.

Der ſächſiſche Landwirth in ſeiner Landwirthſchaft, was er jetzt iſt und was er ſeyn könnte, oder wie ein jeder ſeine Einkünfte in kurzer Zeit um mehr als die Hälfte ſehr leicht erhöhen könne, von C. B. M. G., und fortgeſetzt vom Amtsverwalter Adam Friedrich Schmelz, Mitglied der oekonomiſch-patriotiſchen Geſellſchaft in Schleſien. IIIter oder letzter Band, geprüft von Commiſſionrath Riem, und einigen andern Landwirthen (S. XXXXIV.) mit Zuſätzen bereichert; handelnd von dem Forſtweſen und den noch fehlenden oekonomiſchen Gegenſtänden. Leipzig, bey Hilſcher 1791. gr. 8. 428 S. ohne Vorerinnerung.

Der anonymiſche Verfaſſer, oder Compilator der beyden vorhergehenden Theile dieſes Sächſiſchen Landwirths, iſt wegen ſeiner Plünderung anderer guten Autoren genug berüchtigt worden, ſo daß er, wie es ſcheint, dadurch abgeſchreckt worden ſeyn mag, den verſprochenen dritten Theil zu liefern; indeſſen hat das Publikum dadurch nichts verlohren, ſondern unendlich gewonnen, da ſich ein praktiſcher Landwirth gefunden, welcher dieſem Mangel abgeholfen hat. Ohne die Gabe der Divination zu haben, kann man zwar nicht ſagen, daß unſer Hr. Verf. eben die Materien gewählt hat, die jener Compilator würde gewählt haben; aber die gewählten ſind ſo praktiſch abgehandelt, daß es zu wünſchen wäre, daß jeder ausübende Landwirth dieſes Buch ſich anſchaffen und zu ſeiner Lieblingslectüre machen möchte.

Die Vorerinnerung beſchäftiget ſich mit dem Compilator der beyden erſten Theile und enthüllt ihn nach Würde.

17ter Abſchnitt vom Forſtweſen, iſt ganz vortreflich, und man ſieht, daß der Autor ein Mann iſt, der ganz ſeinem Gegenſtande gewachſen iſt; nur wäre noch zu wünſchen, daß der Verfaſſer des Herrn von Juſti's Vorſchlag, die Weiden nicht zu köpfen, ſondern in Gegenden, wo kein ſchwarz

Holz wächst, selbige in die Höhe wachsen zu lassen, da sie dann in kurzer Zeit zu einer ansehnlichen Höhe und Stärke gelangen, auch aus den vom Hn. von Justi angegebenen physicalischen Gründen nicht aufplatzen oder hohl werden. Recensent, der in dem Fall des Mangels an Schwarzholz ist, hat diese Lehre befolgt und gefunden, daß eine Weide in gutem Boden in funfzehn Jahren zu einer Höhe von 24 Ellen heran wuchs, welche im Wipfel noch 6 Zoll Stärke behielt.

18ter Abschnitt, vom Potaschsieden, Kohlenbrennen, ꝛc. sehr praktisch.

19ter Abschnitt, vom Krappbau; sollte von allen, die sich mit diesem Bau abgeben, oder damit abgeben wollen, fleissig gelesen werden.

20ter Abschnitt, vom Eisenschmelzen.

21ter Abschnitt, die Eigenschaft und der Gebrauch der Nessel, der Bau des Wallachischen Roggens, und der Artendistel, nebst den Vortheilen der Hopfenranken.

22ter Abschnitt, über den Mangel an geschickten und treuen Wirthschaftsbeamten, und wie demselben abgeholfen werden könne. Alles sehr wahr.

23ter Abschn. von den Huthweiden und Huthungen, desgleichen

24ter Abschn. von den Pflichten eines Wirthschaftsbeamten, besonders in Rücksicht der Dorfpolicey; sehr gut.

25ter Abschn. von den Regeln, nach welchen ökonomische Bücher zu beurtheilen. Wahr.

26ter Abschn. Vermischte Sachen.

Nachdem Rec. dieses vortrefliche Buch durchgelesen hatte, entstand in ihm der Wunsch, daß der Vers. Zeit und Lust hätte, die beyden vorhergehenden Theile unter Aufsicht des Hrn. Commissionrathes Riem wieder auflegen zu lassen, und solche mit seinen Anmerkungen zu begleiten, besonders die seit der ersten Ausgabe neu gemachten Entdeckungen in der Schafarzneykunde beyzufügen; noch kann ich den Wunsch nicht bergen, daß es allen Journalisten und Vers. gelehrter Zeitungen gefallen möchte, ihr Publicum auf dieses nützliche Buch aufmerksam zu machen.

Vermöge näherer Nachrichten des Hrn. Vers. soll es S. XXXXIII. und 409. und 426. statt: virginisch carolinische Pappel, heissen: canadische. (canadensis.)

Sa.

Landwirthſchaft in Gemeinheiten nach ihren un-
ugbaren Vortheilen, Mängeln und möglichen Ver-
eſſerungen, theils im Allgemeinen, theils nach der
Einrichtung im Sächſiſchen Churkreiſe gezeigt, von
J. Joh. Ernſt Spitzner. in 8. 1791. 408. S.

r Churkreis muß es ſicher dem Verf. ſehr verdanken,
eben ſo werden ihm die neu angehenden Landwirthe und
tere Oekonomen, wenn ihnen das Lokale — nicht Clima —
ſaget, als es im Churkreiſe hin und wieder iſt, vielen
k wiſſen: daß er die Landwirthſchaft in Gemeinhei-
nach ihren unläugbaren Vortheilen, Mängeln und
lichen Verbeſſerungen der zu allgemein empfohlnen
ebung oekonomiſcher Gemeinheiten entgegen zu ſetzen be-
t hat. Wir geben ihm unſern Beyfall S. IX. in der
ede, daß in dieſer Sache nur dann erſt entſchieden wer-
könnte, wenn genaue Beſchreibungen voran gegangen ſind:
nämlich die Landwirthſchaft in Gemeinheiten in dieſer
jener Gegend beſchaffen ſey? was bisher durch ſie ge-
ten worden? Was von der angerathenen Aufhebung
er Gegend mehr ſchädlich als zuträglich ſey? Dieß tha-
wohl auch diejenigen, welche mit ganzem Kopf Gemein-
n nutzbar aufgehoben haben: wenn andere, die ſolche mit
aden aufhoben, nicht weit genug vorher geſehen und ſo
nicht erſt alle Hinderniſſe gehoben hatten. Vom Verf.
rechen wir uns das erſtere, vorzüglich daß er die Land-
bſchaft ſeines Kreiſes, und am ausführlichſten die in der
renbergiſchen Aue, ſo beſchrieben habe, wie er ſie nach
Vortheilen und Mängeln, beſonders in einer viel-
igen Erfahrung, die er ſelbſt, als Wirth von einem
rguthe, anzuſtellen Gelegenheit hatte, praktiſch ausge-
hat. Daß ſich Hr. S. ganz auf ſeine Aue eingeſchränkt,
nicht, wie es der Titel verſprach, die Landwirthſchaft in
einheiten im ganzen Sächſ. Churkreiſe beſchrieben hat,
iſt doch wohl unrecht: maaßen die 8 Seiten lange Ein-
ng nur ein Abriß vom Churkreiſe überhaupt, nach ſei-
Lage, Größe und Volksmenge enthält; und von Beſchaf-
eit des Bodens, von der Art der Landwirthſchaft und
den vornehmſten landwirthſchaftlichen Producten daſelbſt,
zu wenig darinn gedacht wird.

thümlichen und gemeinſchaftlichen Beſitzungen,
laſſen, Gemeinderechte und Dienſte, die jeder Ei
gemeinſchaftlichen Anſtalten des Dorfes zu verrich
terrichtet.

Cap. 3. Handelt durchaus von Gemeindehut
den daher entſpringenden Hutungs- und Trift
ren. So ganz werden wir doch eben nicht der
weide das Wort reden. Indeß kennt der Verf.
rere andere, ſeinen Leſer: die neuern gelten nichts
manche durch unrichtige Behandlung größern
Nutzen geſtiftet haben; alſo muß man nun wieder
Leyer ſchreiben laſſen, und es loben, wenns da
het. Wenigſtens leiden des Verf. Hauptabſich
meinhutungen S. 94. bis 106. viele Ausnahm
deuten eine beſondere und umſtändliche Erwäg
aber unſer Raum hier zu eingeſchränkt iſt.

Cap. 5, 6, und 7. Hierinn belehret der Ver

lle, Butter, u. ſ. w. Die Erzeugung derſelben iſt groß, r der Abſatz ſich nicht gleich; da zuweilen die Ausfuhren angrenzenden Staaten und die Einfuhre fremder Landes ducte, verboten wird. Vom Obſte wird ſehr guter Ge uch gemacht und ſtarker Gewinnſt erlanget.

Cap. 9. Dieß ſetzt der Verf. ganz gut aus einander, und l, daß im Churkreiſe, und in der Aue durch Abſchaffung Gemeinheiten ſchwerlich mehrere und beſſere Producte ge ugen werden könnten, und bringt noch viele unerkannte rtheile bey der Landwirthſchaft in Gemeinheiten, auch in ſicht auf Polizey und ſittliche Verbeſſerung, zunächſt der nom. höchſten Benutzung des Terrains in jeder Gemein t vor, die dann lokalmäßig ähnlichen Gegenden erſprieß ſeyn können.

Cap. 10. Mit der glücklichen Lage der Auebewohner ſind h große Beſchwerden verbunden: z. B. in Erhaltung des dammes; öfterer Ausbeſſerung der Brücken und Wege; ler Waſſerſchäden; großen Verluſt an Heu und der Aernte; em zu hohen Geſindelohn; endlich auch bey den neuen uswirthen daſelbſt, in zu ſtarken Auszügen der ältern Wir, ſo ihre Wirthſchaft an andre übergäben.

Cap. 11, 12, 13 und 14. Handeln von Mängeln und rbeſſerungen in den Auedörfern ſelbſt, ihrer Feldwirths aft, den Wieſen, und der Viehzucht.

Cap. 15. Dieß endigt der Hauptſatz ſo: die Gemeinheit in der Aue ſind nicht aufzuheben; ſondern nur die mögli n Verbeſſerungen einzuführen. Dann ſagt ein Anhang: r Bauer kann und muß nicht Junker ſeyn. Darüber ge der Verf. in einer Anmerkung folgendes hinzu: „Dieſer ſatz iſt ſchon im 17ten Bande des Wittenbergiſchen Wo enblattes v. J. 1784, im 37. und folgenden Stücke, be ndlich. Ich theile ſolchen hier unverändert als einen An ng mit, weil doch wohl nun Manchem, nach verlaufenen Jahren, die darinnen angegebenen Gründe einleuchtender n werden, als ſie es etwan damals zu ſeyn ſchienen.“ Da ſer Aufſatz ſchon im Wittenbergiſchen Wochenblatte ſtand, für dieſe Aufwärmung verhaßter Materie! der Raum tte für etwas neueres und beſſeres genutzt werden können.

Obgleich nun auch manche Widerſprüche in dieſem Buche rſchen, z. B. die S. 319. angerathene Zerſtückung großer uergüther, entgegen der Vertheidigung großer Landgü-

ther S. 391. ohne daß der Verf. Lokal erwägte: daß an v
len Orten der Bauer das ganze Guth entweder dem älteſt
oder einem andern Kinde unvertheilt übergeben muß. O
es hätte, da wirklich die Vertheilung der Güter unter me
rere Kinder alle Begünſtigung verdient, gezeigt werden
len, wie die Hinderniſſe zu heben ſeyen. So wenig d
Schubartiſche Syſtem fürs Allgemeine paſſend iſt, ſo wen
verdient es der gänzlichen Ausrottung. Denn ſonſt mü
man auch an denjenigen Orten, wo jetzt keine Braache ü
lich iſt, ſolche einführen? Wogegen aber alle da befindl
gute Bürger oder Bauern ſehr proteſtiren, und den Hrn. P
ſtor eben ſo herunter machen würden, wie er des Schub
von Kleefelds Syſtem! Einem jeden Autor, und ſo auch
Spitzner, ſind daher Lokalitätsbetrachtungen, und me
rere Reiſen anzuempfehlen, wie auch Schubart-Kleefe
erſt vorher mehrere hätte thun ſollen, ehe er ſeine erſten zu v
luminöſen, und daher nun auch bald wieder vergeſſen
Schriften herausgeben mögen. Nur dann kann ein Au
für mehrere Gegenden gut und tolerant genug ſchreiben.

Noch einen großen Widerſpruch findet man S. 61 —
entgegen S. 156. An dem erſtern Orte hatte der Verf.
dem Viehe gemachte Anſchuldigung, von mehrerem Vert
ten und Genießen bey dem Weiden auf Gemeindepläz
widerlegt; um ſo auffallender iſt es, daß er letzten O
wieder über das jährliche Vertreten klagt! Mit einer E
ſchränkung kann letztes gelten, wenn nämlich das Rin
außer der Stoppelweide mit der Beweidung der Braache
klagt wird. Nur Schaafe und Maſtvieh dieſer Sorte
hören mit einiger Rechtfertigung dahin, wenn man n
Grummetwieſen hat, um letztere darauf mäſten zu könn
als woſelbſt ſie auch nicht ſo viel, wie Kühe und Ochſen v
treten: denn von jenen ſteht das zertretene Gras über N
wieder auf, wenn es von dieſen in Grund eingetreten,
auch von deren Koth mehr wie von dem der Schaafe bed
wird.

Noch iſt etwas S. 189. bis 182. vom Brand im W
zen, darinn Rec. nicht ſo ganz eins mit dem Vf. ſeyn ka
wenn er ſagt: daß ruſiger, brandiger Weitzen aller Ar
zur Ausſaat gänzlich verwerflich ſey; denn dieß darf nur da
ſo verſtanden werden: wenn man den Weitzen, er ſey br
dig oder ohne Brand, nicht gleich nach dem völligen Reifw

ausgedroschen hat, bevor er in der Scheune schwitzen kön-
Rec. hat selbst Körner von einem und demselben Sto-
wo brandige und unbrandige Aehren (m. s. eine ähn-
Erzählung in der allg. Litt. Zeit. St. 312. v. J. 1792.)
n, gesteckt und mehreren gesäet, und doch keinen neuen
nd erhalten. Hier hilft Vorsicht vieles, und das beste,
davon geschrieben worden, hat der Hr. Kriegscommissa-
Rieben zu Köttwitz bey Dohna in der Riemschen oeko-
. Quartalschrift v. J. 1788. geliefert. Und will man
brandigen und unbrandigen Weitzen blos mit Salzwasser
ben, so, wie solches daselbst beschrieben wird, alsdann hat
keinem Geheimnißmacher nach S. 121. Geld zu ge-
nöthig: will man überdas schönen reifen Weitzen, der
abgedroschen — nicht stark abgedroschen — und dünner auf
Boden gehalten, auch öfters gewendet worden, also al-
Weitzen säen, und lauter Frühsaaten besorgen; so ist
selbst ohne alles Kalchen und Beitzen gegen Brand

Viel unbegränzter giebt der Rec. dem Verf. bey der An-
S. 130. Beyfall, wenn er sagt: „Es bestätiget sich hier
gehends die Erfahrung, daß Getreide, so auf magerm
n erbauet wird, allemal im guten besser gedeyhe, aber
umgekehrt.“ Durchaus wahr, und dieß ist die beste
denn man sollte niemals aus fettem Boden Früchte in
dboden, und eben so wenig aus Sandboden wieder in
dboden säen. Für diesen ist eben so, wie für schweren
en, die wichtigste Verbesserung des darinn erzielten Saa-
, diese, daß er wenigstens ein Jahr alt seyn müsse, wenn
ihn zur Saat bestimmt. Dieß ist bey allen, auch Garten-
reyen herrlich befunden worden; und es ist beym Roggen,
uch zuweilen Brand liefert, wie erst heuer wieder in der
lausitz in Lgnske bemerkt worden, ganz besonders gel-
beym Lein ist aber durch 4 bis 6 jährige Aufbewah-
der Saamen so verbessert worden, daß er bekanntlich
Rigaischen alsdann nichts mehr nachgiebt.

Warum findet man aber bey diesem beträchtlichen
e und den darinn so unter einander geworfenen Ab-
lungen kein Register? und warum sind Duplikate oder
itzt darinnen, die auch in des Verf. anderer in eben
selben Jahre erschienenen Schrift: die Zurücksetzung
schädlichen späten Frühjahrsbuthung auf den Wie-
stehen? Man vergleiche nur in solcher S. 151—163.

fangenſchaft in verſchiedenen Staatsgef
Nach den Originalpapieren von dem Herr
in Ordnung gebracht. Aus dem Franzöſi
ſetzt und mit einigen Anmerkungen beg
C. F. A. Hochheimer. 1. Theil 264
Theil 244 Seiten. Leipzig, in der
Buchhandlung. 1791. 8.

Schon 1787. erſchien eine Geſchichte des Herrn
welche auch ins Deutſche überſetzt worden iſt. A
unvollſtändig, und wird von ihm ſelbſt nicht anerk

das bey einſeitigen Berichten meiſtens der Fall iſt: ſo ſind die Hauptſachen ſo notoriſch erwieſen und durch ſo viele ihe Augenzeugen beſtätigt, daß die Wahrheit derſelben im Zweifel unterworfen iſt. Bey der itzigen Aufmerkeit auf Alles, was in Frankreich vorgeht, und bey der gleichung ſeines vormaligen und gegenwärtigen Zuſtandes, de jeder denkende Mann anſtellen muß, halten wir es wohl Mühe werth, einen kurzen Auszug dieſer Geſchichte zu n, welche eins der merkwürdigſten Belege des ehemali Franzöſiſchen Deſpotismus iſt.

Heinrich Maſers de Latude ward den 11ten März 5. auf dem Schloſſe Craiſeln, unweit Montagnac in Lanoc, das zu dem Gute ſeines Vaters gehörte, geboren. n Vater war der Marquis de Latude, Ritter des Ludordens, Obriſtlieutenant des Dragonerregiments Orleans, als Lieutenant du Roi zu Sedan ſtarb. Dieſer beſtimmte en Sohn zum Ingenieur, und ſchickte ihn nach Paris, um daſelbſt in der Mathematik zu vervollkommnen. Um ſich auszuzeichnen und emporzuſchwingen, ergriff der junge Menſch ſehr ſeltſames Mittel. Er wollte ſich die Pompadour finden. Zu dem Ende gab er einen Brief an ſie auf die ſt, worin er ein unſchädliches Pulver that, und eilte ſo n zu ihr, um ihr zu ſagen, daß er zwey Perſonen in den illerien von einem Anſchlage wider ihr Leben ſprechen ge t, und geſehen habe, daß ſie ein Paket auf die Poſt gege hätten, welches vielleicht für ſie beſtimmt ſeyn, und ein fel Gift enthalten möchte. Aber die kluge Marquiſe ließ ſogleich ſeine Addreſſe ſchreiben, um ſolche zurückzubehal , und dieſe entdeckte ihr, daß de Latude ſelbſt der Schrei jenes Briefes geweſen ſey. Dieſer unbeſonnene Streich rde nun die Quelle alles ſeines nachmaligen Unglücks. nn die Pompadour ſah ihn als ein großes Verbrechen an, ließ den Lat. in die Baſtille bringen. Zwar nahm ſich damalige Polizeilieutenant Berryer ſeiner an, und bat ihn; aber die P. war unerbittlich. L. erhielt einen Zu zur Geſellſchaft, der einen geheimen Briefwechſel mit dem gliſchen Hofe unterhalten hatte. Sie wurden bald Freun , und verſprachen einander wechſelſeitig zu helfen, wenn ei von ihnen ſeine Freiheit wieder erhalten würde. Die fangenwärter verriethen dieſe Verabredung, und nun kün te man dem L. eines Tages ſeine Befreiung an. Kaum

aber war er über die Thürschwelle ſeines Gefängniſſes, ſo erfuhr er, daß er nach Vincennes gebracht werden ſollte. In der Folge erfuhr er, daß jener Jude ſeine Freiheit wirklich erhalten, ſich aber nicht um ihn bekümmert hatte, weil er ihn frei glaubte, und nicht hörte, daß L. für ihn etwas gethan hätte. In Vincennes nun fing L. an darauf zu denken, wie er ſich ſelbſt in Freiheit ſetzen könnte. Er entſprang auch, nachdem er neun Monate daſelbſt geweſen war, glücklich, und ging nach Paris. Hier ſetzte er eine Bittſchrift an den König auf, und zeigte am Schluſſe derſelben ſeinen Aufenthalt ſo offenherzig an, daß freilich bei andern Richtern dieſe Offenherzigkeit ihm allerdings zu Statten gekommen ſeyn würde. Aber hier kürzte ſie ihn aufs Neue ins Verderben. Er ward wieder nach der Baſtille gebracht, und in einen Kerker geworfen, wo er Leiden ausſtehen mußte, die er bisher noch nicht gekannt hatte. In der Erbitterung darüber ſchrieb er ein Paar Verſe auf den Rand eines Buchs, das man ihm gegeben hatte. Man zeigte ſolche der Pompadour, und ſie wurde dadurch nur noch mehr gegen den Urheber derſelben aufgebracht. Achtzehn Monate lang mußte er im Kerker bleiben, ehe Berryer es wagen durfte, ihm wieder ein Zimmer zu geben. Dann erhielt er auch einen Aufwärter, den ſein Vater bezahlte. Aber dieſer Mann ward ſein Schickſal, das ihn an ſeinen Herrn kettete, (denn ein ſolcher Aufwärter kommt nur mit ſeinem Herrn wieder frei,) bald überdrüſſig, erkrankte aus Mismuth, und ſtarb, alles Bittens des L. für ihn ungeachtet, an ſeiner Seite. Berryer gab ihm nun einen jungen Menſchen zur Geſellſchaft, der etwas Aehnliches, wie L., begangen hatte, indem er einen Brief mit guten Rathſchlägen an die Pompadour geſchrieben hatte. Dieſer junge Mann hieß Allegre, war aus Carpentras gebürtig, und war ſchon drey Jahre in der Baſtille geweſen. Mit dieſem entwarf L. nun einen wirklich ungehenern Plan zu entkommen, den er ſehr umſtändlich beſchreibt. Dieſer Plan war mit großer Erfindungskunſt angelegt, und ward mit ſeltenem Scharfſinn und ungemeiner Klugheit ausgeführt. Die Art, wie Trenk die Flüchten aus ſeinen Kerkern veranſtaltete, kommt dem hier erzählten Plane an Kunſt bey weitem nicht gleich: indem L. weit größere Schwierigkeiten zu überwinden hatte, als T. Man würde auch wirklich Mühe haben, ſich von der Wahrheit dieſer Erzählung zu überzeugen, wenn nicht die Thatſachen in Paris allgemein als wahr bekannt, und die Werkzeuge, deren

L. bediente, bey der Eroberung der nunmehr Gott Lob! eiſten Baſtille gefunden, öffentlich zur Schau ausgeſtellt von der Nationalverſammlung dem L. als ſein Eigen zuerkannt wären. Wir können nur etwas Weniges anführen. Um die vielen Werkzeuge, welche ſie zu ihr nicht nöthig hatten, aufzubewahren, diente ihnen der Heuraum zwiſchen dem Fußboden ihres und der Decke unter dem ihrigen befindlichen Zimmers. Nun verfertig le aus einem ſehr groſſen Vorrathe an Wäſche, den L. eine Strickleiter, um alle die Gitter und eiſernen Spie die in ihrem Schornſteine waren, loszureiſſen; eine Ar womit ſie ſechs Monate zubrachten. Von dem Holze, es ihnen zum Heizen gegeben wurde, verfertigten ſie eine ne Leiter. Um mit einander von ihrem Plane zu ſpre ohne den Gefangenwärtern verſtändlich zu ſeyn, mußten ten Dingen, deren ſie ſich bedienten, eigene Nahmen ge Die Seile, welche ſie verfertigten, waren 1400 Fuß Die hölzernen Sproſſen der Leitern überzogen ſie mit Futter ihrer Kleidungsſtücke, damit ſie kein Geräuſch ma möchten. Achtzehn ganzer Monate arbeiteten ſie an al ieſen Anſtalten, und den 25ſten Febr. 1756. entflohen ſie lich. Nachdem ſie ſich einen Monat lang in Paris im orgenen aufgehalten hatten, reiſete Allegre zuerſt nach ſel, und L. folgte ihm, nachdem er die Ankunft deſſelben ten hatte. Als L. in Brüſſel ankam, hörte er, daß man n Unglücksgefährten daſelbſt ſchon ausgekundſchaftet und eliefert hätte. Er eilte alſo nach Amſterdam. Entblößt Gelde kam er hier an; aber auf der Reiſe hatte er einen n kennen gelernt, der in Amſterdam in einem Keller eine nke hielt, und der ihn menſchenfreundlich unterſtützte. nachher fand er auch den Beiſtand eines reichern Land nes. Dieſer war mit allen ſeinen Freunden, welche er alb zu Rathe zog, der Meinung, daß L. ſicher in Am am bleiben, und daſelbſt von Franzöſiſchen Nachſtellungen s zu fürchten haben könne. Aber ſie betrogen ſich. Denn ging wirklich ſo weit, daß man durch den Franzöſiſchen ndten die Staaten von Holland erſuchte, den unglückli L. arretiren zu dürfen; und dieſer ſonſt ſo ſtolze Senat niederträchtig genug, dieſes Geſuch zu bewilligen. L. in der Folge erfahren, daß die Bemühungen der Franzö en Regierung in dieſer Sache ihr die ungeheure Summe zweimal hundert und ſiebzehntauſend Livres geko-

ſtet

ſtet haben. So viel wandte der Deſpotismus daran, um ſeinen Eigenſinn und Stolz zu befriedigen, und einen Unſchuldigen unglücklich zu machen! So verſchwendete der Deſpotismus die Summen, welche er vom Volke erpreßt hatte! Indeſſen traute man ſich doch nicht, den Unglücklichen öffentlich in dem Hauſe ſeines Freundes zu arretiren, ſondern man ließ ihm einen Brief ſeines Vaters zukommen, worin ihn dieſer eine Geldſumme bey einem Banquier anwies, in deſſen Hauſe man ihn dann unter dem Vorwande, daß er ein berüchtigter Böſewicht ſey, gefangen nahm. Man erhielt auch vom Prinzen Carl von Lothringen die Erlaubniß, den L. durch das kaiſerliche Gebiet zu führen. Wie ſchändlich man auf der Reiſe dem Unglücklichen begegnete, kann man nicht ohne Schaudern leſen; denn eine ſolche Begegnung auch des verworfenſten Uebelthäters muß diejenigen ſchänden, welche ſie verüben, und das Mitleiden und den Abſcheu aller dem, welche Gefühl haben, erregen. Der Autreiter, der ihn arretirt hatte, ward in der Baſtille mit Lobeserhebungen und Frohlocken empfangen, und L. in einen Kerker geworfen, in welchem nichts als ein wenig Stroh war. Man gab ihm hier die Wärter wieder, deren Wachſamkeit er das vorige Mal entwiſcht war, und die man deshalb mit dreymonatlicher Kerkerſtrafe belegt hatte. Hieraus ſchon läßt ſich ſchließen, was er nun leiden mußte. Sein Zeitvertreib und ſein Vergnügen in dieſen Leiden beſtand im Spielen mit Ratten, und in dem Spiele auf einem Flageolet, das er ſich aus einem Holunderrohr, welches er im Stroh fand, verfertigt hatte. Auch machte er einige Plane, durch die er die Regierung zu gewinnen hoffte. Man benutzte ſie, aber man belohnte ihn nicht dafür. Kein Wunder, wenn er es unter dieſen Umſtänden, und in dem ſchmählichſten Kerker, worin er noch dazu ſtets gefeſſelt lag, auf mehr als eine Weiſe verſuchte, ſeinem Leben ein Ende zu machen. Der Bericht eines Wundarztes an Sartines über ſeinen Zuſtand, der ihm nach Eroberung der Baſtille zugeſtellt wurde, und den er hier mittheilt, entwickelt das Schreckliche ſeiner Lage auf eine Art, die ſelbſt hartgeſinnte Menſchen erweichen muß. Aber bey den ſchändlichen Dienern des Deſpotismus jener Zeiten machte er keinen Eindruck. Erſt lange hernach, da ſein Kerker bey einer Ueberſchwemmung der Seine voll Waſſer ſtand, brachte man ihn in einen von den Thürmen der Baſtille; aber nur deswegen, weil der Knecht, der ihm aufwartete, ſich ſehr darüber beſchwerte,

erte, daß er allemal, wenn er zu ihm wollte, im Waſſer
n mußte. Um ſich in der neuen Wohnung, wohin man
brachte, Unterhaltung zu verſchaffen, machte er ein Paar
ben, die er vor ſeinem Fenſter gefangen hatte, zahm.
n ſchändlicher Kerkermeiſter gönnte ihm auch dieſes Ver-
gen nicht, und wollte die Tauben erwürgen. In der
ſ, worin der Unglückliche durch dieſe teufliſche Bosheit
th, tödtete er ſie ſelbſt. Der Graf von Jumilhac, ein
ſchenfreund, welcher bald darauf Gouverneur der Ba-
wurde, verſchaffte ihm eine Audienz bey dem Polizeilieu-
nt Sartines. Dieſer verſprach ihm eine Belohnung für
Plane, welche er im Kerker entworfen hatte, und erlaubte
, täglich zwey Stunden auf der Plattforme der Baſtille
leren zu gehen. L. gab ihm zwey neue Plane. Für ei-
derſelben, ein Projeet zur Anlegung von Magazinen,
ihm Sartines eine Penſion von 1500 Franken bieten,
n er es ihm ganz abtreten wollte. Aber er konnte ſich
t überwinden, der Ehre zu entſagen, dieſes Projeet er-
den zu haben; und dadurch machte er ſich S. zum Feinde,
nun nichts mehr für ihn that, und auf alle ſeine Bitt-
ſten nicht mehr antwortete. Bey ſeinen Spaziergängen
der Plattforme der Baſtille machte er mit zwey jungen
nenzimmern, die gegen über wohnten, Bekanntſchaft, und
rredete ſich mit ihnen durch Zeichen. Mit großem Scharf-
verſchaffte er ſich nun Feder, Dinte und Papier, und
leb die Geſchichte der Pompadour, um von dieſer durch
cht zu erpreſſen, was er durch Flehen nicht hatte erhalten
nen. Dieſe Geſchichte addreſſirte er mit den nöthigen An-
ſungen an la Beaumelle und einen ſeiner andern Freunde,
elte Alles in ein Paket, und warf ſolches von der Plattfor-
me den Frauenzimmern zu, denen er ſich durch Zeichen ver-
dlich gemacht hatte. Vierthalb Monate nachher erhielt
durch dieſe Freundinnen die Nachricht, daß die Pompa-
r geſtorben ſey. Nun hielt L. ſeine Leiden für geendigt,
ſeine Befreyung für gewiß; aber alle ſeine Bitten bey
rtines waren vergebens. Die Bedienten auf der Ba-
ſelbſt ſchienen zum erſten Mal Mitleiden zu haben, und
r davon äußerte den Argwohn, daß vielleicht die Erben
Pompadour, aus Furcht vor den Beſchwerden der ſo zahl-
ben Opfer ihres Haſſes, die Miniſter beſtochen haben möch-
. Dieſer Verdacht ſchien ſich dadurch zu beſtätigen, daß
n befohlen hatte, allen Gefangenen den Tod der P. zu

obenerwahnten Frauenzimmern, deren Bekanntſchaft
der Platteforme der Baſtille gemacht hatte, anve
Nun ſchrieb er an Sartines, weil er deſſen Spion
zu entgehen hoffen durfte, in den unterwürfigſten Aus
und bat ihn um ſeine Gnade. Er warf ſich dem Prin
Conti zu Füßen, der ihm ehemals ſeine Gnade un
Schutz verſprochen hatte; aber S. wußte dieſen du
läumdungen zu hintergehen, und alle Gönner des U
chen wider denſelben einzunehmen. Zugleich gaben
und der Bruder der Pompadour, der Marquis v
rigny, alle Mühe, ihn auszukundſchaften, und ſet
Belohnung von 1000 Thlr. auf ſeine Perſon. Er n
alſo, ſich geradezu an den Herzog von Choiſeul zu
Ehe er aber dieſen noch ſprechen konnte, ward er in

Bekanntſchaft, und man lernt, durch die Erzählung der
ſale derſelben und der Urſachen ihrer Gefangenſchaft,
re Opfer des ſchändlichen Miniſterdeſpotismus kennen.
Gefangenſchaft verſchlimmerte ſich, als der berüchtigte
emont an Guyonnet's Stelle Commendant von Vin-
s wurde. Man kennt jenen böſen Diener böſer Men-
ſchon aus Mirabeau's Schilderung. Auch hier wird
iedertrachtiger Geiz und ſeine Bosheit gegen die Un-
ſchen, die ihm unterworfen waren, ins Licht geſtellt.
le Noir an Sartines Stelle Polizeilieutenant wurde,
dem armen L. nichts. Denn le N. war S. Freund.
er Wuth der Verzweiflung hatte der Unglückliche einſt
ſucht, wieder in ſeinen vorigen Kerker gebracht zu werden,
— man erfüllte ſein Verlangen. Nachdem er neun Mo-
darin zugebracht hatte, und wieder dem Tode nahe ge-
en war, brachte man ihn wieder in ein Zimmer. Als
von Malherbes ins Miniſterium kam, und in den
gniſſen, die er beſuchte, auch L. vorfand und deſſen Ge-
e hörte, wollte er ihn in Freiheit ſetzen. Nun legte
dieſem menſchenfreundlichen Manne eine Schrift vor,
geſchrieben und an ihn geſchickt haben ſollte, und der
Mann, der die Leute, welche ſie ihm vorlegten, einer
ndlichen Betrügerei nicht fähig hielt, glaubte ihnen,
. ward, weil M. ihn nach dieſen Schriften als einen
ſinnigen betrachtete, nach Charenton gebracht. L. for-
ier Sartines und le Noir, welche er vor die Urheber
infamen Streichs hält, auf, zu beweiſen, daß er Ver-
jener Schrift ſey, und droht, ſie deshalb nunmehr ge-
ch zu belangen. Herr von M. hat indeſſen neulich zu
hvocaten des L. geſagt: er habe L. deshalb nicht frey
können, weil er Willens geweſen ſey, gleich nach er-
er Freiheit, den Sartines als Böſewicht beym Könige
ben. L. leugnet nun zwar, daß dieſes ſeine Abſicht
n ſey; aber angenommen, daß ſie es war: zeigt uns
twas die Greuel des Deſpotismus deutlicher, als daß
jähriger Gefangener deshalb zeitlebens ein Gefangener
, deshalb als ein Wahnſinniger betrachtet werden ſoll,
einen Miniſter, der ihn auf die ſchrecklichſte Art be-
t hat, als einen Böſewicht dem Könige denunciren
Welcher Greuel iſt doch ſelbſt ein tugendhafter Mini-
einem verderbten deſpotiſchen Staate fähig? Die Art,
gleichwol von Malherbes ſpricht und ihn zu entſchul-

digen

dlosen sucht, macht ihm und seinem Schriftsteller, Herr Thiery, Ehre. Herr von M. erfuhr bald, nachdem L. nach Charenton gebracht war, von dem Patre Superior, daß man ihn in Ansehung dieses Unglücklichen schändlich betrogen habe. Er versprach daher auch, ihn zu befreien; aber seine Entlassung vereitelte die Hoffnung des armen L. Indessen genoß dieser doch nun mehrere Freiheit in Charenton, und war sehr über froh. Nur der Anblick seines Freundes Allegre, den er hier unter den Rasenden fand, erschütterte seine Seele heftig. Noch lebt dieser Unglückliche, der die Streiche, die ihm der Despotismus schlug, nicht ertragen konnte, und hat nun schon 24 Jahre als ein Rasender zugebracht. Hier in Charenton ließ der Despotismus jährlich ein Mal die Comödie spielen, daß einige Parlementsglieder von Paris die Beschwerden der Gefangenen hören, und sie mit Hoffnungen belehren mußten. Aber diese Untersuchungen dienten blos dazu, die Ungerechtigkeiten der Minister zu verdecken; denn man hatte kein Beispiel, daß irgend Jemand, der durch eine lettre de cachet verhaftet war, durch diese Untersuchung frei geworden wäre. Auch L. flehte diese Commissarien zwei Mal fußfällig an, aber vergebens. Die Vorsteher des Klosters bemerkten sein Haß gegen le Noir selbst zu sprechen bekam, der ihm auch die Freiheit versprach; aber sein Versprechen nicht hielt. Endlich bewirkte ein Freund, den L. durch einen andern Verfolgten erhalten hatte, durch Herrn Amelot eine lettre de cachet, welche L. in Freiheit setzte. Er bekam solche den 7 Julii 1777, und wurde von dem, der sie ihm brachte, zugleich angewiesen, sich dem Polizeilieutenant zu zeigen. Er that dies, und erhielt zwar von ihm die Erlaubniß, sich noch ein Paar Tage aufzuhalten, darin aber ins Exilium nach Montagnac zu gehen, wozu ihn jene lettre de cachet anwies. Eine Bittschrift, die er dem Könige überreichte, worin er um eine Belohnung wegen seiner im Kerker gemachten Plane bat, und sich darin auch auf das Versprechen des Sartines berief, schien ihm neuen Haß zugezogen zu haben. Le Noir befahl ihm mit zorniger Miene, unverzüglich abzureisen; er that es, und ward 45 Meilen von Paris schon wieder in Verhaft genommen, und ins kleine Chatelet nach Paris gebracht. Nach 14 Tagen mußte er von hier nach Bicetre wandern. Hier kommt abermals ein schreckliches Bild von diesem eigentlich für wahre Verbrecher und Böswichter bestimmten Gefängnisse, das le Noir noch vergrößert hat. Dies Bild dieses

rard zu dem edlen Zwecke, ihm zu helfen. Sie unter
den Elenden mit Geld, ließ sich von unzähligen Per
deren Hülfe sie ansiehte, abweisen, und ward dennoch
müde, wenn man gleich auch sie nicht selten wegen ihrer
tigkeit zu Gunsten des L. bedrohete. Achtzehn Monat
hatte sie schon für ihn gearbeitet, ohne ihn einmal gesi
haben. Endlich wird sie auch, durch Hülfe eines ehr
gen Geistlichen, des Abbé' Leval, dieses Wunsches g
und dadurch mit neuem Muthe belebt. Als der D
1781. geboren war, schickte man eine Commission in
fängnisse, um die Gefangenen, deren Sache Verzug
ließe, zu befreyen. Der Cardinal Rohan, einer de
missarien, konnte seine Rührung beym Anblicke des
dessen Vortrage nicht verbergen. Aber Sartines w
unter den Commissarien, und L. las in den Blicken
schon sein Urtheil. Rohan schickte ihm zwey Tage
seinen Sekretär, um ihn zu trösten, und ihm eine
terstützung an Gelde anzubieten. Auch gab sich der Card
Mühe, dem Unglücklichen zu helfen, und wendete
sich dreymal deshalb unmittelbar an den König. A
war auch betrogen, und verbot dem Cardinal, fern
zu reden. Man trieb die Infamie so weit, daß m
den Namen des L. aus der Liste der Gefangenen, d
chen die Commission untersuchen sollte, ausradirte
Legros erfuhr es, und flehte den Cardinal um Ge
an. Aber er konnte nichts, als mit ihr weinen.
sehen bey Hofe fing damals schon an zu wanken.
konnte er gegen zwey schaamlose Minister ausrichten
les unternahmen und Alles vermochten, weil sie d
Frankreich Minister waren? Indessen vereinigte
auch ein berühmter Advocat, Herr de la Croix
Legros, und zu diesen gesellte sich auch Madame
Tochter und Gemahlin eines Ministers. L. erhielt
erst mehr Geld, um seine nothwendigsten Bedürfn
zu befriedigen. Sechs Jahre war nun L. zu Bicetre
hatte ihn le Noir bey dem jährlichen Gerichtstag
er die bisher daselbst gewöhnlichen drey Gerichts
schränkt hatte, vor sich lassen wollen. Ihr ließ e
holen. Aber er untersuchte nichts, ließ an diesem
gen hundert Gefangene los, wovon die meisten po
Uebelthäter waren; aber L. blieb wo er war.
Herr de la Croix zu Sartines, und suchte durch

man den Befehl an das Polizeyamt; und noch trieb le Noir die Bosheit ſo weit, daß er dieſen Befehl ſechs Wochen liegen, und ſich die Ausfertigung deſſelben mehrere Mal anbefehlen ließ. Wäre Mad. Necker ermüdet, die Sache zu betreiben, ſo hätte L., jenes Befehls unerachtet, doch noch im Gefängniſſe ſterben können. Aber rein ließ man den Unglücklichen doch die Freude über ſeine Freyheit nicht genießen. Denn man verbot ihm, Paris zu betreten, und befahl ihm, nach Montagnac zu gehen, und ſich bey dem dortigen Polizeybeamten zu melden, der den Auftrag erhalten hatte, über ſeine Aufführung ein wachſames Auge zu haben. Zur Schadloshaltung, daß er ohne die Bewilligung dieſes Beamten keinen Schritt aus der Stadt thun durfte, wies man ihm eine Penſion von vierhundert Livres an. Auch gegen dieſe Einſchränkung ſeiner Freyheit mußten Frau Legros, Mad. Necker, und Herr von Conflans noch viele Mühe anwenden, ehe ſie es ſo weit brachten, daß man dem Freygelaſſenen erlaubte, in Paris zu ſterben. Doch geſchah es nur unter der Bedingung, daß er ſich nicht auf Caffeehäuſern, auf öffentlichen Spaziergängen, oder an andern öffentlichen Orten entdecken laſſen ſollte. Ganz wollte ihn doch alſo der Deſpotismus nicht aus ſeinen Klauen laſſen. Am 22. März 1784. durfte L. endlich Bicetre verlaſſen. Noch hatte ein Mann zu ſeiner Befreyung beygetragen, der ihm aber ſeinen Namen zu nennen verbot. Aber die Dedication dieſes Buchs, und eine Anrede an ihn am Schluſſe deſſelben, machen ihn kenntlich genug. Es iſt la Fayette. Er brachte eine Subſcription von zehntauſend Livres zuſammen, wovon der Frau Legros und dem L., jedem ein Leibgedinge von 300 Livres gekauft wurde. Herr Dupaty verſicherte dem L. eine Leibrente von 100 Livres, und noch andere Ungenannte ſetzten Penſionen von 600 Liv. hinzu. Der Prinz von Beauveau ließ der Frau Legros eine Penſion von 600 Liv. verſichern. Dieſer würdigen Frau erkannte auch die Franzöſiſche Academie ihren Tugendpreis zu. Aber die Academie durfte es nur unter der Bedingung thun, daß L. dabey nicht genannt, und man auch nicht anführen ſolle, wie viele Jahre derjenige in der Gefangenſchaft geſeſſen, den Frau Legros daraus erlöſt habe. Der Schluß der Schrift iſt an die Franzöſiſche Nationalverſammlung gerichtet, von welcher Herr L. einen Troſt wegen ſeiner vielfachen ausgeſtandenen Leiden erwartet. Wir wollen den Schluß herſetzen; „Stolz nunmehr auf meine

„ſchmerz-

merzhaften Narben will ich ſie nicht nur nicht verbergen, ſondern ich wünſchte auch, allen meinen Mitbürgern die rchen, die meine unrechtmäßigen Feſſeln mir eingeſchnit haben, zeigen, und allen ſagen zu können: Das haben gethan. Zittert! Morgen vielleicht thun ſie es eder!“

Nicht nur der Umſtand, daß dieſe Geſchichte durch ſo lebende Zeugen beſtätiget wird, ſondern auch das Zeug der Franzöſiſchen Nationalverſammlung, welche dem L. Penſion bewilliget hat, und das Stillſchweigen des Sar , le Noir, und Anderer, die hier ihrer Thaten wegen Recht gebrandmarkt werden, beweiſet die Glaubwürdig derſelben. Wer ſie geleſen hat, und dann noch zweifeln , daß eine ſo verderbte deſpotiſche Regierung, unter wel ſolche Greuelthaten verübt und ungeahndet verübt wer konnten, einer Radicalcur bedurfte, mit deſſen Kopfe Herzen muß es ſchlecht beſtellt ſeyn.

Die Ueberſetzung iſt gut, und die Anmerkungen des Ue bers ſind nicht überflüſſig.

Gd.

ſuch einer kurzen Geſchichte des freyen adlichen Magdalenen-Stifts in Altenburg, von M. Sam. Benj. Reichel, Altenburg, bey Richter. 1791. 1 Alph. 19½ Bogen.

s Fräuleinſtift zu Altenburg iſt eine der berühmteſten Er ungsanſtalten in Deutſchland. Gleichwohl fehlte es bis noch immer an einer vollſtändigen und zuſammenhängen Geſchichte, welche die Veranlaſſung, Gründung, Ein ung und fortdauernde Erhaltung deſſelben gehörig dar e. Hr. Director Reichel zu Altenburg entſchloß ſich da die Arbeit zu übernehmen, und man muß geſtehen, daß Verſuch nicht übel gerathen ſey, und mancher Edelmann, n Gemahlinn oder Tochter in dieſem Inſtitut erzogen de, ihm dafür danken werde. Die Veranlaſſung zu Er ung des Stifts gaben die gegen das Ende des vorigen rhunderts entſtandenen Religionsbeſorgniſſe des evangeli Adels in Churſachſen und in der Lauſitz. Einige der

angesehensten Häuser traten mit einander und mit etlichen Lutherischen Familien in Schlesien zusammen, und vereinigten sich über die Errichtung eines Instituts zur evangelischen Erziehung ihrer Töchter. Der Herzog Friedrich II. zu Gotha, an den sie sich deshalb gewandt hatten, erbot sich, ihnen zu Altenburg das sogenannte neue Gebäude, das von des H. Friedrich Wilhelms Gemahlinn Magdalene Sibylle zu ihrem Wittwensitz angelegt worden war, zu einer Stiftswohnung unentgeldlich und eigenthümlich zu überlassen; die verwittwete Baronesse Henriette Katharine von Gersdorf und ihr Bruder Otto Heinrich von Friese, die verwittwete Frau von Haugwitz, die verwittwete Frau von Schweinitz und einige andere setzten beträchtliche Capitalien dazu aus: und so kam das fromme Vorhaben zur Ausführung. Die Einweihung des Stifts erfolgte am 4 Dec. 1705. in Gegenwart des Herzogs selbst. Von dem allen wird nun hier in mehrern Abschnitten, so wie von den Statuten des Stifts, dem Ordenszeichen, den neuern hinzugekommnen Schenkungen, dem Amt des Stiftsprobstes und der Pröbstinn, von den Capitularinnen und den Erziehungsfräulein, umständliche Nachricht gegeben. Auch sind einige Urkunden, welche die ersten Fundationen und die Statuten betreffen, nebst 3 Kupfern beygefügt. Im Ganzen genommen ist der Verf. wohl zu weitschweifig; alles, was hierher gehört, hätte sich freylich auf 6 Bogen sagen lassen. Ganz fremde Dinge sind z. B. in den ersten Abschnitt eingemischt. Das Kirchengebet im 6ten Abschnitt, die Berechnung des bey der Einweihung eingekommnen Klingelbeutelgeldes, das darauf verfertigte Gedicht und dergleichen, konnte ohne Schaden wegbleiben. Die Verfolgung der Hugonotten in Frankreich hat sich nicht erst 1682. wie S. 17. gesagt wird, angefangen; denn schon 1685. hatte der König das Edict von Nantes aufgehoben.

Gd.

Kleine Biographien, auch Anecdoten und Charakterzüge, aus dem Leben der meißnisch-sächs. Regenten. Erstes Heft. Dresden und Leipzig, bey Richter. 1791. 8 Bogen in 8.

Der Verfasser, Hr. Pollmächer, der schon als Uebersetzer der Witichindischen Annalen bekannt ist, will in diesen Heften

„alles wichtige, belehrende und beluſtigende ſammeln, was
Reinhardte, Schröckhe, Heinriche, Wirſchel ꝛc. ihren
lanen gemäß weglaſſen mußten, weil der eigentliche Ge-
ſchichtſchreiber eines Landes nie auf alle Anecdoten und ſon-
dare Begebenheiten Rückſicht nehmen könne, ohne ſich zu
von der Hauptſache zu entfernen und weitläuftig zu wer-
n. Herr Schmidt und Herr Galetti, (eine ſeltſame Zu-
mmenſtellung!) Männer von ausgezeichneten Talenten
d allgemein bekannter Gelehrſamkeit (Hrn. G. muß der
erf. gar nicht kennen) hätten unter uns am glücklichſten
ſonderbarſten und wichtigſten Anecdoten in ihren prag-
atiſchen Geſchichtsbüchern eingeſchaltet; aber es ließen ſich
y beyden noch immer ſtarke Nachleſen liefern.“ Daran
te der Verf. wohl nicht, daß ſehr viel Kenntniß der Ge-
hte und vorzüglich geſunde Beurtheilungskraft dazu ge-
, ſolche Anecdoten auszuſuchen, die wirklich brauchbar
wichtig ſind. Was er hier geliefert hat, iſt theils ſehr
ichtig, theils ſchon ſehr bekannt oder auch ganz fabelhaft.
ich die erſte ſogenannte Anecdote von Hatto's goldener
ſkette findet man in den meiſten neuern Büchern, die die
chichte von Sachſen und Thüringen enthalten; und noch
drein iſt ſie höchſt zweifelhaft. Die dritte von des Mark-
ſen Ekkards I. Betragen gegen K. Ottens III. Schweſtern,
phie und Adelheid, iſt eben ſo bekannt und überhaupt von
er Wichtigkeit. Oft ſchmückt der Verf. ſeine Geſchichte
mit eigenen Zuſätzen aus, um ſie beluſtigend zu machen.
ß thut er unter andern bey der Geſchichte des Markgra-
Ecberts II. S. 17., der bekanntlich in einer Mühle un-
Braunſchweig erſchlagen wurde, und wobey der Verf.
Ende noch hinzuſetzt: „O überglückliche und ewig be-
hmte Mühle, nicht dein klapperndes Geſchäft, ſondern
n Ruhm wird viele Menſchen zu dir führen, malend
rſt du ihnen den Kampf erzählen, erzählend wirſt du ma-
.“ (S. 19.) Uebrigens iſt das Werklein dem Herrn
ſen Georg zu Stolberg zugeeignet, deſſen „Name den
achſen und Thüringern ſchon ſeit Jahrtauſenden ehrwür-
“ ſey. Wir rathen dem Verf., ſo unreife Producte nie
der zu Markte zu bringen.

Fw.

Ueber Muhammed. Aus dem Französischen des Hrn. de Breguigny, von Friedrich Theodor Rinck, der Weltweisheit Doctor. Frankfurt, bey Hermann. 1791. 102. S. in 8.

Der Verfasser dieser Uebersetzung ist ein junger Mann, der sich seit kurzem durch mehrere Schriften, durch eine Ausgabe von Makrizi über Abessinien, eine arabische Chrestomathie, und zwey zu Königsberg vertheidigte Disputationen, als einen thätigen und mit Eifer für orientalische Litteratur beseelten Gelehrten angekündigt hat. Um sich in seinem Fach fester zu setzen, hat er sich (besage der Vorrede) neun Monathe in Leyden aufgehalten, um die manuscriptenreiche Leydner Bibliothek zu nützen: es muß ihm nun darum zu thun seyn, von Seiten des Fachs, das er hauptsächlich zu bearbeiten wünscht, dem Publikum bekannt zu werden, um auf eine für die Cultur desselben schickliche Stelle zu kommen. Aus diesem Gesichtspunkt sehen wir die Uebersetzung der bekannten französischen Schrift von Breguigny an, die ohne diese Rücksicht vielleicht von ihm nicht wäre übernommen worden. Angehängt sind ihr von S. 74 — 102. einige, meist litterarische, Bemerkungen über den Inhalt der französischen Schrift, wo er sie aus seiner Lectüre und Kenntniß der morgenländischen Litteratur glaubte bereichern zu können. Sie zeigen von recht schätzbaren Kenntnissen, und geben unter andern die Nachricht, (S. 91.) daß sich der Verf. aus Bochari's Sunnah Auszüge gemacht hat, die er zur Erläuterung der morgenländischen Geschichte, der Glaubenslehren, Gebräuche und der Rechtsgelehrsamkeit unter den Mohammedanern fürs Publikum zu bearbeiten wünscht. Dies Vorhaben bedarf nicht erst unserer Ermunterung und Empfehlung, da wir die Sunnah bisher nur aus einzelnen Proben kennen, und man erwarten darf, daß der Verfasser seiner Bearbeitung und Herausgabe derselben alle mögliche Reife wird zu geben suchen. Ed.

Anekdoten von König Friedrich II. von Preußen, und von einigen Personen, die um ihn waren. Nebst Berichtigung einiger schon gedruckten Anekdoten. Herausgegeben von Friedrich Nicolai. Fünftes Heft. Berlin und Stettin, 1791. 8 B. in 8.

Auch

Auch dieſes Heft enthält intereſſante Beyträge zu den Lebensumſtänden des großen Königs. Zuerſt wird die erdichtete Nachricht von dem Lager bey Gatow im Jahr 1753. geprüft und widerlegt. Die bey dieſer Gelegenheit wirklich vorgenommnen Manöver werden in der darauf folgenden authentiſchen Nachricht von dem damals bey Spandau gehaltenen Lager beſchrieben, die zugleich ein kleiner Beytrag zur Geſchichte der allmählichen Ausbildung der preußiſchen Taktik iſt. Die folgenden Anekdoten betreffen: den Herrn v. Pirch, Pagen des Königs, und nachherigen Oberſten bey der Franzöſiſchen Armee; den Obriſtlieut. v. Marwitz; das Reitpferd Bute; franzöſiſchen Käſe; die Briefe Trajans und Friedrichs, in Vergleichung ihrer Aehnlichkeit in Wendungen und Geſinnungen, wovon hier einige Proben gegeben werden; eine Kabinetsordre von Schulen, die ein rühmlicher Beweis iſt, wie ſehr die öffentliche und gelehrte Erziehung dem Könige am Herzen lag; verſchiedene andre Kabinetsordern, deren jede von irgend einer Seite charakteriſtiſch iſt; eigenhändige Marginalien des Königs bey den Miniſterialberichten; von der Ausrüſtung der engliſchen Flotte in die Oſtſee im Jahr 1758. und 59; vom Bau des neuen Schloſſes; Verminderung der Proceſſe. Sodann folgen auch diesmal Zweifel und Berichtigungen über ſchon gedruckte, den König betreffende, Anekdoten. Die erſte Berichtigung betrifft eine von dem Verf. ſelbſt im 4ten Hefte erzählte Anekdote von dem General von Cocceji; die zweite, eine in den Zimmermanniſchen Fragmenten befindliche Stelle, wegen Autorität des kaiſerlichen Hofes in Anſehung des großen Königs als Kronprinzen, der aber ſein Leben nicht jener Autorität oder Interceſſion zu danken hatte, ſondern allein der Gerechtigkeit und Standhaftigkeit der Generale, die ſeine Richter waren. Am ausführlichſten wird das in eben dieſen Fragmenten befindliche Vorgeben, wegen unzüchtiger Gemälde, berichtigt, die in des Königs Zimmer ſollen vorhanden geweſen ſeyn. Ferner die in den Anekdoten und Charakterzügen enthaltene Erzählung über die Predigerſtelle von Charlottenburg und den Ruf des jetzigen Hrn. Prof. Eberhard zu derſelben. Zuletzt noch zwey Berichtigungen wegen des Konzertmeiſters Benda, und eines Predigers, der wider den König unter dem Namen Herodes gepredigt haben ſoll.

Cr.

ben: „Wenn wir auch nur uns ſelbſt vollkommner zu machen ſuchen, dienen wir gleichwohl der ganzen Geſellſchaft; weil wir ihr ein nützliches Mitglied bilden.“ — S. 80. no. XI. in den letzten Zeilen, muß das Allegat heißen: Siehe I. Abſchnitt B. Kataſter von Ländereyen. — S. 82. muß Rec. zu no. XVIII. die Anmerkung machen, daß ihm ſachkundige Einwohner des letztern Landes verſichern, nicht Volksmenge allein, ſondern auch, und noch mehr, Hang zur Veränderung, bewirke dieſe Auswanderungen. — Ebendaſ. no. XIX. Z. 3. ein Druckfehler, und muß Sierra Morena heißen. — S. 97. no. XIII. ſtatt: „Welchen Lohn giebt man dem Bauer für verſchiedne Arbeit im Haushalt?“ muß es heißen: „was für verſchiednen Ackerlohn giebt man dem Bauer?“ Der Mißverſtand kommt vom Engl. Worte Husbandry. — S. 103. Von der Getreideconſumtion no. I. möchte es wohl heißen müſſen: „Wie viel Scheffel Waizen, Dinkel, Roggen, Gerſte u. ſ. w. zu Brodt und andern Bedürfniſſen.“ — und no. II.: „im Fall — von dieſen Getreidearten — kann.“ — S. 113. no. VII. und in einigen andern Stellen ſollten doch wohl (denn die Ueberſ. iſt zum Gebrauche Deutſchlandes beſtimmt) ſtatt Engliſcher, Deutſche □ Meilen geſetzt ſeyn. — S. 129. Siebenter Abſchnitt no. II. Z. 2. ſteht im Engliſchen eigentlich: — „Wolle, deren einheimiſchem und auswärtigem Vertriebe?“ und S. 130. letzte Z. „— alte Schaafe zur Maſt.“ — S. 155. Z. 3. leſe man für Tula: Suhla. — S. 277. no. XIII. drückt Gierigkeit das Engliſche covetousneſs nicht genug aus. Es ſollte vielleicht heißen: Kargheit, oder Eigennützigkeit. —

Dieſe Kleinigkeiten kommen jedoch bey den Vorzügen dieſer Ueberſetzung kaum in Betrachtung. Noch bemerken wir ein Paar Stellen, die das Original angehen, und füglich im Deutſchen hätten weggelaſſen werden können. So z. B. würden wir einem Reiſenden zu einem geheimen Alphabet, deſſen S. 9. no. XIV. und S. 40. no. VI. erwähnt wird, nicht gern rathen; er könnte leicht bey argwöhniſchen Regierungen (je kleiner der Staat, deſto größer der Argwohn) für einen Spion angeſehen werden, wenn es einem untreuen Bedienten, oder ſonſt jemandem gelänge, es zu ſehen. Schon die folgende no. VII. dieſer 40ten S. ſcheint darauf zu deuten. Lieber beſondere, andern ganz unleſbare, Abkürzungen gebraucht! — Das Kriterium von Dürftigkeit der Einwoh-

ner

ſtarr Stande, dem der Verf. daher nimmt, wenn viel Fa
en in einem Hauſe zur Miethe wohnen, (S. 355. no. V.
Ueberſ.) hätte der Deutſche Herausgeber mit gutem Fuge
kreichen können. Wir wundern uns, daß ein ſo erfahr
Reiſender ſo ſchließen konnte!! — Sind Städte, wie
n, Leipzig, Hamburg, wo zwanzig, dreyßig und mehr
chieen in einem Hauſe wohnen, wohl ärmer, als gewiſſe in
ll gekommene große Städte, in denen oft ein Haus mit
Zimmern nur ein altes Weib mit ihrer Magd beher
rt — Es dürfte auch nicht Jedem, der nicht von dem
nde des Verf. wäre, (zumal in kleinen und mittelmäßi
Deutſchen Reſidenzſtädten) ſo gut werden, in die Kon
zionen zu kommen, wo ihm ſo manche vielbedeutende
e beantwortet würde; und eben ſo nöthig wird ihm die
lung ſeyn, wenn er zu Hauſe ſeine geſammelten Erfah
en zum Beſten ſeines Vaterlandes anwenden will: auch
er hier die oben gedachte Menſchenkenntniß und Ueberre
ſkunſt in ziemlichen Grade beſitzen.

Uebrigens bleibt dieſes Buch für den Staats- und Pri
ſonomen ſehr wichtig. — Durchleſe nur ſo mancher
die ſich auf erſtern beziehende Fragen, um in ſich zu
n! Durchleſe er die von Juſtiz und Polizey — — um
inen und ſeines Landes Buſen zu fühlen!! Ueberall
der warme Menſchenfreund, der edeldenkende, ächtrelig
Schriftſteller hervor. Man ſchlage nur die oben er
nten Rubriken, ingleichen die von der Erziehung, und
ders der Bildung des Herzens, nach!

Der zweyte Band des Originals, das ſtatiſtiſch-geogra
he Bücherverzeichniß iſt mit Grund der Ueberſetzung nicht
fügt worden; denn es iſt nichts anders als Stucks Ver
niß von ältern und neuern Reiſebeſchreibungen. —
, 1784 — 87. 2 Theile.

Tu.

Elias Luzacs Betrachtungen über den Urſprung des
andels und der Macht der Holländer, die allmäh
ge Zunahme ihres Handels und ihrer Schiffahrt;
e wirkende (n) Urſachen ihres Wachsthums und
re Abnahme; und die Mittel ſie wieder zu heben,

und

und zu ihrem ehemaligen Flor zu bringen. Nach der neuen veränderten, vermehrten und verbeſſerten Holländiſchen Ausgabe des Reichthums von Holland ins Deutſche überſetzt. Greifswalde, bey Röſe. Erſter Band. 1788. 552 Seiten. Zweiter Band. 1789. 702 Seiten. Dritter Band. 1790. 576 Seiten. Vierter Band. 1790. 616 Seiten. gr. 8.

2) Geſchichte des Holländiſchen Handels. Nach Luzacs Hollands Rückdom bearbeitet von Auguſt Ferdinand Lüder. Leipzig, bey Cruſius. 1788. 708 Seiten. gr. 8.

Das ſchätzbare Werk, wovon wir hier zwey neue Ueberſetzungen anzuzeigen haben, erſchien zuerſt 1777. Franzöſiſch unter dem Titel: la richeſſe de Hollande, in zwey Theilen, und ward auch gleich ins Deutſche überſetzt. Herr Elias Luzac zu Leyden wurde für den Verfaſſer gehalten, und von ſeinen Mitbürgern gebeten, eine Holländiſche Ueberſetzung herauszugeben. Er bearbeitete alſo das Werk, ohne ſich als Verfaſſer der Franzöſiſchen Ausgabe zu bekennen, von neuem, führte Alles umſtändlicher aus, und vermehrte es mit vielen Urkunden. Von dieſer vermehrten Ausgabe iſt nun no. 1. eine vollſtändige Ueberſetzung, und no. 2. eine freye Abkürzung und Umarbeitung. Die erſten beyden Bände von jener hat Herr Engelbrecht in Bremen, ein ſchon durch mehrere ähnliche Arbeiten bekannter gelehrter Kaufmann, und die beyden letzten Bände ein andrer geſchickter Ungenannter überſetzt. Man kann alſo in Abſicht der Treue und der Lesbarkeit dieſer Ueberſetzung den Beyfall nicht verſagen. Aber eine andere Frage iſt es freylich: ob eine vollſtändige Ueberſetzung des Werks nöthig war? Herr Engelbrecht ſagt: Ja; denn er habe vorzüglich für den Kaufmannsſtand, für welchen auch das Original hauptſächlich geſchrieben ſey, überſetzt, und er glaube aus langer Erfahrung wohl im Stande zu ſeyn, zu beurtheilen, was dieſer Stand gern leſe. Dagegen behauptet nun Herr Prof. Lüder, und viele Recenſenten mit ihm, das Gegentheil. Dieſe nennen alſo das Werk geſchmacklos, unverdaulich, und durch Urkunden und Nachrichten, welche man

in

ndern Werken findet, ohne Noth ausgedehnt. Wir ſind unmaaßgeblichen Meynung, daß beyde Ueberſetzungen neben einander beſtehen können. Der gelehrte Leſer und nige, dem es blos oder vorzüglich um Unterhaltung zu iſt, wird freylich lieber das Wichtigſte und Neueſte über Holländiſchen Handel in einem Bande zuſammengedrängt ; der Kaufmann aber, dem die größern Sammlungen, denen Luzac ſchöpfte, unbekannt oder wegen der Sprache rſtändlich ſind, lieſt vielleicht lieber das Ganze, und wird durch manche freylich eigentlich nicht hieher gehörige oder lich allgemein bekannte Sachen unterhalten.

Eine umſtändliche Anzeige der vollſtändigen Ueberſetzung t der Rec. nicht nöthig, da der weitläuftige Titel ſchon änglich zeigt, was man hier zu erwarten hat. Wir wol- uns daher nur bey Herrn Lüders Umarbeitung etwas eilen. Dieſe iſt überaus gut gerathen. Herr L. hat nur viele Fehler des Originals ausgemerzt, ſondern auch che Lücken mit großem Fleiße und vieler Gelehrſamkeit gefüllt. So hat er die alte Geſchichte des Holländiſchen dels aufs Neue unterſucht, dieſen Handel in neuern Zei- nach ſeinen verſchiedenen Zweigen abgehandelt, und das ail des Handels mit fremden Nationen aus den neueſten elungslisten und andern Nachrichten, die in vielen Wer- zerſtreuet ſind, aus einander geſetzet. Sein Werk kann als ein ziemlich vollſtändiges Handbuch über dieſen wich- n Theil der Staatskunde der vereinigten Niederlande die- . Herr Lüder hat daſſelbe in drey Bücher abgetheilt. s erſte Buch liefert die Geſchichte der Schiffarth, Handels und der Seemacht der Holländer von den heſten Zeiten bis zum Münſterſchen Frieden. Die allgemeine Sage, daß Wilhelm Beukelszoon der Er- er des Ausweidens und Einpökelns der Heringe gegen das e des vierzehnten Jahrhunderts geweſen ſey, bezweifelt Lüder mit Recht. Denn die Geſchichtſchreiber, auf de- Bericht ſich dieſe Sage ſtützet, ſtimmen ſo wenig überein, ihre Nachrichten beruhen auf ſo unſichern Quellen, daß ur einiger Thatſachen bedarf, um dieſe zu widerlegen. Und den letztern fehlt es nicht. — Die Geſchichte der Oſt- Weſtindiſchen Handlungsgeſellſchaften wird, wie ſie es dient, beſonders ausführlich erzählt.

Das zweyte Buch liefert die Geſchichte des Handels d der Seemacht der Holländer vom Münſterſchen

Frie-

Frieden bis auf unſere Zeiten. Der Verf. hat hier, wie in ſeinem ganzen Buche, einheimiſche und fremde Quellen zur Berichtigung des Luzac mit vielem Fleiße genutzt, und allenthalben ſorgfältig angeführt: ſo daß ſein Gemälde der Niederländiſchen Handlung im Ganzen ungemein treu und ziemlich vollendet iſt. Hier und da würde freylich manches Hülfsmittel noch mit Nutzen haben gebraucht werden können; aber man würde, wenn man den Verf. deshalb tadeln wollte, unbillig ſeyn.

Das dritte Buch unterſucht einige der vornehmſten Urſachen des Flors und des Verfalls der Holländiſchen Handlung, und giebt Mittel an, wie ihr wieder aufzuhelfen ſeyn möchte. Dieſes Buch hat Herr Lüder gar zu ſehr abgekürzt, und wir glauben daher, daß mehrere Leſer mit uns übereinſtimmen werden, wenn wir in Anſehung deſſelben der vollſtändigen Ueberſetzung des Luzac den Vorzug einräumen, und behaupten, daß ſolche gerade dadurch allen wißbegierigen Leſern unentbehrlich geworden ſey.

Dr.

Beyträge zur hiſtoriſchen, geographiſch-ſtatiſtiſchen und ſittlichen Kenntniß verſchiedener Länder und ihrer Bewohner, aus den neueſten und beſten Reiſebeſchreibungen gezogen, beſonders mit Rückſicht auf noch wenig bekannte Gegenden. Ein angenehmes und nützliches Leſebuch für alle gebildete Stände. Erſten Bandes erſtes Stück. Quedlinburg, bey Ernſt. 1791. 8. S. 87. Zweytes Stück 1791. läuft in der Seitenzahl bis 188. fort.

Die Abſicht des Verfaſſers wird auf dem Titel ziemlich vollſtändig angegeben, nach welcher er (wahre und zuverläſſige) Kenntniß verſchiedener Länder und ihrer Bewohner aus den neueſten und beſten Reiſebeſchreibungen in einem Leſebuch für alle gebildete Stände mehr verbreiten und in Umlauf bringen will. Er faßt ſich daher in ſeinem vorausgeſchickten Vorbericht des Herausgebers kurz, und beklagt ſich mit Recht darüber, daß die Reiſebeſchreibungen der Ausländer viel zu theuer ſeyn, als daß ſie ſich Jeder leicht anſchaffen könne. Wenn

wir

ſher gedrängte und nützliche Auszüge von einem der gewachſenen Kenner erhalten, ſo wird es immer Dank , wenn man inſonderheit zu verhüten den Bedacht daß nicht die Auszüge zuſammengenommen am Ende r werden, als die Originalausgabe ſelbſt.

erſten Stücke hebt der Verf. die Barbarey aus, und eine allgemeine Ueberſicht derſelben, macht auch merkungen aus der Geſchichte. Das erſte alſo, was er leſen, iſt ein Auszug aus der Reiſe in die Barba- r Briefe aus Alt-Numidien, geſchrieben in den Jah- 5. und 1786. über die Religion, Sitten und Ge- r Mauren und Beduin-Araber von Herrn Poiret. war auch die allgemeine Ueberſicht deſto zweckmäßiger, r Poiret alles vermied, was andere vor ihm geſagt nur das beſchrieb, was er ſelbſt ſahe und bemerkte. in dieſem erſtem Stücke alſo eine nähere Be- ung der Barbaren und ihrer Bewohner, ihre Stämme, n, Character. Von La Calle, dem Hauptcomtoir der öſiſch-Africaniſchen Compagnie findet man ausführliche icht. iterhin wird von der Korallenfiſcherey, vom Barbaren, dem Tribute für die Erlaubniß der Verachtung gegen die Europäiſchen Kauf- ubt gegen alle Chriſten, von angenehmen Ge- er der Araber, ihrem Körperbau, ihrer Wohnung, ihrem Hausgeräthe, ihren und Courcoucon, der Lebensart der noch unbe- Horden, den Sitten der Maurer, den beſchwer- en unter ihnen gehandelt. Auch der Beſuch, den Ali-Bey gemacht hat, kömmt im Auszuge vor, ie, die er in deſſen Douare antraf. Die er Araber und ihr Hang zu allen Laſtern geben eine vortheilhaften Begriffe von ihnen. Uebrigens ha- ere Achtung für Wahnſinnige und für die Tode kommt man unter ihnen am beſten fort. Ihre ten beſtehen meiſtens aus ihrer Lebensart, ſie ſter- gelaſſen und ruhig. Rec. glaubt in dieſem er- ederholungen wahrgenommen zu haben, ungen ſorgfältig vermieden werden müſſen.

te Stück ſetzt die Beſchreibung der Barbarey ndert uns Calle und die Ueberbleibſel des alten daſſelbe durch das jetzige Bone erſetzt wird,

wo ein Handlungscomtoir angelegt ist. Wir finden, wie die Mauren ihr Neujahrsfest begehen, was für Vortheile ihre Art zu baden, und sich in den Bädern reiben zu lassen, habe. Die Marabous sind eine Art von Einsiedlern, die sich auf den Begräbnißplätzen der Mauren aufhalten. Der Zustand der arabischen Weiber wird als erbärmlich und jämmerlich vorgestellt. Ruinen findet man manche, unter welchen einige sehr merkwürdig sind. Man liest die Beschreibung von Constantine, von Gala, von Tabrarca, der Insel Tabarque und jener Gegenden mit Vergnügen. Von der Pest und ihrer Ansteckung und Fortpflanzung bringt der Verf. solche Beweise bey, aus welchen es zuverlässig scheint, daß sie ansteckend ist, aber auch, daß man sich gegen die Ansteckung und Ausbreitung verwahren kann. Sehr belehrend ist die Vergleichung der Regierungsformen von Tunis und von Algier, welche sehr verschieden von einander sind; übrigens kann Rec. nicht dergen, daß er doch sehr oft in Versuchung gerathen ist, die Vorstellungsart des Hn. Poiret zu bezweifeln. Wenn er die Istoria degli stati di Algeri, Tunisi, Tripoli e Marocco, welche aus dem Englischen ins Italiänische übersetzt und im J. 1754. gedruckt worden ist, und von einem Manne herrührt, der weit mehrere Jahre als Herr Poiret in der Barbarey sich aufgehalten und die Sache gründlich studirt hat, mit den Urtheilen vergleicht, die Hr. P. über die Araber fällt, so findet er eine auffallende Verschiedenheit in denselben, und die Araber in einem ganz andern Lichte dargestellt, als sie Hr. P. darstellt. Es ist aber hier der Ort nicht, diesen Widerspruch kritisch zu berichtigen. Nur machte dies immer den Rec. etwas schüchtern, gewissen neuern Reisebeschreibern auf ihr Wort alles zu glauben.

Noch fügt der Herausgeber no. III. Nachrichten von der Insel Celebes und dem Königreiche Macassar bey, deren Verfasser Forbin zu seyn scheint; denn dies wird wohl der am Ende stehende Buchstabe H. bedeuten sollen. Rec. hat in einem periodischen Blatte, das Herr Prof. Elben in Stuttgardt herausgiebt, eine Nachricht von diesen Gegenden gelesen, die er da gar nicht erwartete. Sie rührt von einem Officiere her, der bey dem Wirtembergischen in Holländische Dienste gegebenen Regimente angestellt ist, und enthält offenbar die allerneuesten Nachrichten von Cap, von Batavia, von Colombo, von Macassar und jenen Gegenden, welche, wie

der

Herausgeber verſichert, ohne Zweifel ächt, anſchauend und
erläſſig ſind. Der Officier hat den jetzo allda regierenden
nig geſprochen, und erzählt uns manches, das man bisher
ſo wußte, und das eine unterhaltende Belehrung ver-
ſſen kann. Die zwey erſten Stücke ſind nicht ohne Druck-
er, von welchen wir nur einen S. 157. bemerken wollen.
ſteht da deutlich Entſchuldigungen, welches vermuthlich
rſchließungen heißen ſollte.

Mbz.

erſuch die Staatsverfaſſung des Ruſſiſchen Reichs darzuſtellen, von Auguſt Willhelm Hupel. Erſter Theil. Riga, bey Hartknoch 1791. 684 Seiten, gr. 8.

an kennt den berühmten Verfaſſer ſchon allgemein als n fleißigen, genauen und verſtändigen Sammler hiſto- er und ſtatiſtiſcher Nachrichten, und wird alſo auch von m neuen Werke deſſelben ſich viel Gutes verſprechen. Bey r noch ſo wenig bearbeiteten Statiſtik, als die Statiſtik ruſſiſchen Reichs, iſt eine ſolche Arbeit um deſto mehr dienſt, und billige Leſer werden keine Vollſtändigkeit ver- gen, wo ſolche nicht möglich war. Der Verf. ſammelte, ihm nur irgend brauchbar ſchien. Die vorhandenen ratſchriften, beſonders die neuern, wohin auch einzelne ſen gehören, waren ſeine Hauptführer. Neben dieſen zog die Werke der petersburgiſchen Academiſten fleißig zu he, und ließ auch auswärtige Schriften, ſelbſt wenn ſie einzelne Bruchſtücke enthielten, nicht ungenutzt. Dabey oß er noch den Vortheil, daß er durch ſeine Bekannt- ft und durch ſeinen Briefwechſel mit ſachkundigen Män- n, die durch ihre wichtigen Aemter große Kenntniſſe er- t haben, mancherley unbekannte und ungedruckte Nach- ten einziehen konnte. Wo er aber keine Gewißheit erhal- konnte, da giebt er ſeine Nachrichten auch ſelbſt nur als ifelhaft an. In der Vorerinnerung findet ſich auch eine eige der vorzüglichſten Schriften über die ruſſiſche Sta- k, die wir wohl vollſtändig hier zu leſen gewünſcht hät- Uebrigens wollen wir der Ordnung wegen, worin der f. die Materien abgehandelt hat, mit ihm nicht rechten,

und dabey zugleich Zoll, Gewicht und Geld
Endlich beleuchtet der Verf. in der siebenten
verschiedene Meynungen über Rußlands Stag
handelt dabey von allerhand wohlthätigen und nü
stalten, und beschließt mit Bemerkungen über
der Unterthanen. Folgender Auszug mag von d
der gesammelten Nachrichten zeugen, wobey jeder
sen bemerken wird, daß wir von vielen umständli
suchungen, die der Verf. angestellt hat, nur die Ha
anführen können.

Wenn man alle Inseln, Landspitzen und Vor
in Anschlag bringt, so erstreckt sich das russische
vom 43sten bis zum 78sten Grade der N. B., und

t macht, beträgt 558., worunter 249. erſt un-
Regierung errichtet worden ſind. Etliche feh-
pen auch in dieſem Verzeichniſſe. Durch neuere Gna-
ſind den Privatperſonen, welche Bergwerke beſitzen,
Vortheile eingeräumt, und Regalien, die man ge-
in andern Ländern fodert, aufgeopfert worden. In-
ar man doch nicht gehört, daß ſeitdem neue Bergwerke
elegt worden. Kuxe ſind noch gar nicht üblich.
adt iſt keine Docke, weil man da keine nöthig hat.
uriſche Journal hat nur eine dahin geſetzt. Aemter
den werden in Rußland ohne alle Rückſicht auf Her-
Religion ertheilet, und es kommen dabey nur per-
rdienſte und Empfehlungen in Anſchlag. Aber
: woher ſtammſt du? was warſt du? was glaubſt
mmt man nicht. Bey aller Gewiſſensfreyheit, welche
rſcht, iſt indeſſen doch den Ruſſen der Uebertritt zu ei-
dern Kirche nicht verſtattet. Auch ſucht man die Ras-
: Wiedervereinigung, und die Heiden zur Annahme
e zu bewegen, jedoch ohne einigen Druck und Zwang,
ehemals wohl bisweilen mögen gebraucht worden ſeyn.
mmte Volksmenge läßt ſich noch nicht genau an-
man kann aus unwiderſprechlichen Gründen dar-
n ote Angabe von 30 Millionen nicht übertrieben, ſon-
n um eine Million zu gering ſey. Der Verf.
ſe hner in fünf Claſſen: Adel, Geiſtlichkeit,
Staatbewohner, freye Landleute, und Leibeigene.
Vorrechten des Adels findet ſich folgendes ſchreck-
lches kein Geſetz in der Welt einem Menſchen
„Er belegt ſeine Bauern willkührlich mit Ab-
und Frohndienſten, auch mit körperlichen Strafen,
indeſſen nicht tödtlich ſeyn dürfen. Ein geſchriebenes
ſchützt ihn dabey, indem es dem leibeigenen Bauer
rafe unterſagt, wider ſeinen Herrn ein Zeugniß
oder über ihn Klage zu erheben.“ Giebt es
ſonſt unter Negerſclaven, eine ſchändlichere Sclaverey?
uß muß jedem Manne von Gefühl ſchaudern, wenn er
s barbariſche Geſetz nur einigermaßen nachdenkt.
führt an, daß durch ein Manifeſt v. J. 1785.
ſeine Vorrechte beſtätigt worden ſind. Da er nun
ährte ſchreckliche ſogenannte Vorrecht nicht aus-
o muß ſolches alſo auch wohl mit beſtätigt worden
Er thut uns um des würdigen Verf. willen leid, daß

er ſich bemüht, eine ſolche unmenſchliche Sclaverey
nigen, und daß er es übel zu nehmen ſcheint, wenn
daß ſolche die Menſchheit erniedrige, und Menſchen zum
herabwürdige. Seine ganze Beſchreibung der
eigenſchaft beweiſet ja doch nur zu ſehr die
Ausſpruchs.) Bey der Abhandlung des
rechts giebt der Verf. viele Blöſſen, die der
ſer leicht ſelbſt entdecken wird. Dieſe kann
eher verzeihen, als ſeine äußerſt ſchwa
Leibeigenſchaft. Wie wenig zuſammenha
die Grundſätze des Verf. in dieſer Materie ſind,
conſequent und widerſprechend er daher oft in wenig
die unmittelbar auf einander folgen, urtheilet,
unter einer Menge von Beyſpielen S. 238. zeugen.
weitläuftig wird von den ruſſiſchen Reichsgrundgeſ
delt; wenn man aber über dieſe Abhandlung Anm
ſchreiben wollte, ſo ließen ſich Bogen anfüllen.
haupt mit dem, was hier vorkommt, nur einig
kannt iſt, der kann ſchon denken, wie die Ausführung
then ſeyn wird, wenn wir nur anführen, daß der
alle Mühe giebt, Rußland als eine wohleingericht
narchie darzuſtellen, und die bürgerliche Freyheit
terthanen dieſes Staats ins Licht zu ſetzen.
ſehr viel auf uraltes Herkommen und ſtillſchweigende
ligung des Volks gebauet; auch iſt der Verf. ſo glü
ſeinen Grundſätzen und Behauptungen im Wege
Beyſpiele, ſo nahe ſie ihm auch liegen, auf eine Zeit
vergeſſen. Beſſer wäre es daher wohl geweſen,
dieſes Kapitel, deſſen gründliche Abhandlung ob
billiger Leſer von ihm verlangen konnte, ganz
hätte. — Die Kronmonopolien hat die jetzige Kay
ſentheils abgeſchafft, und nur zwey, nämlich Salz und
tewein beybehalten. Die Reichseinkünfte laſſen ſ
neu angeben, da man ſie ſelbſt im Reichsſchatzmeiſte
Urſachen, die der Verf. anführt, nicht berechnen kann.
Wahrheit am nächſten, meynt er, hätte ſie Gatterer
Millionen Rubel geſchätzt; doch erſchöpfte auch
die Sache noch nicht ganz, daher wird hier eine
Beſtimmung gegeben. Nach dieſer kommen über 45
nen heraus. Die Staatsausgaben dagegen zu ſch
der Verf. nicht im Stande. Er macht daher nur die
meine Bemerkung, daß Vieles dem ruſſiſ

als andern Regenten, kostet. So unleugbar dieser
ano ist, so wenig dürften doch wohl die meisten Leser der
ung des Verf. Glauben beymessen, daß die Reichs-
nur noch 6 Millionen und 600,000 Rubel betrügen,
in der Mitte des Jahres 1795. völlig getilgt seyn wür-
w bemerke nur, daß diese Angabe aus einem Mani-
vom Jahre 1786. genommen ist, und die seitdem geführ-
die Staatsschulden gar sehr vergrößert haben müs-
on auch die einleuchtendsten Thatsachen Beweise an
ano geben. — Die Kanzleyen der Collegien sind mit
iberu überhäuft, und in keinem Reiche in der Welt wird
geschrieben, als in Rußland. Aber es geht denn bey so
Arbeitern, wie es gewöhnlich in solchen Fällen zu gehen
, daß die Menge der Leute der Ordnung selbst hinderlich
und zuweilen das, was man sucht, dennoch nicht zu finden
Wer mit dem Ausspruche des Senats nicht zufrieden ist,
sich an das Cabinet wenden, wo die Kaiserin selbst entschei-
der nat ist also nicht mehr das höchste Reichsgericht. —
tliche häfereyen kennt man in Rußland noch gar nicht.
so nig findet ein Unterschied zwischen hoher und nie-
A. und eine Hegung des Wildes zum Nachtheil der
att, sondern die Jagd steht Jedermann frey. —
i hung der Handelsbalanz glaubt der Verf., daß un-
lich für 25 bis 30 Millionen Rubel Waaren aus-
und für 20 bis 27 Millionen eingeführt würden.
en sind auf Kupfermünze ausgestellt, und lau-
100 bis zu 5 Rubel. In einem Manifeste vom 28sten
1786. versprach die Kaiserin, daß die Summe der um-
Zeddel sich nie über 100 Millionen Rubel erstrecken
— Wenn der Verf. behauptet, daß selbst der Glanz
hrons in jedem Reiche dem einsichtsvollern Theile des
wichtig und gleichsam ein Staatsinteresse seyn müsse:
ften ihm wohl einsichtsvolle Männer nicht nur, sondern
von seinem und des Staats Interesse wohlunterrichteter
, widersprechen. Denn man ist Gott Lob! in unsern
o weit gekommen, daß man den Glanz des Thrones
m wahren Werthe schätzen gelernt hat. Zu den
aximen, welche einige Beherrscher des russischen
befolgt haben, rechnet der Verf. auch diese, daß sie ge-
begünstigten, und sie gleichsam einander entge-
m, damit eine auf die andre ein wachsames Auge rich-
Durch dieses Mittel habe man die souveraine

eylig, sich dabey weiter aufzuhalten. Unsere Leser aus schon von selbst die Folge ziehen, daß dem in seinen Urtheilen und in seinen politischen nicht zu trauen sey. Indessen bleibt sein mit vielem Fleiße gesammelten Nachrichte und verdient allerdings die Empfehlung, wo zeige desselben angefangen haben. In die wir auch dem zweyten Theile desselben mit gegen.

Auswahl kleiner Reisebeschreibungen und an

[illegible] anderen periodischen Schriften abge-
[illegible] g. No. 1. (Schreiben des Ritters Mon-
[illegible] jetzt Reise nach dem Berge Sinai) aus Archen-
[illegible] t. und Völkerkunde 1786. St. 1. No. 3. (über
und Gebräuche der wilden Völker in Amerika)
No. 4. (Nachricht von einer Reise an den afrik.
[illegible] eben daher, St. 2. No. 5. (hist. Nachrichten von
[illegible] eben daher, St. 6. No. 6. (Nachricht von Kamt-
[illegible] eben daher. No. 8. (Bemerkungen über Siam)
[illegible], St. 12. Wer also die Litt. und Völkerkunde be-
sich diese sogenannte Auswahl kauft, muß einerley
pelt bezahlen.

Lk.

XIV. Gelehrtengeschichte.

Zapfs, Churmainzischen geheimen Raths u.
[illegible] älteste Buchdruckergeschichte Schwabens —
1500; mit litterarischen Anmerkungen. Ulm,
[illegible] 1. bey Wohler; XXVIII und 263 S. ohne das
[illegible] r. gr. 8.

[illegible] triebsamkeit, und dem Wohlstande, worin ein
[illegible] [illegible] wabens, in der Mitte des XV. Jahrhun-
[illegible] [illegible] n befand, oder vielmehr noch erhielt, ist es
kein [illegible] nder, daß die neu erfundne Buchdruckerkunst,
[illegible] [illegible] irgend einem andern Kreise Deutschlandes, das
[illegible] ein [illegible] ret wurde. Von Augsburg, welches bis jetzt
[illegible] rühmen darf, die ersten und sichersten Data
[illegible] me liefern zu können, hat Herr Z., wie bekannt,
dern Werke mit aller Umständlichkeit gehandelt.
rigem beschreibt er die übrigen typographischen
Schw bens, worein Ulm, Eßlingen, Reutlin-
[illegible], Stuttgart, Tübingen, Urach, Blaubeu-
[illegible] nz bis 1500 sich zu theilen haben. Da die
[illegible] n vorhandenen Notizen in einer großen Anzahl

bibliographischer Versuche oft auch da versteckt sind, wo man solche nicht leicht suchen dürfte; so scheint Herr S. durch Zusammentragung derselben eben keine überflüßige Arbeit übernommen zu haben. — Wenigstens wird der Liebhaber, über den Werth etwaniger Nachträge, nunmehr desto leichter sich belehren können; wenn anders, wie Rec. sehr fürchtet, Herr S. nicht auch hier viel zu eilfertig zu Werke gegangen ist.

Der Anfang wird, wie billig, mit Ulm gemacht. Nach Augsburg, hat diese Stadt die meisten Artikel geliefert; nämlich 131, worunter 86 mit ihren Datis versehen sind; und daß noch manch andres unbekannt gebliebnes Product, dem dieses Kennzeichen fehlt, ihren Pressen zuzuschreiben sey, würde, wenn hier Platz dazu wäre, sich leicht beweisen lassen. Auch von einer andern Seite sind die ersten Ulmer Drucke dem deutschen Literator willkommen. Ein großer Theil derselben beschäftigt sich mit in unsrer Muttersprache geschriebnen, oder in dieselbe wenigstens übergetragenen Werken; und wie sparsam die ersten Drucker sich mit dergleichen abgaben, ist aus den Annalen des unermüdeten Herrn Panzer zur Gnüge bekannt. Schon das hier zuerst aufgeführte Buch, von 1473. ist ein deutsches: die Diätetik nähmlich des Ulmer Arztes, Heinr. Steinhöwels; eines überaus thätigen Mannes, der den Pressen Johann Zeiners ununterbrochen, und dieß oft mit sehr heterogenen Arbeiten zu thun gab. Die in demselben Jahre von ihm dem Druck übergebne, ebenfalls deutsch geschriebne Chronik, ist das erste vaterländische, mit einer Jahrzahl versehene Werk dieser Art. Sie wird hier als in Folio angegeben. Da aber jede Seite meist nur 30 eng und klein gedruckte Zeilen hat, so fand Rec. diese Chronik mehr als einmal, und wo solche niemand gesucht hätte, andern Tröstern in kleinem Quart, ohne ihren Nachtheil beygebunden. Uebrigens besteht das allerdings seltene Buch nur aus 36 Blättern, ganz ohne Seitenzahl, Signatur u. s. w. ja das Papier selbst hat nicht das mindeste Abzeichen. Von Erfindung der Buchdruckerey giebt Steinhöwel, so wie mehrere seiner Collegen, gar keine Nachricht; mit unter aber von andern Vorfällen, die seine Compilation nicht ganz unbedeutend machen. — Die zwey von Dinkmut 1484 und 87. gedruckten, und unter No. 40 und 56 beschriebnen ascetischen Werkchen eines Ungenannten, sind eines und ebendesselben Inhalts, wie Rec., der beyde Ausgaben vor sich hat, bey näherer Vergleichung vorgefunden.

Die

ngen hat nur einen einzigen Buchdru-
ne Iyner aufzuweiſen; aus deſſen Offi-
1473. bis 77. vier und zwanzig Artikel auf-
Er hat das Verdienſt, vermuthlich der erſte
der in ſeiner Officin hebräiſche Typen führte,
ganze Alphabet; auch wohl einzelne Stellen
en abdruckte, worin der Dominikanermönch
ers die Juden zu widerlegen verſucht hatte. —
en von 1480. bis 1496. gedruckten Bücher
, ein Paar ohne Datum mit eingerechnet, auf
Mit einem von 1487. kann Rec. ſolche vermeh-
bloß zur Aufſchrift: Compoſita verborum,
ifel den S. 201. angeführten Joh. Syn-
er eigentlich heißen ſollte, Sinthem, eben-
er. Am Ende: terminantur Compoſita
i n impreſſa Anno MCCCCLXXXVII.
Magdalene; ohne Meldung des Buch-
er, Mönchsſchrift, und wegen häufig dar-
rdeutſchungen, der Durchſicht nicht un-
einen andern Beytrag enthält unſre A. D.
S. 536., wo Molitor's Werkchen von Hexen
deutſch, 1489, als in Reutlingen gedruckt,
wird.

ingen findet ſich kein vor 1482. gedrucktes
einzige ſich daſelbſt niedergelaſſene Buchdru-
Kunne von Duderſtadt; aus deſſen Preſſen
1500, dreyßig Stück aufgetrieben hat, ſo
Datum, die größtentheils auch aus ſeiner
n zu ſeyn ſcheinen. Da Herr Z. laut S. 16.
n Einleitung ungewiß war, ob Kunne nicht
2. gedruckt habe, ſo hätte unſere A. D. B. die er
n Arbeiten anführt, Bd. 90. S. 528. ihn gleich-
Umſtand wenigſtens belehren können, daß der
cht ſchon 1475., und das in Trient, vielleicht
gehn, eine Preſſe angelegt hatte. Durch ei-
er iſt ſein Nahme in beſagter Anzeige S. 529.
kalter: in gegenwärtigem Werke aber iſt es
nicht beſſer ergangen, als wo er bald Ku-
heißt, durch das Druckfehlerverzeichniß je-
rum reſtituiret wird.

Ja

In Stuttgart hat sich nur ein einziger, und zwar ohne Angabe des Druckers gefertigter Artikel vom Jahr 1486. entdecken lassen. — Ohne Zweifel hätte die erste Ausgabe der für die Geschichte der deutschen Sprache gar nicht gleichgültigen Achtzehn Translazionen des Niclas von Wyle, hier zum mindesten eine kurze Erwähnung verdient. In der Zueignung unterzeichnet er solche aus St. d. 5ten April 1478; und am Ende des letzten Aufsatzes macht er Hoffnung, daß gegen Michaelis desselben Jahres, noch andre practische Anweisungen, NB. ebenfalls gedruckt, bey ihm zu finden seyn würden. Die Lettern des vor mir liegenden, und gut erhaltnen Exemplars haben mit andern Schwäbischen Impressen, so viel man auch deren verglichen, wenig oder nichts gemein; wohl aber steht auf dem ersten leer gebliebenen Blatte sein Namenszug N. v. W. nicht unzierlich mit der Feder verzeichnet. Vermuthlich rührt dieser Chiffer von seiner eignen Hand her, und hat wohl gar schon zum Unterscheidungszeichen gegen etwanige Nachdrucker dienen sollen. Daß um diese Zeit keine Druckerey in St. gewesen, scheint desto unwahrscheinlicher zu seyn, da auch der Landesherr selbst, in diesem Jahrzehend, gewiß wenigstens vor 1480., eine Verdeutschung des indianischen Fabelbuches, und das überaus sauber abdrucken ließ. Denn daß Graf Eberhard von Wirtemberg daran Antheil gehabt, oder sich wenigstens dafür interessirte, erhellet aus den Anfangsbuchstaben der 31 ersten Abschnitte, als welche seinen Namen, Titel und Wahlspruch bilden. Eben, da Rec. dieses niederschreibt, (1792) trifft es sich, daß auch ein andrer deutscher Fürst, Herzog Friedrich August von Braunschweig, durch Veranstaltung einer neuen Ausgabe der Conseils de Pilpay, sich um den indianischen Fabulisten, in französischem Gewande, verdient macht; und nur vor ein Paar Jahren erst hat Herr Wilkins, durch seine aus dem Sanskrit gefertigte Uebersetzung des Heeto pades, dem uralten Pilpay oder Bidpai denselben Dienst in England geleistet. Ein Stück von der arabischen Version gab Schultens 1786. zu Leyden heraus; und zu der griechischen, schon im XI. Sec. von einem Quidam Simeon Sethi angeblich herrührenden, und nur einmal, nämlich in Berlin 1697. gedruckten, hat P. F. Aurivillius, die in dem Codex zu Upsala befindlichen Prolegomena, mit einigen Varianten des Werkes selbst, erst 1780. in einer besondern Dissertation mitgetheilt. Doch es ist Zeit einzulenken! — Die ausnehmende

Seiten-

der erſten deutſchen Ausgabe, hat, außer ihrem
Alterthum, auch vielleicht den Umſtand zum Grunde,
nur verſchenkt worden, und deshalb niemals recht
auf gekommen iſt. Nachgedruckt hat man ſolche in
öfters, und zwar in Ulm, ſchon 1483. Einen dem
mal ähnlichen Schwäbiſchen Druck hat Rec. noch eben
mig als von Wnl's Translazionen auffinden können.
teiniſche Ueberſetzung derſelben Fabelſammlung, auch
Datum, zeigt wieder andere Lettern, iſt aber doch ge-
nit eben ſoviel, und eben den Holzſchnitten verſehen, wo-
an die erſte deutſche Ausgabe gezieret hatte. Von dieſer
n konnte Herr Panzer, aus Mangel ſicherer Nachrichten,
). ſeiner Annalen, eine nur unbefriedigende Notiz liefern.
ag hingegen hat die lateiniſche, und weniger ſeltne,
igner Anſicht gekannt, auch gelehrt genug beſchrieben.
icht daß Conr. Fyner aus dem benachbarten Eßlingen,
em man zwiſchen 1478 — 81. gar nichts, oder Conr.
, aus dem eben ſo nahen Blaubüren, von welchem
nur einen einzigen Artikel vom Jahr 1475. kennt, ihre
en zu Stuttgart indeß arbeiten ließen. — Eben er-
ter C. Fyner kommt 1481. wieder in Urach zum Vor-
, von wo aus jedoch nur zwey von ihm in Folio ge-
Bücher bekannt ſind, worauf er abermals verſchwindet.

Tübingen hat von 1488. an, aus ein Paar Officinen, wes
ns doch 8 Artikel mitzutheilen, die Rec. mit dem 9ten be-
en kann. Einer wiederholten und vermehrten Ausgabe näm-
n des ſeiner Zeit ſo berühmten Gabr. Biel ſchon 1488. eben
ſt gedruckten: Expoſitio de Canone Miſſae, wobey aber
aire nicht hätte verſchweigen ſollen, daß ſolche eigentlich
Scuram Magiſtri Eggelingi de Brunswig, S. Th. Licen-
in Metropoli Moguntina ad Clerum declaratam. zur
blage habe. Ein ſtattlicher Folioband, in zwey Colum-
Mönchsſchrift, und am Ende: Expenſis Friderici meyn-
r in vigilia Sancti Andreae. Anno dni, 1499. &c. In
Nachſchrift des Herausgebers Wendelin Steinbachs,
ſſors der Th. zu T. wird Fr. Maynberger Bibliotheca-
ubingenſis titulirt. — Conſtanz endlich hat auch
n einziges, und noch dazu ſehr apokryph ausſehendes
ict er Preſſen, welches das Jahr 1489. an der Stir-
) poll, und von dem nur Maittaire etwas weiß. Von
des XVI. Jahrh. beſitzt wenigſtens Rec. die ziem-
lich

lich unbekannte Ausgabe einer deutſchen Ueberſetzu
mas a Kempis, welche Hanns Schäffeler im Merz des
res 1515. auf 126 Blätter in kleinem Quart zu Coſt
es hier heißt, abdruckte. Vermuthlich eben der H
der auch zu Ulm und Freiſingen vor Schluß des XV.
ſchon gedruckt hatte.

Einzelne, von Hrn. Z. angeſtellte Erörterungen
beleuchten, erlaubt der Raum dieſer Blätter nicht.
will R. noch in der Geſchwindigkeit zwey hier
gene Druckplätze Schwabens anzeigen, und fürs e
nigſtens mit einem ſicher exiſtirenden Belege ver
Freyburg im Brisgau, 1493: Spiegel der
rer
Bß. M. Tullio C. vnd andern getütſcht, ꝛc. Am
er
burg im Brißgaw — durch friedrichen Riedrer ver
druckt vnd volendet. An mittwoch vor ſant Lucientag
Chriſti geburt vierzehenhundert Nünzig vnd drü jar
180 gedruckt angegebne Blätter; ohne 8 Bl. Regi
gothiſche Schrift. Heißt übrigens ſehr uneige
ſetzung, und iſt vielmehr eine mit Stellen aus den
Neuern erläuterte Anweiſung, wie Kläger und B
igte
vor Gericht, in Kanzleyen u. ſ. w. zu benehmen haben.
ſer Riedrer war aus Mühlhauſen im Hegau gebürtig,
ſcheint das ſaubere Werk ſelber compilirt zu haben.
dazu eine eigne Officin angelegt, oder ſich fremder
bedient habe, wird nicht angezeigt. — II.: Of
1496. kleinen gothiſchen uud ſaubern Drucks: Q
ſimale Roberti de Licio, de Peccatis cum aliquibus
nibus annexis. Am Ende: Finitum eſt anno dni
mo quadringenteſimo octuageſimo tertio, die IX.
Octobris & *impreſſum* in *Offenburg*, Anno dni 1490.
vigilia epyphanie; 196 Blätter in kleinem Quart
ſpaltner Columne; ohne 6 Bl. Regiſter. Der Dr
hat ſeinen Nahmen nicht angegeben. — Schon
Maittaire, der freylich von Proſper Marchand irre
Offenbach ſtatt Offenburg, S. 615 ſchreibt, hätte die
gabe Herrn Z. bekannt ſeyn können.

Noch muß Rec. anzeigen, daß Herr Z. ſeinen
phiſchen Annalen Schwabens eine beſondre hiſtoriſ
leitung vorausſchickt, deren partieller Inhalt, jedoch
Bequemlichkeit des Leſers jedem Druckorte ſelbſt, billig
vorgeſetzt, und lieber eine Menge Allotrien dafür ge

Beyſpiel, ſucht und verlangt hier
[illegible]? — Beſagter Einleitung
icht von der Wagneriſchen Buch-
[illegible] daß dieſe Officin an die 115 Jahre,
mit Ruhm erhält, und eine Menge
[illegible]ect und ſauber gedruckt hat, iſt uns
[illegible]en zu hören. Allein 25, oft mit höchſt un-
keiten und Tautologien angefüllte Seiten,
weit getriebner Excurſus! — Das Buch
S. dem Magiſtrat ſeiner Vaterſtadt Nörd-
auch nicht kurzen Zueignungsſchrift, gewid-
darin, aus dem Umſtande von niedriger Her-
rein Geheimniß macht, bringt ihm Ehre; und
iſt es für den Magiſtrat ſelbſt, daß dieſer,
und auch von unſerm Verf. an ihn ergangenen
entſpricht, und, wie Rec. aus neuern Blät-
die daſige Schule, auf eine den Bedürfniſſen
angemeſſene Weiſe umzubilden, im ganzen
gen ſeyn läßt.

Kd.

---

allgemeinen Encyklopädie der Wiſſen-
von Joh. Gottlieb Buhle, Profeſſ. der
und auſſerordentl. Mitgliede der K. Soc.
iſch. in Göttingen. Lemgo, Mayeriſche
1790. 8. 192 S.

lbar zu einem gründlicheren Studienplan,
r Wiſſenſchaften und Künſte, welche das
ſamkeit ausmachen, in einem entwickelten
ven, und von allen einzelnen Theilen oder
hrſamkeit, nach ihrem Begriffe, Unterſchiede,
nenhange und wechſelſeitigen Einfluſſe richtige
Kenntniſſe oder zweckmäßige und zureichende
n. Nächſt dem Studium der Alten, wor-
ſchaften gebaut ſind, und das daher unter
aniora zum allgemeinen Studium der ge-
rempelt worden iſt, macht gelehrte Ency-
emeine Ueberſicht der Gelehrſamkeit das
cher Studien aus, und die Unterweiſung

und

lich unbekannte Ausgabe einer deutschen Ueberſetzung des Thomas a Kempis, welche Hanns Schäffeler im Merz des Jahres 1515. auf 126 Blätter in kleinem Quart zu Coſtenz, wie es hier heißt, abdruckte. Vermuthlich eben der Hanns S. der auch zu Ulm und Freiſingen vor Schluß des XV. Jahrh. ſchon gedruckt hatte.

Einzelne, von Hrn. Z. angeſtellte Erörterungen näher zu beleuchten, erlaubt der Raum dieſer Blätter nicht. Dagegen will R. noch in der Geſchwindigkeit zwey hier ganz übergangene Druckplätze Schwabens anzeigen, und fürs erſte jeden, wenigſtens mit einem ſicher exiſtirenden Belege verſehen. Alſo, I. Freyburg im Brisgau, 1493: Spiegel der waren Rhetoric. Vß. M. Tullio C. vnd andern getütſcht. ꝛc. Am Ende: Zu Friburg im Brißgaw — durch friedrichen Riedrer verſamelt, gedruckt vnd volendet. An mittwoch vor ſant Lucientag nach Christi geburt vierzehenhundert Nüntzig vnd drü jar gezahlt. — 180 gedruckt angegebne Blätter; ohne 8 Bl. Regiſter: halbgothiſche Schrift. Heißt übrigens ſehr uneigentlich Ueberſetzung, und iſt vielmehr eine mit Stellen aus den Alten und Neuern erläuterte Anweiſung, wie Kläger und Beklagte ſich vor Gericht, in Kanzleyen u. ſ. w. zu benehmen haben. Dieſer Riedrer war aus Mühlhauſen im Hegau gebürtig, und ſcheint das ſaubere Werk ſelber compilirt zu haben. Ob er dazu eine eigne Officin angelegt, oder ſich fremder Preſſen bedient habe, wird nicht angezeigt. — II.: Offenburg, 1496. kleinen gothiſchen und ſaubern Drucks: Quadrageſimale Roberti de Licic, de Peccatis cum aliquibus Sermonibus annexis. Am Ende: Finitum eſt anno dni milleſimo quadringenteſimo octuageſimo tertio, die IX. menſis Octobris & *impreſſum* in *Offenburg*, Anno dni 1496. ipſa vigilia epyphanie; 196 Blätter in kleinem Quart und geſpaltner Columne; ohne 6 Bl. Regiſter. Der Drucker ſelbſt hat ſeinen Nahmen nicht angegeben. — Schon aus dem Maittaire, der freylich von Proſper Marchand irre geführt, Offenbach ſtatt Offenburg, S. 615 ſchreibt, hätte dieſe Ausgabe Herrn Z. bekannt ſeyn können.

Noch muß Rec. anzeigen, daß Herr Z. ſeinen typographiſchen Annalen Schwabens eine beſondre hiſtoriſche Einleitung vorausſchickt, deren partieller Inhalt, jedoch zur Bequemlichkeit des Leſers jedem Druckorte ſelbſt, billig hätte vorgeſetzt, und lieber eine Menge Allotrien dafür geſtrichen

werden

werden ſollen! Wer, zum Beyſpiel, ſucht und verlangt hier eine Biographie des Boccaz? — Beſagter Einleitung folgt eine hiſtoriſche Nachricht von der Wagneriſchen Buchdruckerey in Ulm. Daß dieſe Officin an die 115 Jahre, in einer Familie ſich mit Ruhm erhält, und eine Menge brauchbarer Werke correct und ſauber gedruckt hat, iſt uns lieb im Vorbeygehen zu hören. Allein 25, oft mit höchſt unbedeutenden Kleinigkeiten und Tautologien angefüllte Seiten, ſind doch ein zu weit getriebner Excurſus! — Das Buch ſelbſt hat Herr B. dem Magiſtrat ſeiner Vaterſtadt Nördlingen, in einer auch nicht kurzen Zueignungsſchrift, gewidmet. Daß er darin, aus dem Umſtande von niedriger Herkunft zu ſeyn, kein Geheimniß macht, bringt ihm Ehre; und eben ſo rühmlich iſt es für den Magiſtrat ſelbſt, daß dieſer, den von andern, und auch von unſerm Verf. an ihn ergangenen Aufforderungen entſpricht, und, wie Rec. aus neuern Blättern erſieht, die daſige Schule, auf eine den Bedürfniſſen unſrer Zeit ſehr angemeſſene Weiſe umzubilden, im ganzen Ernſte ſich angelegen ſeyn läßt.

Kd.

Grundzüge einer allgemeinen Encyklopädie der Wiſſenſchaften, von Joh. Gottlieb Buhle, Profeſſ. der Philoſ. und auſſerordentl. Mitgliede der K. Soc. der Wiſſenſch. in Göttingen. Lemgo, Mayeriſche Buchhandl. 1790. 8. 192 S.

Es gehört unfehlbar zu einem gründlicheren Studienplan, den Umfang aller Wiſſenſchaften und Künſte, welche das Ganze der Gelehrſamkeit ausmachen, in einem entwickelten Abriſſe zu überſehen, und von allen einzelnen Theilen oder Zweigen der Gelehrſamkeit, nach ihrem Begriffe, Unterſchiede, Zwecke, Zuſammenhange und wechſelſeitigen Einfluſſe richtige und deutliche Kenntniſſe oder zweckmäßige und zureichende Einſichten zu erlangen. Nächſt dem Studium der Alten, worauf alle unſere Wiſſenſchaften gebaut ſind, und das daher unter dem Namen Humaniora zum allgemeinen Studium der gelehrten Stände geſtempelt worden iſt, macht gelehrte Encyklopädie, oder allgemeine Ueberſicht der Gelehrſamkeit das Fundament gründlicher Studien aus, und die Unterweiſung

und

und Bildung aller sogenannten stu[illegible]ende
lig davon ausgehen. Je mehr aber [illegible]
gegenwärtigen abgekürzten und sel[illegible]
Schulen die Humaniora, und bey vem[illegible]
schen Studien die Grundlage einer [illegible]
pädie übersprungen wird, und je mehr [illegible]
lage, gleich zu den letzten praktischen [illegible]
teiten des brodschaffenden Standes [illegible]
jene Vorkenntnisse vorbereitet und unterm[illegible]
desto schätzbarer ist das Verdienst des Hrn. [illegible]
er seine Bemühungen mit darzu verwe[illegible]
rissene seichte Studir-Methode nicht blos zu [illegible]
wirklich zu arbeiten, und jungen Leuten ein
die Hände zu bringen, das ihnen aufgeklärtere
dem ganzen Zusammenhange der Wissenschaften
und erleichtern kann, wenn sie es benutzen, un[illegible]
wenn sie darüber Vorlesungen hören wollen. [illegible]
Heyne's Schule gebildeter Humaniste von g[illegible]
ausgebreiteten Kenntnissen, die er bereits in
ten bewiesen hat, und zugleich als Philosoph v[illegible]
Scharfsinn, Geschmack und Gelehrsamkeit, dürfte es [illegible]
nehmen, nach Sulzer, einen neuen Entwurf
der sich durch größere Vollständigkeit, Ordnung [illegible]
sion mehr zu einem Leitfaden für akademische Vorl
lificirte.

Die Einleitung entwickelt gewisse Begriffe, welche die Künste und Wissenschaften überhaupt angehen. Wir wollen sie einzeln aufzählen: I. Kunst, Wissenschaft, System. Der Mensch fängt bald an zu beobachten; indem er mehrere Beobachtungen vereinigt, gelangt er zur Erfahrung, und indem er aus dieser Resultate ziehet, Begriffe über einzelne Gegenstände und ihre Verbindung festsetzt, erwirbt er sich eine zusammenhängende Erkenntniß. Auf diesem Wege sind Künste und Wissenschaften gefunden worden. Erwirbt sich der Mensch aus seiner Erfahrung, Fertigkeiten, gewisse Handlungen re[illegible] gelmäßig und zweckmäßig zu verrichten, so nennt man das Kunst, und je nachdem diese entweder blos die Erhaltung oder Bequemlichkeit des Lebens, oder aber ein edleres sinnliches Vergnügen, und zugleich eine angenehme Unterhaltung des Geistes zur Absicht hat, unterscheidet man mechanische und schöne oder freye Künste: sammlet und ordnet der Mensch diese und andere Kenntnisse nach ihren Gründsätzen und Fol[illegible]

gerun-

ngen, so entstehen Wissenschaften und Disciplinen, die
systematisch nennt, wenn ihre Theile nach ihren Ver-
nissen geordnet, und ihre Grenzen genau bestimmt sind.
Unterschied und Eintheilung aller menschlichen Er-
rniß in dreyfacher Rücksicht: 1) nach den Hauptquellen
lden. Das Gebiet aller Wissenschaften hat drey Haupt-
t, das Feld der Erfahrung, des Gebrauchs der Er-
:ung, und des reinen Verstandes; daher sind sie entwe-
theoretisch oder praktisch oder transcendental. Allein sie
en zugleich in einander, und unterstützen sich wechselseitig.
. 7. 2) Nach ihrem absoluten oder relativen Werthe. Jede
iplin unterstützt auf irgend eine Art die andere, und
ßt sich an sie an; in so fern hat eine, wie die andere,
absoluten Werth, und keine darf in dieser Rücksicht her-
würdigt werden. Hingegen relativ kann der Werth ein-
r Disciplinen theils eingeschränkter, theils größer seyn.
Kriterien, wodurch dieser verschiedene Werth bestimmt
, sind entweder allgemeine, oder besondere. Zu den all-
inen zählt der Verf. a) Die verschiedene, nähere oder
ntere Beziehung auf die menschliche Glückseligkeit. Er
uptet in so fern, daß Oekonomie, Technologie, Arzney-
, ehrwürdigere Disciplinen sind, als Dichtkunst und
ortik. (Wenn dem ohngeachtet gefragt wird, ob das ani-
sche Leben oder Moralität und Verfeinerung der Geistes-
gen wichtiger für menschliche Glückseligkeit sey, so kann
r diese Rangbestimmung viel wichtiges eingewandt wer-
) b) Der Grad von Seelenkraft und Anstrengung, wel-
die Erwerbung und Anwendung jeder Wissenschaft erfor-
Disciplinen, welche mehr Genie und Fleiß voraussetzen,
enen relativ größere Achtung. Die besondern Kriterien
relativen Werths einer Disciplin hängen von den indivi-
en Verhältnissen eines Menschen oder einer bürgerlichen
llschaft ab. So hat das deutsche Staatsrecht für den
tschen einen größern Werth, als für den Ausländer.
. 8) In methodischer Rücksicht unterscheidet man
ädeutik und Hauptwissenschaften von einander. §. 9.
Methode des Unterrichts oder der Unterweisung in
ten und Wissenschaften. Der Verf. bemerkt dreyerley
ificationen derselben. Sie ist entweder regelmäßig und
natisch, oder zufällig und mechanisch, wie die der Hand-
ierute; entweder gelehrt, strenge und wissenschaftlich,
populär; entweder theoretisch oder praktisch. §. 10.

IV. Litteratur. In dem Ausdruck, womit der Verf. den Begriff bezeichnet, iſt etwas zweydeutiges und verwirrendes. Was Männer von Erfahrung und Einſicht zum Bau der Wiſſenſchaften beygetragen, und in Schriften mitgetheilt und aufbewahrt haben, verdient gekannt und benutzt zu werden. Den Inbegriff ihrer Werke, in Beziehung auf einzelne Künſte und Wiſſenſchaften, nennt man, ſagt der Verf., die Litteratur derſelben. Der Inbegriff der Werke iſt, unſerm Bedünken nach, die Wiſſenſchaft ſelbſt, welche ſie enthalten, nicht aber die Litteratur. Hingegen iſt Litteratur die bloße Kunde oder Anzeige der Werke, die in irgend eine Kunſt und Wiſſenſchaft einſchlagen, die nun freylich zugleich kritiſch ſeyn, und den innern Werth der Bücher, und das Unterſcheidende in der Ausführung, erforſchen muß. Die Litteratur einzelner Wiſſenſchaften ſelbſt ordnet der Verf. nach drey Fächern: 1) ausführliche Syſteme; 2) ſyſtematiſche Handbücher; 3) ſpecielle Unterſuchungen. §. 11. V. Gelehrſamkeit. Das Schwankende und Unbeſtimmte in dem Gebrauche dieſes Worts wird bemerkt. Der Verf. führt alles darauf zurück, ſie ſey eine vorzügliche Summe von Kenntniſſen und Erfahrungen, und geſteht den Namen eines Gelehrten demjenigen zu, der gründliche, zweckmäßige und ausgebreitete Einſichten mit ſcharfer Beurtheilung verbindet. Dieſe Erklärung paßt vielleicht auf eine Species von Gelehrten; aber auch eben ſo gut auf einen aufgeklärten Handwerksmann, Fabrikanten u. ſ. w. welchen man jenen Namen nach der gewöhnlichen Sprache nicht beylegt. Doch ergänzt der übrige Zuſammenhang gar leicht das Unterſcheidende, welches man noch vermiſſen könnte. VI. Geſchichte der Künſte und Wiſſenſchaften. VII. Syſtematiſche Stellung der Künſte und Wiſſenſchaften. Ueber das Syſtem der ganzen Gelehrſamkeit iſt, wie bekannt, ſehr viel philoſophirt, und noch mehr willkührlich gekünſtelt worden. Die gemeine Art, wie man ihre einzeln Theile ordnet, beruht blos auf Herkommen und auf Vorurtheilen, welchen der Philoſoph nicht folgen kann. Eine andere Rangordnung giebt die Zeit des Urſprungs an die Hand, wie eine Wiſſenſchaft nach der andern erfunden worden; die aber darum höchſt ungewiß wird, weil das Entſtehen in unhiſtoriſche Zeitalter fällt, und daher hiſtoriſch nicht entſchieden werden kann. Eine dritte Methode, ſie zu ordnen, pflegt auch wohl von ihrem relativen Werthe, d. i. von ihrem größern oder geringerem Einfluſſe auf die Ver-

ung und Glückſeligkeit des Menſchengeſchlechts, hergenom-
zu werden. Allein da dieſer mathematiſch nicht berech-
werden kann, ſo entſtehen Schwierigkeiten und Wider-
de, die kaum zu überwinden ſind. Auf andere willkühr-
e Stellungs-Methoden läßt ſich der Verf. gar nicht ein,
erläßt alle, und ordnet ſie ſo, wie ſich vermuthen läßt,
eine Wiſſenſchaft nach der andern entſtanden ſeyn würde,
nicht der Zufall, ſondern die Vernunft das Syſtem
chlicher Kenntniſſe zuſammengeſetzt hätte.

Wir kommen nunmehro alſo auf das Syſtem der
ſte und Wiſſenſchaften ſelbſt oder auf den Stamm
n menſchlicher Kenntniſſe, wie ihn Hr. Pr. Buhle ent-
n hat. Da wir bey der Einleitung mit Vorſatz länger
llt haben, um unſern Leſern daraus ſchon Beweiſe und
en entgegen zu bringen, daß der Verf. über ſeinen Gegen-
ſelbſt nachgedacht habe, und ſeinen eigenen Weg gegan-
ey, ſo dürfen wir uns begnügen, blos den abgekürzten
des Werks auszuzeichnen. Alles iſt unter zehn Haupt-
ngen von Wiſſenſchaften gebracht worden, ſo daß daher
Buch ſelbſt aus zehn Abſchnitten beſtehet, die ſo auf ein-
folgen: I. Mechaniſche Künſte. Einige gewinnen
Natur ihre rohen Producte ab, andere verarbeiten ſie,
andere ſorgen für deren wechſelſeitige Mittheilung.
Haupt-Theile ſind alſo: 1) Oekonomie, 2) Techno-
, 3) Mechaniſche Baukunſt, 4) Bergwerkskunſt und
andlungswiſſenſchaft. Bey jedem werden die ihm unter-
neten Gegenſtände nach ſyſtematiſcher Ordnung unter-
en. Dieſen ganzen Abſchnitt hat Sulzer in ſeinem kur-
Begriffe übergangen. Warum der Verf. die Baukunſt
en mathematiſchen Wiſſenſchaften abgeriſſen und hieher
ben habe, darüber finden wir nirgends eine Rechtferti-
Die Handlungswiſſenſchaft theilt er in fünf Species,
ch in Waaren- Geld- Handels- Fracht- Zahlungs-
Comtoir-Kunde. So verfährt er bey Entwickelung je-
Hauptwiſſenſchaft. II. Philologie. Ihr allgemeiner
iff, und was er in ſich faßt, wird voraus entwickelt.
geordnete Theile ſind Sprachkunde, Alterthumskunde,
nevtik, Kritik. Man unterſcheidet aber wieder ältere
neuere Philologie. Von jener machen humaniſtiſche
biſche und lateiniſche) und orientaliſche Litteratur die
glichſten Zweige aus. III. Schöne Wiſſenſchaften und

IV. Litteratur. In dem Ausdruck, womit der Verf. den Begriff bezeichnet, iſt etwas zweydeutiges und verwirrendes. Was Männer von Erfahrung und Einſicht zum Bau der Wiſſenſchaften beygetragen, und in Schriften mitgetheilt und aufbewahrt haben, verdient gekannt und benutzt zu werden. Den Inbegriff ihrer Werke, in Beziehung auf einzelne Künſte und Wiſſenſchaften, nennt man, ſagt der Verf., die Litteratur derſelben. Der Inbegriff der Werke iſt, unſerm Bedünken nach, die Wiſſenſchaft ſelbſt, welche ſie enthalten, nicht aber die Litteratur. Hingegen iſt Litteratur die bloße Kunde oder Anzeige der Werke, die in irgend eine Kunſt und Wiſſenſchaft einſchlagen, die nun freylich zugleich kritiſch ſeyn, und den innern Werth der Bücher, und das Unterſcheidende in der Ausführung, erforſchen muß. Die Litteratur einzelner Wiſſenſchaften ſelbſt ordnet der Verf. nach drey Fächern: 1) ausführliche Syſteme; 2) ſyſtematiſche Handbücher; 3) ſpecielle Unterſuchungen. §. 11. V. Gelehrſamkeit. Das Schwankende und Unbeſtimmte in dem Gebrauche dieſes Worts wird bemerkt. Der Verf. führt alles darauf zurück, ſie ſey eine vorzügliche Summe von Kenntniſſen und Erfahrungen, und geſteht den Namen eines Gelehrten demjenigen zu, der gründliche, zweckmäßige und ausgebreitete Einſichten mit ſcharfer Beurtheilung verbindet. Dieſe Erklärung paßt vielleicht auf eine Species von Gelehrten; aber auch eben ſo gut auf einen aufgeklärten Handwerksmann, Fabrikanten u. ſ. w. welchen man jenen Namen nach der gewöhnlichen Sprache nicht beylegt. Doch ergänzt der übrige Zuſammenhang gar leicht das Unterſcheidende, welches man noch vermiſſen könnte. VI. Geſchichte der Künſte und Wiſſenſchaften. VII. Syſtematiſche Stellung der Künſte und Wiſſenſchaften. Ueber das Syſtem der ganzen Gelehrſamkeit iſt, wie bekannt, ſehr viel philoſophirt, und noch mehr willkührlich gekünſtelt worden. Die gemeine Art, wie man ihre einzeln Theile ordnet, beruht blos auf Herkommen und auf Vorurtheilen, welchen der Philoſoph nicht folgen kann. Eine andere Rangsordnung giebt die Zeit des Urſprungs an die Hand, wie eine Wiſſenſchaft nach der andern erfunden worden; die aber darum höchſt ungewiß wird, weil das Entſtehen in unhiſtoriſche Zeitalter fällt, und daher hiſtoriſch nicht entſchieden werden kann. Eine dritte Methode, ſie zu ordnen, pflegt auch wohl von ihrem relativen Werthe, d. i. von ihrem größern oder geringerem Einfluſſe auf die Veredelung

ung und Glückſeligkeit des Menſchengeſchlechts, hergenom-
zu werden. Allein da dieſer mathematiſch nicht berech-
werden kann, ſo entſtehen Schwierigkeiten und Wider-
che, die kaum zu überwinden ſind. Auf andere willkühr-
re Stellungs-Methoden läßt ſich der Verf. gar nicht ein.
verläßt alle, und ordnet ſie ſo, wie ſich vermuthen läßt,
eine Wiſſenſchaft nach der andern entſtanden ſeyn würde,
n nicht der Zufall, ſondern die Vernunft das Syſtem
ſchlicher Kenntniſſe zuſammengeſetzt hätte.

Wir kommen nunmehro alſo auf das Syſtem der
nſte und Wiſſenſchaften ſelbſt oder auf den Stamm
er menſchlicher Kenntniſſe, wie ihn Hr. Pr. Buhle ent-
fen hat. Da wir bey der Einleitung mit Vorſatz länger
eilt haben, um unſern Leſern daraus ſchon Beweiſe und
den entgegen zu bringen, daß der Verf. über ſeinen Gegen-
ſelbſt nachgedacht habe, und ſeinen eigenen Weg gegan-
ſey, ſo dürfen wir uns begnügen, blos den abgekürzten
ß des Werks auszuzeichnen. Alles iſt unter zehn Haupt-
ungen von Wiſſenſchaften gebracht worden, ſo daß daher
Buch ſelbſt aus zehn Abſchnitten beſtehet, die ſo auf ein-
r folgen: I. Mechaniſche Künſte. Einige gewinnen
Natur ihre rohen Producte ab, andere verarbeiten ſie,
andere ſorgen für deren wechſelſeitige Mittheilung.
e Haupt-Theile ſind alſo: 1) Oekonomie, 2) Techno-
, 3) Mechaniſche Baukunſt, 4) Bergwerkskunſt und
Handlungswiſſenſchaft. Bey jedem werden die ihm unter-
dneten Gegenſtände nach ſyſtematiſcher Ordnung unter-
den. Dieſen ganzen Abſchnitt hat Sulzer in ſeinem kur-
Begriffe übergangen. Warum der Verf. die Baukunſt
den mathematiſchen Wiſſenſchaften abgeriſſen und hieher
oben habe, darüber finden wir nirgends eine Rechtfertig
. Die Handlungswiſſenſchaft theilt er in fünf Species,
lich in Waaren- Geld- Handels- Fracht- Zahlungs-
Comtoir-Kunde. So verfährt er bey Entwickelung jed
Hauptwiſſenſchaft. II. Philologie. Ihr allgemeiner
riff, und was er in ſich faßt, wird voraus entwickelt.
rgeordnete Theile ſind Sprachkunde, Alterthumskunde,
neneutik, Kritik. Man unterſcheidet aber wieder ältere
neuere Philologie. Von jener machen humaniſtiſche
chiſche und lateiniſche) und orientaliſche Litteratur die
ſichſten Zweige aus. III. Schöne Wiſſenſchaften und

Künste. Den Unterschied beyder setzt der Verf. §. 36. deutlicher aus einander, als es sonst gewöhnlich zu geschehen pflegt. Er handelt zuerst von den schönen Wissenschaften: Poesie und Beredsamkeit, und deren Theorie, Aesthetik, Poetik und Rhetorik. In die einzelnen Gattungen läßt er sich nicht ein. Vielleicht ergänzt er dieses in einer zweiten Ausgabe; wenigstens ist ihre Anzeige und Entwickelung zweck- und planmäßig. — Darauf folgen die schönen Künste: Baukunst, Gartenkunst, Bildhauerkunst, Basreliefs, Malerey, Kupferstecherkunst, Steinschneidekunst, Antike, Musik, Mimik, Tanzkunst. IV. Philosophie. Er bestimmt ihren Begriff theils nach dem Gegenstande, den sie hat, theils nach ihrem Zwecke, der dahin geht, den Menschen mit sich selbst, und mit seinen Verhältnissen zu Gott und der Welt, folglich mit seinen Eigenschaften, Rechten, Pflichten und gegründeten Hoffnungen näher bekannt zu machen. Die ihr untergeordnete einzelne Wissenschaften sind: Anthropologie, (dieser Name hat in dem gemeinen Gebrauche gar noch keine feste Bestimmung, daher der Verf. den Inhalt und Umfang seines Gegenstandes genau angiebt,) Psychologie, Logik, Metaphysik, Ontologie, Kosmologie, Pneumatologie, natürliche Theologie, praktische Philosophie, Moral, Naturrecht, Völkerrecht, Politik, die selbst wieder Staatswissenschaft, Policeywissenschaft, Theorie des Justizwesens, Staatswirthschaft und Negotiationswissenschaft unter sich faßt; endlich Pädagogik. V. Rechtsgelehrsamkeit. Mit Recht erinnert der Verf. voraus, daß einzelne Theile der praktischen Philosophie, ob sie wohl in einem andern Gebiete zu liegen scheinen, doch zugleich wesentliche Theile der Jurisprudenz sind. Theoretische Rechtsgelehrsamkeit hat folgende Theile: 1) Bürgerliches Recht; Staatsrecht. Privatrecht, besonders römisches Recht nach seinen verschiedenen Theilen und Modificationen; Rechte einzelner Völker, besonders deutsches Recht. 2) Criminalrecht. 3) Kirchenrecht. 4) Lehnrecht. 5) Mancherley particulare Rechte, als Privatfürstenrecht, Adelsrecht, Stadtrecht, Dorfrecht, Judenrecht, Handelsrecht u. s. w. Da alles überall auf Gesetze und deren Auslegung und Anwendung ankommt, so erfordert juristische Hermenevtik noch ein besonderes Studium. Die praktische Rechtsgelehrsamkeit umschließt erstlich Staats- und Canzleypraxis, zweytens praktische Privatrechtsgelehrsamkeit. Sie ist gerichtlich und außergerichtlich; eine wie die andere erfordert die Referir- und Decretirkunst,

ſt, die Archiv- und Regiſtraturwiſſenſchaft. VI. Mathe-
tik, nach ihrer gewöhnlichen Abtheilung. VII. Natur-
ſenſchaft; Naturlehre; — Naturgeſchichte, alſo Minera-
e, zugleich Chemie, Metallurgie, Alchemie; phyſikaliſche
graphie, Botanik und Zoologie. VIII. Arzneywiſſen-
ſt, die gewiſſermaßen ein Theil der Naturlehre iſt. Sie
eiſt Anatomie mit ihren Unterdiſciplinen; Phyſiologie;
urgie: Pathologie mit Semiotik; Therapie, und, als ein
ig derſelben, Materia Medica und Diätetik; Geburts-
e; (wir finden dennoch natürlicher, dieſe als einen Theil
Chirurgie anzuſehen,) Vieharzneykunſt. IX. Theologie.
Verf. nimmt vier Claſſen von Diſciplinen an: 1) Diſci-
en, welche die Erklärung der Bibel zum Gegenſtand haben
exegetiſche Theologie, worunter er Hermenevtik, Archäo-
e, und die Entwickelung religiöſer Begriffe zuſammenfaßt.
er aus einem andern Fache Archäologie herüber getragen
ſo hätte erwartet werden können, daß bibliſche Kritik er-
nt worden wäre, welche der Verf. ohnfehlbar in Gedan-
zur Philologie gerechnet hatte.) 2) Diſciplinen, welche
Syſtem der Religionslehren betreffen, theils theoretiſche,
lich Dogmatik und Symbolik; theils praktiſche, näm-
Sittenlehre, mit Aſcetik und Caſuiſtik. 3) Diſciplinen,
he die Bildung des Religionslehrers betreffen, nämlich
loraltheologie und Homiletik. 4) Diſciplinen, welche
Geſchichte des theologiſchen Syſtems erläutern, wozu er
triſtik und Polemik zu rechnen ſcheint. X. Geſchichte.
gleichungsweiſe iſt dieſer Theil der Gelehrſamkeit nicht ſo
ſtändig oder zureichend, als die übrigen, zergliedert und
rieben worden. Der Verf. ſondert dreyerley Gegenſtände
1) Eigentliche Geſchichte; worunter er begreift: a) Ge-
hte der Menſchheit, oder Darſtellung des ganzen Ge-
chts der Menſchen nach ſeinem Urſprung und nach den
den ſeiner Ausbildung unter Einwirkung der verſchieden-
Urſachen, als des Clima, der Beſchaffenheit des Landes
w. b) Bürgerliche Geſchichte, oder die Geſchichte, als
Inbegriff einzelner Völker in bürgerlichen Staaten ver-
gt. Sie theilt ſich ihrer Behandlungsart nach in Uni-
ſalgeſchichte (der einmal angenommene Begriff von Uni-
ſalgeſchichte ſcheint alles, was auf den Zuſtand des Men-
ngeſchlechts im Ganzen gewirkt hat, zu umfaſſen, und folg-
von größerer Ausdehnung zu ſeyn. Indeſſen kann man
wohl annehmen, daß das, was er mehr einſchließt, aus

ſumma fide et diligentia tranſcriptus et editus a *Chriſtiano Friderico Matthaei*, Collegiorum Imperialium Roſſicorum aſſeſſore, et litterarum graecarum profeſſore Vitembergenſi. Cum tabulis iere expreſſis. Acceſſit ex eodem codice fragmentum Marci M. Miſenae, impenſis Erbſteinii 1791. 4. 1 Alph. 4 Bogen.

n genauer Abdruck dieſes berühmten Coder, und ein hbares Gegenſtück zu dem Alexandriniſchen Coder des ſeel. de, nur daß an der Ausgabe des Boerneriſchen MS. deutſche Genauigkeit und Fleiß zu rühmen iſt, bey der gabe des Alexandriniſchen aber ſich engliſche Pracht mit ſchem Fleiße vereinigte. Der gelehrte Herausgeber hat damit begnüget, ſein Manuſcript genau und ſorgfältig auszugeben, ſo daß jede Seite und Zeile und Abtheilung Wörter und Buchſtaben dem Manuſcript auf das volle nienſte entſprechen. Der Abdruck erforderte wohl mehr he und Geſchicklichkeit von Seiten des Setzers und Cors ers, als der des Alexandriniſchen Coder, weil hier ein elter, ein lateiniſcher und griechiſcher Text abzudrucken, nach der Stellung im MS. über einander zu ſetzen, die heilung der Wörter, die im griechiſchen und lateiniſchen te oft ſehr widerſinnig iſt, und die Orthographie, die im echiſchen ſehr von der Regel abweicht, genau beyzubehal- war. Der Herausgeber hat den Coder dreymal in Hän- gehabt, und der Augenſchein beweiſet den auf die Aus- angewandten Fleiß. Nach der kurzen Vorrede folgen bisherigen Nachrichten und Urtheile der Gelehrten von m Coder, von Küſter bis auf Griesbach. Bey dem Ab- k befinden ſich zwey Seiten, die in Kupfer geſtochen ſind, aus man ſich von den Schriftzügen des Coder einen Be- machen kann, weil der Abdruck ſelbſt mit gewöhnlichen, ſehr feinen und zierlichen Typen gemacht iſt. Wenn dieſe Tafeln anſieht, ſo muß man freylich die große Ab- hung des griechiſchen Charakters von dem in andern S. bemerken, und mit dem Herausgeber der Meynung , daß der Schreiber kein Grieche war. Nach dem Texte m noch einige Bemerkungen über einzelne Stellen und den ganzen Coder und die neue Ausgabe. Der Werth

andern Wiſſenſchaften und abgeſonderten Theilen der Geſchichte übergetragen und erborgt ſey,) und in Staatengeſchichte, welche ſelbſt wieder ſehr verſchieden ſeyn kann. c) Geſchichte der Künſte und Wiſſenſchaften, welche nicht allein eigentliche Gelehrtengeſchichte, ſondern auch Religions- und Kirchengeſchichte einſchließt. 2) Hiſtoriſche Kunſt. 3) Hiſtoriſche Hülfswiſſenſchaften, nämlich Chronologie, Geographie, Genealogie, Diplomatik und Heraldik. Aus dem, was wir vorgelegt haben, ſieht man, daß der Verf. auch hier, wie in dem Entwurfe der übrigen Fächer, ſelbſt unterſucht und gedacht, durchaus aber nicht gemein angenommene Begriffe und Eintheilungen auf gerathewohl abgeſchrieben [illegible] Indeſſen verdient eine ſo auffallende und gemeinnützige [illegible]ſchaft, als die Geſchichte iſt, die alle Menſchen [illegible] und die Quelle und das Hülfsmittel aller übrigen [illegible] ten iſt, auch in ihren einzelnen Theilen genauer en vollſtändiger erklärt zu werden, und wir hoffen von verſichten, von der Gelehrſamkeit, und von dem Eifer des für die Wiſſenſchaften und deren zu beförderndes g Studium, daß er das, was hier vermißt wird, in neuen Auflage und Umarbeitung ausfüllen und e werde. Auf dieſe Weiſe kann dies Buch, das jetzt [illegible] Vorzüge hat, gewiß in ſeiner Art eins der vollkomn zweckmäßigſten und gemeinnützigſten werden, das Studirenden als ein unentbehrliches Handbuch mit empfohlen werden kann.

Ch.

XV. Bibliſche, hebräiſche, griechiſche, und überhaupt orientaliſche Philologie, nebſt der Patriſtik und den bibliſchen und orientaliſchen Alterthümern.

XIII. Epiſtolarum Pauli Codex Graecus cum verſione latina veteri vulgo Antehieronymiana, olim Boerrianus nunc bibliothecae electoralis Dresdenſis, ſumma

ma fide et diligentia tranſcriptus et editus a
ſtiano *Friderico Matthaei*, Collegiorum Im-
ium Roſſicorum aſſeſſore, et litterarum grae-
m profeſſore Vitembergenſi. Cum tabulis
xpreſſis. Acceſſit ex eodem codice fragmen-
Marci M. Miſenae, impenſis Erbſteinii 1791.
1 Alph. 4 Bogen.

ner Abdruck dieſes berühmten Codex, und ein Gegenſtück zu dem Alexandriniſchen Codex des ſeel. nur daß an der Ausgabe des Boerneriſchen MS. Genauigkeit und Fleiß zu rühmen iſt, bey der de des Alexandriniſchen aber ſich engliſche Pracht mit ßige vereinigte. Der gelehrte Herausgeber hat dar t. begnüget, ſein Manuſcript genau und ſorgfältig , ſo daß jede Seite und Zeile und Abtheilung ter und Buchſtaben dem Manuſcript auf das voll- entſprechen. Der Abdruck erforderte wohl mehr ſchicklichkeit von Seiten des Setzers und Cor- ver des Alexandriniſchen Codex, weil hier ein er, ein lateiniſcher und griechiſcher Text abzudrucken, Stellung im MS. über einander zu ſetzen, die Wörter, die im griechiſchen und lateiniſchen ort mehr widerſinnig iſt, und die Orthographie, die im- mehr von der Regel abweicht, genau beyzubehal- war. r Herausgeber hat den Codex dreymal in Hän- habt, und der Augenſchein beweiſet den auf die Aus- ndten Fleiß. Nach der kurzen Vorrede folgen r Nachrichten und Urtheile der Gelehrten von er, von Küſter bis auf Griesbach. Bey dem Ab- de ſich zwey Seiten, die in Kupfer geſtochen ſind, m ſich von den Schriftzügen des Codex einen Be- en kann, weil der Abdruck ſelbſt mit gewöhnlichen, nde feinen und zierlichen Typen gemacht iſt. Wenn Tafeln anſieht, ſo muß man freylich die große Ab- des griechiſchen Charakters von dem in andern bemerken, und mit dem Herausgeber der Meynung ß der Schreiber kein Grieche war. Nach dem Texte ch einige Bemerkungen über einzelne Stellen und ganzen Codex und die neue Ausgabe. Der Werth

und innere Gehalt des Codex und der in ihm enthaltenen Recension wird von dem Herausgeber mit Stillschweigen übergangen, und die Entscheidung dem Leser überlassen. Vielleicht wird Hr. Pr. Matthäi selbst dereinst etwas darüber schreiben. Da der Verf. bey seiner Arbeit die vorhandenen Collationen oft nachgesehen haben wird, so wäre es sehr angenehm gewesen, wenn er einige Fehler in ihnen verbessert oder Lücken ergänzt hätte. Er sagt aber blos, daß Küster und Wetstein nicht alles genau bemerkt hätten, ohne Exempel anzuführen. Wir haben die Excerpte, welche Hr. D. Morus in dissert. theolog. et philolog. aus diesem Codex mitgetheilt hat, mit dem Abdruck verglichen, und verschiedenes im letztern richtiger befunden, als es in den Excerpten angezeigt war. Insbesondere ist von dem Herausgeber sehr richtig und scharfsinnig bemerkt, daß das von einigen (und auch von dem Abschreiber an Morus geschickten Excerpte) für ein ſ gehaltene Zeichen den Buchstaben t anzeige und für am stehe. Als Exempel, wo es vorkömmt, beweisen dieses auf das bündigste. In der Liste der Subscribenten haben wir nur ein einziges nach England gehendes Exemplar angetroffen. Als Kennicott und Woide ihre biblischen Werke in England herausgaben, subscribirten viele Deutsche, und wenn deutsche Gelehrte Erwiederung dieser Gefälligkeit von den Engländern erwarten, so sehen wir an diesem Exempel, wie bereitwillig diese so gepriesene und für so großmüthig gehaltene Nation deutsche Unternehmungen unterstützet.

Cc.

Hebräische Sprachlehre, aufgesetzt von Lebrecht Heinr. Samuel Jehne, Prof. am königl. Christianeum zu Altona. Altona, bey Hammerich. 1790. 396. S. 8.

Abermals eine hebräische Grammatik! Sie verdient aber unter den vielen, mit welchen das deutsche Publikum seit einiger Zeit so reichlich beschenkt wurde, unter die guten gestellt zu werden, ob sie gleich noch mancherley Mängel hat, und nicht überall mit gleichem Fleiß und nach einerley Maasstab ausgearbeitet ist. Sie ist den Lehrlingen bestimmt, liefert aber, wie schon die Seitenzahl zeigt, mehr als die ersten Sprachelemente. Sie zeichnet sich besonders durch eine Men-

ge

ge guter, zu den Regeln gesammelter Beyspiele, durch mehrere Konjugations- und Suffixentabellen, durch eine ziemlich vollständige Aufzählung der anomalischen Verborum und Nominum, desgleichen der masorethischen Punktationsabzeichnungen aus. In Absicht der Ordnung schlägt der Verf. folgenden Weg ein. Zuerst von den Anfangsgründen. (Wie gewöhnlich; indessen findet sich ein sonderbares Versehen S. 3. 4. da der Verf. Teth und Thau verwechselt, und das, was Regel ist, zu einer Ausnahme macht, indem die Alexandriner ganz recht θαν durch Θεβελ ꝛc. ꝛc. geben.) Dann von den Zeitwörtern; (der Verf. nennt die Konjugationen Abwandlungen, so wie er sich überhaupt beeifert, alle Sprachterminologie mit deutschen Worten auszudrücken, wodurch er nicht selten seinen Lehrlingen undeutlich werden dürfte.) Eröffnet der Verf. in diesem Kapitel gleich keine neue Aussichten, so schreibt er doch mit Einsicht und Kenntniß. Die Tabellen sind gut, nur würde der Verf. für den Käufer besser gesorgt haben, wenn er die Zusammenstellung so, wie etwa in der kleinen Biedermannischen Grammatik geschehen ist, veranstaltet hätte. Man sehe nur alle irregulären Zeitwörter, desgleichen S. 190. 191. ꝛc. und überhaupt das ganze Kapitel von den Suffixen. Durch eine ökonomischere Untereinandersetzung wird nicht nur viel Raum erspart, sondern auch dem Anfänger der Ueberblick erleichtert. Ueberhaupt wird der V. in manchen Fällen dem Vorwurf einer zu großen Ausführlichkeit schwerlich entgehen können. Hierauf von dem Nomine und den Partikeln. Endlich vom Syntax. Hier ist für den philosophischen Sprachkenner noch am meisten zu thun übrig geblieben. Der Verf. hat viel Gutes; aber Rec. gesteht aufrichtig, daß er nichts weiter entdecken konnte, als was Schröder und Storr bereits gesagt haben. Mehrere Beyspiele, die jene nicht haben, und die er zu den gemachten Beobachtungen anführt, sind sehr überflüssig, besonders wenn sie die in allen Sprachen bekannten Regeln betreffen, z. E. S. 289. ff. daß sich das Beywort und Zeitwort nach dem Hauptworte in genere und numero richten, u. d. m. Sollen dergleichen gehäufte Beyspiele Sprachübungen seyn, so müssen sie wenigstens einen Satz enthalten, bey dem der Anfänger etwas denken kann. Dagegen fehlen verschiedene z. E. S. 291. die Stelle aus 4 Mos. 18, 1. Die hier abgedruckten hebräischen Worte heißen: „du, deine Söhne und deine „ganze Familie werdet tragen," was denn? die Schuld (dies

fehlt) d. i. ihr werdet dafür büßen. Einzelne Beyspiele sind dabey fehlerhaft verdeutscht, z. E. S. 331. Z. 5. „hinreissen“ muß heissen „zurückführen“. In dem Abschnitt „von der Fügung der Nebenwörter“ ist Rec. mit dem Verf. am wenigsten einig, da er eine Menge von Beyspielen, darinne diese Partikeln vorkommen, blos hinsetzt und glaubt, der Lehrling werde deren richtigen Gebrauch nun von selbst am besten lernen. Besser wärs gethan, wenn der Verf. diese Partikeln classificirt, die Bedeutung kurz angegeben, und zu jeder ein Beyspiel hinzugesetzt hätte, wie es auch bereits Michaelis u. a. thaten. Das Kapitel von den Accenten ist gut und deutlich in Rücksicht des Textes, hat aber das Unglück, daß die meisten Accentzeichen mit sehr unkenntlichen Typen abgebildet, zum Theil ganz falsch, zum Theil verkehrt gedruckt sind, so daß der Ununterrichtete, wenn er sie daraus kennen lernen soll, schwerlich viel Trost schöpfen dürfte. Man sehe nur S. 39. den Paschta, S. 40. die Geraschajim, den Psik mit dem Munach, (welcher letzte verkehrt steht) ferner Merka und die meisten Accente in den, auf den folgenden Seiten abgedruckten, biblischen Stellen. Unrichtig ist auch die Behauptung S. 43, Paschta werde doppelt gesetzt, auf den letzten Buchstaben und über die Tonsylbe. Wenn dieses Zeichen doppelt steht, so ist es nur auf dem letzten Buchstaben der Paschta, der auf der Tonsylbe befindliche, eben so aussehende Accent heißt Kadma. Ferner ist es auch nicht zu rechtfertigen, daß der Verf. immer schreibt Tesir, Resia ꝛc. da es Thebir, Resbia ꝛc. (oder Thbir, Rbia ꝛc.) heißen muß, weil im Hebräischen Beth und Thau stehen. Endlich wünschte Rec. in diesem Kap. eine kleine Tabelle, worauf bemerkt worden wäre, wie die kleinern Accente vor den größern gewöhnlich zu stehen pflegen. So wenig Rec. die Accente zum wahren Verständniß der h. Schrift nöthig erachtet, so gewiß kann sie der gründliche Sprachforscher nicht übergehen, wenn vom masorethischen Sinn die Rede ist. Und woher soll der Lehrling diese Kenntniß nehmen, als aus einer guten Grammatik, denn die Zeiten sind Gott Lob! vorbey, wo man auf Universitäten ein halbjähriges Kollegium de accentuatione hörte. Rec. übergeht einige andere bemerkte Unrichtigkeiten, z. E. Hoktal heißt nicht „man hat ihn umbringen lassen, hinzurichten befohlen,“ wie S. 62. behauptet wird; das wäre ja im Grunde einerley mit dem Activum Hiktil. Hoktal heißt, er hat es zugelassen, daß er ist getödtet worden, oder, er ist vermocht

wor-

worden, ſich umbringen zu laſſen, ꝛc. und äußert nur noch ſeine getheilte Zufriedenheit über den Korrektor. Vorn herein iſt das Buch ziemlich druckfehlerfrey, nach hinten zu aber finden ſie ſich häufiger, z. E. S. 292. der Stelle aus Spr. 28. 1. wo Ain ſtatt Zade, S. 315. Z. 6. Daleth ſtatt He, S. 330. Z. 23. Gimel ſtatt Vav. Am Ende finden ſich noch einige Schriftſtellen zur Uebung im Leſen und Ueberſetzen.

Ad.

Handbuch zur Erklärung des Neuen Teſtaments für Ungelehrte. Erſter Theil. Halle, 1790. In Commiſſion bey Doſt. S. 312. 8.

Den ungelehrten Leſern der Lutheriſchen Ueberſetzung der 4 Evangelien kann dieſes Buch ſehr nützlich ſeyn. Die Anmerkungen legen dieſe zum Grunde, und laſſen faſt nichts in derſelben unerläutert. Das ganze Buch iſt beynahe eine an einander hängende, deutliche und faßliche Umſchreibung der genannten Bücher. Neue Erklärungen wird man hier nicht erwarten, und wenn der Verf. ſie auch zu geben wüßte, ſo würden ſie in einem Buche, das eine Auseinanderſetzung der Gründe nicht zuließ, nicht an einem ſchicklichen Orte geſtanden haben. Der Verf. führt zwar in der Vorr. S. XIV. verſchiedene Stellen an, wo er von den gewöhnlichen Erklärungen abgegangen und ſeiner Einſicht gefolget zu ſeyn vorgiebt. Es würde aber nicht ſchwer ſeyn, zu zeigen, wenn wir nicht den Raum ſchonen müßten, daß auch dieſe Stellen durch ihn kein neues Licht gewonnen haben. Die Abſicht des Verf. war, die Lutheriſche Ueberſetzung dem gemeinen Manne verſtändlicher zu machen, und dieſe iſt durch ſeine Bemühung erreicht.

Az.

Nachrichten und Auszüge aus den Handſchriften der königlichen Bibliothek zu Paris. Auf Veranſtaltung des Herrn geheimen R. Raths Hezel, ins Deutſche überſetzt, von Joh. Michael Lobſtein. Des Erſten Bandes erſte Abtheilung. Hildburghauſen, bey Haniſch. 1791. 444. S. in 8.

Der

Bey der ersten Ankündigung dieser Unternehmung war der Rec. der Privatmeynung, daß sie besser ganz unterbliebe, weil die Extraits aus den Handschriften der Pariser Bibliothek nur ein Werk für eigentliche Gelehrte sind, die allesammt die Sprache verstehen, in der sie abgefaßt sind; weil Uebersetzungen aus Uebersetzungen selten einen sichern gelehrten Gebrauch gewähren, und es schon unbequem ist, wenn bey gelehrten Recherchen nicht immer einerley pagina citirt werden kann, wie der Fall bey einer Uebersetzung neben dem Original seyn würde; und weil doch zuletzt der Preiß des deutschen Werks um weniges geringer stehen wird, als der des Originals. Indessen andre Gelehrte waren andrer Meynung, und hielten die Unternehmung für nützlich: und in so fern alles in Klassen getheilt würde, daß jeder Gelehrte nur den Theil des Werks zu kaufen brauchte, der in sein Fach einschlägt, und alles für Frankreich blos Merkwürdige weggelassen würde, läßt sich wenigstens ein Grund für die deutsche Uebersetzung anführen. Deßhalb hat auch der Verleger einzelne Theile mit besondern Titeln abdrucken lassen. Wir wollen daher über die Nützlichkeit des Instituts keine weitern Zweifel erheben.

Unter obigem Titel erscheint die vollständige Uebersetzung des französischen Originals. Einzeln ist schon ausgegeben:

des Herrn von Guignes historischer Versuch über den Ursprung orientalischer Schriften u. s. w. Angezeigt in A. D. B. Th. 105. S. 255.

Geschichte von Aegypten und der Stadt Kairo. Aus einer arabischen Handschrift, welche sich auf der königlichen Bibliothek zu Paris befindet. Aus dem Französischen übersetzt. Hildburghausen bey J. G. Hanisch, 1791. 136. S. in 8.

Wahrscheinlich sind auch die übrigen Stücke des vollständigen Bands mit besondern Titeln erschienen.

Der Werth der Uebersetzung ist schon in B. 105. S. 255. von einem andern Recensenten nach der Wahrheit gewürdiget, und ihre Steifheit, Undeutlichkeit und stellenweise Unrichtigkeit mit Beyspielen so richtig geschildert worden, daß gegenwärtiger Rec. jenes Urtheil nur zu unterschreiben braucht, ohne neue Beweise beyzufügen.

Ed.

XVI.

XVI. Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Mythologie für Frauenzimmer in poetisch-prosaischen Briefen. Aus dem Französischen des Herrn von Moustier übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen vermehrt von G. J. Schaller. Erster Theil. Strasburg im Verlag der akademischen Buchhandlung. 1791. 185. S. 8.

Rec. glaubt es der Versicherung des Vers. gern, daß er bey dieser Uebersetzung mit vielen Beschwerden zu kämpfen hatte, und er bedauert daher, daß er ihm für diese übernommene Mühe nicht so großen Dank darbringen kann, als der Vers. vielleicht erwartet. Denn obgleich wir zugeben, daß er sein Original so treu als möglich oder auch wohl verbessert liefert, so können wir uns doch nicht von der Nothwendigkeit und dem Nutzen der Uebersetzung eines so faden und oberflächlichen Werks, als sein Original ist, überzeugen. Mögen immer Frankreichs Schönen, wie der Uebersetzer sagt, das Original dem Vers. mit Wärme gedankt haben, für unser deutsches Frauenzimmer hat Hr. Moritz besser gesorgt. Hr. Moustier selbst hat sehr schiefe Begriffe von den Mythen der Alten — er sieht bloß Ungereimtheiten darinnen, und sagt: „sie gleichen dem größten Theile unserer Pariserinnen, deren Witz nie artiger ist, als wenn er auf Kosten des gesunden Menschenverstandes glänzt.“ — Wahrlich! kein feines Compliment eines galanten Franzosen an seine schönen Landsmännimnen, und für eine Mythologie für Frauenzimmer keine empfehlende Captatio benevolentiae! Rec. ist weit entfernt, in der Mythologie der Alten alle menschliche Weisheit in nuce zu suchen; aber so aberwitzig, als Hr. Moustier sie sich träumt, ist sie drum noch nicht. Alles, was er aus der Fabellehre selbst vorbringt, verräth eine sehr dürftige Kenntniß der Alten, und was er als Einkleidung hinzugethan hat, ist lauter süßes

Ge-

Der junge Mann, von dem dieſe Briefe herrühren, iſt, wie wir aus dem Vorbericht des Herausgebers ſehen, ſchon ſeit einigen Jahren verſtorben. Ungewöhnlich iſt die Offenherzigkeit des Herausg., mit welcher er geſteht, daß das Publikum nicht verloren haben würde, wenn dieſe Briefe ungedruckt geblieben wären, da ſie faſt nur einzelne Kritiken über Arbeiten mehr unbekannter Ueberſetzer enthielten, und der Verf. nicht einmal die letzte Hand an ſein Werk legen können. Einigen Nutzen indeß kann der Druck deſſelben immer haben. Wer die Geduld hat, es zu durchblättern, und die elende Beſchaffenheit des größten Theils der deutſchen Ueberſetzungen alter Autoren noch nicht kennt, der kann ſich hier einen richtigern Begriff davon machen, als aus den gewöhnlichen Recenſionen in Journalen und Zeitungen, wo ſie entweder für ganz kurz abgefertigt, oder wohl gar von guten Freunden als vortreflich geprieſen werden. Die Ueberſetzungen, die der Verf. mit verdienter Strenge, freylich oft auch mit einer zu wichtigen Miene, bey Kleinigkeiten, in einem zu rauhen Tone, und mit allzu großen Wortaufwand beurtheilt, ſind: eine in Berlin erſchienene Ueberſ. des Bion, Moſchus, Anakreon u. 1787. — Der Horaz von Herzlieb. (Die ſchlechte Beſchaffenheit deſſelben ſetzt der Verf. gut ins Licht; allein, wenn er glaubt, daß eine ſolche Ueberſ. mehr Schaden ſtifte, als zwanzig gute Ueberſ. wieder erſetzen könnten, und daß man den Schaden davon noch im künftigen Jahrhunderte empfinden werde, ſo fürchtet er ſich wohl nur vor einer Schreckgeſtalt ſeiner Phantaſie.) Das erſte Buch der traveſtirten Iliade. Lpz. 1787. (Wir wollen dieſer Traveſtirung nicht das Wort reden, offenbar aber war der Verf. zu ſehr Enthuſiaſt für die Alten, als daß er einen unpartheyiſchen und kompetenten Richter über einen Verſuch dieſer Art hätte abgeben können. So ſagt er: „dadurch, daß ich die Traveſtie in Schutz genommen, gebe ich gar noch nicht zu, daß man auch den Homer „traveſtiren dürfe. So wie er ſich ſelbſt an Adel, Genie und „Schönheit über Alte u. Neue erhebt, ſo müſſen auch wir ihn „hier von der Anzahl der übrigen Dichter ausnehmen. Was „würde wohl die Welt ſagen, wenn man mit einem alten, „achtzigjährigen, ehrwürdigen Greiſe ſeinen Spaß haben „wollte, um einer Geſellſchaft frohen Zeitvertreib zu verſchaffen! Homer iſt der alte Greis, mit ſeinem eisgrauen Haupte, „muß keiner Scherz treiben wollen, u. ſ. w.“ Dieſes Gleichniß paßt gar nicht. Der traveſtirende Dichter gleicht vielmehr

mehr einem Schauſpieler in einer Poſſe, der mit einer goldpapiernen Krone und einem hölzernen Scepter auf die Bühne tritt. Er mag den majeſtätiſchen Anſtand des repräſentirenden Monarchen noch ſo genau kopiren, ſo erregt er durch den Kontraſt doch nur Lachen über ſich ſelbſt, ohne die königliche Würde, oder ein Individuum von König, wenn er dieſen kopirte, lächerlich zu machen. Dieſen ſchützt hier, ſo wie dort den Dichter, ſeine wahre Größe und Hoheit genug vor Spott und Geringſchätzung, wenn man gleich ſeinen Nachäffer von Herzen belacht.) Cicero Geſpräche über das Weſen der Götter. Zürich 1787. — Ramlers Martial. Einige nicht ungegründete Mängel dieſer Arbeit rügt der Verf. mit Beſcheidenheit. Wir ſtimmen ihm bey, daß Hr. R. die Lemmen über den Epigrammen beſſer hinweggelaſſen hätte. Er zeigt an ein Paar Beyſpielen (I. 113. VIII. 23.) ſehr gut, wie verführeriſch ſie oft ſind, und wie ſie wirklich unrichtige Erklärungen und Ueberſetzungen veranlaßt haben.) Virgils Eklogen v. Esmarch. Sollte man glauben, daß ein Rektor einer königl. Domſchule im Jahr 1787. den Virgilſchen Vers: (Ecl. VIII.)

Naſcere, praeque diem veniens age, Lucifer, almum,

überſetzen konnte: Werde geboren, Lucifer u. ſ. w.! — — Wie ſich das Fragment eines ganz unbedeutenden Gedichts: die Manipulation im Olymp, das den Beſchluß macht, in dieſe Sammlung verirrt hat, errathen wir nicht.

Nw.

De Prosodiae Graecae accentus inclinatione ſcribebat Frid. Volg. Reizius. Additum eſt ejusdem Carmen: Saeculum ab inuentis clarum. Editio repetita, curante *Wolfio*. Lipſiae, 1791. apud Cruſium. 157 S. 8.

Die vor uns liegenden Abhandlungen des für die Litteratur viel zu früh verſtorbnen Reiz, ſind eigentlich akademiſche Gelegenheitsſchriften, die aber von der Flüchtigkeit, womit dergleichen Proluſionen und Diſſertationen geſchrieben werden, nicht die kleinſte Spur an ſich tragen, und des Verfaſſers, deſſen Namen ſie führen, ganz würdig ſind. Man weiß, wie viel Schwankendes und Unbeſtimmtes in der Accentenlehre

der Griechen herrscht. Dieses zu berichtigen, und die ganze Lehre auf bestimmte Regeln und Grundsätze zurückzuführen, war die Absicht des gelehrten Mannes, und er hat sich dieses Geschäftes auf so eine Art entledigt, daß auch vertrauten Kennern des Griechischen wenig, oder nichts mehr zu bestimmen und hinzuzufügen, übrig geblieben ist. Das Ganze zerfällt in drey Abschnitte. In dem ersten wird untersucht, wenn die Sylbe den Accent ganz verliert, in dem zweyten, wenn er von der letzten Sylbe auf die Penultima oder Antepenultima zurückgezogen, in dem dritten endlich, wenn er auf das vorhergehende Wort fällt. Aber von diesen Untersuchungen hat Reiz nur die beyden ersten vollendet, und es wäre daher zu wünschen gewesen, daß der Herausgeber sich durch die Schwierigkeit der Sache nicht hätte mögen abhalten lassen, den noch fehlenden auszuarbeiten. Doch wir gestehen gern, daß es nicht Jedermanns Sache ist, einen Pfad einzuschlagen, der so wenig anlockendes hat, und wie das, der ersten Prolusion beygefügte, Epimetron zeigt, eben nicht leicht zu betreten ist. Es bedarf in der That jenes eigenen Hangs zu grammatischen Disquisitionen, den der selige Reiz besaß, um sich einer solchen Materie zu unterziehen, und jener bewunderungswürdigen Genauigkeit, die insbesondre aus der erwähnten Zugabe hervorleuchtet, um sie so ganz zu erschöpfen. — Das angehängte Gedicht umfaßt weder alle merkwürdigen Erfindungen unsers Jahrhunderts, noch zeichnet es sich durch seinen poetischen Werth vorzüglich aus. Man möchte sagen, daß mehr das Metrum, als die Sprache an den Dichter erinnre. Aber dem ungeachtet gefällt es theils durch die glückliche Nachahmung der Lucrezischen Simplicität, theils auch durch die überwundenen Schwierigkeiten, die wohl Jeder fühlen wird, der es versucht, die neuern physischen Entdeckungen in ächtem Latein auszudrücken. Durch einige hinzugefügte Bemerkungen hat es H. Klügel auch für die, welche der Fortschritte der Physik und Astronomie unkundig sind, zu einer angenehmen Lektüre gemacht.

Ng.

P. Terentii Afri Comoediae. Recensuit, notasque suas et Gabrielis Faërni addidit *Richardus Bentleius*. Editio altera repetita, denuo recensita, ac

indice

indice amplissimo rerum et verborum, tam in textum quam notas, aucta. Lipsiae, sumtu Schwickerti. 1791. XXII. und 802 Seiten in gr. 8.

R. Bentley hat bekanntlich im Jahr 1726. zu Cambridge den Terenz (nebst dem Phädrus und P. Syrus) mit seinen, und des G. Faernus, kritischen Anmerkungen in 4to herausgegeben, die Lesarten und Bemerkungen des Faernus beurtheilt, und den Terenzischen Text selbst nach verschiedenen Handschriften in seiner bekannten kühnen Manier verbessert oder verändert. Insonderheit ist er sehr frey und willkührlich mit dem metro Terentiano (wovon das voranstehende Schedisma de metris Terentianis handelt) umgegangen. Von dieser Bentleyschen Ausgabe besorgte A. H. Westerhov im J. 1727. zu Amsterdam bey Wetstein in 4to einen neuen Abdruck unter dem hier oben angeführten Titel; welcher auch ausführliche indices der erklärten oder angeführten Schriftsteller und der Latinität hinzufügte. Diese Westerh. Ausgabe hat Schwickert, auf Anrathen des sel. Reiz, wie in der kurzen Vorrede erinnert wird, aufs neue abgedruckt, und dadurch, zumal da dieser Abdruck wohlfeiler, und des Formats wegen bequemer ist, den Gelehrten und Liebhabern der Bentleyschen Ausgaben, die allerdings ihren ausgemachten vorzüglichen Werth haben, einen angenehmen Dienst erwiesen. Rec. hat nicht gefunden, daß etwas Neues hinzugekommen sey, und darf deswegen nicht umständlicher von einem Buche reden, welches bereits über ein halbes Jahrhundert bekannt ist. Der Druck scheint ziemlich correct zu seyn, fällt aber nicht so gut ins Auge, und ist nicht so rein, als der des Bentleyschen Horaz, welcher 1764. zu Leipzig nachgedruckt worden ist. Zuerst stehet Bentley's Abhandlung de metris Terentianis, S. III — XXII. Alsdann der Text, nebst Bentleys Anmerkungen darunter, S. 1 — 552; worauf die Indices S. 553 — 802. folgen.

Eutropii breuiarium Historiae romanae. Mit Anmerkungen und einem vollständigen Wortregister für Schulen. Berlin, 1791. verlegt von Matzdorff., in 8 188 Seiten.

Der Herausgeber, welcher ſich, wenigſtens in dem Exemplare, das Rec. vor Augen hat, nicht genannt hat, der aber, wie er an einem andern Orte gefunden, Hr. K. H. Jördens iſt, ſagt in dem kurzen Vorberichte, „der beſte Gebrauch, den man von dem Eutrop auf Schulen machen könne, ſey der, daß man ihn mit den Schülern curſoriſch leſe, und ſich ſeiner hauptſächlich als eines Leitfadens bediene, um Anfänger mit der römiſchen Geſchichte im voraus bekannt zu machen.“ Darin hat er wohl nicht Unrecht. Aber dann ſtehen verſchiedene Anmerkungen deſſelben damit im Widerſpruche. Schülern, mit denen man den Eutrop curſoriſch leſen will, und die alſo wohl nicht zu den allererſten Anfängern im Lateiniſchen gehören müſſen, braucht man wohl nicht zu ſagen, daß *exſtiterunt* von exiſto, *commotis* von commoveo, *deſcripſit* von deſcribo, *deceſſit* von decedo, *periit* von pereo, *geſſit* von gero, *profuit* von proſum, *mores* von mos, *confuſum* von confundo, *orta* von orior, *vicit* von vinco ꝛc. — denn dieſe und noch mehrere ſtehen auf den vier erſten Seiten — herkommen. Dieß iſt vermuthlich nach dem Beyſpiele des Hrn. Gedike u. a. in den griechiſchen Leſebüchern geſchehen. Allein duo quum faciunt idem, non eſt idem. Die griechiſchen Bücher ſind für die erſten Anfänger beſtimmt, und ſollen nicht curſoriſch geleſen werden. Ueberdies findet ſich im Griechiſchen mehr Schwierigkeit, theils wegen der Augmente, theils weil die Tempora ſehr oft von ganz andern Wörtern abſtammen, als unter welchen ſie aufgeſucht werden müſſen. Uebrigens ſind die unter dem Texte ſtehenden Anmerkungen, welche theils die Sprache, theils Perſonen und Sachen betreffen, durchgehends für Anfänger ganz brauchbar und richtig; laſſen ſich aber, weil ſie nicht abgeſetzt ſind, und keine Zeichen haben, nicht leicht und geſchwind finden. Das auf dem Titel verſprochene Wortregiſter fehlt bey unſerm Exemplare noch; ſoll aber, dem Vorberichte zu Folge, nachgeliefert werden. Wenn es bloß die Ueberſetzung der lat. Worte und Redensarten enthalten ſoll, ſo iſt es ziemlich überflüßig. Ein Schüler, der den Eutrop lieſt, hat ſeinen Schüler, oder dergleichen. Bequemer und kürzer wäre es geweſen, wenn die Bemerkungen über Perſonen, Oerter, Alterthümer u. ſ. w. in ein alphabetiſches Regiſter, mit beſtändiger Anweiſung auf die Stellen, wo dieſe Namen im Eutrop vorkommen, gebracht worden wären. Dadurch würden die Anmer-

merkungen unter dem Texte um vieles vermindert, und der Wiederhohlungen und Nachweisungen weniger geworden seyn. Der Abdruck des Eutropischen Textes scheint ziemlich correct zu seyn, und der Druck ist auch gut.

Ed.

XVII. Erziehungsschriften.

Neueste deutsche Chrestomathie zur Uebung im Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische ꝛc. zum Gebrauch für Schulen und Erziehungsanstalten. Berlin, 1791. bey Wever. 217 S. 8.

Es ist fast ein allgemeiner Fehler, daß man bey den Uebungen in eine lebendige Sprache eben so verfährt, ꝛc. Man wählet hierzu gemeiniglich Stücke n und moralischen Inhalts oder Briefe, übet die der Sprache abstracter Wissenschaften, und vernachlässiget die Sprache des gemeinen Lebens. Die Regeln der Zusammensetzung und der richtigen Wahl der Wörter, die man bey der zu übersetzenden Wörter erschöpfen sollen, werden beyden gleich gut geübt, und die Wörter und Redensarten, die man dabey dem Gedächtnisse einverleibt, sind oft nicht; allein auch dieser soll erreicht werden, und mit der ersten Art der Uebungen in Collision, so hat der Nutzen seinen Vorzug. Den Gelehrten lassen sich und die Wörter und Phrasen, die er sich beym Lesen die Französische Gelehrten- oder Büchersprache, die sie sonst im Gegensatze von der Sprache des Lebens nennen will, eigen macht, nicht leicht stehlen; aber mehrentheils nicht zu helfen, wenn er Künstler, Kaufmann oder Handwerksmann von Sachen Metier reden oder davon schreiben soll. Und machte die nicht genug und eher, als mit Gegenständen aus der Welt, damit bekannt, so ist der Fehler noch Wir haben zwar schon mehrere Werke, worin die man in dem Zimmer, der Küche, dem

Keller, dem Garten, u. ſ. w. findet, geſprochen wird; alles ſie könnten zweckmäßiger eingerichtet ſeyn. Wenn daher der Verf. hierzu einen beſſer gearbeiteten und wohlfeilen Beytrag geliefert hätte, wäre er willkommner geweſen. Daran ſcheinet er aber nicht gedacht zu haben, ſondern er giebt uns in ſeiner Chreſtomathie nur kurze Sätze moraliſchen Inhalts, Erzählungen und Briefe zu Uebungen im Ueberſetzen, die zwar an ſich ſelbſt gut gewählet, aber nicht ſo brauchbar, als Stücke aus der Sprache des gemeinen Lebens ſind. Enthielte ſein Werk auch dieſe, dann möchte es eher wahr ſeyn, daß, wie er in der Vorrede meynt, man dabey alle andere Werke der Art entbehren könnte. Viele Mühe mag es ihm nicht gemacht haben; er durfte nur aus Campens Kinderbibliothek, Gellerts Schriften u. a. das Deutſche ab- und aus den da von vorhandenen Ueberſetzungen die Franzöſiſchen Wörter und Redensarten beydrucken laſſen, ſo war es fertig. Daß ſcheinet auch ohne Reviſion ſo geſchehen zu ſeyn; denn ſonſt würde z. B. S. 7. Z. 4. die Herrſchaft über ſeine Leidenſchaften nicht durch Seigneurie überſetzt werden, und S. 45. Z. 19. würde es nicht heißen: beſtund auf die Unmöglichkeit ſt. beſtand auf der Unmöglichkeit. Wer die Sätze, Erzählungen ꝛc. genauer prüfen will und kann, der wird auf mehrere Ausdrücke ſtoßen, die Girard und eine gute deutſche Sprachlehre nicht billigen.

Tf.

Zwo gekrönte Preisſchriften über die Verbeſſerung der öffentlichen Töchterſchulen der Stadt und Republik St. Gallen ꝛc. In Commiſſ. bey Huber und Comp. 1790.

Die erſte iſt von Herrn Prof. Fels. Er ſagt viel Gutes. Da dies aber alles bekannt iſt, ſo werde ich mich dabey nicht aufhalten, ſondern nur einige Erinnerungen machen. In einer höhern Klaſſe ſoll die Deutſche im Gymnaſio eingeführte Sprachlehre erläutert werden zur Uebung des Verſtandes. Ich kenne dieſe Sprachlehre nicht. Iſt es eine Grammatik, ſo kann man wohl nicht den Verſtand daran üben. Aber vielleicht wird Sprachlehre hier in dem Sinne genommen, den Herr von Rochow dieſem Wort zu geben pflegt, nämlich

für

Entwickelung der Begriffe. In einer folgenden Klasse, wenn in der vorhergehenden schon diese Sprachlehre und dieser Katechismus der ges. Vern. gebraucht worden, soll Campens Seelenlehre in gleicher Absicht gelesen werden. Ich denke, es müßte eher umgekehrt seyn. — Zu einem Religionsunterrichte wird S. 7 gerechnet, daß erstlich wichtigsten Geschichten des A. u. N. T. — dann eine populärische Erklärung der Bergpredigt, der passendsten Psalmen und der leichtesten Stücke der Apostolischen Briefe — endlich die eigentlichen Religionswahrheiten vorgetragen werden? Was kann hier unter den eigentlichen R. W. etwas seyn? Doch nicht die Unterscheidungslehren der englischen Kirche, oder überhaupt die Dogmatik? Was kann sonst, das nicht schon in dem vorhergehenden enthalten war, enthalten seyn müßte? — Das Rechnen soll nach der Wochenbuche betrieben und die Methode, das Rechnen zu treiben, auf die Beschaffenheit des zu erwartenden Rechenbuchs gegründet werden. Wenn nun aber unglücklicherweise das Rechenbuch nicht nach einer guten Methode verfaßt wäre? Sollte das Rechnens aus dem Kopfe nicht gedacht, und scheint mir doch vorzüglich nöthig, und für Mädchen Uebung mehr, als das nöthig, wenn es recht gemacht wird. — Unter den Belohnungen ist auch das Heraufrücken der weniger Fleißige, so wie unter den Strafen das Herunterrücken. Es soll ganz unpartheyisch und behutsam gemacht werden. Aber läßt sich der Mißgriff vermeiden, daß der langsamere Kopf für Unfleiß, und umgekehrt der schnellere Kopf für Fleiß genommen werde? — Warum, nach S. 23, der Lehrer der vierten Klasse mehr aus dem gelehrten Stande [illegible] soll, als die Lehrer der übrigen Klassen, sehe ich nicht ein. Was von ihm gefordert werden muß, kann ein dem Stande nach Ungelehrter eben so gut leisten. — Die Gründe, warum der Verf. Männer und nicht Frauenzimmer zu Lehrern vorgeschlagen hat, thun mir nicht Gnüge. Man thut dem weiblichen Geschlechte unrecht, wenn man es für natürlich unfähiger zum Unterrichten hält, als die Männer. Auch möchte man leicht eben so viel geschickte Weiber als Männer zu diesem Geschäfte finden, wenn man sie ernstlich suchte, und wenn man die Geschicklichkeit nur nicht in Dinge setzte, die in einer gesunden Pädagogik ganz entbehrlich, oder wohl gar schädlich in Hinsicht der Bildung des Geistes und Herzens sind. Wenn man Mädchen und Wittwen zu Lehrerinnen

nen nähme, so fiele auch die zweyte Bedenklichkeit des Verf. weg. Und die müßte man wohl größtentheils nehmen, weil Eheweiber gewöhnlich mit ihrer Haushaltung zu viel zu thun haben. — Die Verbindung einer Arbeitsschule mit der Lehrschule finde ich, so wie der Verf. und aus denselben Gründen, durchaus nöthig. Ich wollte, daß man in allen Schulen Handarbeit einführen könnte. — Das feyerliche Herbeten Lawiren S. 31. würde ich den Mädchen erlassen, und nur gut lesen, allenfalls auch auswendig hersagen von ihnen fordern. — Dem Rechnen hat der Verf. noch eine Beylage gewidmet, wo er die Reesische Regel als die beste Methode in Mädchenschulen empfiehlt; worin ich ihm beystimme, wenn nämlich Mädchen überall künstliches Rechnen lernen sollen.

Die zweyte Preisschrift, von Herrn Pes. Wetter, schlägt fünf Klassen vor. (Herr Fels nur vier.) In jeder Klasse wöchentlich 23 Stunden. Von diesen sollen in der untersten Klasse 21 auf die Buchstabenkenntniß, das Buchstabiren und die Anfänge im Lesen verwandt werden, und anderthalb Jahr sollen die Kinder in dieser, wie in jeder folgenden Klasse sitzen. Lieber Gott! Und in der folgenden Klasse sollen wieder 21 Stunden zum geläufigen Lesen, auswendig Buchstabiren und Syllabiren verwandt werden. Die armen Kinder! Was muß das für eine Methode seyn, nach welcher sie drey Jahre lang täglich viertehalb Stunden lesen lernen und doch am Ende nicht lesen können! Denn in der folgenden Klasse sollen auch noch sieben Lesestunden seyn, und in der vierten auch noch zwey. Außer den 21 Lesestunden soll nur in den beyden untern Klassen weiter nichts getrieben werden als Religion. Das Schreiben soll erst in der dritten, die Naturgeschichte erst in der vierten Klasse angefangen werden. Man sieht wohl, der Verf. ist in dem pädagogischen Fache fremd.

Noch sind Auszüge aus zwey andern um den Preis mit streitenden Schriften beygefügt. Was in einem derselben S. 94. ff. von dem ersten Unterrichte in der Rel. gesagt wird, ist vortrefflich. So auch das vom Rechnen im Kopf. Ueberhaupt ist dies Fragment sehr lesenswürdig; Schade daß man uns nicht das Ganze gegeben hat! Nur darin bin ich nicht mit dem Verf. einig, daß man beym Schreiben nicht so schnell von den ersten Grundzügen weiter gehen sollte. Ich glaube vielmehr, daß man sich ja nicht lange dabey verweilen, oder

viele

gefährlich, daß man das Schreiben gar nicht auf diese Art anfangen muß. Man zeichne den Kindern gleich anfänglich mit Bleystift ganze Buchstaben, Sylben und Wörter vor, und lasse sie dieselben mit der Feder, oder wenn man sich bey kleinen Kindern vor dem Schmutz der Dinte fürchtet, mit Rötel nachziehn. Ich weiß aus Erfahrung, daß sie so sehr bald und gut schreiben lernen. Das zweyte Fragment füllt nur ein Paar Seiten, und handelt bloß von der Nützlichkeit des Zeichnens für Mädchen, und wie es am besten zu lernen sey. — Alle vier Verfasser schreiben immer Töchtern statt Töchter. Auch habe ich zwey Wörter gefunden, die ich nicht verstehe: Lismen und Könten.

Die Vorrede ist sehr lesenswürdig. Sie belehrt uns aber nicht, wer den Preis ausgesetzt habe; ob man gleich darauf sieht, daß es Privatpersonen thaten.

Km.

Anleitung zu gründlicher Gotteskenntniß, meine ehemaligen Unterhandlungen mit Schülern im Reiche der Natur. Von Joseph Anton Fuetscher. Bregenz, bey Brentano. 1791. 8. 14½ Bog.

Die Absicht dieses Büchleins ist, junge Leute durch die Betrachtung der Natur zur Erkenntniß Gottes zu führen. Dieß ist auch gewiß der einzige Weg, auf welchem junge Leute zu einer fruchtbaren Kenntniß Gottes geführt werden können. Der Verf. verdient deswegen auch alles Lob, daß er mit seinen Schülern diesen Weg betreten; obgleich sein Büchlein lange nicht den Grad von Vollkommenheit erreicht hat, der bey Schriften, welche für den Kinderunterricht geschrieben sind, so sehr zu wünschen ist. Der Verf. sucht nicht nur seine Zöglinge mit Sonne, Mond und Erde, mit den Elementen, mit den Gewächsen, mit den Thieren und mit Allem, was auf der Erde lebt und webt, bekannt zu machen; sondern er wendet auch diese Kenntnisse jedesmal sogleich an, um theils den mannichfaltigen Aberglauben, den sie von ihren Ammen eingesogen, zu zerstreuen; theils aber sich dadurch den Weg zu bahnen, sie von der Betrachtung der Geschöpfe auf ihren Urheber und Schöpfer, und auf seine Allmacht, Weisheit

und Güte zu führen, und ihr Herz für dieſen groſſen, weiſen und guten Schöpfer, Erhalter und Regenten aller Dinge zu erwärmen. Wenn der Verf. eine gute Naturgeſchichte immer bey der Hand gehabt hätte, ſo würde er mehrere Unrichtigkeiten vermieden haben. Auch ſollte ein Buch, das für den Kinderunterricht geſchrieben iſt, wenigſtens ganz frey von Sprachfehlern ſeyn.

Nb.

Auszüge aus den Franzöſiſchen Claſſikern, zum ſiebenten meinen Schulencyclopädie gehörig, verfertiget von E. C. Trapp. Dritter Theil. 300 S. 12.

Dieſer Theil enthält 1) das Leben des Fenelon in Deutſcher Sprache. 2) deſſen demonſtration de l'exiſtence de Dieu. 3) abrégé des vies des anciens philoſophes. Dieſe ſind lehrreich und unterhaltend, und werden, dünkt uns, mehr geleſen werden, als die zweyte Abhandlung. Wenn ſolche abſtracte Materien nicht ſchulmäßig getrieben werden, ſo bleiben ſie gewiß von dem gröſten Theile der Jugend ungeleſen. Der Herausgeber der Auszüge aus den beſten Schriftſtellern der Franzoſen hat daher auch den Gedanken aufgegeben, philoſophiſche und moraliſche Stücke, im eigentlichſten Verſtande genommen, in ſein Werk aufzunehmen, und wir glauben, er that wohl daran. —

Nach der Vorrede No. 4. ſollen dieſe Auszüge auch der Jugend weiblichen Geſchlechts gewidmet ſeyn. Iſt es hier, ſo mußte man auch die in demonſtration &c. oft vorkommende lateiniſche Stellen verdeutſchen. — No. 8. rechtfertiget ſich der H. daß er zuerſt Auszüge aus den Dichtern geliefert, und ſpricht, daß er damit nicht gemeynet habe, den Anfang der Franzöſiſchen Sprachlectüre mit Dichtern zu machen. Jeder fienge mit dem Bande an, der nach ſeiner Methode der erſte ſeyn müſſe. Den Anfang der poetiſchen Lectüre würde er mit Trauerſpielen, und den Anfang der proſaiſchen mit Geſchichte machen. — Das wird auch jeder andre thun, der ſeinen Unterricht nicht verkehrt anfängt. Aber eben deswegen hätte er nicht den gröſsern Theil der Leſer, der ſeiner beſſern Methode folgen wird, warten, und den kleinern Theil, der ſeine eigene ſchlechtere anwendet, oder der mit ſeinem Unterrichte ſchon ſo weit gekommen iſt, daß ihm nur die Dichter zu leſen

übrig

dürfniß geblieben ſind, zuerſt befriedigen ſollen. Es hat dieſes dem Abſatze des Werks großen Schaden gethan, denn da faſt zu gleicher Zeit die Auszüge aus den beſten Schriftſtellern der Franzoſen unter der Aufſicht des Abts Reſewitz erſchienen, welche proſaiſche Stücke verſchiedenen Inhalts enthielten, und man ſo eine Sammlung zum Unterricht und eigener Lectüre der Jugend gewünſcht hatte; ſo griff man begierig darnach, führte es in mehrern Schulen ein, und gab ihm den Vorzug vor dem erſten Auszuge aus den Franzöſiſchen Claſſikern, weil er Dichter enthielt und man damit nicht den Anfang, ſondern den Beſchluß des Unterrichts machen wollte. —

Tk.

XVIII. Handlungs- Finanz- und Polizeywiſſenſchaft.

Ueber die Bildung des Volks zur Induſtrie, von Arnold Wagemann. Erſter Theil. Göttingen, Van den Hoek und Ruprecht. 1791. 8. 364 S.

Die Verdienſte des Paſtor Wagemann zu Göttingen um Verbreitung der Induſtrie in jener Stadt und Gegend, vorzüglich mit Errichtung der Induſtrie-Schulen, ſind bekannt. Mit ihm theilt ſie ſein Bruder, der Verf. dieſer Schrift, die von ſeinem Beruf für die praktiſchen Arbeiten des Fachs das vollgültigſte Zeugniß giebt. Der erſte Theil, den wir vor uns haben, ſchränkt ſich auf den Stand des Landmanns ein. Der Verf. kennt genau die geiſtigen und körperlichen Bedürfniſſe der Glieder dieſer Klaſſe, den Zweck ihrer Würkſamkeit, den Umfang des Kreißes, in welchem ihre Kräfte thätig werden können und ſollen, die Hinderniſſe, die der vollen Thätigkeit im Weg ſtehn, und die Mittel, jenen zu begegnen, und dieſe zu beleben. Allerdings fand der Verf. viel vorgearbeitet: aber er hat mit Auswahl, mit Ueberlegung, und ſelbſtdenkend benutzt, was er fand.

Dieß und eine geringe Kenntniß des Gegenſtands ſelbſt lehrt ſchon jeden unſrer Leſer, daß ſie nicht eine Reihe ganz neuer Ideen in der Schrift, die wir ihnen anzeigen, erwarten

ten können. Und hiervon ist die natürliche Folge, daß wir eben so wenig den Gedanken fassen dürfen, einen vollständigen Auszug von derselben zu liefern. Indem wir ihre Hauptrubriken angeben, wird jedem sogleich in die Augen fallen, was er in ihr zu suchen hat, und wir werden Gelegenheit finden, einiges, was dem Verf. eigenthümlich ist, näher zu berühren.

Nach einer kurzen Einleitung, die den Plan des Werks S. 1 — 6. darlegt, giebt der erste Abschnitt S. 7. fg. den Begriff der Industrie, und dessen Anwendung auf den Bauernstand. Industrie im allgemeinsten Sinn ist Verwendung der Zeit und Kräfte zu den besten Zwecken, nach den Gesetzen der Sparsamkeit. Sie hat also zwey Haupttheile; Kraft- und Zeitökonomie, und bestimmt sich besonders für jeden Stand, nach den ihm, in Ansehung seines eignen, und des Staatswohls eigenthümlichen Verhältnissen. Die Industrie im Bauernstand ist daher die Verwendung der Zeit und Kraft des Bauern nach den Gesetzen der Sparsamkeit, zu Erreichung des häuslichen Wohlstands, der ihm die Erfüllung der Pflichten gegen den Staat (Benutzung seiner Grundstücke zur höchsten Produktion der Naturalien, zur Leistung des Ersatzes des nothwendigen Aufwands, der zur Aufrechthaltung der öffentlichen Anstalten erfordert wird,) möglich und leicht macht, und seinen eignen Lebensgenuß (vorzüglich Befriedigung seiner Bedürfnisse von den Früchten seines Fleißes und Erweitrung und Erhaltung seines Besitzes für sich und seine Nachkommen) erhöht.

Man sieht, wie diese Festsetzung des Begriffs von Industrie von den Sätzen anderer Schriftsteller über diesen Gegenstand abweicht. Uns dünkt, der Begriff habe an Bestimmtheit und Klarheit gewonnen, und seine Anwendung sey dadurch leichter und fruchtbarer worden.

Der zweyte Abschnitt enthält in den Ideen zur Beurtheilung des Bauerncharakters mit Hinsicht auf Industrie, S. 26. fg. nicht eine zusammenhängende Schilderung der Eigenthümlichkeiten dieses Stands, sondern eine umständliche Angabe, was für physische, moralische und politische Verhältnisse, und wie sie auf den Charakter des Bauern wirken. Unter den politischen Ursachen, und zwar unter der besondern Rubrik: Art des Besitzes der Grundstücke, erwarteten wir zwar billig die Hut- und Trift-Einrichtungen erwähnt zu sehen.

[illegible] nd und neu war uns dennoch allerdings
h [illegible]ung der aus der Waldhute (warum Hude?) ent-
[illegible] helle. Der Verf. schildert sie doch allein von
[illegible]ire ihres Mißbrauchs, dem durch gute Anordnungen
[illegible] gebaut werden kann, wie z. B. in den Gegenden
[illegible]s, die der Rec. bewohnt, wenigstens von den Seiten,
[illegible]rf. berührt, fast allgemein der Fall ist.

Die „specielle Angabe der Zwecke, auf welche bey der
[illegible]ung der Bauern zur Industrie hinzuarbeiten ist," folgt
[illegible]dritten Abschnitt. S. 119. fg. Diese Zwecke werden
die verschiednen Zweige der Landwirthschaft bestimmt.
[illegible] zugleich stellt der Verf. Zeitökonomie und kaufmännische
[illegible]ung der Wirthschaft, darunter auf. Jene besteht
[illegible]ch in der richtigen Wahl der Zeit zu den Hauptarbeiten,
[illegible] Ersparung der Zeit selbst folgt. Die ersparte Zeit
[illegible]e man zu Nebenarbeiten an, vorzüglich zu eigner Ver-
[illegible]gung und Besserung der Haushaltungs-Bedürfnisse, zu
[illegible]ng des Werths der Produkte durch ihre vorläufige
[illegible] u. s. w. — In Ansehung des weiblichen Ge-
[illegible]rs ist zu einem Hauptzweck die erste physische und mora-
[illegible]e Erziehung der Kinder gemacht.

Im vierten Abschnitt folgen nun die Mittel zur Bil-
[illegible]g des [illegible]uernstandes zur Industrie. S. 207. fg. Die medici-
[illegible]e P[illegible]lizey muß von Seiten der physischen Verhältnisse
[illegible]s bereiten, und die Summe der Kräfte des Bauern
[illegible]) vermehren. Dann kömmt es hauptsächlich dar-
[illegible]auern Gesichtskreiß dieser Menschen richtig zu bestim-
[illegible], und dieses geschieht theils durch die Landschulen, (die
[illegible]e Lehr- und Arbeits-Schule abzutheilen sind, so daß beyde
[illegible]einander verbunden werden,) theils durch den Unterricht
Eltern. Nun wird die nähere und unmittelbare
[illegible]e für die Anwendung der Kräfte des Bauers erst eintre-
[illegible]ten. Hier müssen theils Hindernisse gehoben werden;
[illegible] vielem Ernst der Verf. auf Aufhebung der Natural-
[illegible]n und Gemeinheiten dringt, so warnt er doch eifrig
mit Recht für ihre unzeitige Abschaffung, ehe die Kräfte
Bauern dazu reif, und seine Thätigkeit gehörig geweckt
[illegible]erl[illegible]t ist, um sie auf die ihm vorgelegten neuen Ge-
[illegible]richten) theils ist positiver Beystand nöthig z. B.
[illegible]g[illegible]amen, nützliche Instrumente, Einrichtung der
[illegible]äuve u. s. w.; theils Aufmunterung. In Beyspielen

[illegible]ey

ten können. Und hiervon ist die natürliche Folge, daß wir eben so wenig den Gedanken fassen dürfen, einen vollständigen Auszug von derselben zu liefern. Indem wir ihre Hauptrubriken angeben, wird jedem sogleich in die Augen fallen, was er in ihr zu suchen hat, und wir werden Gelegenheit finden, einiges, was dem Verf. eigenthümlich ist, näher zu berühren.

Nach einer kurzen Einleitung, die den Plan des Werks S. 1 — 6. darlegt, giebt der erste Abschnitt S. 7. fg. den Begriff der Industrie, und dessen Anwendung auf den Bauernstand. Industrie im allgemeinsten Sinn ist Verwendung der Zeit und Kräfte zu den besten Zwecken, nach den Gesetzen der Sparsamkeit. Sie hat also zwey Haupttheile; Kraft- und Zeitökonomie, und bestimmt sich besonders für jeden Stand, nach den ihm, in Ansehung seines eignen, und des Staatswohls eigenthümlichen Verhältnissen. Die Industrie im Bauernstand ist daher die Verwendung der Zeit und Kraft des Bauern nach den Gesetzen der Sparsamkeit, zu Erreichung des häuslichen Wohlstands, der ihm die Erfüllung der Pflichten gegen den Staat (Benutzung seiner Grundstücke zur höchsten Produktion der Naturalien, zur Leistung des Ersatzes des nothwendigen Aufwands, der zur Aufrechthaltung der öffentlichen Anstalten erfordert wird,) möglich und leicht macht, und seinen eignen Lebensgenuß (vorzüglich Befriedigung seiner Bedürfnisse von den Früchten seines Fleißes und Erweitrung und Erhaltung seines Besitzes für sich und seine Nachkommen) erhöht.

Man sieht, wie diese Festsetzung des Begriffs von Industrie von den Sätzen anderer Schriftsteller über diesen Gegenstand abweicht. Uns dünkt, der Begriff habe an Bestimmtheit und Klarheit gewonnen, und seine Anwendung sey dadurch leichter und fruchtbarer worden.

Der zweyte Abschnitt enthält in den Ideen zur Beurtheilung des Bauerncharakters mit Hinsicht auf Industrie, S. 26. fg. nicht eine zusammenhängende Schilderung der Eigenthümlichkeiten dieses Stands, sondern eine umständliche Angabe, was für physische, moralische und politische Verhältnisse, und wie sie auf den Charakter des Bauern wirken. Unter den politischen Ursachen, und zwar unter der besondern Rubrik: Art des Besitzes der Grundstücke, erwarteten wir zwar billig die Hut- und Trift-Einrichtungen erwähnt zu sehen.

Aber id und neu war uns dennoch allerdings
aus der Waldhute (warum Hude?) ent
hette. Der Verf. schildert sie doch allein von
s ures Mißbrauchs, dem durch gute Anordnungen
werden kann, wie z. B. in den Gegenden
s, die der Rec. bewohnt, wenigstens von den Seiten,
ff. berührt, fast allgemein der Fall ist.

le „specielle Angabe der Zwecke, auf welche bey der
n der Bauern zur Industrie hinzuarbeiten ist," folgt
s Abschnitt. S. 119. fg. Diese Zwecke werden
die verschiednen Zweige der Landwirthschaft bestimmt.
stellt der Verf. Zeitökonomie und kaufmännische
g der Wirthschaft, darunter auf. Jene besteht
in der richtigen Wahl der Zeit zu den Hauptarbeiten,
Ersparung der Zeit selbst folgt. Die ersparte Zeit
n zu Nebenarbeiten an, vorzüglich zu eigner Ver-
sserung der Haushaltungs-Bedürfnisse, zu
Werths der Produkte durch ihre vorläufige
u. s. w. — In Ansehung des weiblichen Ge-
s wird zu einem Hauptzweck die erste physische und mora-
ng der Kinder gemacht.

v rten Abschnitt folgen nun die Mittel zur Bil-
des S ernstandes zur Industrie. S. 207. fg. Die medici-
nalpolizey muß von Seiten der physischen Verhältnisse
vorbereiten, und die Summe der Kräfte des Bauern
mindern und vermehren. Dann kömmt es hauptsächlich dar-
auf den Gesichtskreiß dieser Menschen richtig zu bestim-
men, und dieses geschieht theils durch die Landschulen, (die
wahre Lehr- und Arbeits-Schule abzutheilen sind, so daß beyde
einander verbunden werden,) theils durch den Unterricht
der Eltern. Nun wird die nähere und unmittelbare
Sorge für die Anwendung der Kräfte des Bauers erst eintre-
ten können. Hier müssen theils Hindernisse gehoben werden;
so vielem Ernst der Verf. auf Aufhebung der Naturals
nen und Gemeinheiten dringt, so warnt er doch eifrig
mit Recht für ihre unzeitige Abschaffung, ehe die Kräfte
Bauern dazu reif, und seine Thätigkeit gehörig geweckt
gerichtet ist, um sie auf die ihm vorgelegten neuen Ge-
stände zu richten) theils ist positiver Beystand nöthig z. B.
guten Saamen, nützliche Instrumente, Einrichtung der
ude u. s. w.; theils Aufmunterung. In Beyspielen

sey

ſey man ja behutſam. Unglücklich gewählte und mißlungene können der guten Sache unendlich ſchaden, und den beſten Zweck unwiderbringlich ſtören. Vor allen iſt gegründete Hoffnung eines daueruden Gewinns zu machen und zu unterhalten, wenn man Rathſchläge und Beyſpiele befolgt ſehen will. Prämien verfehlten oft ihre Wirkung darum, weil jenes mangelte. Auch der Antheil der Reichen an den verſchiednen Gewerbzweigen iſt ein mächtiges Beförderungsmittel der Induſtrie. Dies iſt in England ſehr oft der Fall. — Endlich muß alle Störung der Induſtrie vermieden werden. — Die Ausführung dieſer Mittel erfordert die Beſtellung eines eignen Collegii zur nothwendigen Aufſicht, und die allgemeine Theilnahme und Mitwirkung vieler Perſonen aus mehrern Ständen. Hier werden die Glieder der Landscollegien, der Adel, vorzüglich die Gutsbeſitzer, die Claſſe der Reichen, die Prediger, Beamten, Kaufleute u. ſ. w. aufgefordert, jede nach ihren Verhältniſſen mitzuwirken.

Endlich giebt der fünfte Abſchnitt noch einige Vortheile an, die aus der Induſtrie des Bauernſtandes entſtehen würden, S 348. Unter den politiſchen Vortheilen ſtehen auch die Beförderung und Sicherung der Ruhe im Staat. Wenn der Bauer beſchäftigt iſt, wenn er etwas zu verlieren hat, wenn er die Fürſorge des Staats für ſeinen Wohlſtand anerkennt, wird er ſich gewiß nie in den gefährlichen Strudel des Aufruhrs ſtürzen.

Wir finden unter dieſen Rubriken alles erſchöpft, was über Induſtrie des Bauernſtands bis jetzt geſagt worden iſt, und ſich ſagen läßt. Mit einer ähnlichen Behandlung verſpricht der Verf. im zweyten Theil die bürgerlichen Gewerbe zum Gegenſtand ſeiner Betrachtungen zu machen, und wir werden mit Vergnügen die Vollendung einer Arbeit ſehn, die auch von Seiten des Styls und der Klarheit und Beſtimmtheit des Vortrags keinem Tadel von Wichtigkeit ausgeſetzt iſt. —

Hd.

Gemeinnütziges practiſches Handbuch der Land- und Stadtwirthſchaft, Polizey- und Cameralwiſſenſchaft, mit mehrern wichtigen ganz neuen ökonomiſchen Entdeckungen verſehen, entworfen von Chriſtoph Friedrich

...dtich Parrot, d. W. W. D. und Prof. — Nürnberg, bey Weigel und Schneider. 1790. 8. 574 S. ohne Vorr. und Dedic.

Um nicht dem ersten Eindruck, den dieses Buch auf ihn ...te, zu folgen, hat Rec. es in ganz verschiedenen Stun... Lagen und Launen vor sich genommen. Allein immer das Resultat dasselbe. Keine Vorzüge, die es im min... den bis jetzt erschienenen Werken dieses Fachs un... : desto mehr Flecken und Mängel, die es unter die ... welt heruntersetzen. Auch die gemeinsten Forderun... die man an eine Arbeit dieser Art machen kann, sind ...lestet. Statt Deutlichkeit, Richtigkeit und Ordnung, ...ständigkeit und systematischer Aufstellung der vorge... Sätze, trifft man vielmehr überall Beweise vom ...ngell an, von denen wir nur einige erwähnen.

...chtige, mangelhafte und schiefe Begriffe und ... wird die Polizey darauf eingeschränkt, „sie ... Nahrungsstand der Einwohner eingerichtet ...rt werden soll.“ S. 6. Die Schätzung der Ein... Landes nach den Gebyrts- und Sterbelisten sey ...r. — S. 11. „Die Landwirthschaft setzt gut gele... unde Dörfer und Landgüter voraus.“ (So unbe... ...wendig?) — Nach S. 12. soll der Acker noch ein... so viel als ein Morgen halten. Dieß ist lokal, folg... gemeinnützigen Handbuch falsch. In vielen ...nnt man das Ländereymaaß nach Morgen gar ...nd in mehrern Oertern Thüringens ist ein Acker eben ...s der Verf. kurz zuvor einen Morgen nennt, näm... 100 □ Ruthen zu 14 bis 15 Schuh. — S. 109. „da... ...ttrockner Witterung der Stamm nicht verderbe, ...irkung der Sonnenstrahlen durch gehörig anges...te Maulwurfshügel um den Stamm, zu schaden ge...hert.“ — S. 156. „Ein auf gewisse Art gebrann... nicht zu Asche verbranntes Holz und das in Stü... ...lagen ist, nennt man Kohlen.“ Diese wären, heißt ... bey Bergwerken, bey Schmelzöfen, bey Zuberei... ...talle u. s. w. sehr nützlich, beynahe unent... — S. 352. „Bergwerke nennt man alle diejen... ge, in deren Innern allerley nützliche Metalle, und andere Materialien, endlich die Erdarten

auf...

Saamen trägt, fürs Weibchen, die ſaamentra
aber fürs Männchen. — S. 369. „Alle in
befindlichen Körper, deren Theile nur ſo ohn
Geſetze unter einander verbunden und derer
Größe völlig unbeſtimmt iſt, nennt man Min
„Vermiſchungen von verſchiedenen Mineralie
Erze, und wenn eine beſondere Art darunter
hervorzeigt, und mit Vortheil ſcheiden läßt, da
Erzſtufen.“ S. 388. nennt der Verf. zwar den
den Kalkſteinen, fährt aber dann fort: „Es gie
ſen, dreyerley ſchwarzen, den gemeinen, äthio
ſalz genannt, und den lydiſchen, letzterer iſt
ſtein der Goldſchmiede, einen grünen, einen
weißen zugleich, Granit, und der ſehr hart iſt
rothen Porphyr, und unzählige andre Arten.“

Unvollſtändigkeit. — Am vollſtändigſte

viel von den Bergofficianten: nichts von den Arbeiten am Berge ſelbſt. Bey den Mühlen nichts, als die Höhe unterſchlächtiger Waſſerräder, ihr Verhältniß zum Kammrad, und wie der Fachbaum zu legen ſey. Die den Leinwandmanufacturen gewidmeten Hen handeln von den Producten derſelben, ohne von ihrer Verfertigung etwas zu erwähnen u. ſ. w.

Unſyſtematiſche Behandlung. S. 52. Bey dem Anbau des Getreides wird von ſeiner techniſchen Behandlung, von den Betrügereyen der Müller, von der Brodteige nichts gehandelt. Nach dem Kapitel vom Holzbau in der Landwirthſchaft folgt die Abhandlung von Holzkohlen und Kohlenbrennen, vom Torf, Torfkohlen und Steinkohlen. — Das 12te Kap. umfaßt den Bau der Färberröthe, des Waids, des Indigo, der Soda und Potraſche. — In der Viehzucht findet man das Leinwandbleichen mit Molken und die Zubereitung des Juchtenleders beſchrieben. — Der Stadtwirthſchaft ſchickt der Verf. mehrere Seiten über die Einrichtung des Hausweſens, über Gaſtereyen und deren Schaden, über vernünftige Gaſtereyen und Vorſchriften dazu, über Ausſtattung der Kinder, Kleiderputz und Dienſtboten voraus.

Alles dieſes, was wir bis jetzt angeführt haben, kann unmöglich die Erwartung nach dem 2ten Band, der die Polizeywiſſenſchaft und die eigentliche Cameralwiſſenſchaft begreifen ſoll, rege machen. Die neuen Entdeckungen, die der Titel dieſes Bands ausbietet, ſind theils nichts weniger, als neu, theils eben ſo unbedeutend, als die Kupfer, die größtentheils höchſt gemeine Gegenſtände, wie z. B. Baumſägen, Pfropfmeſſer u. ſ. w. vorſtellen.

Jb.

XIX. Kriegswiſſenſchaft.

Die neuere Kriegsgeſchichte der Heſſen; in beſchränkter Beziehung auf den itzt beſtehenden Landgräfl. Heſſiſchen Kriegsſtaat, vom Anfang ſeiner Errichtung, bis zum Jahr 1730. Erſtes Bändchen.

Marburg, gedruckt in der akadem. Buchdruckerey. 1790. 13 Bog. kl. 8.

In einer sehr verwirrten Zueignungsschrift an den regierenden Herrn Landgrafen unterschreibt sich der Verf. Wilh. Beck, und bezeichnet sich als den Sohn eines grauen Hessischen Kriegers. Wenn er ein junger Mann ist, der Fehler einsehen und verbessern kann und will, so müssen wir ihm sagen, daß wir bey unserer Beurtheilung seines Buchs gar nicht die Meynung haben, ihn von fernern historischen Arbeiten abzuschrecken, zu denen er, bey allen seinen großen Fehlern, dennoch Anlage blicken läßt; sondern ihm nur die Klippe zu zeigen, woran er diesmal gescheitert hat.

Die Hessen sind eine so außerordentlich tapfere Völkerschaft, daß ihre Kriegsgeschichte nicht anders, als interessant, seyn kann; allein sie verdient es um so mehr, daß sie auch auf eine interessante Art bearbeitet werde. Im gegenwärtigen Buche wird derjenige Theil dieser Geschichte, der zwischen den Westphälischen und Utrechter Frieden fällt, und zwar folgendermaaßen abgehandelt. Es wird angegeben, wenn und bey welchen Gelegenheiten die jetzt noch von der Zeit her bestehenden Regimenter sind errichtet worden; und es werden Schlachten, Treffen und Belagerungen erzählt, denen sie beygewohnt haben. Das ist nun zwar freylich der gewöhnliche Schlendrian, nach welchem solche Geschichten geschrieben werden; allein deshalb ist es doch nicht die Methode, nach welcher man sie gut, lehrreich und angenehm schreibt; und es ist dem Zuwachse an Kenntnissen unsers Zeitalters angemessen, daß man diese Methode verbessere. Man muß einsehen, daß die Kriegsgeschichte eines Volks individualisirt, und für die Kriegswissenschaft lehrreich gemacht werden muß. Sie wird aber dadurch individualisirt, wenn man den militärischen Geist der Völkerschaft charakterisirt, deren Kriegsgeschichte man beschreibt. Sie muß daher mit vielen einzelnen Thaten, und mit dem Leben vieler einzelner Krieger durchwebt seyn, damit man sehe, wie und worin sich das Truppenkorps besonders hervor gethan, und von den andern unterschieden habe. Das ist zumal bey solchen Truppen nöthig, die so oft mit andern vermischt gedient haben. Denn was hilft mir die Kriegsgeschichte der Hessen zu lesen, wenn sie nur mit Veränderung der Namen der Generale und

der

gimenter eben die ist, als die Geschichte der Hanno-
, Braunschweiger ꝛc.? In der Rücksicht hat uns
achricht von den Begebenheiten des Hessischen Generals
s von Geiß, der im Jahr 1593. geboren ward, und
ward, womit dieser Theil anhebt, sehr gut gefallen;
en hätten wir mehrere gewünscht, und nicht blos von
allleutenants, sondern von solchen Offizieren, die ausi
nete Thaten verrichtet, oder einen großen Einfluß auf
hessischen Dienst, dessen Beschaffenheit und dessen Geist
ert haben. Allein leider außer einigen Posaunentönen
ein Paar Befehlshaber des Hessischen Korps findet sich
nichts von dieser Art, und wir wurden, da dieser Ein-
unsere Erwartung über diesen Punkt sehr hoch spannte,
ne sehr unangenehme Art getäuscht. Für die Kriegswissen-
re es aber sehr lehrreich gewesen, wenn man von den
igen Abänderungen in der Armatur, in den Evolutio-
in der Kriegsgebräuchen; von dem Bestand der Trup-
ihrer Kleidung, Besoldung, Verpflegung, Werbung,
sprung an Soldaten, Officieren und Unterofficieren ꝛc.
verschiedenen Epochen in diesem Werke Nachrichten fän-
Wenn der Hr. Verf. entweder mehr vom Kriegswesen
nden, oder seine Aufmerksamkeit besser auf diesen Gegen-
gerichtet hätte, so konnte es ihm bey seinen Untersuchun-
und bey den gebrauchten vorne angegebenen Quellen an
richten unmöglich fehlen, die sein Buch jedem
igen Officier höchst lesenswerth gemacht haben wür-
ihm unsre Meynung begreiflicher zu machen, wol-
einzige Stelle anführen, wo etwas solchen Nach-
, wir sie meynen, ähnliches, aber nur im Vor-
. gesagt wird. S. 152. „In Donauwehrt wurde
giment vom Kaiser gemustert, welcher die Egalität
Truppen, bey welchen die den Kaiserlichen damals noch
kannte Rangirung eben war eingeführt worden, und
lauter Mohren zu Tambours und Pfeifern hatten,
genug bewundern konnte.“ Hier sind zwey Dinge an-
merken: 1) die Epoche der Rangirung; 2) daß sie die Hes-
kannten, als die Oesterreicher. Das eine ist für die
e der Kriegskunst überhaupt interessant, das andere
ristisch für den Hessischen Dienst, wo schöne und gute
tische Erfindungen früher Eingang fanden, als in dem
hen. Es fehlt hierbey nur an der Kleinigkeit, daß

hätte gesagt werden sollen, wie die ehemalige Rangirung beschaffen, und worin die neue von ihr unterschieden war.

Nachdem wir die negativen guten Eigenschaften des gegenwärtigen Werks angegeben haben, müssen wir auch die positiven schlechten darstellen. Die allererste besteht in einem ganz unleidlich affektirten Styl. Wir sind in Verlegenheit, wegen der Menge Stellen einige zu wählen: allein zur Probe S. 15. „Man sahe schon den Eroberer Belgiens den Rhein „mit deutschem Blute färben, und Germanien ein Rezidiv „des 30jährigen Kriegs drohen.“ Oder was sagen unsere Leser zu folgendem Concetto: S. 21. „Er zwang, mit dem Schwerd in der Hand, die Einwohner in Elsaß, ihn für ihren rechtmäßigen Herrn zu erkennen, und wider solche scharfe Beweise hatten diese guten Leute keine Gegengründe.“ Endlich nur noch eine, S. 101 f. um die gerechte Zahl anzufüllen. „Der Prinz Ludwig von Hessen that an der „Spitze seines Regiments (das jetzige 2te Bataillon des Re„giments von Kospoth) Wunder der Tapferkeit. Wo die „Schlacht am heftigsten brannte, wo der Tod ganze Schaa„ren wie Garben mähete: da stürzte ihn sein unerschrockener „Muth hin; da stand er wie ein Fels, an dem sich der Zorn „des Meeres bricht. Schwer lag sein Arm auf den Nacken „der Feinde. Welche Thaten waren nicht zu erwarten? Aber „— eben bemüht, eine feindliche Fahne zu erobern, streckt „ihn ein unglückliches Bley zu Boden. — So fallen nur „Helden. Ehrwürdiger Schatten! verschmähe nicht den teu„tschen Lorbeer, den die Muse der Geschichte in der Halle des „Nachruhms um deinen Busen windet.“ — Bey dieser Gelegenheit müssen wir ihm sagen, daß er sich gewaltig irrt, wenn er glaubt, daß ihm die Muse der Geschichte gewogen worden ist, und daß er mit ihr Hand in Hand nach der Halle des Nachruhms wandelt. Er ist auf eine garstige alte Feye gestoßen, die sich am Scheidewege stellt, durch allerley Flitterstaat und Schminke ihre scheußliche Gestalt aufstutzt, die jungen Brausköpfe bezaubert, und ganz vom wahren Wege nach dieser Halle abführt, um sie in den Pfuhl der Vergessenheit zu stürzen. Er rufe nur den Namen der gesunden Vernunft an, so wird die Mißgestalt mit sammt der falschen Halle unter einem häßlichen Gestank verschwinden, und er beym Erwachen in Finsterniß gehüllt auf einer sumpfigen Haide stehen.

Man

Man wirft den Ausländern vor, daß ſie unſere Namen verſtümmeln. Unſer Verfaſſer giebt ihnen dieſes in rei-
Ma wieder. Den Marſchall Bouffters nennt er
1 39. 47. 113 Boufleur. Den Miniſter Barbe-
ux, ſieres. Den Markis von Guebriant, Gros-
141. S. 146. Lady Masham, Mosham; und
, Terrys. S. 93. Kaſano ſtatt Kaſſano; Kalzi-
to; 96. Minzio, welches doch wenigſtens Kaltſchinato,
ſtatt heißen müßte. Sobald ein franzöſiſches oder lat.
te vorgebracht wird, ſo iſt auch ein Fehler da, z. B. S.
. ſoll Ludwig der 14te vom Landgraf Carl geſagt haben:
prince répondit comme un Roi; in der Verbindung muß-
te allenfalls geſagt haben; a répondu, und vermuthlich
t er den Germanismus comme un Roi nicht begangen,
dern geſagt: le prince a répondu en Roi. Auch ſoll dieſer
nig eben den Landgrafen le grand corporal genannt haben
. 32.; allenfalls muß er le grand caporal geſagt haben.
ei wir wunderlich genug einen Corporal nennen, heißt
eſonders auf franzöſiſch Caporal.

Aber auch ſeine eigene Sprache ſchreibt der Verf. nicht
htig. So ſchreibt er irgendwo aufen, und S. 59. erſießen.
den vorigen, mit diplomatiſcher Richtigkeit abgeſchriebe-
nen, wird man verſchiedene fehlerhaft geſchriebene
gefunden haben. So ſchreibt er S. 39. für dem
Vordringen — ſchützen. Alles das ſind große Feh-
Mängel, an deren Verbeſſerung er in Zukunft mit
arbeiten muß. Da aber doch die Begebenheiten
ns geſtellt und deutlich erzählt ſind, ſo wollen wir ihm
t Fähigkeit abſprechen, bey reifern Jahren ein beſ-
ſ Schriftſteller zu werden.

a rathen wir ihm aber, entweder ſolche Gegenſtände
l iten, die dem Lande, worin er lebt, nicht ſo nahe
1 nicht ſo ſtark in ſeine perſönlichen Verhältniſſe
n; oder ſich mehr Herzhaftigkeit, die Wahrheit zu
l, ſ ffen. Wie kann er z. B. ſo ein überſchweng-
ſ ' randgraf Karl, mit der, jedem Geſchichtſchrei-
r ſo ! herbeſtliebe zuſammen reimen? Dieſer
ein ! ſ eines Herr, der dieſer Eitelkeit den gan-
nd ſeines Landes aufopferte. Selbſt die auf die
ſ von Rheinfels geſchlagenen vielfältigen Medaillen,

die der Verf. S. 52—56. anführt, beweisen die Eitelkeit; und doch sagt der Verf. S. 160. dieser kann sey weise ohne Stolz, groß ohne Ruhmredigkeit u. Wir können es auch als kein gut Zeichen, für jene rohen Diamant zu erkennen, und dem Verdienst se re anzuweisen, die ihm der Verf. S. 158. beylegt, daß so manche Generale und andere tüchtige Officiere in nem Dienst in andre traten. Dieser Fürst verhieute der That nicht große Männer in seinen Diensten zu Davon können wir einen besondern Beweis an uns aufgefallen ist, so oft wir in Kassel gewesen sind findet aus den Zeiten Karls in dieser Stadt nicht rium großen und treuen Diener gesetztes D seinen Moos sieht man dort in den Kunstsammlu und selbst in Erz mehrere male verewigt. uns alles.

Fu.

Patriotische und militärische Fragmente, mit zwey illuminirten Plans von V. Leipzig, bey Heinsius. 1790. 5½ Bog. 8.

Wir wissen nicht, welchen (vermuthlich Sächsischen) Offizier es bey einer unseligen Stunde eingefallen seyn muß, ein Buch zu schreiben, woraus denn das gegenwärtige entstanden ist. Es wird darin gehandelt: 1) vom Adel; 2) von der Vaterlandsliebe; 3) von berühmten Churfürstl. Sächs. Generals und Offiziers vormaliger Zeiten. Darin wird der Schulenburgsche Rückzug gegen Karl den 12ten beschrieben, einige Nachricht vom General Sibilsky gegeben, und auch von einem Hauptmann Merlin, der einmal mit 60 Mann einen Posten gut defendirte. Nun wahrlich, wenn das die einzigen, oder auch nur die größten Kriegshelden sind, die die Sächsische Militärgeschichte aufzuweisen hat, so macht sie keine große Figur unter den übrigen Nationen. 4) Vom Gebrauch der Lanzen. Zu diesem Abschnitt gehören die Plans, die ganz roh aus Folard genommen sind; so wie der ganze Aufsatz sehr unverdaut ist, und sich die Geschichte des Chabrias dabey, als sehr passend, besonders zusammnt. 5) Merkwürdige Rede des Schwedischen Königs Gustav Adolphs. 6) Einige Auszüge aus dem Belisar des Herrn von Marmon-

So unzuſammenhängend und ſo undurchdacht in
swahl der Materien, dieſe Aufſätze, ihren Titeln nach,
ſich ſind: eben ſo unzuſammenhängend und eben ſo un-
iſt auch alles, was der Vf. in jedem derſelben aus
ern vorträgt. Man weiß durchaus nicht, was er
n ſollte ſchwören, er wüßte es ſelbſt nicht. Doch
m unbedeutenden Dinge. La.

…t in der Feſtungsbaukunſt nach Glaſerſchen Grundſätzen, ausgearbeitet von Friedr. Ludwig …. Drittes Heft. Dresden, in der Hilſchen Buchhandlung. 4½ Bogen Text. 4to. …pfertafeln. Querfolio.

…kündigen dem Liebhaber die Erſcheinung dieſes dritten
Es finden ſich darinn die Profile und die Plane
ſchen durch eine Fauſſebraye verſtärkten Manier,
, theils mit Mauerwerk; nebſt den nöthigen Figu-
e konſtruiren zu lernen. Im Texte findet man die
…verſetzung theils der Anlagen ſelbſt, wie wohl ſehr
und ſogar dürftig, und dann auch die Art der Manier
iren. Unſer Urtheil über dieſe ganze Arbeit haben
n Leſer geſagt, und finden hier gar keine Urſache,
ngſten zu verändern. Uns deucht, der Gouver-
ſo angelegten Feſtung, würde gegen den, der ihn
…art angriffe, wie es ihre Anlage erfordert, um ſie
…tigen, wenn er nach einer kurzen Gegenwehr
…de fiel, ungefähr das ſagen müſſen, was Hr.
…n Bürgerl. Edelmann, ſeiner Magd ſagt, da er
, und ſie ihn zuſammenſtößt: „Du ſtößeſt die
…t Quart, und du warteſt nicht, bis ich parire.“
…me…n wir, daß, wenn jemand ſo gut ſeyn wollte,
…eſtung ſo anzugreifen, wie Hr. Aſter es für gut
…it ihre Defenſion am ſtärkſten würken könne, ſo
…freylich lange vertheidigen. Allein wenn jemand
…ge abgehen will; wenn er die Vortheile ge-
die die neuere Angriffskunſt gelehrt hat, ſo wird ſie
…n Widerſtand leiſten. Die ungeheuer langen
…ſich dem Rikoſchetfeuer gänzlich blos. Ihre ein-
…rte Geſtalt ſetzt den Batterien des Feindes wenig

Hinderniſſe bey ſeinen erſten Arbeiten entgegen. Der bedeckte Weg läßt ſich ohne Schwierigkeit einnehmen. Die Gräben ſind ſehr enge, ſehr ſeicht, und alſo leicht zu paſſiren. Selbſt an den mit Futtermauern verſehenen Feſtungen ſind letztere ſo niedrig, daß man ſie leicht erklettern kann. Sobald die Fauſſebraye am Ravelin aufgeſchoſſen iſt, muß der Feind daſſelbe ganz und mit ſammt dem Reduit verlaſſen, weil ein kühner Feind ſich deſſen in einer Nacht mit ſtürmender Hand bemächtigen kann; und von da kann es ihm gar nicht ſchwer werden, die Hauptfauſſebraye zu öffnen, und ſich den Weg zum Hauptwalle zu bahnen. Die Defenſion aus den Tonnengewölben unter den Werken iſt eine Schimäre; der Wall kann vollkommen durch die Zwiſchenräume derſelben erſtiegen werden. Wer da weiß, was in dieſem Punkte ein reſoluter Feind vermag, der wird uns gewiß recht geben. Solche Vorſchläge, wir ſagen es noch einmal, paſſen nicht auf den jetzigen Zuſtand der Belagerungskunſt, ſondern auf den, worinn ſie ſich etwa vor hundert Jahren befand. Gegenwärtig muß man darauf denken, dem Feinde ſeine Approchen zu erſchweren, die Koneſcarpe aufs äußerſte zu vertheidigen, und dann noch breite und tiefe Graben mit ſehr ſteilen Böſchungen haben, wenn man noch länger widerſtehen will. Hauptſächlich muß man ſeine Artillerie gegen das Feuer von oberher ſchützen können, und zwar nicht einige Kanonen, die einen engen Raum beſtreichen, über den der Feind bald wegſetzt, ſondern die Stücken, womit man ihm ſeine Arbeiten im offenen Felde erſchweren will. Dazu ſind aber ganz andere Konſtruktionen nöthig, als die hier angegebenen. Doch wir wollen unſer ſchon gefälltes Urtheil nicht wiederholen, und überlaſſen es jedem, deſſen Werth oder Unwerth nach Gefallen zu prüfen, und von dem Buche den ſelbſt gefälligen Gebrauch zu machen.

N.

Kurze Erläuterung aller Verſchanzungen, welche zu Ende des Monats September 1787. in der Gegend von Amſterdam angelegt worden, der daraus am 1ſten October vorgefallenen preußiſchen Attaquen, nebſt der daſelbſt veranſtalteten Ueberſchwem-

ſchwemmung zu einer hierzu genau verfertigten Charte. Bielefeld, bey Jonäus. 16 S. 4.

Die Charte iſt nach einem Maaßſtaab gezeichnet, nach welchem eine deutſche Meile ohngefähr einen rheinländiſchen Fuß enthält. Die verſchiedenen Dämme und Canäle, welche das Land, von dem die Rede iſt, durchkreuzen, haben demnach ſämmtlich angezeigt werden können. Auch muß man dem Verf. die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß er die Vertheidigungsanſtalten der ſogenannten Patrioten deutlich aus einander geſetzt hat. Was aber die Angriffe der Preußiſchen Truppen anbelangt, ſo wünſcht Recenſ. daß ſich der Verf. in eine genauere Zergliederung eingelaſſen hätte.

Ad.

XX. Vermiſchte Nachrichten.

1) Dr. Carl Friedrich Bahrdts Geſchichte ſeines Lebens, ſeiner Meynungen und Schickſale. Von ihm ſelbſt geſchrieben. Berlin 1790 und 1791. Erſter Theil. 390 Seiten. Zweyter Theil. 365 Seiten. Dritter Theil. 406 Seiten. Vierter Theil. 299 Seiten. 8.

2) Leben, Meynungen und Schickſale D. Carl Fried. Bahrdts, aus Urkunden gezogen von D. Pott. Erſter Theil. Mit Kupfern. 1790. 335 Seiten, 8.

3) Beyträge und Erläuterungen zu Herrn D. C. F. Bahrdts Lebensbeſchreibung, die er ſelbſt verfertiget. Herausgegeben von M. Georg Gottfr. Rußland. Jena, in der akademiſchen Buchhandlung, 1791. 296 Seiten. 8.

Die Geschichte des Lebens, der Meynungen, und der Schicksale eines Mannes, welcher durch seine vorzüglichen Talente und Schriften eben so sehr, als durch seine großen Fehler und sonderbaren Schicksale berühmt geworden ist, kann nicht anders als höchst interessant seyn, besonders wenn der Mann selbst sein eigener Geschichtschreiber wird, und unpartheyisch genug ist, sich dem Publico wahr und treu zu schildern. Recensent hat daher die Lebensbeschreibung des Hrn. D. Bahrdt mit eben der Begierde gelesen, womit sie von einem großen Theile seiner Zeitgenossen verschlungen worden ist; aber er muß, nach angestellter Prüfung und eingezogenen Erkundigungen bezeugen, daß solche, im Ganzen genommen, nichts weniger als zuverläßig ist. Hr. B. ist von sich selbst sichtbar viel zu sehr eingenommen; er findet nicht nur alles, was er gethan hat, allzu wichtig, und macht hin und wieder zu viel Aufhebens von mittelmäßigen Sachen, die er that; sondern hat immer auch Recht, entschuldigt und stellt alles nach dem ihm eigenen Leichtsinne, oft auch Vergehungen als Kleinigkeiten vor, die es doch wahrlich nicht sind. Zwar hat er hie und da seine großen Fehler und Versehen offenherzig genug eingestanden. Indessen beweiset die Schrift des Herrn Volland deutlich genug, daß B., um seine grobe Vergehungen zu entschuldigen, von seiner unschuldigen Gattinn die unverzeihlichsten Unwahrheiten schrieb; und durch nähere Erkundigung hat sich freylich gefunden, daß er nicht nur manchen seiner Flecken ganz zu verbergen bemüht gewesen ist, sondern daß er sich mehrentheils in ein viel besseres Licht stellt, als er verdient hätte, und von sich fast gar keine Pflichten fordert, andere hingegen, die nicht ganz mit ihm einstimmten, (und das konnte fast niemand, besonders gesetzte und vorsichtige Leute,) immer in ein unvortheilhaftes Licht stellt, wobey er sich zuweilen einer sehr tadelnswürdigen Undankbarkeit schuldig macht. Er fordert von sich sehr wenig, von andern alles. Er stürzt sich beständig durch Leichtsinn und unordentliches Leben in Verlegenheit und Unglücksfälle, und schreibt dann alles andern zu. Wer ihm sodann nicht gleich heraus helfen kann oder will, den schildert er als einen unbarmherzigen, oder als einen schlechten Menschen, oder als seinen Feind. Dies trifft manchmal die würdigsten Männer. Man darf also nicht hoffen, (wie der Recensent durch näher eingezogene Erkundigungen gefunden hat,) hier den wahren Charakter Bahrdts, oder die wahre Veranlassung und Beschaffenheit vieler von seinen Bege-

Begebenheiten zu finden; aber dennoch ist das Buch in mehr als einer Rücksicht interessant. Bahrdts Charakter war überhaupt mehr Leichtsinn als eigentliche Bosheit. Sinnlicher Genuß war ihm das Höchste; den sich zu verschaffen, that er alles, und brauchte freylich fast beständig nicht die rechten und oft nicht die anständigsten Mittel. Vermöge dieses Leichtsinns aber sah er auch das Böse, was er that, nicht für so gar böse an, und stellte es sich selbst in einem bessern Lichte vor. Da er überhaupt sehr sinnlich war, so suchte er sich über nichts zu kümmern. Wenn er daher schlechte Seiten an sich wahrnahm; wenn er aus Unglücksfällen, in welche ihn freylich seine eigene Unbedachtsamkeiten brachten, sich durch Mittel heraus half, die, wie er selbst nach seiner guten Einsicht sehen mußte, unmoralisch waren; so suchte er dies zu vergessen, weil es ihm Kummer machte, und endlich mag er wohl so weit gekommen seyn, sich und seine Handlungen für besser zu halten, als sie würklich waren.

Man sieht also hier wenigstens, wie Bahrdt sich seine Lebensbegebenheiten selbst vorgestellt hat. Da er durch sein unstätes Leben, und durch seine Unbedachtsamkeiten sich mehr, wie fast irgend ein anderer deutscher Gelehrter in mannichfaltige und verwickelte Umstände gebracht hat; so wird dadurch seine eigene Lebensbeschreibung schon immer sehr merkwürdig. Es glaubt Rec. indessen seiner Pflicht ein Genüge zu leisten, wenn er hier einen getreuen Auszug aus dieser eigenen Lebensbeschreibung liefert, die allerdings in diesen Jahrbüchern der deutschen Gelehrsamkeit eine Stelle verdient, und bey allen ihren Fehlern immer in vieler Betrachtung noch lehrreich werden kann. Dieser Auszug wird auch denen, welche das Ganze nicht lesen wollen oder können, einigermaßen Genüge leisten. Einige Berichtigungen werden vermuthlich wahrheitsliebenden Lesern auch angenehm seyn.

Wir übergehen das, was Hr. B. von dem Leben seines Vaters erzählt, und bemerken nur, daß die vielfachen Arbeiten desselben ihn hinderten, die nöthige Sorgfalt auf die Erziehung seiner Kinder zu wenden. Auch fehlte es ihm, aus Mangel pädagogischer Kenntnisse, an Geschicklichkeit dazu. B. war also mit seinen Geschwistern Hauslehrern überlassen, und diese verdarben oft mehr als sie gut machten. Der Umgang mit den Bedienten seines Vaters ward ihm auch nachtheilig. Besonders legte einer von diesen bey ihm den Grund zu seinem

nem idioſyncratiſchen Leichtſinne, der es ihm für ſein ganzes folgendes Leben zum bleibenden Hange machte, ſich ſtets frohe Ausſichten zu bilden, immer nur die angenehme und reizende Seite zu ſehen, und für die ſchlimme, für Schwierigkeiten und mögliche böſe Folgen gar kein Auge zu haben. Dieſer Leichtſinn fand in ſeinem ſehr glücklichen ſtets zum Frohſeyn geſtimmten Temperamente eine beſtändige Nahrungsquelle, und wurde die mitwirkende hauptſächlichſte Urſache vieler ſeiner Schickſale. Nachdem er ein Jahr auf der Nicolaiſchule in Leipzig ſehr unnütz zugebracht hatte, ſchickte ihn ſein Vater in die Schulpforte. (Die Beſchreibung des damaligen Zuſtandes derſelben kann freylich keinen Leſer für dieſe Schulanſtalt, welche ſo viele vortreffliche und würdige Gelehrte geliefert hat, einnehmen. Und doch ſoll dies Bild, wie Rec. aus ſehr authentiſchen Quellen weiß, nicht mit zu grellen Farben gemalt, ſondern ſehr ähnlich ſeyn. Indeſſen iſt es doch auch Pflicht, bey dieſer Gelegenheit zugleich zu bemerken, daß das Bild dem heutigen Zuſtande dieſer berühmten Schulanſtalt nicht mehr ganz gleicht, ſondern daß man die großen Mängel und Gebrechen, welche an derſelben hier und auch in andern Schriften gerügt worden, jetzt zu verbeſſern geſucht hat, und hoffentlich darin künftig noch mehr thun wird. Es iſt doch würklich ſonderbar, daß man bey der Verbeſſerung noch die Herrſchaft der obern Schüler über die untern Schüler gelaſſen hat, woraus doch gewiß ſo viele große Uebel, Herrſchſucht, ꝛc. und auch Unſittlichkeit folgen, ſo daß ſelbſt bey dieſer Herrſchaft diejenige unnatürliche ſchwerer verhindert werden kann, die B. hier, mit Recht, mit ſo ſtarken Farben ſchildert. Wir verweiſen wegen des jetzigen verbeſſerten Zuſtandes dieſer Schule auf eine kleine Schrift, *) welche nur mit den Anfangsbuchſtaben des Namens ihres Verfaſſers [des nunmehrigen Oberconſiſtorialraths und Directors Hrn. Böttiger zu Weimar,] bezeichnet herausgekommen iſt.) B. blieb zwey Jahre hier, und bezog alsdenn, kaum 15 Jahre alt, die Univerſität zu Leipzig, ohne einen Menſchen zu haben, der ihn führte. Denn ſein Vater hatte zu viele Arbeiten, als daß er ſich viel um ihn hätte bekümmern können. Er ſtudirte alſo ohne Plan und Privatfleiß darauf los. Mit der Logik und Metaphyſik bey

(*) Ueber die gegenwärtige Beſchaffenheit der Schulpforte, von C. A. B. Leipzig, 1791. 8. Man ſehe A. D. Bibl. XIIIten Bandes 1ſtes St. S. 248.

bey Crusius fieng er an, und verstand weder diesen, noch seine übrigen Docenten. Indessen gesteht er doch, daß er dem ausdauernden Fleiße, womit er die Vorlesungen des ersten besuchte, allen Scharfsinn, Ordnung, Bestimmtheit, Schärfe der Beweise, und gute Stellung und Verbindung der Materien zu verdanken hat, welche sich in seinen Schriften finden. Seltsam ist es, was er bey dieser Gelegenheit über Crusius sagt, den er als Philosoph den richtigsten Denker, und als Theologe den größten Phantasten nennt. Er meynt, der Zustand, worin sich Crusius befunden habe, sey der unterste und feinste Grad des Wahnsinns gewesen. Sein Antichrist, seine Judenbekehrung, sein tausendjähriges Reich, und Alles, was seine theologia prophetica enthielt, war bey ihm zur fixen Idee geworden, welche an seiner Idee von Religion angeklebt war. Daher konnte er als Philosoph der heilste Mann seyn, weil seine fixgewordenen religiösen Ideenreihen mit seinen freygebliebenen philosophischen Ideenreihen nicht zusammen hiengen, oder weil er sie, durch seinen Witz in eine scheinbare Verbindung zu bringen gewußt hatte. Der Weg zum gelehrten Wahnsinn mag dieses nun freylich wohl seyn, aber einen Grad, wenn auch den feinsten und untersten Grad des Wahnsinns kann man dieses nun nicht wohl nennen, sonst müßten viele Gelehrten wahnsinnig seyn, bey denen diese oder jene neue Entdeckung, welche sie glauben gefunden zu haben, auch zur fixen Idee wird, mit welcher sie alles Uebrige verbinden. Man kann eher sagen, es sey Mangel der Cultur des Common-sense, welcher, bey einem großen Ueberfluß von Gelehrsamkeit, sehr oft vernachläßigt zu werden pflegt. Denn Leute ohne Gelehrsamkeit, nur mit schlichtem Bonsens, pflegen diese so gemeine Art der Fehler der größten Gelehrten gleich einzusehen, und sich wohl zu verwundern, wie gelehrte Leute auf solche verkehrte Ideen kommen können. Gleichwohl kann dieses sehr leicht geschehen, und zwar um desto eher, je scharfsinniger und tiefsinniger der Gelehrte ist. Die Mittel dagegen sind hauptsächlich die Neigung und die Fertigkeit, sich, nachdem man lange speculirt hat, zu orientiren, damit man näher sehen und überlegen kann, wohin man kömmt, und die so seltene Fertigkeit, ohne sein Eigenthümliches zu verlieren, sich in die Lage und in die Denkungsart anderer zu versetzen. Wenn diese Fertigkeiten unter den Gelehrten allgemeiner würden, so würden manche Systeme der Philosophie nicht für etwas so gar sonderliches gehal-

gehalten werden, und der gelehrten Streitigkeiten viel weniger seyn, da sie meistens auf Mißverständnissen beruhen.

B. wurde auch von den Schwärmereyen des Crusius angesteckt, und wurde so eifrig darin, daß er alle Collegien bey ihm hörte, und selbst seinem Vater, wenn dieser ihm Einwürfe dagegen machte, oft mit unanständiger Heftigkeit widersprach. Aber zum anhaltenden Fleiße konnte er es noch nicht bringen, und er blieb also; bey seinem glücklichen Genie und einem Haufen isolirter nützlicher Sachen, doch noch ein trübseliger Ignorant, der gar keine gründliche Kenntniß besaß. (Wenn wir nicht irren, so ist der Einfluß hiervon in seinem gelehrten Character beständig geblieben. B. hatte eigentlich gründliche Kenntnisse von keiner einzigen Wissenschaft, aber einen leichten Kopf, um Ideen aufzufassen und sie in so weit auszuspinnen, als es mit einer lebhaften Einbildungskraft und ohne anhaltenden Fleiß geschehen kann. Anhaltenden Fleiß hat er nie zum Studiren angewendet, obgleich zum Bücherschreiben. Da war ihm ingenii ac diligentiae largitor venter.) Ein Glück war es für ihn, daß ihm sein Vater wöchentlich nur 2 gr. Taschengeld gab, und er also außer Stande war, Ausschweifungen zu begehen, die Geld kosteten. Zwey Hauptzüge in seinem Character fiengen während dieser Zeit an, sich bey ihm fest zu setzen, nämlich Eitelkeit und Hitze. Die letztere wurde so stark, daß er es gesteht, noch jetzt auf nichts in der Welt so aufmerksam zu seyn, als alle Gelegenheiten zu einem heftigen Streite zu vermeiden, weil er sich in dieser Absicht vor sich selbst fürchtet. Dadurch daß man ihn mit einem seiner nahen Verwandten gleichen Namens verwechselt hat, ist das Gerücht entstanden, daß er einst seinem Vater entlaufen und Husar geworden sey. Indem er diesen Umstand erzählt, beklagt er sich auch sehr darüber, daß der Verfasser der Gothaischen Deutschen Zeitung ihn, auf ein ähnliches falsches Gerücht, zu einem falschen Münzer gemacht hat; ein Gerücht, das, da es gar keinen Grund hat, vermuthlich nun auch längst von jenem edeldenkenden Manne widerrufen seyn wird. — Durch einen seltsamen Zufall bekam B. Fausts Höllenzwang in die Hände, schrieb ihn ab, studirte ihn mit dem größten Eifer, und fieng darauf an, Versuche nach den darin enthaltenen Vorschriften anzustellen. Da sie alle mißglückten; so sahe er ein, daß das Ganze Betrügerey war, und verlohr nunmehr alle Furcht vor

Teu-

n und Gespenstern. Zwar hörte er noch nicht auf, ihr
zu glauben, aber seine Vernunft, (welche, wie man
n muß, durch die Crusiusschen Spitzfindigkeiten
ereyen, ganz verdüstert worden war,) nahm
gleichsam zum ersten Mal bey ihm Platz auf dem
Wahrheit. Nach geendigten Studentenjah-
er wo
ker, ob er gleich ein unbärtiger Jüngling
inde nur
Ignorant war, dem aber seine an Unver-
gränzende Dreistigkeit und seine Fertigkeit im La-
und Disputiren dennoch in ein gewisses Ansehen
erstere, und sein Nachbar beym Examine, Herr
halfen ihm durchs Examen. Das höchste Ziel sei-
wurde nun die academische Catheder, und wirk-
einem feurigen Temperamente, die Erreichung
gleich das einzige Mittel, ihn für die Welt
Manne zu machen. Hier legte ihm die Ehre
und minderte seine Flüchtigkeit. Hier war er ge-
arbeiten, wenn er sich nicht selbst vor der Welt zu
machen wollte. Das Lehren machte nun, daß er
fieng mit der Dogmatik an, weil ihm diese am
de. Sein Vater stand jede Stunde, in der er
vor Thür, und notirte die Schnitzer, um ihn
der Stunde zu belehren; und dabey fand der gute Vater
voll zu thun. Im folgenden halben Jahre nahm
ilsche vor, und fuhr auf diese Weise zwey Jahre
durch lernte er nicht nur, sondern er gewöhnte sich
tudiren, und bekam, mit der Lust zum Fleiße,
hr Kraft und Reife des Geistes. Das erste
nn
yende Licht, dessen er sich aus diesem Zeitpunct
, er
n ihm im exegetischen Fache. Er fand sich ge-
blogne Accommodationen im N. T. anzunehmen,
den **Venema** und **Grotius**, und verscheuchte
alte Schriftauslegung von sich. Er versichert
r
die Stunde angeben zu können, wo, wie er sich
, „das Licht seiner Vernunft die harte Kruste seiner
ubigkeit aufriß und der Durchbruch erfolgte, so daß
ohne Kind der Aufklärung wachsen und zum
konnte.“ Es war in einem Collegio bey Fi-
was er einst auf Bitten eines Freundes besuchte. Die
davon ist wirklich sehr merkwürdig. Diese Stun-
n
ihm den Entschluß hervor, ein eigentlicher Phi-
n, damit er seine Dogmatik prüfen und vertheidigen

digen könnte. Und ſogleich gab er der Cruſianiſchen Philoſophie den Abſchied, und achtete der Warnungen vor dem Buchſtaben (wie C. die Sprachgelehrſamkeit nannte,) nicht mehr. Nun ſtudirte er mit unermüdetem Fleiße, (ſo fleißig er nämlich ſeyn konnte,) Geſchichte und Sprachen. Ungefähr im Jahr 1762 ward er Catechet an der Peterskirche in Leipzig, in welchem Amte er ſich gleich Anfangs vielen Beyfall erwarb. Der Umgang mit Friedrich Teller flößte ihm die Neigung zur perſönlichen Satyre ein, die ihn nachher zu mancher Ungerechtigkeit verleitet, und ihm manchen Feind zugezogen hat. Die erſte Erfahrung dieſer Art machte er ſchon in Leipzig, als er, mit Tellers Beyhülfe, eine Satyre auf Bel und Gottſched ſchrieb, welche ihn zum erſten Mal in Inquiſition brachte, aus der er jedoch, da die genannten Perſonen der Genugthuung entſagten, noch glücklich entkam. Bald nachher verbeſſerte er Crugots Chriſten in der Einſamkeit durch Johann Ballhorn, welche Arbeit ein ungeheures Publicum fand, und wodurch er ſich, wie er ſelbſt geſteht, einen höchſt unverdienten Ruhm erwarb. Er ward ſeinem Vater förmlich ſubſtituirt und erhielt eine außerordentliche Profeſſur. Auch fuhr er in ſeinem Eifer zu ſtudiren fort, und lernte noch bey Abr. Teller das Syriſche, und nahm den Reiske privatiſſima über Griechiſche Autoren. Aber Eiferſucht und Neid erzeugten ihm viele Feinde, unter denen ſich beſonders Bel befand. (Hier iſt gleich der erſte Beweis, wie B. ſich ſchont, und andere beſchuldigt. Warum hätte Bel auf ihn neidiſch oder eiferſüchtig ſeyn können, der Profeſſor in einem ganz andern Fache war? B. hat kurz vorher erzahlt, er habe auf Bel ein Pasquill gemacht, alſo konnte dieſer doch wohl eben nicht ſein Freund ſeyn. Das vergißt B. ganz, und nun ſoll blos Neid und Eiferſucht widrige Geſinnungen gegen ihn hervor gebracht haben. Vermuthlich iſts auch mit andern eben ſo geweſen. Bahrdts leichtſinnige Lebensart, die viele Blößen gab, ſeine Neigung ſich über andere luſtig und ihre Schwächen lächerlich zu machen, mußten ihm viele Leute abgeneigt machen. Daran denkt er aber in dieſer ganzen Lebensbeſchreibung niemals, ſondern immer ſollen andere daran ſchuld ſeyn, daß ſie ihm abgeneigt waren.) Bel ſoll ihm, wie hier erzählt wird, mit einer Kupplerinn eine Falle gelegt haben, worinn er ſich durch ſeine Unvorſichtigkeit fieng, und dadurch ſein Glück in Leipzig auf immer zerſtörte. Es iſt ſchon an ſich nicht wahrſcheinlich, daß dieſe Geſchichte

te, welche auf Bahrdts ganzes künftiges Leben einen ſo
Einfluß hat, hier ganz der Wahrheit gemäß erzählt
er hätte denn B. wiſſen können, daß ihm gerade
ſo eine Falle geſtellt habe? Hätte er davon einige Anzei-
gehabt, ſo hätte er ſie hier anführen müſſen, um das
ſcheinlich zu machen, was ſonſt ſo unwahrſcheinlich iſt.
es iſt auch an ſich bekannt genug, daß die Umſtände ganz
s wären. Man ſieht dieß ſchon aus der Art, wie dieſe
ichte in Potts Leben Bahrdts (No. 2.) erzählt iſt; ob-
auch da einige Umſtände nicht völlig richtig erzählt ſeyn
. Kurz, Bahrdts eigene grobe Sinnlichkeit kann genug
ren, daß er, obgleich ſchon Prediger und Profeſſor, ſo
l, und die ihm eigenthümliche ſtudentikoſe Sorgenloſig-
der Leichtſinn, der nie die Folgen ſeiner Handlungen
e, zeigt ſich auch hier ſchon, und kann es erklären,
r auf eine Art ſich aus ſeinem Fall herauszuhelfen geſucht,
doch ärger war, als der Fall ſelbſt. Genug, B. mußte,
man kann nicht ſagen unverdienter Weiſe, wenn man
ihn und die Seinigen bedauert, ſein Amt und Leipzig
. Klotz, bisher ſein Feind, ließ ihn wiſſen, er ſey
n Unglück mit ihm ausgeſöhnt, und bereit, ſein thä-
eund zu werden. B. reiſete alſo zu ihm nach Halle,
verſchaffte ihm eine philoſophiſche Lehrſtelle ohne Ge-
Erfurt. Das Urtheil, welches bey dieſer Gelegenheit
gefällt wird, ſcheint dem Rec. noch faſt zu gelinde.
, außer einer Fertigkeit lateiniſch zu ſchreiben, und
ogrn ſehr wenig gründliche Kenntniſſe. Er führte ſich
r eben ſo ſtudentikos auf, wie Bahrdt, war eben ſo
nnig wie er, aber nicht ſo durchaus jovialiſch. Bey
dt war der Zorn vorbey, wenn der Streit vorbey war,
er mit jemand, durch eigene oder fremde Schuld, ge
n ; Klotz hingegen war nicht nur rachſüchtiger, ſon-
ambitioſer. Er wollte das Haupt einer Sekte ſeyn,
ereigen alle ſeine litterariſche Feldzüge. Deshalb zog
Leute, die Fähigkeit und lebhaften Sinn hatten, an
ch lb drängte er ſich an vornehme Leute, ſchrieb an ſie,
ichmeichelte ihnen, und gab ſich nachher bey ſeinen Jüngern
, als ob er ſie befördern könnte.

Der 2te Theil beginnt mit des Verf. Eintritt in Erfurt.
Hier macht er denn ſogleich eine Schilderung Riedels und
dem Ton des Umgangs, der damals in Erfurt herrſchte,

die, wie Rec. aus sichern Erkundigungen weiß, nicht übertrieben oder erdichtet sind, wie sie es vielleicht den meisten Lesern, denen etwas Aehnliches nie vorgekommen ist, scheinen möchten. Man erstaunt darüber, und findet es sehr natürlich, daß ein Mann von B. Charakter, wie er ihn uns selbst im ersten Theile geschildert hat, in einer solchen Schule der Liederlichkeit noch mehr verderbt werden mußte. Die darauf folgende Schilderung seiner sämmtlichen Collegen in Erfurt müssen wir auf sich beruhen lassen, da wir von den meisten derselben zu wenige Kenntniß haben, um zu bestimmen, ob die Zeichnungen richtig sind, oder nicht. Die Neigung des V., alles aufs Lächerliche zu ziehen, und ins Häßliche zu zeichnen, zeigt sich hier auch schon allenthalben. B. setzte hier sein Studium der Philologie fort, und fieng an, den Weg einer richtigen grammatischen Erklärung der Bibel zu betreten, schritt aber, (wie er es ausdrückt,) nur langsam fort. (Er hätte eigentlich sagen sollen, daß er, sonderlich in der biblischen Philologie niemals mehr, als ein Schüler gewonden ist, ob er sich gleich herausnahm, alsobald ein Schriftsteller in diesem Fache zu werden, ehe er noch gelernt hatte, was er hätte lernen müssen.) Mit so vieler Selbstgefälligkeit B. sonst von allen seinen Schriften redet, ist er doch klug genug, hier seinen 1768. gedruckten Commentarius in Malachiam gar nicht anzuführen. Es ist die elendeste Schülerarbeit, (S. die Recension desselben A. D. B. XI. Bd. S. 142 ff.) und doch war er damals unverschämt genug, in dieser Vorrede eines so ganz schülerhaften Commentars über den Malachias anzukündigen, er habe einen **Commentar über die Psalmen** im Manuscripte liegen, den er nicht liegen hatte, und der nie ist gedruckt worden, den seine Freunde opus egregium ac reliquis longe perfectius genannt hätten. Er lernte also würklich wenig. Daran, sagt er, wäre **vornehmlich** seine Armuth Schuld, die ihn hinderte, sich die nöthigen Bücher anzuschaffen, und ihn durch allerhand Projecte, sich Unterhalt zu erwerben, zerstreuete. Aber daß sein liederliches, zerstreutes und wüstes Leben, das anhaltendem Fleiße ganz zuwider war, **vornehmlich** daran Schuld gewesen, scheint er nicht gefühlt zu haben. Er gesteht zwar, mit anscheinender Aufrichtigkeit, daß seine ökonomische Verfassung ihn zu allen Zeiten seines Lebens zurück gesetzt hat, und die Ursache sowohl seiner allzufrühen und allzuhäufigen Schriftstellerey, als auch so mancher andern zeitverderblichen und auf

Erwerb

Erwerb abzielenden Unternehmungen geworden sey. Aber, daß diese Armuth selbstverschuldet war, fällt ihm nicht ein. Er maß, nach seiner eignen Erzählung, seine Ausgaben nie nach seinen Einkünften ab; vielmehr wollte er alle sinnliche Lüste genießen, und sagte mehr, als einmal deutlich genug, daß er es für schimpflich gehalten, sich mäßig zu behelfen, und daß guter Wein und eine gute Küche ihm über alles gegangen. Er nennt dies S. 79. seine Lebsucht, ohne Wohlleben konnte er nicht leben, und machte beständig Schulden, um nur zu genießen, so viel er konnte. Hier in Erfurt fand er dann auch gleich wieder Feinde. Er fühlt aber nicht, daß sein erzlüderliches, einem Geistlichen unanständiges Leben die dortigen Geistlichen gegen ihn aufbringen mußte, so gut, als die unbedachtsame Art, womit er sich unter seinen lockern Brüdern über Religionssätze heraus ließ. Hierzu kam nun noch, daß er über jedermann, besonders auch über diese Geistlichen, und seine meisten Kollegen, beständig spottete, und sie lächerlich machte. Wie konnte es wohl anders kommen, als daß jedermann ihm abgeneigt wurde. Diese Selbsterkenntniß hat Bahrdt nie gehabt, sonst würde er besser gehandelt haben. Wir wollen deshalb gar nicht entschuldigen, was die Erfurter Geistlichkeit, seiner Erzählung zu Folge, gegen ihn that. Sobald er seine Vorlesungen anfieng, schickten die Erfurtischen Zionswächter Spione in sein Auditorium, welche ihm nachschrieben; und auf diese nachgeschriebenen Hefte gründete das hochwürdige Ministerium eine Anklage gegen ihn. Es ist bekannt, daß die theologischen Facultäten zu Wittenberg und Göttingen darüber responsa ausfertigten, worüber sie denn hier noch, besonders die erste, derb gezüchtigt werden. Bey dieser Gelegenheit fühlte B., wie er sagt, die ersten Regungen des Hasses gegen Priester und Priesterreligion, der in der Folge immer fester einwurzelte, und endlich, (wie er selbst sagt,) das unzerstörbare Triebwerk seines ganzen thätigen Lebens wurde. Die Klage gegen ihn ward indessen von der Regierung für unstatthaft erklärt, und nun fieng B. an, seinen Gegnern selbst den Krieg anzukündigen. Er ließ eine heftige Schrift gegen die beyden responsa drucken, die einen Befehl des Kurfürsten von Sachsen an die Wittenberger Facultät bewirkte, in welchem ihr, (wie Bahrdt hier versichert, wovon aber sonst niemand etwas weiß,) das responsum verwiesen und schlechterdings verboten wurde, sich darüber in weitere Streitigkeiten einzulassen.

laſſen. Bahrdt thut hier das offenherzige Geſtändniß, daß er glaube, er würde lebenslang der Orthodoxie treu geblieben ſeyn, und ſeine Talente blos dazu verwandt haben, [illegible] ſche Lehrgebäude derſelben haltbar zu machen, und n[illegible] ſophiſcher Weisheit zu übertünchen, wenn er nicht [illegible] Feindſeligkeiten von den Theologen zu erleiden. gel[illegible] Dieſe flößten ihm eine Art von Widerwillen gegen [illegible] doxen ein, und machten den Gedanken in ihm keim[illegible] die poſitive Religion verfolgungsſüchtig mache und Prüfung verdiene. Hätte man ihn in Ruhe [illegible] nicht durch ſtetes Hetzen und Verläumden ihn [illegible] lange ohne Gehalt zu leben, und, bey dem [illegible] Werths und ſeiner Talente, die armſeli[illegible] ſerten Pfründen zu ſehen: ſo wäre er wahr[illegible] Gegner der poſitiven Religion geworden, der er ward. [illegible] noch immer glaubte er damals ſein Syſtem, und ſu[illegible] durch Sprachkenntniß haltbarer zu machen. Bald nac[illegible] gab B. ſein bibliſches Syſtem der Dogmatik heraus, das deſſen doch noch ſo orthodox war, daß, wie er meynt, der ſel. Göze es noch hätte mit gutem Gewiſſen unte[illegible] können. Er ſagt über dieſes Buch viel Leſenswürdiges, den Gang ſeines theologiſchen Studii characteriſirt. So er jedoch von dieſem Buche Ehre und Beyfall hoffte; ſo w[illegible] ward doch ſeine Erwartung befriedigt; man überſah alles te deſſelben, und entdeckte nur den aufkeimenden darin. (Sehr natürlich! das, was er das Gute n[illegible] war die längſt bekannte Dogmatik, die ſogenannten K[illegible] hingegen waren etwas Neues, welches alſo Aufi[illegible] erregte, zumal damals, da gerade der Zeitpunkt [illegible] man anfieng, freymüthiger ſich über manche verjährte giſche Meynungen zu erklären, welches der ſtrengen Or[illegible] doxie ganz unerhört dünkte.) Auch zeigte ihm ein Brief O. K. R. — — zu Berlin, daß man ihn für aufge[illegible] hielte, als er ſich in dieſem Syſtem gezeigt hatte. Dies [illegible] te ſeinen Ehrgeiz rege, und leitete ihn auf den Weg der [illegible] terſuchung, weil er wirklich keinesweges, wie man glaubte, aus Furcht ſeine wahren Geſinnungen verhehlt hatte. Denn nun erſt fieng er an zu glauben, daß unter den Dogmen ſelbſt Irrthümer wären, und nun erſt ward vorſetzliches Aufſuchen der Blößen der poſitiven Religion das Triebwerk ſeines Studii. — Wie unbeſonnen ſich B. ſelbſt lobt, findet man allenthalben in der ganzen Lebensbeſchreibung, und auch hier

gehr

es schon an. Z. B. Er sagt S. 76. „Mein erster Ver-
hatte manche gute Seite, die Lob verdiente. Ich er-
n schon damals in einem ziemlich korrekten, lichtvollen
kernigten deutschen Ausdruck.“ Er hat nie weder kor-
noch kernigt geschrieben; allemal waren seine Gedanken
hingeworfen, seine Schreibart zwar leicht und fließend,
oft schwankend und unsicher. Noch unverschämter ist
enn er seine neue Ausgabe der Hexapla des Origenes,
Arbeit eines ganzen Jahrs nennt, die mit vielem
ße und Accurateſſe gemacht sey.“ Es ist ein bloßer
Abdruck ohne alle Accurateſſe, (welche nie Bahrdts
e war) und die Verbesserungen waren aus Houbigant
nach dem ersten Blicke zusammen gestoppelt.
Um sich das Lesen der theologischen Collegien zu erleich-
und sich zu auswärtigen Vocationen Aussicht zu ver-
en, ward er in Erlangen, jedoch abwesend, Doctor der
logie. Nicht lange darauf bekam er den Ruf als vierter
tlicher Professor der Theologie und Prediger nach Gieß.
Hier fand er Land, Stadt und Gemeine von bösen Ge-
n in Ansehung seiner erfüllt. Man hielt ihn allgemein
nen Irrlehrer und unmoralischen Mann. Dafür hatte
enner gesorgt. Der Lärm, den dieser Mann erregt
, (B. vergißt abermals, daß er durch seine Aufführung
beygetragen hatte, diesen Lärm zu erregen und zu ver-
rn. Besonders seine unmoralische Aufführung fiel in die
n.) war so groß, daß wirklich schon bey Hofe die Frage
worfen war, ob man das in Gießen liegende Regiment
beordern sollte, für Bahrdt's Sicherheit zu sorgen
hier B. berichtet, aber vielleicht, wie so manches andere,
tet. Es ist etwas gar zu seltsames, zur Sicherheit eines
en Mannes ein Regiment marschiren zu lassen. Aber
ichen Histörchen nahm B. immer gar zu gern auf, weil
t wichtig vorstellten!). Dieser wußte davon wenig oder
, schlug aber durch seine Antrittspredigt alle Gerüchte
r, und gewann sich dadurch, (wie er sagt,) allgemeinen
all. Er macht dabey die richtige Bemerkung, daß sich
junge Candidaten dieses Beyspiel zu Herzen nehmen, und
s lernen möchten, was für Wunder die äußerliche Be-
nkeit bewirkt. Es ist wirklich eine Schande, daß auf
Declamation und Action so wenig Fleiß gewandt wird,
doch augenscheinlich ist, daß ein Redner, der die Gabe
äußerlichen Beredsamkeit besitzt, auf Erleuchtung, Bil-

dung, und die ganze Moralität seiner Gemeine hundert Mal mehr wirkt, als ein Anderer, der die beste Predigt herbetet und herheult, daß die Klugen sich ekeln und die Einfältigen gähnen. —

Die Lage, worin B. in Gießen kam, nennt er selbst die glücklichste, welche er gekannt hat, und bedauert es, daß er solche damals nicht nach Verdienst schätzte. Er lebte auch die drey ersten Jahre sehr zufrieden, unerachtet Benner nicht unterließ, vor ihm zu warnen, und die Leute gegen ihn aufzuwiegeln. Als Beysitzer des Consistorii machte er eine Bemerkung, die in der That, wenn sie richtig ist, merkwürdig ist, und hier ausgezeichnet zu werden verdient. Er beobachtete, daß aus einem ansehnlichen Landstriche, der Vogelsberg genannt, gar keine Fälle von unehelichem Beyschlafe vorkamen, da doch aus allen übrigen Ortschaften alle Jahre Hurerey- und Ehebruchsporteln zu erheben waren. Dies hielt er mit Recht einer nähern Untersuchung werth, und glaubte folgenden Grund entdeckt zu haben: Der Vogelsberg ist eine rauhe gebirgige Gegend, welche ungefähr 13 Dörfer enthält. Das Land ist unfruchtbar, und die Leute haben daher wenig Viehzucht. Kartoffeln sind folglich ihre tägliche Speise. Hier und da wird etwas Rübesaat gebauet, mit deren Oele sie ihre Kartoffeln fett machen. Die wenige Butter, die sie machen, wird verkauft, um die Abgaben zu bezahlen, die sehr geringe sind; dabey sind die Einwohner gesund, und außerordentlich stark. Die Mägdchen reifen oft schon im 13ten oder 14ten Jahre. Hier ist also durch die natürliche Lage aller Luxus verbannt, und das ist die glückliche Ursache der Erleichterung der Ehen. Wenn der Bube sich fühlt, so heyrathet er; und daher ist unter diesen Menschen alle Art der Unzucht unbekannt. Dabey ist es indessen noch höchst merkwürdig, daß man bey keinem Bauern hier mehr als zwey Kinder fand. Die Ursache davon war, weil, nach altem Herkommen, das dritte Kind leibeigen war. Beyde Anecdoten sind gewiß sehr betrachtenswerth und lehrreich. — Die kleinen Cabalen, womit die Bennersche Parthey den Verf. unaufhörlich beunruhigte, waren ohne Zahl. Es verging fast keine Woche, worin er nicht bald durch eine giftige Ausstreuung geärgert, bald in Circularien durch hämische Vota gereizt, bald bey einem Gesuche chicanirt, bald in einem Programm verketzert, bald in einer Predigt durchgehechelt, bald durch Insinuationen

nen bey Hofe geängstiget wurde. (Sollte er wohl nicht auch oft Gelegenheit dazu gegeben haben? Sein Character, wie er ihn selbst schildert, macht das höchst glaublich. Seine Hand war wider jedermann, und jedermann's Hand wider ihn!) Indessen war, außer dem Geheimenrath von Hesse, besonders die regierende Landgräfinn seine Beschützerinn. (Er nennt wieder, pour se faire valoir, S. 183 diese Dame „seine wärmste Freundinn." (So genau war nun wohl das Verhältniß derselben zu ihm nicht, oder die Zuneigung so sehr warm.) So lange diese lebte, konnte keine Verleumdung gegen ihn Gehör finden. Wäre sie nicht gestorben, so würde er, meynt er, nie Gießen verlassen haben. (Er machte indessen doch in Gießen so manche unbesonnene Streiche, welche ihn auch in der Achtung dieser klugen Dame sehr herabsetzen mußten. Dahin gehört der S. 184 erzählte Vorfall, der noch bey den Lebzeiten der Landgräfinn vorfiel, daß er, mit seinem gewöhnlichen Leichtsinn und Dreistigkeit, wider jedes vernünftigen Mannes Rath, die Burgpredigerwohnung in Gießen aus eigner Macht bezog, weil sie ihm gefiel, und weil er sich gewiß einbildete, die Burgpredigerstelle erhalten zu müssen, und sich auch gleich darinn mit Tapeten ꝛc., wie es seine Art war, recht galant einrichtete, hernach aber diese Wohnung, da sie ihm nicht zukam, auf Befehl des Hofes, mit großem Schaden und mit vielem Gelächter wieder verlassen mußte. Er giebt vor, Bechtold habe ihm dazu gerathen; das ist nicht recht zu glauben; denn es war etwas gar zu ungereimtes und vorschnelles. Sein eigner Trieb, ein besseres Haus zu haben; sein Leichtsinn, nach dem er sich einbildete, wenn er nur erst im Hause säße, und sich eingerichtet hätte, würde es heißen: beati possidentes, und er würde schon so viel Freunde bey Hofe haben, daß man ihm wenigstens das Haus ließe. Er sagt hier wieder mit seiner gewöhnlichen Dreistigkeit: „Er habe bey diesem Falle das größte Unrecht leiden müssen." Nein! Er that aus freyem Triebe das höchste Unrecht!) — (Hier ist er übrigens wieder sehr beflissen, seine damaligen vielen Schreibereyen, meist nur de pane lucrando, tüchtig zu loben. Selbst die schlechteste davon, den Apparatus criticus, der die armseligste Compilation ist, die er noch dazu, wie ihm in öffentlichen Journalen bewiesen wurde, fast ganz ausgeschrieben hatte, wie es auch nicht anders seyn konnte, da es ihm ganz an der zu einem solchen Unternehmen nöthigen gründlichen Gelehrsamkeit fehlte. [Man

ſehe die Recenſion eines Kenners, Allg. D. Bibl. XXXIII. B. I. St. S. 236 u. ff.] Eben ſo macht er von ſeiner allgemeinen theologiſchen Bibliothek, davon er vier Bände heraus gab, ſehr viel Werks. Es war aber ein mittelmäßiges Gewäſch. Er ſagt S. 192. ſehr treuherzig: „Hier habe er „Gelegenheit gehabt, die liebe Orthodoxie auf eine koſtenloſe „Art zu züchtigen, und ſich wegen der vielen Verdrüßlichkeiten ſchadlos zu halten, die ſie ihm gemacht habe.“ So war es auch. Die Hauptabſicht ſeines Journals war, ſich ein Anſehen zu geben, hier und da einen zu necken, und ihm wehe zu thun, ganz in der Art ſeiner burſikoſen Herzensfreunde, Klotz und Riedel, die mit ihren Journalen und gelehrten Zeitungen Abſichten erreichen wollten. Ihre Zeitgenoſſen verachteten ſie auch, und ſchon nach zehen Jahren waren ſie vergeſſen.)

Nach Gießen war B. noch ſehr rechtgläubig gekommen; aber da gab er zuerſt die Dreyeinigkeitslehre auf, wie er ſehr naiv ſagt: aus Ermüdung, weil er damit ſich mehrere Jahre gequält hatte. Nun kam es an die Verſöhnungslehre, in Anſehung deren lange jeder dawider aufſteigende Zweifel ihm die größte Gewiſſensangſt verurſacht hatte. Er konnte ſich daher auch lange nicht überwinden, ſie eigentlich und vollſtändig zu prüfen. Als daher bey ſeinen exegetiſchen Unterſuchungen eine Beweisſtelle für dieſe Lehre nach der andern, nach ſeinen Grundſätzen aufgegeben werden mußte, wurde er mit jedem Tage ängſtlicher, und verdoppelte S. 205 ſein „Flehen „zu Gott; daß er ihn doch im Glauben feſt machen möchte.“ (Bahrdt! der betet, der das Geber um Glauben verdoppelt — „dies bey ſeiner übrigen bekannten Lebensart! — Es „iſt eine merkwürdige pſychologiſche Erſcheinung! Ueberhaupt „iſt hier und weiter die Geſchichte ſeiner Zweifel und Aenderungen in der Dogmatik ſehr intereſſant, und, wie es „ſcheint, aufrichtig erzählt.“) Er marterte ſich, wie er verſichert, zwey ganzer Jahre in Gießen mit der Verſöhnungslehre, und las, wie er verſichert, zweymal das N. T. blos deswegen durch. Indeſſen regte ein alter Arzt in Gießen durch ſeine feinen Spöttereyen über die Reſte der Bahrdtiſchen Orthodoxie ſeinen Ehrgeiz auf, und befeſtigte bey ihm den Vorſatz, durchaus nichts mehr zu glauben, was er nicht aus Vernunft und Schrift auf das ſtrengſte, auch dem ſcharfſinnigſten Zweifler beweiſen konnte. Ein durchreiſender Freund vollen-

ete durch ein Geſpräch, das hier mitgetheilet wird, das
und ſetzte, wie B. ſich ausdrückt, die Vernunft in
echte ein. Nun ſtralte ihm, wie er ſagt, das volle
urch das eiſerne Gitter ſeiner Dogmatik; ſeine Gewiß
ruhe war verſchwunden; und er ſchrieb ſogleich (das
ien ſein großer Fehler, daß er, theils um Aufſehen zu
, theils weil er Geld brauchte, ſogleich, was er ge
edacht hatte, morgen ſchon ſchrieb und drucken ließ.
war mehrentheils ohne die geringſte Ueberlegung und
nung.) im 11ten Bande ſeines **Verſuchs den prote**
ſ n Lehrbegriff zu verbeſſern, die Abhandlung
Frage: ob die Verſöhnungslehre in einer nothwendi
ung mit der Beruhigung des Menſchen ſtehe?
nungslehre wurde ihm nun nicht nur ein Irrthum,
n a einer der allerſchädlichſten und verdammungswür
Irri r. Um ſeine neuen Ueberzeugungen nun
bel e zu machen und zu beweiſen, überſetzte er das
i gab ſolches unter dem bekannten Titel: **die neue**
i **rungen Gottes**, heraus. Aber nun brach
u zegen ihn los. Göze's bekannte Schrift ge
ne i rſetzung regte ihn zuerſt auf. **Benner** brauchte
als den Zunder, womit er den Scheiterhaufen, auf dem
i rf längſt gern gehabt hätte, anzünden konnte. Er
mit Koſten in der Stadt und bey Hofe aus, und
Vorſtellung an den Hof, worin er auf B. Abſe
g. Dieſe blieb anfangs in Darmſtadt liegen;
ſtarb gerade, zu B. Unglück die Landgräfin, und
bekam das Ruder des Staates. Nun ſollte die Sa
wärtige Facultäten geſandt werden, und gerade in
nete kam Herr **von Salis von Marſchlins**
, wo verlangte ihn als Director ſeines Philanthropins
1000 Gulden Gehalt. Man kann es ihm eben nicht ver
, daß er in der gefährlichen Lage, worin er ſich befand,
bey den Ueberredungen eines Mannes, der die Sanft
h und Menſchenliebe ſelbſt zu ſeyn ſchien, dieſem Antrage
. Indeſſen iſt wohl zu ermeſſen, daß ſeine natürliche Un
ndigkeit, welcher der lange Aufenthalt an einem Orte (und
vers an einem Orte wie Gießen, wo er wieder ſo man
nbeſonnene Streiche gemacht, und, wie man weiß, durch
thörichte Eitelkeit und Wohlleben ſich in Schulden ge
t hatte — Man ſ. nur S. 255. 256. daß er ſich Kut
und Pferde anſchaffte, ohne die nöthigen Einkünfte zu

haben —) verdrießlich ward, und daß sein Leichtsinn und jovialische Einbildungskraft, die sich von einer neuen Lage gleich goldne Berge versprach, zu einem solchen schnellen Entschlusse nicht wenig mag beygetragen haben. Auf der Reise zu seinem neuen Posten hörte er schon zu Lindau am Bodensee von einem Gastwirthe, der Haushofmeister bey Hrn. von S. gewesen war, die Geschichte des Philanthropins, und erhielt eine Beschreibung des Mannes, der ihn gerufen hatte, daß ihm angst und bange wurde. Er sahe das helle Fegefeuer vor Augen, stieg aber doch, (wie er sagt,) mit Entschlossenheit und Muth hinein. (Aber ein verständiger Mann würde auch eingesehen haben, daß die bloße Erzählung eines Gastwirths, dessen Charakter er gar nicht kannte, gar kein Beweis war. Er hätte allenfalls blos seinen eignen Leichtsinn anklagen müssen, daß er, da er in einem einträglichen Amte saß, so schnell, ohne sich im geringsten weiter zu erkundigen, den Ruf nach Marschlinz angenommen hatte, da ihn doch noch niemand vertrieb. Wir ertappen hier übrigens noch vorher unsern B. abermals auf einer Unwahrheit. Er erzählt S. 280 eine Geschichte, daß er einem Freunde 200 Fl. schuldig gewesen, der ihn ruhig reisen lassen, und nachher doch, wie B. sehr unartig sagt, ihn in Butzbach hätte anhalten lassen, um ihn zu erschrecken. Dieser Freund hatte ihm sehr redlich gedient. Da B. in Noth war, und der Freund kein Geld hatte, so gab er ihm ein kleines Münzkabinet zum Versetzen, nur mit dem Bedinge, es möchte nicht verkauft werden. B. hatte es auch wirklich, als er einmal Geld hatte, wieder eingelöset, und es zurückbringen wollen. Er hatte aber gerade den Besitzer nicht zu Hause gefunden, und nach seinem gewöhnlichen Leichtsinn, es nachher lieber behalten wollen, wenn er es etwa einmal wieder brauchte. Daß er öffentlich (S. 281) aus Gießen weggereiset, wird von Personen, welche damals B. recht gut kannten, bezweifelt. Sie versichern, Bahrdt habe in Geheim einen Kutscher gemiethet und sey weggefahren. Darauf kam ein anderer Mann, dem B. auch schuldig war, zu dem Besitzer des Münzkabinets, ihn zu fragen, ob er wohl wisse, daß B. fortgereiset sey. Dieser wunderte sich darüber, und bedauerte nur, daß er sein Münzkabinet, welches sein Lieblingsvergnügen war, nun entbehren müsse. Der andere Schuldner, welcher B. vielleicht noch hätte reisen lassen, war so indignirt über die Undankbarkeit, daß er dem andern zurrdete, sogleich dem Abgerei-

gereiseten nachzusetzen. B. widerspricht sich auch hier selbst. S. 281. sagt er: „Der Gläubiger wußte so gut als ich, daß „meine Börse im Stande war, ihn zu befriedigen. Die „Ursache, warum ich ihn nicht befriedigte, war, weil ich gern „mit baarem Gelde reichlich versehen in der Schweiz an„kommen wollte.“ S. 282. aber sagt er wieder: „der glaub„te vielleicht, ich würde nicht Rath schaffen können.“ Und der angeblich, „mit Geld reichlich versehene B“ geht zu einer Wittwe in Butzbach, welche für ihn Bürgschaft leistet. Daß es also mit der Sache nicht richtig war, sieht man aus der eigenen Erzählung.)

Weich alles, was B. von dem Zustande in Marschlinz, und von der Hölle, worin er daselbst gerieth wahr wäre, so würde auch ein sonst unempfindlicher Leser mit B. Mitleid haben. Aber es kömmt nur darauf an, wie viel oder wie wenig an der Erzählung wahr ist. Glaubwürdige Zeugen würde B. schwerlich haben aufstellen können. Der Hr. Minister von Salis wird von B. in dem allernachtheiligsten Lichte dargestellt, nach seiner gewöhnlichen Art, wenn er mit jemand nicht zufrieden ist. Leute, die den Hrn. von Salis auch gekannt haben, wollen nicht zugeben, daß er so abscheulich gehandelt haben könne, wie hier erzählt wird. Sie sagen, was Bahrdt von dem Zustande des Landes (S. 295) und des Volks (S. 328 ff.) in Graubündten sagt, ist sehr richtig. Es könne auch seyn, daß Hr. von Salis, bey seinen menschenfreundlichen Absichten, auch einen für ihn vortheilhaften Finanzplan (wie ihn B. S. 290 auseinander setzt,) könne im Sinne gehabt haben, wie ja dies von mehrern pädagogischen Philanthropen bekannt geworden ist. Es könne auch seyn, daß Hr. von S. gefühlt, daß er ein vornehmer Mann sey, und es hin und wieder B. und andere Personen bürgerlichen Standes habe fühlen lassen. Wenn B. S. 297 sagt, des Hrn. von S. Gesichtszüge hatten „eine oberflächliche Grazie,“ so schildert dies sehr deutlich den vornehmen Mann mit dem sourire de protection, auf welches die vornehmen Herren so viel Werth setzen, und welches denen, welche fühlen, daß, außer dem Vorzuge im vornehmen Stande gebohren zu seyn, noch wichtigere Vorzüge vorhanden sind, nämlich diejenigen, die eigenes Verdienst giebt. Dies sind aber auch ganz gewöhnliche Dinge, die man allenthalben im Laufe der Welt findet, und welche B. hätte überlegen müssen, ehe

ehe er ſich zum Hrn. v. S. begab. Uebrigens ſi
daß, ſobald ſie ſich etwas näher kennen lernten,
ten, daß ſie ſich an einander geirrt hätten, wie
Welt oft der Fall iſt. Derjenige hatte ſich nicht g
her dem Hrn. v. S. geſagt hatte: „B. wäre ſtol
„miniſüchtig.“ Seine eigene Lebensbeſchre
fortdauernder Beweis, daß er immer unge
les nach ſeinem eigenen Sinne einrichten, und
Belehrung annehmen wollte. Da es hieß, daß er
der Schulanſtalt in Marſchlinz werden ſollte, ſo
ohne weiter nachzufragen, er hätte alles zu
könnte alles nach ſeinem eigenen Sinne einrichten,
niemand, auch nicht Hrn. v. S., fragen. Hr.
gegen, der die ganze Anſtalt auf ſeine Koſten einrich
ſich ſelbſt pädagogiſche Kenntniſſe zutraute, wollte
rektor der Lehranſtalten haben, und weiter nichts,
gewiß ſehr geringe pädagogiſche Einſichten. Vor
ſich nie um Pädagogik bekümmert. Hr. von
ihn und einen gewiſſen Heres auf ſeine Koſten nach
geſchickt, nicht blos daß Heres (wie es B. hier
ſtellt), ſondern hauptſächlich daß Bahrdt von
nen ſollte. Aber B. glaubte gleich klüger zu
dow, verſichert, (S. 275) er habe nichts v
oder „auf Hrn. von Salis Koſten vergnügt
gerauchet, und Malaga getrunken. Das ſieht
lich, und Hr. von S. mochte wohl Urſache haben,
gnügt zu ſeyn, daß B. in Deſſau ſeine Zeit nicht be
wendet hatte. S. 347 klagt B. ſogar, daß ihm Hr.
„alle Einmiſchung ins Oekonomiſche unterſagt
hatte er wohl ſehr Recht! Wer konnte B.
vertrauen!

Den Marſchlinzer Erziehungsplan, der gedruckt wurde, mußte B. ausarbeiten, und er giebt hier vor, „daß er, auf „hohen Befehl ſeines damaligen Herrn Fürſorgers, in dieſem „Buche ſo viel habe lügen müſſen, als noch kein Schriftſtel„ler gelogen habe. Nicht ein Drittel von der ſchönen Lehr„methode der gymnaſtiſchen Uebungen u. dergl. ſey je in Aus„übung gekommen, ja nicht einmal dazu beſtimmt geweſen.“ So! das iſt fein. Aber der Beweis fehlt nur, daß B. auf ausdrücklichen Befehl, und nicht aus eigener Neigung gelogen habe. Ein vornehmer Mann muß jemand ſchon für einen

ſchlechten

en[illegible] halten, dem er zumuthet zu lügen! B.
[illegible]ver in einem ſchlechten Lichte. Lächerlich iſt
[illegible]zählung von einer Probe, die Lavater in
[illegible] ſeinen phyſiognomiſchen Kenntniſſen machen
[illegible]364. deſſen verſuchte Vertheidigung der über-
[illegible] Kraft des Gebets.

[illegible] Abzuge von Marſchlinz fängt der dritte Theil
an. B. erhielt den Ruf zum Generalſuperin-
Dürkheim an der Hardt mit 1000 Gulden Ge-
ne Freude darüber war unbeſchreiblich, und er ver-
[illegible] vierzehn daſelbſt zugebrachten Monaten, um
[illegible]1776. Unter den Schilderungen der Menſchen,
ſel[illegible] neuen Lage zu Dürkheim kennen lernte, fällt
[illegible] Schilderung des Hofraths Kühl auf. Der
[illegible] Unterthan fürchteten ſich, wie B. erzählt,
er hatte das ganze Ruder des Staats in Hän-
[illegible]t. hat aber von gut unterrichteten Leuten ver-
vieles, was B. erzählt, unwahr ſey. — Hier
[illegible]. an mit Eifer die Moral zu ſtudiren, worinn
[illegible]nas Feld der Bewegungsgründe und der Anwei-
folgung des lieb gewonnenen Guten, und zur
von Laſtern und Fehlern anzubauen ſuchte. Die-
[illegible]m führte ihn auch auf die Behandlung der morali-
[illegible]:en, und auf die Anwendung der allgemeinen
orſchriften auf die beſondern Lagen des Men-
[illegible]n dieſe Arbeit glaubte er, erſt ein eigentlich nütz-
[illegible] Welt geworden zu ſeyn, und darin den
[illegible]ung ſeiner Geiſtesbildung in Abſicht auf Re-
[illegible]n zu haben. (Wie viel wäre hierüber zu ſagen!)
täglich ſeine Ueberzeugung zunahm, daß die mo-
[illegible]ien allein nützlich für die Menſchheit ſey, ſo ſetz-
[illegible]ke zugleich immer feſter, daß die poſitive
[illegible]ra[illegible]rth habe. Da er nun ſeinen Amtseid in
[illegible]) hielt, daß er dem eingeführten Lehrbe-
[illegible]ſprechen, und gegen denſelben nie directe leh-
[illegible]o gieng ſeine Sorge dahin, wie er auch an der
Aufklärung ſeiner Gemeine arbeiten könnte, ohne
[illegible]amtseid zu verletzen. Dieſe Methode glaubte er
[illegible]n Jeſu, welche die Evangeliſten uns aufbehalten
[illegible]zu[illegible]den. Er ſuchte alſo die Irrthümer des Cate-
[illegible]o der Dogmatik durch die bloſſe lichtvolle Darſtel-
lung

ehe er ſich zum Hrn. v. S. begab. Uebrigens ſieht man wohl, daß, ſobald ſie ſich etwas näher kennen lernten, beyde merkten, daß ſie ſich an einander geirrt hatten, wie dies in der Welt oft der Fall iſt. Derjenige hatte ſich nicht ganz geirret, der dem Hrn. v. S. geſagt hatte: „B. wäre ſtolz und do„miniſüchtig.“ Seine eigene Lebensbeſchreibung iſt ein fortdauernder Beweis, daß er immer ungebunden leben, alles nach ſeinem eigenen Sinne einrichten, und von niemand Belehrung annehmen wollte. Da es hieß, daß er Direktor der Schulanſtalt in Marſchlinz werden ſollte, ſo meynte er, ohne weiter nachzufragen, er hätte alles zu dirigiren, d. h. er könnte alles nach ſeinem eigenen Sinne einrichten, und dürfte niemand, auch nicht Hrn. v. S., fragen. Hr. von S. hingegen, der die ganze Anſtalt auf ſeine Koſten einrichtete, und ſich ſelbſt pädagogiſche Kenntniſſe zutraute, wollte einen Direktor der Lehranſtalten haben, und weiter nichts. B. hatte gewiß ſehr geringe pädagogiſche Einſichten. Vorher hatte er ſich nie um Pädagogik bekümmert. Hr. von Salis hatte ihn und einen gewiſſen Heres auf ſeine Koſten nach Deſſau geſchickt, nicht blos daß Heres (wie es B. hier S. 275 vorſtellt), ſondern hauptſächlich daß Bahrdt von Baſedow lernen ſollte. Aber B. glaubte gleich klüger zu ſeyn als Baſedow, verſichert, (S. 275) er habe nichts von ihm gelernt, aber „auf Hrn. von Salis Koſten vergnügt gelebt, Taback geraucht, und Malaga getrunken. Das ſieht ihm recht ähnlich, und Hr. von S. mochte wohl Urſache haben, mißvergnügt zu ſeyn, daß B. in Deſſau ſeine Zeit nicht beſſer angewendet hatte. S. 347 klagt B. ſogar, daß ihm Hr. von S. „alle Einmiſchung ins Oekonomiſche unterſagt habe.“ Darinn hatte er wohl ſehr Recht! Wer konnte B. Oekonomie anvertrauen!

Den Marſchlinzer Erziehungsplan, der gedruckt wurde, mußte B. ausarbeiten, und er giebt hier vor, „daß er, auf „hohen Befehl ſeines damaligen Herrn Fürſorgers, in dieſem „Buche ſo viel habe lügen müſſen, als noch kein Schriftſtel„ler gelogen habe. Nicht ein Drittel von der ſchönen Lehr„methode der gymnaſtiſchen Uebungen u. dergl. ſey je in Aus„übung gekommen, ja nicht einmal dazu beſtimmt geweſen.“ So! das iſt fein. Aber der Beweis fehlt nur, daß B. auf ausdrücklichen Befehl, und nicht aus eigener Neigung gelogen habe. Ein vornehmer Mann muß jemand ſchon für einen ſchlechten

chten Menſchen halten, dem er zumuthet zu lügen! B.
nt hier wieder in einem ſchlechten Lichte. Lächerlich iſt
159. die Erzählung von einer Probe, die Lavater in
rſchlinz von ſeinen phyſiognomiſchen Kenntniſſen machen
te, und S. 364. deſſen verſuchte Vertheidigung der über-
rlichen Kraft des Gebets.

Mit dem Abzuge von Marſchlinz fängt der dritte Theil
s Buchs an. B. erhielt den Ruf zum Generalſuperin-
enten nach Dürkheim an der Hardt mit 1000 Gulden Ge-
Seine Freude darüber war unbeſchreiblich, und er ver-
M. nach vierzehn daſelbſt zugebrachten Monaten, um
igſten 1776. Unter den Schilderungen der Menſchen,
r in ſeiner neuen Lage zu Dürkheim kennen lernte, fällt
s die Schilderung des Hofraths Kühl auf. Der
s und jeder Unterthan fürchteten ſich, wie B. erzählt,
ihm, und er hatte das ganze Ruder des Staats in Hän-
Der Rec. hat aber von gut unterrichteten Leuten ver-
men, daß vieles, was B. erzählt, unwahr ſey. — Hier
der Verf. an mit Eifer die Moral zu ſtudiren, worinn
ſonders das Feld der Bewegungsgründe und der Anwei-
zur Befolgung des lieb gewonnenen Guten, und zur
hnung von Laſtern und Fehlern anzubauen ſuchte. Die
cubium führte ihn auch auf die Behandlung der morali-
Krankheiten, und auf die Anwendung der allgemeinen
uiſchen Vorſchriften auf die beſondern Lagen des Men-
Durch dieſe Arbeit glaubte er, erſt ein eigentlich nütz-
Mann für die Welt geworden zu ſeyn, und darin den
zur Vollendung ſeiner Geiſtesbildung in Abſicht auf Re-
gefunden zu haben. (Wie viel wäre hierüber zu ſagen!)
wie itzt täglich ſeine Ueberzeugung zunahm, daß die mo-
he Religion allein nützlich für die Menſchheit ſey, ſo ſetz-
ch der Gedanke zugleich immer feſter, daß die poſitive
on wenig Werth habe. Da er nun ſeinen Amtseid in
ne für verbindlich hielt, daß er dem eingeführten Lehrbe-
nicht widerſprechen, und gegen denſelben nie directe leh-
dürfte: ſo gieng ſeine Sorge dahin, wie er auch an der
ſtiſchen Aufklärung ſeiner Gemeine arbeiten könnte, ohne
ſeinen Amtseid zu verletzen. Dieſe Methode glaubte er
n Reden Jeſu, welche die Evangeliſten uns aufbehalten
n, zu finden. Er ſuchte alſo die Irrthümer des Cate-
ius und der Dogmatik durch die bloſſe lichtvolle Darſtel-
lung

lung der Wahrheit conſequenten Zuhörern (denn nur ſolche ſind der Aufklärung empfänglich) ſo ſichtbar zu machen, daß ſie ſolche von ſelbſt, und ohne ſeine ausdrückliche Beſtreitung derſelben, ablegen müßten. Er erläutert dieſe Methode durch ein paar Beyſpiele. So lehrte er alſo immer Wahrheit, die mit dem Lehrbegriffe der Kirche übereinſtimmte, ohne je einen Irrthum der Dogmatik namentlich zu beſtreiten, und ſich einer Ketzerey ſchuldig zu machen. Wir bemerken hier, ſo wie ſchon lange vorher, eine Affektation, die einen Mangel an Aufrichtigkeit verräth. In der Erzählung, die B. von der Geſchichte ſeines Studirens macht, erwähnt er nirgends, daß er den Schriften Semlers etwas von ſeiner Aufklärung ſchuldig wäre. Er hat doch gewiß ſehr viel daraus gelernt, ja man kann wohl ſagen, die beſte Seite von Bahrdts Schriften iſt es, daß Semlers gelehrte Ideen er populär machte. Semler ſchrieb langweilig und dunkel, Bahrdt fließend, und konnte ſeine Ideen in allerhand fließende Formen gießen. Man hat ein altes Buch unter dem Titel: Scoti Philoſophia a prolixitate et obſcuritate vindicata a Ioh. Gabr. Boyrin. (Paris. 1690.) Manche Bahrdtſche Bücher möchte man bezeichnen: Semleri Theologia a prolixitate et obſcuritate vindicata a C. F. Bahrdtio.

Jede Predigt, die er hielt, befeſtigte ihn (wie er wenigſtens hier verſichert,) auch in der Achtung des Fürſten, und vermehrte die Zahl ſeiner Verehrer unter der Bürgerſchaft: ſo daß er in Kurzem alle böſe Eindrücke vernichtete, welche die Ausſtreuungen Anderer von ſeinen Irrlehren verurſacht hätten. Ruhig und zufrieden hätte er alſo leben können, wenn er zugleich als moraliſcher Schriftſteller aufgetreten wäre, und dadurch ſeine Einnahme zu verbeſſern geſucht hätte. Unglücklicher Weiſe aber erbat ſich der Fürſt ſeinen Marſchlinzer Erziehungsplan, lobte denſelben, und Röhl wiederholte die Ermunterung ſo oft, daß B. dieſen Plan im Lande ausführen möchte, und verſprach dazu alle mögliche Unterſtützung, daß B. endlich der Verſuchung, ein Philanthropin im Schloſſe zu Heidesheim, daß R. ihm unentgeldlich dazu verſprach, anzulegen, nicht widerſtehen konnte. — Hier iſt nun gleich in andern Nachrichten eine große varians lectio. Es wird nämlich verſichert, nicht der Fürſt und R. hätten den Marſchlinzer Plan und deſſen Ausführung zu Heidesheim zuerſt gewünſcht, ſondern der projektvolle Bahrdt habe dem Fürſten dieſes

als ein Finanzprojekt oft angepriesen und Gehör gefun-
so wie man damals fast allenthalben süße Träume hatte,
durch philanthropinische Plane große Geldsummen zu er-
en wären. Aber man hätte nur überlegen sollen, daß
ar der Mann nicht war, der einen Plan hätte ausführen
n, zu dem Oekonomie, Sparsamkeit und Ordnung ge-
hätten. Das Schloß zu Heidesheim ward ihm indessen
eben, und der Fürst schien sich der Sache mit Eifer an-
nmen. B. setzte mit großem Aufwande alles in den
id. Er verband mit dem Philanthropin noch mehrere
schimärische Plane. Dahin gehört auch der Plan einer
neinen Buchhandlung in Deutschland. Ein Buchhändler
im, wie er S. 77. sagt, den Plan dazu gemacht haben,
„dessen Namen sey ihm entfallen.“ Man vergißt auch
den Namen eines Mannes, der ein Projekt macht, das
träglich seyn sollte. Die Wahrheit ist, daß niemand als
lbst diesen schimärischen Plan ausheckte, welcher eben
be ist, den er, lange nachher in Halle unter der geheimen
e der deutschen Union ausführen wollte. Er ließ in
sheim ein Intelligenzblatt drucken, (wovon er hier
sagt,) und schickte es in ganz Deutschland herum. In
lben versprach er allen, die für 10 thlr. — — Bücher
er Expedition in Heidesheim verschreiben wollten, die-
für die Hälfte des Preises zu liefern. Dies war aber
lich nichts, als Wind. Die Sache endigte sich da-
daß die Leute, welche Bücher verschrieben, entweder,
ich aus Unordnung in der Expedition, gar nichts,
nur Exemplare der neuen Ausgabe von Bahrdts
ung des N. T., oder Exemplare von seinen Nachdrü-
era n. Aber nun soll ihm Köhl einen Streich gespielt
, 1 cher beynahe das ganze Unternehmen in der Ge-
rstickt hätte. Das ist aber eine unwahrscheinliche Be-
gung. Wenn R. von dem Finanzertrage des Philan-
ns so große Begriffe hatte, warum hätte er denn das-
n der Geburt ersticken wollen? Die Hauptsache war
daß B. eine Menge Spanische Schlösser in die Luft
, und immer in der Einbildung lebte, daß alles, was
als gewiß vorstellte, auch würklich geschehen würde.
fieng er alles auf einen zu großen Fuß, (er sagt es
S. 163.) ohne alle Oekonomie und Ordnung, an, wie
jedes bekanntlich seine Sache nicht war. Das Päda-
des Philanthropins war eigentlich eine bloße Komödie,
mit

mit welcher Staub in die Augen gestreuet werden sollte. Und noch Manches, was B. davon in die Welt schrieb, war nicht einmal wahr. B., der oben im IIIten Theile versichert, auf Befehl des Hrn. v. Salis gelogen zu haben, log doch hier nun gewiß aus eigenem Antrieb; denn hier hatte er ganz freye Hand; aber es gieng auch darnach. Es war keine Zucht oder Ordnung im ganzen Hause. B. lebte liederlich, (man muß schon das rechte Wort sagen) machte Assembleen, um sich zu divertiren, und kann (S. 176) selbst nicht läugnen, daß Frauenzimmer von zweydeutigem Rufe dabey wären. Er machte Projekte über Projekte, anstatt die Hauptsache, die Erziehung, auf einen guten Fuß zu setzen. Sogar eine Wagenschmierfabrik wollte er im Philanthropin anlegen, und meynte dabey viel Geld zu verdienen. Eine so verkehrt angefangene und geführte Anstalt konnte sich nicht halten, und hielt sich auch nicht.

Nun soll (S. 128) ein katholischer Pfarrer eine Cabale gegen ihn angezettelt und bewirkt haben, daß seine Uebersetzung des N. T. in Worms confiscirt, und eine Reichsfiscalische Anklage deshalb gegen ihn angestellt wurde, die Bebner in Giessen befördert haben soll. Hier finden wir unsern B. wieder recht auf dem fahlen Pferde. Es kann seyn, daß der katholische Pfarrer Weimar mit B. nicht zufrieden gewesen ist. Vielleicht hat er Ursache dazu gehabt, oder nicht. Wer weiß es? Es kann auch seyn, daß dieser katholische Pfarrer beym Weihbischoffe Scheben das Bahrdtsche N. T. auf gut katholisch gescholten, und es für ketzerisch ausgeschrien hat; aber dieser katholische Pfarrer war keinesweges die einzige oder Hauptursache der Reichsfiscalischen Klage gegen Bahrdts N. T. Das Gespräch zwischen ihm und dem Weihbischoff, das B. S. 129 ff. einrückt, ist eine Erdichtung, wie so manches, womit Bahrdt seine Lebensbeschreibung auszustaffiren sucht. Bahrdts eigene Unbesonnenheit schädete ihm, wie so oft, und brachte die ihm so nachtheilige Klage zuwege. Folgendes sind die Umstände, so wie sie glaubwürdige Leute erzählen:

Herr von Scheben war Weihbischoff von Worms, und zugleich Kaiserl. Büchercommissarius in Frankfurt am Mayn. Man sagt aber, er soll, nebst der Kenntniß von Büchern, die man bey ihm, einem Prälaten und Büchercommissarius wohl voraussetzen sollte, eine sehr feine Kenntniß von U. L. Fr. Milch, von Bacharacher, Hochheimer und Johannisber-

ger

ger Wein gehabt haben. Er war ein sehr jovialischer Mann, und mochte sonderlich an der Tafel gern jovialische Leute haben. So war ihm B. bekannt geworden, der mehrmals bey ihm gespeiset hatte. B. machte da die Person, die er Riedeln (II. Th. S. 37.) an der Tafel des ehemaligen Statthalters von Erfurt B. v. Breidenbach machen läßt, die Person eines Lustigmachers. Nur pflegte er, nach seiner gewöhnlichen Art, wohl Se. Hochwürden und Gnaden vor ihren eigenen Augen verdeckt zu persifliren. Aber dies ward gutmüthig aufgenommen, weil es nicht gemerkt wurde, und B. war immer bey dem Weihbischoff wohl gelitten.

Die in Heidesheim veranstaltete neue Ausgabe von Bahrdts N. T. machte in den dortigen Gegenden ein ungemeines Aufsehen. Sie war durch den wohlfeilen Pränumerationspreiß und durch das viele Posaunen davon im Heidesheimischen Intelligenzblatte, und durch die Expeditionen von Büchern fast allenthalben bekannt und gelesen worden, und zwar von Protestanten und Katholiken, weil unter beyden Bahrdts damalige Unternehmungen und freye Lebensart der Gegenstand des allgemeinen Gesprächs waren. Bey den Katholiken machte dies Buch sehr viel Aufsehen. Denn es ist bekannt, daß sie den Laien das Lesen der Bibel in der Muttersprache überhaupt verbieten, also ist leicht zu erachten, daß die allgemein verbreitete Lesung einer solchen Uebersetzung des N. T., wie die Bardesche ist, den Grimm der orthodoxen katholischen Geistlichen, und besonders in dem benachbarten Wormser bischöflichen Sprengel, erregt habe. Es ward auch an der Tafel des Weihbischoffs dawider, und wider Bahrdts Benehmen überhaupt, mit Eifer gesprochen, 25 vom Hrn. Weimar, oder von andern katholischen Geistlichen, ist aber nicht bekannt. Der Weihbischoff sagte: „Wenn Hr. Bahrdt „allzu naseweis wird, wird man ihn auf die Finger klopfen.“ Dabey wäre es vielleicht geblieben, und höchstens wäre ein Verbot im Wormser Kirchensprengel ergangen, worüber man sich nach den Principien der katholischen Hierarchie, welche schon überhaupt alle protestantische Bücher verbietet, eben nicht hätte wundern dürfen. Aber es wurde B. bald hinterbracht, was der Weihbischoff an seiner Tafel gesprochen hatte. Seine gewöhnliche Vorschnelligkeit, die alles von der lächerlichen Seite ansah, hielt das für Possen. Aber gewohnt jeden anzugreifen und zu necken, der ihm mißfiel, ließ er ins

Heidesheimiſche Intelligenzblatt eine Schilderung der Schmauſereyen und Gäſte des Weihbiſchoffs einrücken, die nach dem Leben geweſen ſeyn ſoll. Freylich ward kein Name genannt, aber es wurden die Bilder erkannt, und B. ſorgte mündlich ſelber dafür, daß ſie erkannt wurden. Nicht die S. 133. eingerückte Anzeige, ſondern die komiſche Schilderung ward dem Weihbiſchoff vorgelegt, und brachte ihn dergeſtalt in Zorn, daß er als Büchercommiſſarius den Reichsfiſcal gegen Bahrdts N. T. excitirte, und dem Reichshofrath in Wien war die Gelegenheit erwünſcht, über einen proteſtantiſchen Theologen ſich eine Gerichtsbarkeit anzumaaßen.

Das Philanthropin gieng, wie geſagt, zu Ende, größtentheils durch Bahrdts eigene Schuld. Dazu kam vieler Verdruß mit den Lehrern, (welche freylich eben keine auserleſenen Leute waren,) viele Arbeiten, die er ſich dadurch auf den Hals geladen hatte; verunglückte Projecte, die dabey vorfielen; und Geldmangel, den die ohne gehörigen Vorbedacht angelegte Größe der Anſtalten erzeugte. (Daß keines ſeiner Projecte glückte, darüber wird ſich kein verſtändiger Leſer wundern. Sie waren alle Luftſchlöſſern ſehr ähnlich, und nicht ſelten ziemten ſie am wenigſten einen Theologen oder Lehrer der Moral. Zu dieſen letztern gehört das ſaubere Project, das er in Heidesheim auszuführen anfieng, die theologiſchen Recenſionen unſerer Bibliothek nachzudrucken, deſſen er hier S. 161 ff. erwähnt, und ſowohl vom Hrn. Nicolai, als auch vom Hofrath Rühl Unwahrheiten ſagt, wie wir aus ſichern Nachrichten wiſſen. Er, der ſelbſt in mehrern Stellen dieſes Buchs gegen Nachdrucker eifert und ſchilt, wagt es doch, hier, wo er ſich ſelbſt zu dieſen Menſchen geſellte, ſein Unternehmen zu vertheidigen. Jedermann wird das tadeln. Aber ſein Nachdruck iſt noch tadelnswürdiger, da er es recht wie die Nachdrucker machte, die das, was ſie ſelbſt betrifft und ihnen nicht gefällt, entweder ganz weglaſſen, oder verſtümmeln. Bahrdt trieb die Unverſchämtheit noch höher; er ſetzte in ſeinem Nachdrucke des theologiſchen Theils der A. D. B. nach Gefallen Lob an die Stelle des Tadels ſeiner Schriften. Wer daran zweifelt, der vergleiche nur einmal B. I. St. II. S. 179. 183. und 245. unſerer Bibliothek mit dem Bahrdtſchen Nachdrucke B. I. S. 165. und 167. und B. II. S. 279. Aus den beyden erſtern Stellen wird man aus einer Recenſion einer Schrift ſeines Vaters vieles ausge-

ausgelassen, und an der dritten Stelle eine selbstgemachte Recension von einer seiner eigenen Schriften, statt derjenigen, welche sich in der Bibliothek finden, substituirt finden, weil er in der A. D. B. getadelt war, und er sich gelobt wissen wollte. Eine andere Recension aus dem III. B. S. 224., die ihm ebenfalls nicht behagte, hat er in seinem Nachdrucke ganz ausgelassen. Ein solches schimpfliches, und zugleich selbstsüchtiges Unternehmen wagt er zu vertheidigen!

Er giebt nun S. 188. vor, er habe das Anerbieten, einiger Freunde angenommen, die sich unter dem Namen einer ökonomischen Gesellschaft mit ihm verbinden, und die Direction des ökonomischen Fachs, und NB. die Befriedigung seiner Creditoren, deren sehr viele waren, übernehmen wollten. Der Contract darüber wurde von dem Fürsten bestätigt. B. ward aber wenig damit geholfen.

Das war wieder sehr natürlich in einer so verzweifelten Lage des Philanthropins, und mit einem Manne, wie B., der sich in gar keine Ordnung fügte, und mit vollen Händen verschwendete; dessen häusliche Umstände daher in der verworrensten Lage waren; obgleich (er sagt es S. 205.) „beym Anfange des Instituts ihm der anglaubliche Gewinn „von 5000 Gulden zur Anlage desselben gedieh.“ Die Herren sollten Mitdirectoren seyn, aber B. wollte allein dirigiren. Er sagt S. 193. sehr naiv, sie hätten „ein gewisses „Mistrauen gegen ihn wegen der Casse bezeigt, und wären so überflüssig besorgt für das gemeinschaftliche Interesse gewesen, daß sie die Entfernung seiner Frau von der Oekonomie verlangt hätten.“ Eigentlich werden sie wohl Hrn. Gehrdts Entfernung von allen ökonomischen Sachen verlangt haben.

In dieser gänzlichen Verwirrung der Sachen im Philanthropin hatte B. einen Einfall, der seinem seltsamen, leichtsinnigen Unternehmungsgeist, der ihn in die beste Stimmung setzte, wenn er nur unbestimmte Hoffnungen haben konnte, ganz in seiner Größe zeigt; er nennt es selbst S. 197. einen desperaten Entschluß. Er entschloß sich nämlich, eine Reise nach Holland und England zu unternehmen, und daselbst Zöglinge zu werben, die besser bezahlten, als die deutschen. Diese Reise trat er recht, im eigentlichsten Verstande

Ring und Rheinwein gab, ſondern der ihm einen verfallenen Wechſel von 150 fl. noch von Gießen her präſentirte, und dieſes Kapital nebſt Zinſen ſogleich bezahlt verlangte, und im Entſtehungsfall mit Arreſt drohete. Nun ſagt die Geſchichte ferner, B. hätte noch das kleine oben ſchon erwähnte Münzkabinet gehabt, daß ihm ſein Freund in Gießen zum Verſetzen gegeben hatte, das er eingelöſt, von Gießen mitgenommen, und in Butzbach nicht wiedergegeben hatte, weil er da eine gutherzige Wittwe fand, welche für beyde Schulden, wegen welcher ihm nachgeſetzt ward, Bürgſchaft leiſtete. Es ſcheint er hatte dieſe rare Münzen, (wobey freylich der kleine Umſtand obwaltete, daß ſie nicht ihm gehörten) auf den äußerſten Nothfall verwahrt, hier alſo, da alle ſchöne Träume von den reizendeſten Ausſichten wären gewiß vereitelt geweſen, wenn er in Frankfurt am Mayn des unbezahlten Wechſels halber wäre in Verhaft genommen worden, bedachte er ſich weiter nicht, das Münzkabinettchen loszuſchlagen, und bezahlte ſo den Wechſel, von dem Reſte mag er ſich wohl einen ſchönen violetnen ſammtnen Rock und etwa einen Ring vor 15 Fl. *) zum Scheinen angeſchafft haben, das ſieht ihm ganz ähnlich. Wir erzählen dieſe Geſchichte ſo, wie wir ſie gehört haben, iſt ſie richtig, ſo iſt alles Wunderbare erklärt, und die Vorſehung wird wegen des D. Bahrdts nicht ganz ſpeciell bemühet. Es erklärt ſich auch ganz natürlich, wie

es

*) Es ſcheint wohl eine ähnliche Bewandtniß mit dem Werthe dieſes Ringes gehabt zu haben. Denn S. 333. braucht B. in London 12 Schillinge zu einem Ueberrocke, und einige Schillinge zu einem Paar Schuh, und er kann nicht pathetiſch genug beſchreiben, wie er drey Tage von einem Dreyerbrod und Thee gelebt hat. Dabey fällt ihm der Ring von 400 Fl. ein. Er ſagt S. 334: Er habe ihn nicht verſetzen mögen. Denn, wenn er auch eine kleine Summe darauf genommen hätte, ſo hätte man ihm denſelben vertauſchen mögen. Warum denn eine kleine Summe, wenn der Ring 400 Fl. werth war? Und man ſoll glauben, B. habe keine Schuh gehabt, und habe drey Tage deshalb nicht ausgehen können, und habe freywillig täglich drey Tage von einem Dreyerbrod und Thee gelebt. Dieß ſolle der leichtſinnige, ſenſuelle Bahrdt, der ſelbſt ſo oft ſagt, daß gut Eſſen und Trinken ihm alles geweſen, gethan, und ſpäte doch einen Ring von 400 Fl. am Werth beſeſſen haben? Credat Iudaeus Apella, oder Iudaeus Baer Loew. Iſaac!

es D. B., der ſich doch nicht gern Bequemlichkeiten verſagte, hat wagen wollen, mit 2 Fl. 50 Xr. nach England zu reiſen. Denn, wenn er auch nicht mehr, als 2 Fl. 50 Xr. an baarem Gelde hatte, ſo hatte er doch 600 bis 800 Fl. an Geldern und ſilbernen Münzen, und die konnten ihm ſchon helfen. Wenigſtens iſt dieſe Geſchichte wahrſcheinlich. Und wir ſind, beſonders in D. Bahrdts Lebensgeſchichte, wo er ſo viel Blöſſen von ſeiner Eigenliebe, Einbildungskraft und andern kleinen Abſichten giebt, und ſich, wie es in die Augen fällt, nicht immer ganz genau an die Wahrheit bindet, geneigter, dasjenige zu glauben, was wenigſtens wahrſcheinlich iſt, als das, was alle Eigenſchaften einer unwahrſcheinlichen Erdichtung an ſich trägt.

In Mainz machte ſich ein Proſelytenmacher an ihn, und wollte ihn, unter dem Verſprechen einer ſehr reichen Pfründe, zum katholiſchen Glauben bekehren. Die Zeit war gut gewählt, die Gründe für die Bekehrung zur alleinſeligmachenden katholiſchen Religion ſcheinen viel bündiger, wenn jemand in leiblicher Noth iſt. B. verſichert, er habe ein Billet im Original von dieſem Proſelytenmacher auf, welches er hier abdrucken läßt, worin ihm nach dem unmittelbarſten Auftrag von hoher Hand, ein Einkommen von 5000 Fl. zugeſichert wird, wenn er einen ſeiner Philoſophie gemäſſen Entſchluß faſſen wollte. „Erdenken Sie ſich, heißt es „ferner, ſelbſt die allerſtrengſte Methode, nach welcher ſie ſich „alles vorher ſichern mögen. Man verlangt nicht den geringſten Schritt von Ihnen eher, bis Ihnen alles erfüllt worden iſt, was Sie ſelbſt Punct für Punct vorzeichnen wollen. „Sie können alles fodern und alles verbitten, ſelbſt die Abſchwörung. Sie können ganz nach den eigenſinnigſten Grundſätzen verfahren. Es wird Ihnen alles bewilligt werden. „Nur ein halbes Ja — geben Sie vorerſt Ihrem treu ergebenſten X.“

Es kann dies Billet wohl ächt ſeyn. Denn ein ſehr glaubwürdiger Mann verſichert, daß ihm B. ſelbſt ein ſolches Billet hat leſen laſſen. Die ganze Geſchichte hat wenigſtens keine innere Unwahrſcheinlichkeit. Es iſt nicht das erſtemal, daß einem proteſtantiſchen Geiſtlichen, der in Noth iſt, dergleichen Vorſchläge geſchehen. Zwar das verſprochene Einkommen von 5000 Fl. iſt etwas ſtark. Doch, es war ja nur ein Verſprechen. —

In Amsterdam wollten die Geistlichen dem Verf. keine Predigt erlauben. Erst spät erfuhr er, daß hier ein Club von ungefähr 50 hellen Köpfen existirte, worin sich auch der Prof. Schultens befand, der ihn auch darin einführte. Die Versammlung war an einem abgelegenen und stillen Orte. Am Ende des Decembers reisete B. nach England, wozu ihm der Prediger Rütz im Haag die Reisekosten gegeben hatte. Hier erzeigten ihm die Herren Forster große Freundschaft, ingleichen Hr. Wenderborn, dem aber B. wieder schlecht dankt, indem er hier etwas von ihm erzählt, welches doch einem ordentlich lebenden Geistlichen nicht angenehm seyn kann, wenn gleich B., der Umgang mit liederlichen Weibspersonen gewohnt war, davon als von etwas gleichgültigem sprechen konnte. Hr. W. hat, wie aus den Zeitungen bekannt ist, dasjenige, was der Verf. hier von ihm gesagt hat, geläugnet. Es sollte zwar fast scheinen, er habe hierbey etwas zu viel Zorn geäußert; (denn seine Ehre kann durch einen Mann, wie B. ist, nicht leiden.) Indessen, wenn würklich die Geschichte nicht wahr ist, so kann man ihm nicht verdenken, daß er gegen B. indignirt war, der ihn für seinen guten Willen so schlecht belohnte. Wie B. S. 330. selbst gesteht, „war Hr. W. der Einzige, der sich mit Wärme für „B. Institut verwendete, und dessen Empfehlungen und „wiederholten Zuredungen er alle Zöglinge verdankte, „die er in London fand.“ Ueberhaupt ist B. so wenig, als andere Reisebeschreiber zu entschuldigen, wenn sie von lebenden Gelehrten, ohne alle Discretion, Dinge erzählen, welche diesen oft aus mancherley Ursachen unangenehm seyn können. Eine dergleichen unüberlegte Geschwätzigkeit, wodurch zukünftige Reisebeschreiber ihre Nachrichten unterhaltend zu machen suchen, ist nicht nur aller guten Lebensart zuwider, sondern ist auch oft, wie hier, grobe Undankbarkeit gegen Männer, denen sie verpflichtet sind, und wird andern reisenden Gelehrten höchst nachtheilig, wovon auch der Recens. mancherley Erfahrungen gemacht hat.

B. giebt hier nun wieder vor, er habe in London mancherley Reizungen gehabt, sich da niederzulassen, und seinen reichlichen Unterhalt daselbst erwarten können. Es mag dahin gestellt seyn, ob nicht etwa diese Reizungen, in London zu bleiben, zu den reizenden Aussichten gehörten, wovon B. schon am Anfange dieser Reise, seinem eigenen

Berichte

Berichte nach, träumte. Es ist wohl kein Zweifel, daß ein offener fähiger Kopf, besonders wenn er anfänglich sparsam leben will, seinen nothdürftigen Unterhalt in London erwerben kann. Aber ein so reichliches Einkommen, um so, wie Bahrdt gewohnt war, in den Tag hinein zu leben, und beständig das Beste zu essen und zu trinken, und alle andere Bequemlichkeiten und Lüste zu genießen, möchte in London wohl schwerer zu erwerben seyn, als an irgend einem andern Orte. Die Aussicht zu einem reichlichen Unterhalt in London, welche er meint gehabt zu haben, war doch wohl nichts anders, als der Traum, wenn er in London ein Philanthropin errichtete, so würden die Söhne der Herzoge und Grafen, und mit ihnen die Guineen hinströmen, daß er nicht wissen würde, wo er genug Wein, Leckerbissen und Mädchen hätte herkriegen sollen, um das viele Geld zu verzehren. In diesem Traum vergaß er, daß engl. Guineen sich mit mehrern Vortheile in Deutschland verzehren lassen, besonders im Reiche, wo der 24 Fl. Fuß gilt, als in London, wo alles theuer ist. Ferner hatte er auch vergessen, daß, um junge Engländer in London zu erziehen, oder sonst etwas daselbst zu unternehmen, bey ihm die kleine Schwierigkeit eintrat, daß er weder englisch noch französisch verstand. Oder hat er etwa wollen den German Doctor in London machen, wie Dr. *Caterfelton*, und seine Arcana wider die Gicht und die Krätze verkaufen? Charlatanerien besaß er genug dazu, und vielleicht wären Dr. Bahrdts Pills in London geworden, wie Dr. Rocks Pills.

Von dem Prinzen Ludwig von Hessen-Darmstadt hatte er einen Empfehlungsbrief an Herrn Hesseltein, Secretär der ersten Freymaurerloge, (eigentlich hätte er in der Kunstsprache sagen sollen: der großen Loge) erhalten. Als er solchen abgab, las H. den Brief mit Lächeln: „Der „Prinz hat große Projekte. Ja, ja, wenn die Millionen so „leicht zu erlangen wären, wie man sie ausspricht. Er las „weiter. — Ei! ei! das sind windige Sachen! Luftschlös„ser! — Nun der Prinz meints recht gut.“ Herr B. ward indessen recipirt, und erhielt in einem Abende drey Grade, und das Certificat über den Meistergrad. Dies kostete ihm (wie er sich ausdrückt,) nur 5 bis 6 Guineen. Indessen sagt er, er habe dadurch kein Licht, keine Weisheit, keinen Zuwachs seiner Kenntnisse erhalten; aber in dem Umgange

eines Bruders habe er Licht bekommen, und den Orden lieben und nutzen gelernt, ſo, daß dies allein ihm die Reiſe der Mühe werth gemacht hatte. — (Den Orden nutzen, das iſt ſo recht in B. Charakter! Vermuthlich hat ihn der Bruder das Licht gegeben, um die deutſche Union zu errichten, welche Bruder Bahrdt ſo trefflich genutzt hat, und die Briefe über die Bibel im Volkston zu ſchreiben, wo er Chriſtum mit ſeinen Apoſteln Freymaurerloge halten läßt, um gutmüthige Freymaurer zu nutzen, welches doch nicht recht gieng.)

Für ſein Philanthropin warb B. vier Zöglinge in London, caſſirte die halbjährige Vorausbezahlung dafür, nebſt den Reiſegeldern ein, und machte ſich dann mit ihnen auf den Rückweg. In Holland, Cleve und Crefeld erhielt er noch neun Zöglinge, und das Verſprechen, künftig mehrere zu bekommen. Vergnügt kam er in Oppenheim an, freute ſich nun bald in Heidesheim zu ſeyn, glaubte ſich und ſein Inſtitut auf den höchſten Gipfel des Glücks, und fand in Oppenheim — eine gedruckte Zeitung mit der Nachricht, daß er durch ein R. H. R. Concluſum von allen ſeinen Aemtern ſuſpendirt ſey. So ſehr man auch gegen B. wegen ſeines Leichtſinns, Unordnung und Windbeuteley eingenommen ſeyn mag, ſo wird doch ſchwerlich ein Leſer, der menſchliche Gefühle hat, die Erzählung dieſes unverdienten Schickſals ohne Mitleiden leſen. Vier Wochen nachher wurden ſchon alle Zöglinge, die er erhalten hatte, zurückgefordert. „Meine Suſpenſion," ſchreibt er, „verurſachte viel Reden „in Deutſchland; aber die allgemeine Trägheit der Menſchen „machte, daß ſich niemand meiner annahm. Der Gedanke, „daß das Eingriff in die Rechte der deutſchen Fürſten ſey, „wenn der R. H. R. den Diener eines Reichsfürſten, „um theologiſcher Meynungen willen, *de facto* abſetzte, und „daß dies, einmal geduldet, mehrmalen geſchehen „könne, lag zu weit im Reiche der Möglichkeiten, als daß „Schriftſteller und Fürſten davon hätten erwärmt werden können. Und die Menſchen ſind gemeinhin, auch bey den erſchütterndſten Fällen, ganz eifrige Zuſchauer und Beſprecher „der Sache; aber in Thätigkeit ſind ſie nicht anders zu ſetzen, „als bis ſie perſönlich, durch gewiſſen und nahen Vortheil „oder Schaden, intereſſirt werden." Der Fürſt, oder da-

Graf von Leiningen, wollte ſich den R. H. R. nicht zum

Feinde

Gefälle machen; weil er in ein paar Processen favorem iudicii nicht verscherzen wollte; und außerdem war auch sein erster Rath, Kühl, B. Feind; wie sich B. wenigstens einbildete. Dies letztere muß doch wohl so arg nicht gewesen seyn, denn der Fürst, (den B. vorstellt, als wäre er in allem von Hrn. Kühl geleitet worden) supplicirte doch an den R. H. R. als der Gemeine, und B. selbst; aber auf alle diese Vorstellungen erfolgte nichts, und B. wurde, ungehört, blos auf einseitige Reichsfiscalische Klage, aller seiner Aemter beraubt, und zum Widerrufe aller ihm Schuld gegebenen Irrthümer, oder zur Meidung des deutschen Reichs, verurtheilt. Hr. B. hat sehr Recht, wenn er dieß ein Beyspiellosen Verfahren nennt: es ist noch weit mehr, als blos dieses. Lächerlich war es übrigens, daß das R. H. R. conclusum zugleich aus Versehen, seine so allgemein für orthodox gehaltenen Predigten über die Person und das Amt Jesu, mit confiscirte, weil durch einen Irrthum diese Eichenbergische Sammlung, statt der Varrentrappischen, der Klage beygelegt worden war. Freylich erhellte daraus, daß der Richter die ihm producirten corpora delicti gar nicht angesehen und verglichen, sondern lediglich sich auf die Klage des Reichsfiscals verlassen und darauf verurtheilt hatte. Da indessen B. den verlangten Widerruf natürlich nicht leisten wollte: so blieb ihm nichts übrig, als in das Gebiet eines Reichsfürsten zu flüchten, der nicht gewohnt war, sich solche Mandate insinuiren zu lassen, als der R. H. R. dem Grafen von Leiningen zuzusenden sich herausnahm, oder der allenfalls auch solchen Mandaten den gebührenden Widerstand geleistet haben würde. Der Verf. entschloß sich daher, in den Preußischen Staaten Schutz zu suchen; aber man machte ihm bange, daß er nicht mit heiler Haut dahin würde gelangen können. In dieser Verlegenheit, (sagt er,) nahm Kühl wieder die Mine seines Freundes an, (oder vielmehr, er handelte wirklich als sein Freund, muß also wohl nicht ein solcher Bösewicht, wie ihn B. schilderte, seyn,) rieth ihm, sich in der Stille fortzumachen, und versprach ihm im Namen des Fürsten im Wirthshause zu Dienheim 400 Gulden auszahlen zu lassen. So wenig nun auch B. diesem Antrage trauete, so mußte er doch in der Geldnoth, worin er war, ihn annehmen, empfieng wirklich in Dienheim das Geld von einem fürstlichen Secretär, ward aber auch gleich darauf arretirt.

Mit der Geschichte dieses Arrestes fängt der vierte und letzte Theil an. B. entfloh aus diesem Arreste auf eine Art, die er, wie er immer pflegt, als sehr wunderbar vorstellt, damit er die Leser seiner Lebensbeschreibung für sich als einen Mann interessire, dem lauter unerklärliche Dinge passiren. Nun sieht man aber aus allen Umständen, daß man ihm hat wollen entfliehen lassen. Die allgemeine Sage ist, daß er von Schuldnern nachgesetzt und arretirt worden. Da hat er den dringendesten mit 100 Fl. abgefunden. Das übrige ist Auszierung. Genug B. kam mit Frau und Kindern wohlbehalten nach Halle. (Eigentlich, alles wohl überlegt, ist doch auch nicht einzusehen, was ihm eigentlich hätte auf dieser Reise Böses begegnen sollen. Wenn er, welches freylich unerhört und schrecklich gewesen wäre, auf das R. H. R. Conclusum das Deutsche Reich hätte meiden sollen; so mußte er doch wenigstens, wenn er das traurige beneficium emigrandi mit Weib und Kindern hätte ergreifen müssen, freyes Geleit haben, um durchs Deutsche Reich nach dessen Gränze zu reisen. Durch die Luft konnte er doch nicht fliegen.) Semler, der ihm schon schriftlich abgerathen hatte, nicht nach Halle zu kommen, erklärte ihm gleich beym ersten Besuche, daß sein Ruf zu schlimm sey, daß er sich in Halle nicht würde halten können, und seine, Semler's, eigene Ehre es erforderte, daß er gegen ihn schriebe. Am herzlichsten empfieng ihn Knapp. Aber kein Theologe erwiederte ihm den Besuch! Alle Menschen flohen ihn. Er lebte eine Zeit lang in Armuth, und er ist unverschämt genug, zu sagen: „man habe die Absicht gehabt, ihn in diesem Zustande zu erhalten.“ Es ist nöthig, hierüber etwas zu sagen, da B. so wie überhaupt, also auch hier, die Sachen nur halb und unrichtig erzählt, und vieles falsch darstellt. Der Rec. muß erst die wahre Lage etwas ausführlich aus einander setzen. Unpartheylichkeit soll ihm die Feder dabey führen.

Es ist traurig, daß, wie B. hier lebhaft und rührend genug erzählt, jedermann vor ihm, als vor einem Ketzer, das Gesicht abwendete, und viele ihn deswegen haßten. Aber er hat sehr unrecht, wenn er es so vorstellt, als ob man blos seiner Ketzerey wegen ihn gemieden hätte. Es war eine viel wichtigere Ursache, die er, nach seiner leichtsinnigen Art zu denken, nicht einsehen konnte oder wollte. Es war zu beklagen, aber es war leider! offenbar, daß er seit seiner scandalösen

leusen Geschichte in Leipzig, wodurch er selbst sein Glück untergrub, beständig unordentlich und wohl gar liederlich gelebt, nicht selten seine gutwilligen Freunde gemißbraucht, und zuweilen gar kompromittirt hatte. Welchem gesetzten Mann, wenn ihm auch Bahrdts Freymüthigkeit in theologischen Sachen nicht nur nicht anstößig, sondern sogar lobenswürdig schien, war zu verdenken, daß er sich mit einem solchen Manne gar nicht abgeben mochte? Der Ruf von seinem asotischen Leben in Heidesheim, und von den gewaltigen Unordnungen und Zügellosigkeiten, welche daselbst, anstatt einer vernünftigen Erziehung der Jugend, sich fanden, war allenthalben ausgebreitet. Gesetzt, dieser üble Ruf wäre übertrieben gewesen, so bestätigte er doch, nebst den glaubwürdigen Nachrichten von seiner thörichten Projektmacherey, von seiner Wagenschmierfabrik, von seinen Nachdrücken, von seiner auf Betrug gerichteten Buchhandlung, ꝛc. die widrige Meynung, welche man längst schon von B. moralischem Charakter gefaßt hatte. Seine Reise nach England sahen viele als einen Donquichottenstreich an, und die am gelindesten urtheilten, sahen sie (wie Bahrdt selbst in dieser Lebensbeschreibung) für einen Desperationsstreich an, und das allgemeine Urtheil war, daß dieser Desperationsstreich einen Mann nicht retten würde, der vermittelst vieljähriger unordentlicher Aufführung, sich und seine Familie, und seine Reputation, durch eigene Schuld zu Grunde gerichtet hatte. Man übertreibt die Sache nicht, wenn man sagt, daß damals, so sehr auch B. Talente geschätzt wurden, doch fast niemand, der seinen Charakter und Lebensart genau kannte, Zutrauen zu ihm habe fassen können, oder sich persönlich sehr genau mit ihm einzulassen Lust gehabt hätte.

Unter diesen Umständen erfolgte das R. H. R. Conclusum gegen ihn. Es machte mit Recht das größte Aufsehen unter den Protestanten, selbst auch unter den größten Staatsmännern und Staatsgelehrten aller protestantischen Länder. Selbst diejenigen, welche auch am wenigsten B. Freymüthigkeit oder Ketzereyen in theologischen Sachen mit ihrer Ueberzeugung übereinstimmend finden mochten, sahen doch ein, daß gegen seine Person ein Schritt gegen die Rechte des Corporis evangelici geschehen war, der allen Protestanten höchst bedenklich seyn mußte. Die Protestanten haben ein unbestreitbares Recht, daß über Sachen alle ihre Religion betreffend,

in partes gezangen werde, daß nie, selbst an
tage nicht, majora darinn entscheiden. Dieses
Erhaltung der Existenz des ganzen Protestantis
verbunden, daß alle Protestanten, sie mögen s
auf Dogmatik denken wie sie wollen, diese 1
des protestantischen Theils von dem katholisch
Kräften behaupten müssen. Alle protestantis
sind einig darinn. Daher haben die Protest
für rechtmäßig erkennt, und werden es nie für
kennen, daß die Reichsgerichte, welche bekannt
katholischen Besitzern bestehen, in evangelischen
chen etwas befehlen oder entscheiden können.
versucht, nie aber von den Protestanten zuge
allezeit, sobald es zur Sprache gekommen, d
keit der Protestantischen Religion, und ihre
den größtentheils katholischen Reichsgerichten
hauptet worden. Hier war noch dazu der
nur der größtentheils katholische Reichshofrath,
hung irgend eines Theologen protestantischer
überhaupt ohne irgend eine Untersuchung, eig
Uebersetzung des N. T. von einem protestantisch
Theologie für verdammungswürdig erklärte. F
her ganz unerhörte Fall, daß vom R. H. R. d
sche Superintendent eines protestantischen Reichs
einer seiner Ueberzeugung gemäß gemachten (
gen Jahren ohne Widerspruch irgend eines evang
standes, und jetzt blos wieder gedruckten,) Ue
N. T., und wegen Abweichungen von der Do
Amtes entsetzt, daß ihm ein Wiederruf beso
Gegentheil geboten ward, das ganze deutsche
den. Jeder Protestant, welcher die deutsche
kennt, welcher der vielen Beeinträchtigungen
womit der katholische Theil die protestantische
heit einzuschränken gesucht hat, welcher sich erin
einzelne Personen sind unterdrückt worden, die
ley Ursachen nicht laut reden durften, und wie
die Gravamina Corporis evangelici waren, m
solches R. H. R. Conclusum erschrecken, und
che bedenkliche Folgen unausbleiblich seyn würde
rere dergleichen erfolgten, wenn ein Herkomm
zwungen würde, und dergl. Conclusa zur Ausü
würden. Diese Furcht der Protestanten ward

[illegible]

in partes gegangen werde, daß nie, ſelbſt auf dem Reichstage nicht, majora darinn entſcheiden. Dieſes Recht iſt mit Erhaltung der Exiſtenz des ganzen Proteſtantismus ſo genau verbunden, daß alle Proteſtanten, ſie mögen ſonſt in Abſicht auf Dogmatik denken wie ſie wollen, dieſe Unabhängigkeit des proteſtantiſchen Theils von dem katholiſchen mit allen Kräften behaupten müſſen. Alle proteſtantiſche Publiciſten ſind einig darinn. Daher haben die Proteſtanten auch nie für rechtmäßig erkennt, und werden es nie für rechtmäßig erkennen, daß die Reichsgerichte, welche bekanntlich meiſt aus katholiſchen Beyſitzern beſtehen, in evangeliſchen Religionsſachen etwas befehlen oder entſcheiden können. Es iſt zwar oft verſucht, nie aber von den Proteſtanten zugegeben, ſondern allezeit, ſobald es zur Sprache gekommen, die Unabhängigkeit der Proteſtantiſchen Religion, und ihre Ausübung von den größtentheils katholiſchen Reichsgerichten ſtandhaft behauptet worden. Hier war noch dazu der Fall, daß nicht nur der größtentheils katholiſche Reichshofrath, ohne Zuziehung irgend eines Theologen proteſtantiſcher Religion, und überhaupt ohne irgend eine Unterſuchung, eigenmächtig eine Ueberſetzung des N. T. von einem proteſtantiſchen Doctor der Theologie für verdammungswürdig erklärte. Ferner, der bisher ganz unerhörte Fall, daß vom R. H. R. der proteſtantiſche Superintendent eines proteſtantiſchen Reichsſtandes wegen einer ſeiner Ueberzeugung gemäß gemachten (ſchon vor einigen Jahren ohne Widerſpruch irgend eines evangeliſchen Reichsſtandes, und jetzt blos wieder gedruckten,) Ueberſetzung des N. T., und wegen Abweichungen von der Dogmatik, ſeines Amtes entſetzt, daß ihm ein Wiederruf befohlen, oder im Gegentheil geboten ward, das ganze deutſche Reich zu meiden. Jeder Proteſtant, welcher die deutſche Reichsgeſchichte kennt, welcher der vielen Beeinträchtigungen ſich erinnert, womit der katholiſche Theil die proteſtantiſche Glaubensfreyheit einzuſchränken geſucht hat, welcher ſich erinnert, wie viel einzelne Perſonen ſind unterdrückt worden, die aus mancherley Urſachen nicht laut reden durften, und wie fruchtlos meiſt die Gravamina Corporis evangelici waren, mußte über ein ſolches R. H. R. Concluſum erſchrecken, und einſehen, welche bedenkliche Folgen unausbleiblich ſeyn würden, wenn mehrere dergleichen erfolgten, wenn ein Herkommen daraus erzwungen würde, und dergl. Concluſa zur Ausübung gebracht würden. Dieſe Furcht der Proteſtanten ward noch ſtärker, durch

durch die gewiß beyspiellose Art, wie dieses Conclusum erfolgte, denn der protestantische Superintendent war seines Amtes entsetzt, und auf das Ausbleiben seines Wiederrufs auch aus dem ganzen deutschen Reiche verwiesen worden, auch auf die bloße fiscalische Anzeige eines Weihbischofs und Reichsfiscals, die beyde katholisch waren, ohne daß der protestantische Superintendent wäre mit seiner Vertheidigung nur im geringsten gehört worden. Es kam den Protestanten hier gar nicht auf Bahrdts Person noch auf Bahrdts Lehre an, aber es war sichtlich, daß durch seine Verdammung die Katholiken über die Beschaffenheit der protestantischen Glaubenslehre und Glaubensfreyheit sich eine Gerichtsbarkeit anmaßten, die dem Privilegio eundi in partes in causis religionis gerade zuwider war. Daher wünschten alle Protestanten, daß er gerettet würde. Auch berühmte Staatslehrer, die man nennen könnte, die sonst sehr für die Orthodoxie waren, und weder Bahrdts Person, noch Bahrdts Lehre liebten, waren doch der Meynung, es seyen durch seine Verurtheilung die Rechte aller Protestanten gekränkt worden, und wünschten, daß ein mächtiger protestantischer Fürst sich seiner annehmen möchte, denn aus leicht zu begreifenden Ursachen, war es nicht zu erwarten, daß mindermächtige protestantische Reichsstände ihn einzeln vertreten, oder sich zu Vertheidigung der evangelischen Rechte so leicht vereinigen würden.

Der Kurfürst von Brandenburg war es, auf den jedermann hierbey die Augen richtete. Die Freyheit zu denken, die unter Friedrich II. empor keimte; und von diesem großen Monarchen beschützt ward. Seine Lage gegen Oesterreich. Seine persönliche Meynung von der Gewalt des R. H. R. und seine Maxime, die Rechte des Protestantismus äußerst zu beschützen und überhaupt dem Mindermächtigen zu helfen, gaben Recht zu hoffen, daß Bahrdt eine Zuflucht in den preußischen Staaten finden würde. Bahrdt selbst suchte darum an. Er hat es am Ende des IIIten Theils so ganz kavalierement vorgestellt, als ob er sich nur entschlossen habe, ins Preußische zu gehen, und läßt ganz aus, daß er vorher um Erlaubniß dazu angesucht hat, welche auch bey der kritischen Lage, in welche er durch das R. H. C. gesetzt war, wohl nöthig war. Der Hr. Minister von Zedlitz fand die Sache so wichtig, daß Er sie im Staatsrath vortrug. Das Staatsministerium accordirte, daß B. seinen Aufenthalt in den

preuß.

preußischen Staaten nehmen könnte, und geschützt werden sollte, doch mit den Bedingungen: 1) daß er sich stille halten und zu keinen Klagen Anlaß geben sollte; 2) daß er keine theologische Kollegien lesen sollte; 3) daß der ertheilte Schutz nicht die Meynung sey, ihn in Dienste zu nehmen oder ihm ein Amt zu geben. Dies wurde ihm geschrieben, ob er gleich für gut findet, hier nicht ein Wort davon zu sagen, daß der Schutz ihm nur bedingungsweise gegeben ward. Er war auch, wie man bald deutlich sah, nicht sehr geneigt, diese Bedingungen zu halten. Er hatte in der Art, sobald eine Gefahr vorbey war, sich gleich reizende Träume in die Zukunft durch den Sinn gehen zu lassen, dabey hatte er eine sehr große Opinion von sich und machte große Prätensionen. Er verlangte also im Triumph aufgenommen zu werden, und gleich die größten Einkünfte zu haben, damit er sich wieder sinnliche Genüsse schaffen könnte, welche ihm, wie er in dieser Lebensbeschreibung selbst so oft sagt, über alles waren. Dabey zweifelte er nicht, er müßte bald ein ansehnliches Amt haben, und wieder so hoch empor kommen, als ihn seine reizende Träume zu tragen pflegen. Da das nun alles nicht geschah, und nicht geschehen konnte, so klagt er hier undankbarer Weise in einem bittern Ton, als wäre ihm das größte Unrecht geschehen. Man hatte ihm in seinen äußerst bedrängten Umständen, da er das deutsche Reich meiden sollte, die Erlaubniß versprochen, sich in preußischen Landen aufhalten zu dürfen, und Schutz, wofern er sich ruhig hielte. Das, was man ihm versprochen hatte, hielt man ihm, er hielt aber nicht, was er versprochen hatte. Man hatte gehofft, er würde durch Schaden endlich klug, ein guter Wirth und ordentlicher Mann werden; aber das war seine Sache nicht. Er wollte vollauf und burschikes leben, woher es käme, fragte er nicht. Daher klagte er hier S. 30: „Er hätte nur sollen das Kücheleben behalten. Man hätte besorgt, er möchte zu muthig werden.“ (Ja wohl! sein Muthig werden machte viel Unfug.) — „Man hätte ihn „verputten *) lassen“ u. dergl.

Daß man verlangte, er solle sich ruhig halten, war billig. Denn ob ihn gleich, auf jedem Fall, der König gegen das

*) Was ist das für ein Wort, von einem Mann gebraucht, der sich oben rühmte, daß er correct und deutsch schriebe!

das N. H. E. würde geschützt haben; so war es doch der Vorsicht gemäß, daß das Staatsministerium verlangte, er sollte auch den N. H. N. nicht necken, und sollte sich vor der Hand, bis man sähe, wo die Sache hinauswollte, solcher Schriften enthalten, welche anstößig schienen, und das Ansehen haben könnten, als wolle man trotzen. Daher hielt man nicht vor nöthig, daß er damals seine Apologie der Vernunft herausgäbe. Das kann er S. 40. gar nicht begreifen, obgleich die Vorsicht sehr natürlich war. Aber ihm war daran gelegen, geschwind recht viel Lärmen zu machen; welches doch gar nicht consilii war. Damals schon wollte er auch sein Leben beschreiben, so wie jetzt, und schickte wirklich den Anfang davon nach Berlin, (wovon er nichts zu sagen für gut findet,) allein auch das ward ihm treulich widerrathen, und ihm begreiflich gemacht, daß er sich nicht noch mehr Feinde machen müßte.

Um Dr. Rec. will wahrlich niemand entschuldigen, der durch mancherley kleine Chikanen verhinderte, daß etwa B. ein Auskommen haben könnte, sonderlich nicht den sel. Semler, der ihn sehr hart fiel, und schlechterdings vom Ministerium verlangte, daß er aus Halle weg sollte, welches unbillig war, da allenfalls Semler auf keine Weise berechtigt war, sich darein zu mischen, ob jemand in Halle existiren sollte, oder nicht. Daß aber Baharde nicht ein Amt oder Professur bekommen konnte, war sehr natürlich. Theils mußte doch selbst in Absicht auf B. theologische Lehren auf den Ruf der Universität, eine Klugheit, einige Rücksicht genommen werden, gesetzt auch, die widrige Meynung wäre nur Vorurtheil. Aber solcher Klugheit wollte B. freylich nichts wissen, der nur darauf ausgieng, so viel Lärm zu machen als möglich, und jedem vor den Kopf zu stoßen, wodurch er ein rechter Mann zu werden glaubte. Hauptsächlich aber hinderte B. eigene Aufführung, daß man ihm kein Amt geben konnte. Schon lange vorher, als noch der Hr. von Münchhausen das geistliche Departement hatte, hatte er von Erfurt aus um ein geistliches Amt angehalten, und nach der ihm bewohnenden Dreistigkeit seine schon damals gezeigte Heterodoxie als eine Empfehlung angegeben. Er bekam aber zur Antwort: „Im Preußischen Staate sehe man bey Besetzung der geistl. Aemter nicht auf Orthodoxie oder auf Heterodoxie, sondern hauptsächlich auf der erforderlichen Geschicklichkeit, auf einen exemplarischen Lebenswandel.“ Auch hievon hat er nicht für gut gefun-

ſie bezahlen wollte oder könnte? Jeder vernünftige Mann wird einſehen, daß bey ſolchem ſtolzen und unvernünftigen Betragen, das er gleich beym erſten Anfange zeigte, diejenigen Leute, die ihn nicht nach Halle gerufen hatten, die ihm nichts ſchuldig waren, die aus bloſſer Gutmüthigkeit und Menſchenliebe für ihn hatten ſorgen wollen, eben keine Luſt hatten, ſich mit ihm weiter viel abzugeben, und ihn bald ſich ſelbſt überließen, da man ſah, wie wenig er geſinnet war, ein ordentlicher Mann zu werden, und wie wenig er das, was man für ihn that, mit Dank erkannte. Er nennt undankbar genug auch hier (S. 32) die gutmüthige Subſcription von jährlichen 200 Rthlrn. die man in Berlin für ihn gemacht hatte, „Bettlersfeſſeln, von welchen er ſich, „ſobald er konnte, losgemacht hätte.“ Es iſt auch unwahr was er S. 43 ſagt: „Sobald er ſich aus der tiefſten Ar„muth herausgeriſſen — habe er ſelbſt die Fortſetzung dieſer „Geſchenke verbeten.“ Die Subſcription hörte auf, weil die Subſcribenten ſich nur zu dem Beytrage auf zwey Jahre verbunden hatten, bis er ſich ſelbſt weiter helfen könnte, und weil man dieſe Beyhülfe hauptſächlich auch für ſeine Frau und Kinder gerechnet hatte, und erfuhr, daß er für dieſelbe ſehr wenig, ſondern faſt allein für ſeine ſinnliche Lüſte ſorgte. Man würde gewiß mehr an ihm ferner gethan haben, wenn er, wie man gehofft hatte, ein ordentlicher Mann, guter Hausvater und brauchbarer Geſchäftsmann geworden wäre, und er würde ſodann nach und nach gewiß gut ſeyn verſorgt worden. Da er aber ungenügſam war, immer neue wunderliche Dinge unternahm, nie ruhig und ordentlich werden wollte, ſich nicht nur mit Studenten gemein machte, und mit ihnen allerley unfertige Händel anfieng, ſondern auch mit wirkl. ſchlechten Menſchen (z. B. wie nachher mit dem berüchtigten Groſſing,) einließ: ſo mußten ſich ſeine Freunde, welche es mit ihm ſehr gut meynten, nach und nach von ihm zurückziehen, und ihn ſeiner eigenen Inkonſequenz überlaſſen. Da gieng dann ſein unordentliches Leben fort, wie vorher, und noch ſchlimmer.

Er nimmt hier in ſeiner Lebensbeſchreibung die Miene an, als habe er Jahre lang, in der tiefſten Armuth geſchmachtet. Gleichwohl erzählt er S. 44 ſelbſt: Er habe, in den beyden erſten Jahren, 1200 Rthr. eingenommen, und davon 400 Rthlr. auf neuen Hausrath verwendet. Ob es

nöthig

ig gewesen, daß ein Mann in B. Lage, gerade den drit-
Theil seiner Einkünfte auf neuen Hausrath hätte wenden
n, mag noch dahin gestellt seyn. Aber nun behielt er
, nach seiner eigenen Anzeige, von seinem ersten Aufent-
in Halle an, jährlich 400 Rthlr. Einkünfte. Wer
jährlich hat, ist nicht in tiefster Armuth. Manche
ilie schätzt sich glücklich, so viel jährlich zu haben. B.
„davon hätte er kümmerlich leben können“ Kann
Aber war dies zu ändern bey der Lage, in die er sich
durch eigene Schuld gestürzt hatte? War dies zu än-
, da er ja nicht ins Land gerufen war, da er nur Schutz
ht, und den erhalten hatte, und noch Gutthaten dazu?
diese freywillige Gutthaten nicht so weit gehen konnten,
n im Wohlleben zu erhalten, sondern nur zureichten,
as Nothdürftige zu verschaffen, war natürlich, und er
billig die Gutthätigkeiten dankbar erkennen sollen. Man-
rechtschaffene Mann, der ein größerer Gelehrter, wie B.
in besserer Mensch ist, hat ohne seine Schuld mit seiner
lie sich länger viel kümmerlicher behelfen müssen. Man
doch nur die Augen auf eine große Menge deutscher ver-
r Gelehrten voriger und jetziger Zeiten. B. nannte
kümmerlich leben, wenn er sparsam leben mußte, und
die Leckereyen und sinnliche Lüste haben konnte, die nach
eigenen Geständniß, seinen Hauptwunsch im Leben
en. Er spricht in seiner Lebensbeschreibung so oft von
Kraft, S. 32 sogar „von der Riesenkraft,“ mit
sich aus der Armuth ziehen wollte. Hätte er nur die
gehabt, sich manches zu versagen, was sich so viele
versagen müssen, die besser sind, als er, so hätten seine
Frau und Kinder sich nicht oft wirklich kümmerlich
n müssen, welches betrübt genug war, aber seinen
nn nicht sonderlich rührte, wie aus dem ganzen Ton
Lebensbeschreibung genug erhellt.

Wir bedauern es, daß wir den unglücklichen Mann hier
er wahren Gestalt der Welt haben zeigen müssen. Aber
nothwendig, weil er selbst in seiner Lebensbeschreibung
e rechtschaffne Leute, und die es aufrichtig gut mit ihm
n, unverdienter Weise in dem nachtheiligsten Lichte
t. Es war um so viel mehr nöthig, da seine Klagen
nige Personen die ihm wirklich hart begegneten, wie
en unpartheyisch gestehen, nicht ungegründet waren.

„wahre Darstellung des Geistes des Originals für die „zur Zeit beste Arbeit zu halten.“ Das ist viel und wenig, wie man will. Bey ihm war es eigentlich eine Unternehmung de pane lucrando, daß er sich vornahm, alle Alten zu übersetzen. Die Probe der Uebersetzung, welche er 1780. herausgab, gerieth ihm noch so ziemlich (s. A. D. B. XLVII. Band S. 235.) Aber schon bey der im J. 1781. herauskommenden ausführlichen Uebersetzung war sowohl an Richtigkeit als an der Darstellung des Geistes vielmehr auszusetzen. In der That stritten des Tacitus kernigte und des D. Bahrdts diffuse Schreibart wohl sehr mit einander, und dieser mußte sich wohl zwingen, um jenen gleich zu kommen. Kurz, gründlich, neoterisch, wie Tacitus, konnte er wohl eher schreiben, aber nicht zugleich so rund, so elegant in der Rundung und Kürze, wie derselbe. Seine Uebersetzung des Juvenals war leidlich getreu, (s. A. D. B. Anhang zum XXXVIIten bis LIIten B. IIte Abth. S. 1381.) aber hart und widrig zu lesen. Die Hauptsache war ihm, daß er die schlüpfrigen und schmutzigen Stellen recht con amore übersetzte. In seinem Collegium über den Juvenal war es eben so, und vermuthlich las er das Collegium blos deshalb. Man sehe darüber die unten anzuführenden Beyträge zu D. Bahrdts Leben in Briefen eines Pfälzers, S. 211. Wenn dieser Verf. der sonst unsern B. sehr ins Häßliche schildert, in einer Sache vollkommen Recht hat, so ists bey dem, was er von diesem Collegio sagt. Leider aber hat er auch in mehrern Sachen Recht.

Durch seine Briefe über die Bibel wollte er alles Wunderbare aus der christlichen Lehre weg, und das Christenthum selbst dadurch unter den Philosophen wieder zu Ehren bringen. Er wollte Christum von der Gestalt des ernsthaften Begünstigers des Wunderbaren und Uebernatürlichen, und zugleich von dem Vorwurfe des politisirenden Sectenstifters befreyen. Er wollte ihn als das wohlthätigste Werkzeug der Vorsehung, der sich allein für die Aufklärung und Beseligung der Menschheit aufgeopfert hätte, darstellen, und ihn dadurch zum Gegenstande der Liebe und Verehrung aller edeldenkenden Menschen machen. Man muß überhaupt gestehen, daß B. den moralischen Charakter und das Verdienst Jesu um die Wahrheit und die Menschheit ungemein gut und nachdrücklich ins Licht gesetzt hat. Stark's Buch über die Mysterien

rien erweckte in ihm zugleich die Idee, Christum zum Stifter einer geheimen Gesellschaft zu machen; und er will uns weis machen, er halte sich noch für überzeugt, daß dieser oder ein ganz ähnlicher Plan der rechte Schlüssel zur Geschichte Jesu sey. — (Dieß ist doch abermals unverschämt. Die Briefe machen offenbar die Geschichte Christi zu einem Roman, wo die Begebenheiten ganz willkührlich zusammengesetzt sind. Er schrieb de pane lucrando, und wollte sich Leser schaffen. Er glaubte, durch diese Einkleidung sich bey den Freymaurern ein Ansehn zu geben. Er hat dies selbst mehr als einmal gestanden, und schrieb an auswärtige Freymaurer, um zu erfahren, wie es zugienge, daß sein Buch nicht in den Logen so viel Aufsehen machte, als er glaubte, daß es machen müßte.) Von eben der Beschaffenheit ist das seynsollende Geständniß S. 250 f. „Meine letzte satyrische Schrift war der so verschriene „**Jamor**, oder der **Mann aus dem Monde**, in welcher „die mit dem gröbsten Fanatismus, und ich möchte hinzusetzen, „finstern Catholicismus verhunzte deutsche Maurerey der be„zielte Gegenstand war. Aber ich kann mir diese Schrift „nicht allein anmaaßen. Die Hälfte wenigstens ist fremder „Beytrag, zu dessen Annehmung ich mich **bereden** ließ. „Ich mag mich hierüber **nicht weiter heraus lassen**. **Es** „**bleibt diese und noch einige andere Arten des Miß**„**brauchs, den gewisse Leute von meiner Willfährig**„**keit gemacht haben, um durch mich ihre Pfeile ver**„**schießen zu lassen, der verborgene Theil meiner Le**„**bensgeschichte, welcher günstigere Zeitläufte erwar**„**tet, um hervorzubrausen, und meinem beklomme**„**nen Herzen Luft zu machen.**“ — (Wir bekennen, daß wir das Vorgeben, es habe ihm ein anderer gröstentheils Beyträge zu dieser anstößigen Schrift gegeben, B. so wenig auf sein Wort glauben, als sein Vorgeben, daß er das Drama, das **Religionsedikt**, wegen dessen er in Inquisition gebracht ward, nicht gemacht, sondern es nur durchgesehen habe. Wer hätte sich wohl in Sachen, die geheim bleiben sollten, hinter Bahrdt verstecken wollen, welcher inter pocula der größte Schwätzer war, der selbst seine eigne Schande nicht verschweigen konnte, wovon die Geschichte mit dem Drama, das **Religionsedikt**, genugsame Beyspiele gegeben hat? Es kann seyn, daß ihm jemand allerley Sachen erzählt hat, welche B. geschwind auffaßte, und dachte: Halt! das kann ein Buch geben, was gelesen werden wird! Eben so, wie er S.

welche er für seine beste und nützlichste Arbeit erklärt. Hier ist übrigens abermals ein Beyspiel, wie Bahrdt, der mit so vieler Selbstgefälligkeit seine guten Seiten hervorzuziehen sucht, es auch meisterlich versteht, von seiner offenbar schlechten Seite, die er selbst nicht vertheidigen kann, die Augen abzuziehen. Er sagt S. 250. von seinem Buche über Aufklärung, (welches er auch viel mehr lobt, als es werth ist,) blos ganz im Vorbeygehen, „es sey im Bezug auf die deutsche Union geschrieben.“ Aber er sagt weislich nicht mit einem Worte, was denn eigentlich diese deutsche Union gewesen sey. Er war doch gewiß der einzige Erfinder und Anstifter dieser Windbeuteley von einer geheimen Gesellschaft, wobey er den berüchtigten Grossing mit seinem Rosenorden nachahmte, weil er bey seiner genauen Bekanntschaft mit diesem elenden Menschen gemerkt haben mochte, wie viel Geld dieser durch den vorgespiegelten Rosenorden eine Zeit lang zog. Die deutsche Union ist ein Beweis, daß B. kein Mittel unversucht ließ, um Geld zu gewinnen, und daß er in den Mitteln gar nicht delikat war.

Seine, durch alle diese Arbeiten, zerrüttete Gesundheit (vielleicht auch die eingesehene Unmöglichkeit, blos von der Schriftstellerey zu leben; denn was hätte er am Ende schreiben wollen, da die Gegenstände jetzt schon erschöpft waren,) nöthigte ihn endlich, auf ein anderes Erwerbmittel zu denken, und dies veranlaßte ihn, einen Weinberg bey Halle zu kaufen, und daselbst eine Wirthschaft anzulegen. In dieser Zeit ward er mit Pott bekannt, und errichtete mit demselben eine genaue Freundschaft. Und dieser verrieth ihn, (wie B. vorgiebt, uns aber nicht ganz einleuchten will, ob wir gleich Pott nicht entschuldigen wollen, der doch feindselig an B. handelte,) brachte ihn ins Gefängniß, nahm auf B. Lebensgeschichte Pränumeration für ihn an, die er ihm nie zustellte, ließ sich von seinen Kindern, während B. Gefangenschaft, alle Papiere desselben geben, unter dem Vorwande, daß er nun die Lebensgeschichte zum Besten seiner Familie schreiben wollte, schrieb noch den 1sten Octob. 1789. einen hier abgedruckten freundschaftlichen Brief an ihn, und publicirte bald nachher den ersten Band von B. Lebensgeschichte, den wir gleich nachher näher charakterisiren wollen. Seiner Gefängnißgeschichte erwähnt übrigens der Verf. hier nicht, da er solche bekanntlich besonders geschrieben hat.

Wir

Wir merken von dieser Gefängnißgeschichte nur an, daß es so mit derselben beschaffen ist, wie mit der Lebensgeschichte. Er erzählt alles zu seinem Vortheil und zum Nachtheil anderer. Er war gewiß Verfasser des pasquillantischen Drama, das **Religionsedikt**, darinn eine Menge der ansehnlichsten und würdigsten Männer aufs niedrigste gemißhandelt waren. Er hatte die Unbesonnenheit gehabt, seine eigene kleine Privatgeschichtchen damit zu vermischen, die sonst keinem Menschen als ihm interessant waren. Sobald das Pasquill erschien, rieth jedermann auf ihn. Selbst, wenn man sich (wie sich doch kaum denken läßt) darinn sollte geirret haben: so ist schon die allgemeine Meynung, daß er der That fähig wäre, nicht zu seiner Ehre. Er hat übrigens auch in dieser Gefängnißgeschichte vieles ganz falsch erzählt. Sein Gefängniß in Halle war nicht so schlimm, als er es beschreibt. Ein Gefängniß ist überhaupt schlimmer, als eine bequeme Wohnung. Die engere Einschließung zog er sich selbst durch die größte Unbesonnenheit zu. Sein Gefängniß in Magdeburg war eine gute Wohnung. Jedermann suchte menschenfreundlich seinen Zustand zu erleichtern. Durch unartige Aufführung, da er das bekannte Mägdchen zu sich kommen ließ, und zu gleicher Zeit im Gefängniß **moralische Vorlesungen** halten wollte, welche die ganze Stadt dahin gezogen hätten, zog er sich endlich auch eine ernstliche Weisung zu, sich klüger aufzuführen. Von der gewiß nicht harten Sentenz des Kammergerichts erzählt er in dieser Geschichte die gröbsten Unwahrheiten, wovon in **Kleins Annalen** die Widerlegung zu finden ist. So sehr er aber schuldig war, so schien es freylich hart, daß in diesem Processe mit der Execution und mit seiner Arretirung der Anfang gemacht, und die Beweise seines (wirklich an sich auf keine Weise zu entschuldigenden) Verbrechens erst in seinen Papieren gesucht wurden. Da man auch einen Schuldigen, sobald er unglücklich ist, bemitleidiget, so fand er viele Leute, die ihn bedauerten und thätig unterstützten, so daß diese Sache im Ganzen zu seinem Schaden nicht ausschlug. Ueber Ehre und Schande war er längst weg, das sagte er selbst oft genug. Wir merken hier nur noch an, daß B. am Schlusse die Wiederherstellung seiner Gesundheit anzeigt und versichert, daß zu seiner Lebensgeschichte überhaupt, und zu seiner Gefangniß-geschichte insbesondere, noch Nachträge kommen würden, über die man erstaunen werde. — Das war so ein Aushangezettel, wie er oft mehrere gemacht hat. Freylich, wenn er

ganz

zeine gute litterariſche Nachrichten findet man hier, weil Pott Bahrdts Papiere hatte. Doch muß man auch ſorgfältig die Umſtände vergleichen. Mehr über ein ſolches Product zu ſagen, wäre unnöthig. Hoffentlich wird es auch bey dieſem erſten Theile ſein Bewenden haben.

Aber nun müſſen wir leider auch noch die Anzeige von No. 3. übernehmen, einem Buche, von dem wir herzlich wünſchten, daß es nicht hätte geſchrieben werden müſſen. Denn ſo wenig ſolche Schriften, wie die Pottiſche, an ſich dem guten Rufe und der Achtung eines Mannes Schaden thun können: ſo ſehr muß es eine Schrift, wie die, welche wir itzt vor uns haben, thun. Und dies um ſo mehr, da Bahrdt es ſo gemacht hat, daß niemand wegen deſſen, was ihm hier wiederfährt, Mitleiden mit ihm haben kann. Seine Aufführung gegen ſeine rechtſchaffne Frau, und die Art, wie er derſelben in ſeiner Lebensbeſchreibung erwähnt, erregt in jedem einigermaaßen billigen Leſer Abſcheu. Man kann es Hrn. Volland nicht verdenken, daß er hier ſeine Schweſter gegen Bahrdts unbeſonnene Anklagen vertheidigt. Bahrdt ſelbſt erſcheint durch dieſe Vertheidigung, die alle innere Zeichen der Wahrheit hat, in einem ſehr gehäßigen Lichte. Geſetzt, man wollte aus Menſchenliebe auch annehmen, es ſollte Manches von dem, was uns Hr. Volland erzählt, vergrößert ſeyn, Manches vielleicht ganz wegfallen, Manches entſchuldigt werden können; ſo wird dennoch noch genug übrig bleiben, das ſchlechterdings nicht zu rechtfertigen iſt, und dieſes wird einen ſehr großen Flecken in dem moraliſchen Charakter eines Mannes zurück laſſen, deſſen moraliſcher Charakter weniger, als andre Menſchen, einen ſolchen Flecken vertragen kann. Daß B. ſeiner Gattinn nicht nur im häuslichen Leben, ſondern auch öffentlich in ſeiner Lebensbeſchreibung, ſo unwürdig begegnete, und daß dieſe wackere Frau, als er durch ſeine Schuld unglücklich ward, und arretirt wurde, dennoch ſich ſeiner angenommen, und alles gethan hat, was ſie konnte, um ſeinen Zuſtand zu erleichtern, macht ſeinen Geſinnungen eben ſo viel Schande, als den Ihrigen Ehre. Doch zur Sache.

B. hat ſich abſichtlich bemühet, die Geſchichte ſeines Eheſtandes ſo zu erzählen, daß Manches, was in Abſicht auf dieſen Punkt von ihm bekannt geworden iſt, dadurch widerlegt, oder verſteckt, oder wenigſtens entſchuldigt werden ſollte, und

die

die Leſer wegen des eiferſüchtigen und verſtimmten Charakters ſeiner Frau Mitleiden mit ihm haben möchten. Es ſcheint auch, nach verſchiedenen Zeugniſſen glaubwürdiger Männer, welche darüber bekannt geworden ſind, wohl glaublich, daß die Frau Doctorin vielleicht im Punkte der Eiferſucht nicht gänzlich frey zu ſprechen iſt, wenn man gleich zu ihrer Vertheidigung auch ſagen muß, daß ihr Mann, ſelbſt nach ſeiner eigenen Erzählung, niemals vermieden hat, ihr die größten Veranlaſſungen dazu zu geben. Aber dem ſey, wie ihm wolle, ſo bleibt das, was uns Hr. Volland, ihr Bruder, in der vor uns liegenden Schrift erzählt, und zum Theil mit Briefen documentirt, doch von der Art, daß jeder rechtſchaffene Mann mit der armen Frau herzliches Mitleiden haben, und ihren Mann, der ſeine Ehre und Pflicht in einem ſo hohen Grade vergeſſen hat, auf keine Weiſe entſchuldigen kann. Da indeſſen dergleichen Erzählungen gar nicht vor das gelehrte Forum gehören: ſo kann ſich der Recenſ. eines Auszugs überheben. Dem Bruder eines Frauenzimmers, das Herr B. ſo ſehr und auf ſo vielfache Weiſe beleidigt hat, gereicht es immer zur Ehre, daß er ſich ſeiner Schweſter öffentlich annimmt, beſonders da er es auf eine ſolche Weiſe thut, daß man nur ſehr ſelten vielleicht einen oder den andern Ausdruck noch etwas mehr gemildert wünſchen dürfte. Möchte doch Hr. B. durch die unbedachtſame Behandlung ſeiner Frau in ſeiner Lebensgeſchichte nicht zu einer ſo öffentlichen Beſchämung Veranlaſſung gegeben haben!

Indem Rec. dieſe Anzeige ſchließt, erhält er noch zwey Schriften, zu denen die obige Lebensgeſchichte Veranlaſſung gegeben hat, und die alſo hier noch mit angezeigt werden müſſen.

4) **Beyträge und Berichtigungen zu Hrn. D. C. F. Bahrdts Lebensbeſchreibung; in Briefen eines Pfälzers.** 1791. 248 S. 8.

5) **Freymüthige Briefe über D. Bahrdts eigene Lebensbeſchreibung.** Berlin und Leipzig. 1791. 8. 208 S.

Der Verf. von No. 4. (welches ein gewiſſer in Halle ſich aufhaltender Laukhard ſeyn ſoll, der nachher auch in einer ähn-

lichen Schreibart sein eigenes Leben beschrieben hat,) zeigt sich durchgehends als einen Feind des D. Bahrdt, und nimmt dadurch seinen Erzählungen bey gutmüthigen Lesern selbst etwas von ihrer Glaubwürdigkeit. Uebrigens schreibt er nicht nur schlecht und oft niedrig, begnügt sich auch nicht damit, blos von B. mit Wohlgefallen scandalöse Anekdoten zu erzählen, sondern auch jeder, den dieser in seinem Buche genannt oder gelobt hat, muß gemeiniglich mit herhalten, und dem Verf. Stoff zu ärgerlichen Erzählungen und Gemälden geben. Wir glauben, daß jeder wohldenkende Gelehrte mit uns übereinstimmen wird, ein solches Verfahren laut zu tadeln. Denn wenn eine Schriftstellerey von der Art, wie sie der Verf. dieses Buchs treibt, Mode werden sollte, so wird die schändlichste Klatzscherey künftig den Namen und Charakter aller und jeder Menschen und Gelehrten vor dem Publiko anschwärzen. In dieser Rücksicht haben wir dieses Buch mit Unwillen gelesen. Indessen ist es nicht zu läugnen, daß B. Leben eine Kette von unbesonnenen Begebenheiten ist, die sehr oft ans ärgerliche gränzen; daher hat unser Verf. Gelegenheit genug bekommen, wahren Stoff zu ärgerlichen Erzählungen zu finden, in welchen Erzählungen er sich, wie man deutlich sieht, am besten gefällt. Es hat daher dieses Buch einen gewissen relativen Werth. Es kann dienen, das selbstgefällige Eigenlob und die Partheylichkeit gegen andere, womit B. sein ganzes Leben erzählt, dem Leser deutlicher zu machen. Besonders in demjenigen, was der Verf. von Bahrdts Aufenthalt in Gießen, Heidesheim und in Halle erzählt, sind des Verf. Erzählungen am merkwürdigsten, und können mit der Behutsamkeit, welche in Erzählungen dieser Art nöthig ist, B. selbstgefällige Erzählungen auf ihren wahren Werth zu würdigen dienen. Was der Vf. von dem Zustande in der Pfalz, besonders von den Reformirten, Lutheranern und Katholiken daselbst sagt, ist lesenswürdig, und wird, leider! durch andere glaubwürdige Nachrichten [versteht sich in tantum, nicht in totum,] bestätigt. Die Schilderung, welche der Pfälzer von dem Zustande des Philanthropins zu Heidesheim, und von Bahrdts daseiger Aufführung macht, scheint übertrieben, und mag es wohl in einigen einzelnen Umständen seyn. Aber nach den glaubwürdigsten Nachrichten ist, leider! diese Schilderung im Ganzen nur allzuwahr. Dies kann einigermaaßen erklären, warum B. damals allenthalben mit so grossem Widerwillen aufgenommen ward. Er schiebt diesen Widerwillen

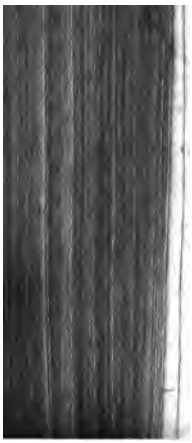
blos

blos auf den Ruf von ſeinen Ketzereyen. Zu leugnen iſt es nicht, daß der Ketzerhaß, leider! gewaltig noch auf viele Menſchen würkt, und damals noch mehr würkte. Es darf jemand nur für einen Socinianer, Freygeiſt, Naturaliſten u. ſ. w. paſſiren, ſo verſchwinden bey vielen Leuten alle ſeine übrigen guten Eigenſchaften, und man haßt ihn, ohne ihn zu kennen. Dies war freylich bey ſehr vielen auch die einzige Urſache, B. zu haſſen, aber der Ruf von ſeiner unbeſchreiblich unordentlichen, und, deutſch zu ſagen, liederlichen Lebensart gieng vor ihm her, und machte, daß ſich jeder geſetzte Mann vor ihm ſcheuete. Was der Verf. S. 190 ff. von B. Aufenthalt in Halle ſagt, iſt wenigſtens in Abſicht auf die Nachrichten, wenn gleich nicht allemal in den Urtheilen, doch im Ganzen, (einzelne Nebenumſtände allenfalls ausgenommen,) wahr. Dies weiß das Publikum in Halle, und es erhellet auch daraus, daß B. nie ein Wort dagegen geſagt hat, welches er doch gewiß würde geſagt haben, wenn jemand in Halle ſelbſt ein Pasquill auf ihn hätte machen wollen. Das unverantwortlich leichtſinnige Leben des B. iſt mit Wahrheit vorgeſtellt. Man muß es im Herzen beklagen, daß B., welcher ſo viele Fähigkeit und Thätigkeit in ſeinem Geiſte hatte, der auch bey allen ſeinen Thorheiten, wie man unpartheyiſch geſtehen muß, ſo viel Gutes mit einigen ſeiner Schriften geſtiftet hat, durch Unbeſonnenheit und ſchlechte Streiche ſo tief ſank, daß er mit Degenhart Pott und dem Verf. dieſer Briefe ſich in gleiche Klaſſe ſetzte, ſo daß dieſe Leute ſeine Lebensbeſchreibung berichtigen, und oft glaubwürdiger ſeyn müſſen, als er.

No. 5. iſt beſſer geſchrieben, als No. 4. und auch nicht mit ſo ſichtbarer Animoſität. Indeſſen iſt doch nicht zu leugnen, daß der Verf. bey allen den Wahrheiten, die er über B. und deſſen Lebensgeſchichte ſagt, zuweilen ungegründet zu tadeln ſcheint. Hin und wieder kömmt manche erhebliche Berichtigung vor.

Wir zeigen hier zugleich folgende, kurz nach Bahrdts Tode erſchienene kleine Schrift an:

D. Carl Friedrich Bahrdts unruhiges Leben, ſein Tod und Begräbniß, für Neue und Wißbegierige



lich seyn könnte. Hätte er einen erfahrnen
gezogen, so würde er vernommen haben, daß
gegründet war. Aber, (wie er immer sich
medicinische Einsichten zu haben,) traute er
sich selbst kuriren, nahm Queckſilber, und
nach und nach in so unmäßigen Dosen, daß e
Krankheit fiel, die unter andern seinen Gä
chen des Kinnbackens, und die Sprachwerkz
te, so, daß er in den letzten acht Tagen se
mehr reden konnte, sondern das, was er zu
te, aufschreiben mußte. Als endlich erfahrn
wurden, war es zu spät, ihn zu retten. E
der Krankheit, vor der er sich fürchtete, s
selbst verordneten Medicin, vor der er sic
sollen.

perfectionner dans la langue françoise. ettin, chez Kaffke. 1791. 256 p. 8.

Sammlung, dergleichen wir schon unzählige besitzen. eht meist aus kurzen abgerissenen Stellen aus bewähr- riftstellern, aber ohne Plan und Ordnung neben ein- stellt. Was sich der ungenannte Compilator bey der nung zum Gebrauch oberer Klassen gedacht haben schwer zu errathen. Die aufgenommenen Stücke ohne Ausnahme so leicht, daß man sie mit den ersten rn lesen könnte. So kurz die Vorrede ist, in wel- Sammler nicht ohne Pomp von seiner Arbeit spricht, t sie doch, daß er nicht kann, was er zu können sich hn geben will — französisch zu schreiben. Wie wür- re nicht lachen, wenn er noch lachen kann, und er- daß ein deutscher Compilator ihn nebst Rousseau, und Raynal unter die *Savans du premier ordre* lt habe. Die Schriftsteller, aus denen die Samm- ammen getragen ist, sind Rousseau, Guibert, Bon- ßuet, Voltaire, Raynal, Necker, la Bruyere, , Segaud u. a. Die beyden ersten haben das meiste en.

Tm.

unden, Freunden und Freundinnen des An- hmen, Nützlichen und Neuen gewidmet. 2ter il. Zittau und Leipzig, bey Schöps. 1790. Bog. 8.

der sehr langweiligen Fortsetzung der Geschichte des ldjunktus stehen in diesem Bande Aufsätze von der al- ustern Art, und hat der Verfasser nicht Unrecht, wenn Blätter, bey denen sein Verstand vollkommen geruht zu heint, Ruhestunden nennt.

Jz.

htungen über die dermaligen Verhältnisse im ß, insbesondere in Rücksicht auf die Pfalz- hbrückischen Besitzungen unter Königl. Fran-

zös.

beschrieben. Mit seinem Bildniß. Zweyte Auflage. Halle, bey Dreyßig. 1792. 16 S. 8.

Die Schrift hat vermuthlich dienen sollen, von der Neugierde des Publikums bey Gelegenheit von D. Bahrdts unvermuthetem Tode einige Vortheile zu ziehen. Es ist ein kurzer Auszug aus D. Bahrdts eigener Lebensbeschreibung, mit einigen Zusätzen, moderat und ziemlich billig geschrieben, und ohne den Verstorbenen zu schänden. Auch ist es fortgesetzt bis zu seinem Tode und Begräbniß. Von der berüchtigten deutschen Union ist S. 12. auch etwas gesagt. Das Bildniß, welches gut gestochen ist, stellt B. vor, wie er als Gastwirth in seinem Weinberge gieng.

Der Tod, wie das Leben, dieses so berühmt und berüchtigt gewordenen Mannes ist ein merkwürdiges Beyspiel von Lüderlichkeit, mit Eigendünkel verbunden. Er glaubte, mit einer gewissen Krankheit angesteckt zu seyn. Schlimm genug, wenn er sich bewußt war, daß dieß möglich oder wahrscheinlich seyn könnte. Hätte er einen erfahrnen Arzt zu Rathe gezogen, so würde er vernommen haben, daß seine Furcht ungegründet war. Aber, (wie er immer sich eingebildet hatte, medicinische Einsichten zu haben,) traute er sich selbst, wollte sich selbst kuriren, nahm Queckſilber, und so unvorsichtig, nach und nach in so unmäßigen Dosen, daß er in die elendeste Krankheit fiel, die unter andern seinen Gaumen, die Knochen des Kinnbackens, und die Sprachwerkzeuge ganz zerstörte, so, daß er in den letzten acht Tagen seines Lebens nicht mehr reden konnte, sondern das, was er zu wissen thun wollte, aufschreiben mußte. Als endlich erfahrne Aerzte gerufen wurden, war es zu spät, ihn zu retten. Er starb nicht an der Krankheit, vor der er sich fürchtete, sondern an seiner selbst verordneten Medicin, vor der er sich hätte fürchten sollen.

Gdf.

Morceaux intéreſſants, propres à former le gout et le ſtyle, tirés des plus celebres Auteurs. A l'uſage des Claſſes ſupérieures dans les Colléges et de tous ceux qui veulent

ſe

se perfectionner dans la langue françoise. à Stettin, chez Kaffke. 1791. 256 p. 8.

Eine Sammlung, dergleichen wir schon unzählige besitzen. Sie besteht meist aus kurzen abgerissenen Stellen aus bewährten Schriftstellern, aber ohne Plan und Ordnung neben einander gestellt. Was sich der ungenannte Compilator bey der Bestimmung zum Gebrauch oberer Klassen gedacht haben mag, ist schwer zu errathen. Die aufgenommenen Stücke sind fast ohne Ausnahme so leicht, daß man sie mit den ersten Anfängern lesen könnte. So kurz die Vorrede ist, in welcher der Sammler nicht ohne Pomp von seiner Arbeit spricht, so beweist sie doch, daß er nicht kann, was er zu können sich das Ansehn geben will — französisch zu schreiben. Wie würde Voltaire nicht lachen, wenn er noch lachen kann, und erführe, daß ein deutscher Compilator ihn nebst Rousseau, Bulbert und Raynal unter die *Savans du premier ordre* aufgestellt habe. Die Schriftsteller, aus denen die Sammlung zusammen getragen ist, sind Rousseau, Guibert, Bonnet, Bossuet, Voltaire, Raynal, Necker, la Bruyere, Mercier, Segaud u. a. Die beyden ersten haben das meiste hergegeben.

Tm.

Ruhestunden, Freunden und Freundinnen des Angenehmen, Nützlichen und Neuen gewidmet. 2ter Theil. Zittau und Leipzig, bey Schöps. 1790. 11½ Bog. 8.

Nebst der sehr langweiligen Fortsetzung der Geschichte des Herrn Adjunktus stehen in diesem Bande Aufsätze von der allergemeinsten Art, und hat der Verfasser nicht Unrecht, wenn er diese Blätter, bey denen sein Verstand vollkommen geruht zu haben scheint, Ruhestunden nennt.

Jz.

Betrachtungen über die dermaligen Verhältnisse im Elsaß, insbesondere in Rücksicht auf die Pfalz-Zweybrückischen Besitzungen unter Königl. Französ.

zös. Hoheit. Von einem Pfälzischen Patrioten. Frankfurt, im Jahr 1791. 8. S. XXXV. und 374.

Das Werk eines Pfälzischen Unterthans, anfangs nicht für den Druck bestimmt, nachher aber theils zum Nutz und Frommen der französischen Nationalversammlung, theils auf den Rath des Professors Chr. G. S. zu T. zum Druck befördert. Es empfiehlt sich weniger durch die Eleganz der Schreibart, und durch die Anordnung, als durch Deutlichkeit und diplomatische Behandlungsart. Letztere liegt vorzüglich in der sorgfältigen Beyfügung der Beweisstellen, sowohl im einzelnen, als in XXXIV. Urkunden. Der Inhalt theilt sich in acht Betrachtungen: 1) über die Gränzen im Allgemeinen; 2) über die successive Einverleibung der Speyergaustädte zu den Elsassischen Landvogteystädten; 3) über die Ausdehnung des Landgraviats; 4) über den Besitzstand der Pfälzischen Häuser vom Ausbruch des dreyßigjährigen Kriegs an, bis zu den Reunionen; 5) über die Beziehung des westphälischen Friedensschlusses und 6) des Ryswickschen auf jene Grenzen; 7) über die Unrichtigkeit des französischer Seits aufgestellten Systems, und 8) über die Nothwendigkeit der restitutionis in integrum. Dieses ist die Quintessenz der weitläuftigen Einleitung.

Zum.

Rede am Geburtstage des Königs, im Joachimsthalischen Gymnasium gehalten von Villaume. Berlin, bey Unger. 1790. 3 Bog. kl. 8.

Regenten gehörig zu beurtheilen und sie zu loben oder zu tadeln, ist allerdings schwerer, als man insgemein glaubt. Das wird in dieser Rede bewiesen, und die Ursachen davon werden sehr richtig angegeben. Darum will der Verf. auch Friedrich Wilhelm II. nicht loben, sondern blos zur Freude und zum Dank über den erhaltenen Frieden ermuntern.

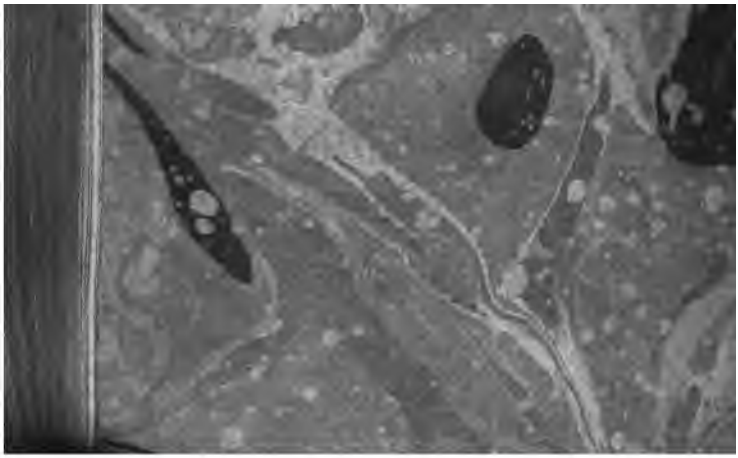
Ds.

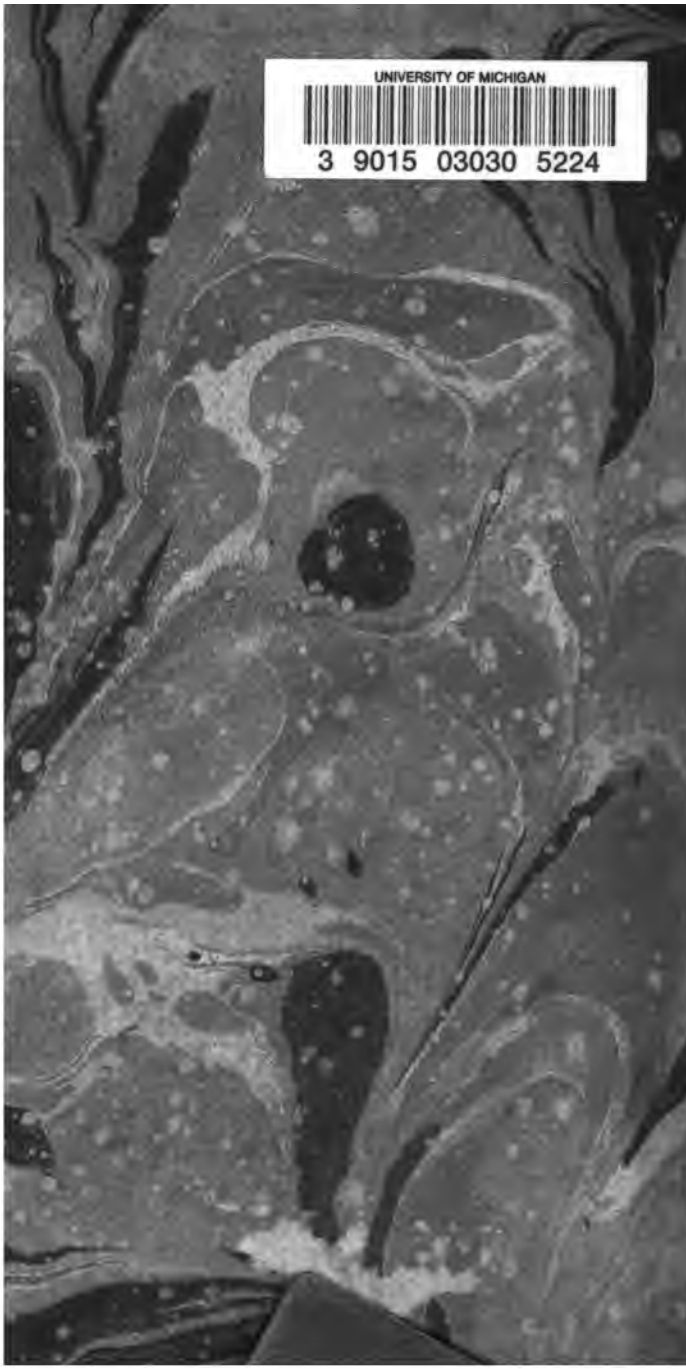
BUILDING
USE ONLY

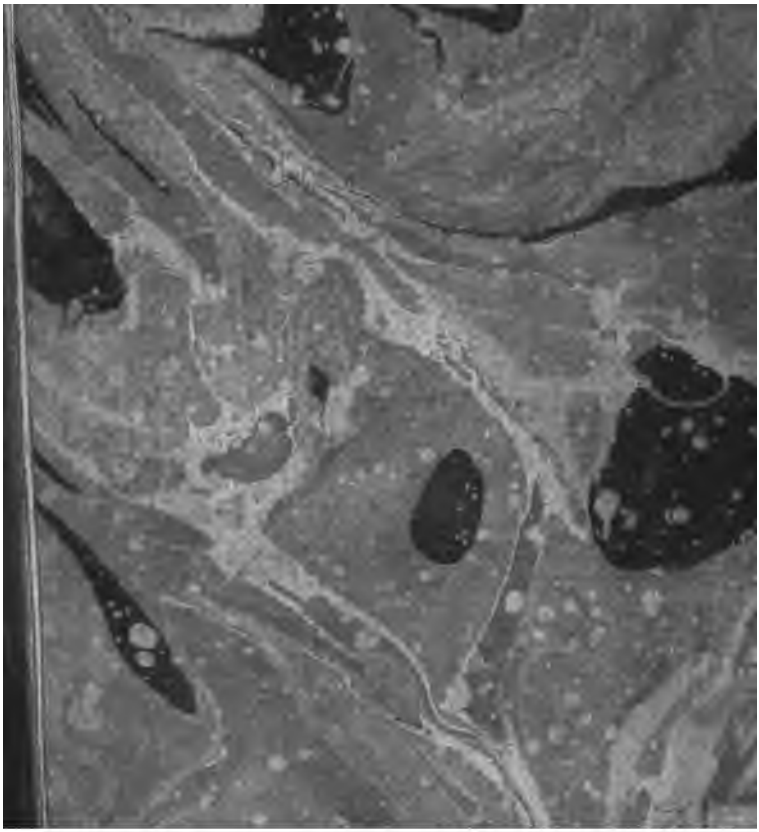
BUILDING
USE ONLY

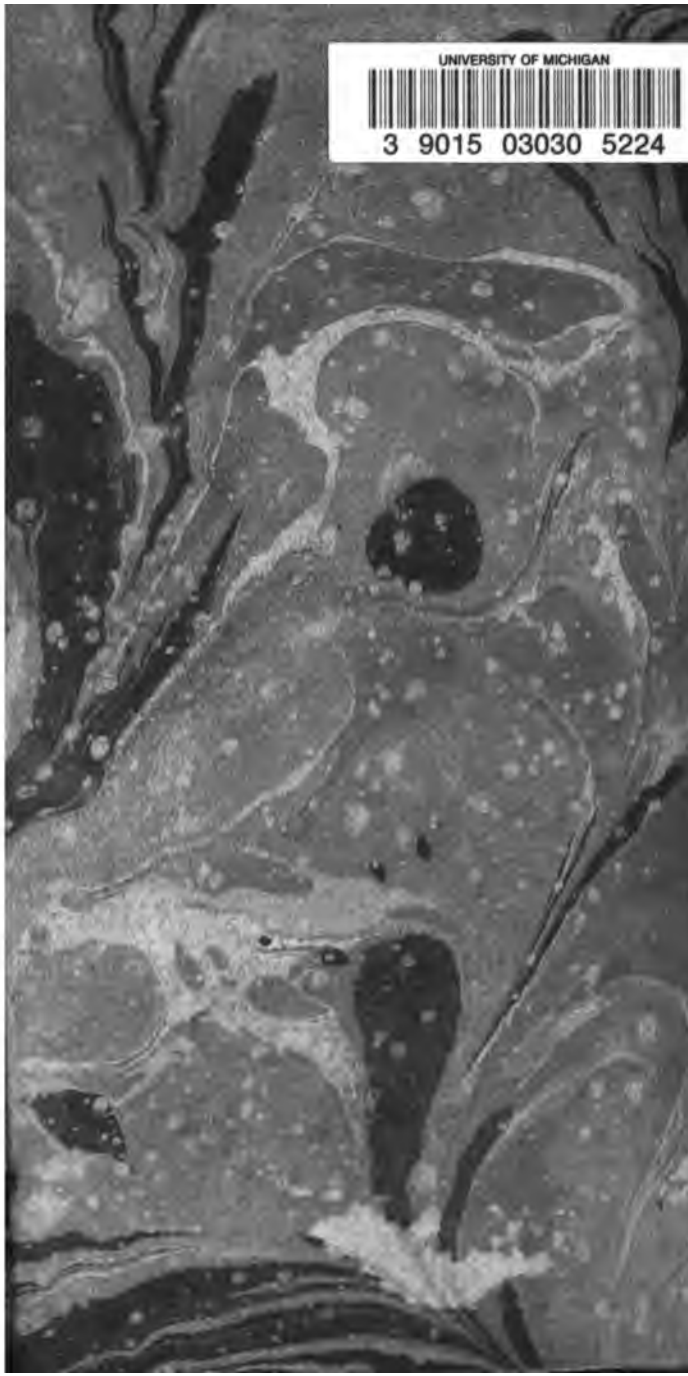
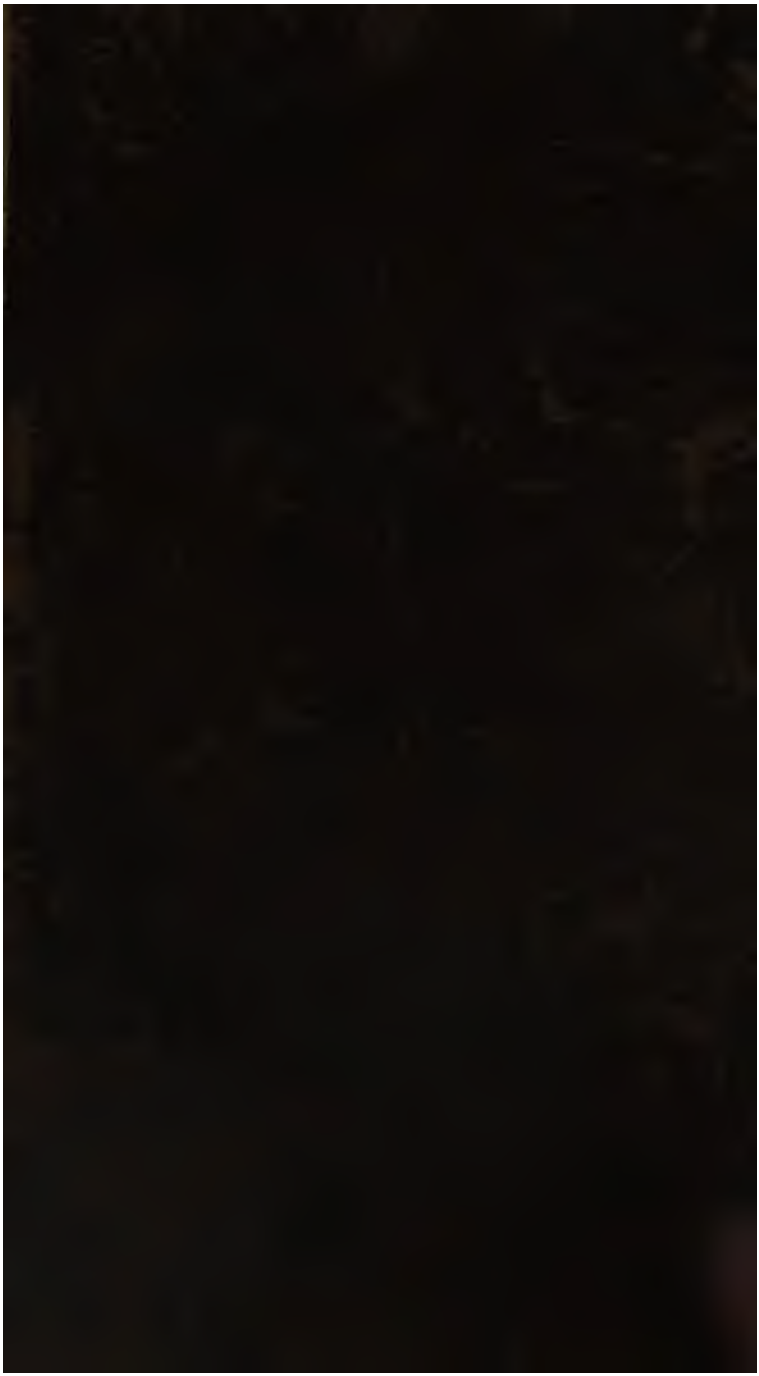
BUILDING
USE ONLY

BUILDING
USE ONLY




UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03030 5224




UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03030 5224